

DEUTSCHE RUNDSCHAU

76. Jahrgang 1950

INHALTSVERZEICHNIS

a) Aufsätze

An die Leser der „Deutschen Rundschau“	1/2 /1
Abshagen, Karl-Heinz	
Bericht aus England	10/849
Ahl, Herbert	
Stifter und die Frauen	1/2 /72
Martin Salander	7/579
Bamm, Peter	
Ueber den Dandy	7/569
Barlach, Ernst	1/2 /81
Berger, Erich Maria	
Nach Korea — Tibet	8/663
Bodisco, Arvid de	
Europäische Union und Afrika	5/327
Um die Europäische Union	8/609
Brepohl, Wilhelm	
Vom Sinn und Unsinn der Landschaftsmalerei	6/457
Brief eines politischen Flüchtlings aus der Ostzone	6/492
Bückling, Gerhard	
Die Freiheit Europas	9/705
Burdecki, Feliks	
Die Ohnmacht der Mächtigen	1/2 /47
Ditfurth, Holmar von	
Das Euthanasieproblem	5/348
Eidlitz, Walther	
Mahatma Gandhi	1/2 /25
Einheit in der Mystik	12/1043
Emmrich, Curt	
Macht und Humanität	6/430
Die Mathematik in der Natur	12/1023
Faber, Friedrich	
Der Sinn der Technik	1/2 /57
Fischer, Alfred Joachim	
Der Kemalismus — und was von ihm übrig blieb	11/923
Fix, Wolfgang	
Es ist nichts so, wie es ist	6/474
Flake, Otto	
Unzulänglicher Optimismus	7/589
Flügel, Heinz	
Oberammergau als Gericht	9/750

Murhard'sche Bibliothek
der Stadt Kassel

ZA 53

Göhler, Georg	
Gedanken zum Bach-Jahr	6/444
Totalitäre „Neue Musik“	11/944
Gorges, Valentin	
Gespräch mit einem Nazi	12/1054
Graevenitz, Kurt-Fritz von	
Die Kurden in der Weltpolitik	4/244
Griebel, Alexander	
Geschichte — n. f. D.	3/167
Grözinger, Wolfgang	
Ernst Jünger und die Politik	5/358
Kardinal und Humanist	6/439
Grün, Wolfgang G.	
Der ewige Schalk	7/585
Günther, Joachim	
Die Stufen zum Satanismus	3/174
Haack, Hanns-Erich	
Bildnis eines Europäers: Robert Schuman	1/2 /32
Außenpolitik als Blickfang	8/641
Esprit löst Probleme	9/780
Europa — ein Hirngespinnst?	12/999
Hagen, Rosemarie von dem	
Rousseau und die Problematik der Demokratie	3/157
Hannon, Stuart L.	
Kultur und Demokratie	8/650
Hausen, Herbert	
Die geistige Situation der Ostzonenstudenten	12/1050
Hocke, Gustav René	
Heilsplan oder Vernichtungsplan?	3/203
Unsterblicher Homer	6/468
Jaeger, Hans	
Der Gedanke der Dritten Kraft	11/904
Jancke, Oskar	
Gottfried Benn	8/681
John, Otto A. W.	
Die sonderbare Große Allianz	8/645
Demokratie und Monarchie in einer Staatskrise	11 /909
Militär oder Militarismus?	12/1007
Kahn-Wallerstein, Carmen	
Rahel	4/260
Knauss, Bernhard	
Souveränität — heute?	8/635
Kranz, Walther	
Die religiöse Situation in der heutigen Türkei	8/656
Lebendige Vergangenheit	
Jakob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen	1/2 /23
Luc de Clapiers Marquis de Vauvenargues:	
Reflektionen und Maximen	4/249
Thomas von Aquin	5/356
Bettina und die Juden	6/450
Lehmann-Russbuehlt, Otto	
Ein massenpsychologisches Einmaleins	7/560
Leonhard, Kurt	
Zwischen Abbild und Urbild	5/368
Leonhard, Susanne	
Mit 21 Kisten ins Polargebiet	1/2 /38
Was wird denn hier gespielt?	5/343

Lichtenstein, Erich	Der Romantiker auf der Kanzel	1/2 /78
Lindbergh, Charles A.	Vom Fliegen und vom Leben	12/1038
Lindemann, Helmut	England im störenden Gleichgewicht	3/136
	Verliert Stalin den Kalten Krieg?	4/231
	England liegt unschlüssig vor Anker	7/520
	Ernest Bevins Vorgänger	8/626
Linz, Ernst	Der Staat Israel	7/528
Majer, Otto Eberhard	Die Zukunft der Menschheit	1/2 /42
	Experimente mit der Menschheit	3/184
Meckauer, Walter	Die deutsche Frage einmal anders gesehen	4/237
Milch, Werner	Ricarda Huch	1/2 /67
Mönch, Hermann	Die menschliche Ordnung	3/152
Münzer, Horst	Von der Knechtschaft des Geistes	1/2 /53
Paetel, Karlo O.	Das deutsche Buch in der Verbannung	9/755
Pechel, Rudolf	Deutsche Gegenwart	1/2 /2
	Land im Dunkel	3/129
	Demokratie im Angriff	4/225
	Ein Schritt vorwärts	5/321
	Unsere schwerste Sorge	6/417
	Freiheit im Angriff	7/513
	Das Ruhrgebiet als mögliches Vorbild	10/801
	Anton Kippenberg zum Gedächtnis	11/940
	Opportunismus	12/993
Phelps, Reginald H.	Aus den Groener-Dokumenten I	7/530
	„ „ „ „ II	8/616
	„ „ „ „ III	9/735
	„ „ „ „ IV	10/830
	„ „ „ „ V	11/915
	„ „ „ „ VI	12/1013
Profundis, De		6/437
Raumer, Hans von	Brauchen wir einen Bundeswirtschaftsrat?	1/2 /14
Reck, Albert von	Erbarmungslose Musik	8/873
Reiferscheidt, F. M.	Vom Wesen des „Objektivismus“	12/1048
Röhr, Heinz	Irland 1950	11/934
Röpke, Wilhelm	Wirtschaft und Kultur	10/841
Schaper, Edzard	Russische Kirche und abendländische Christenheit	6/425
	Der Voltigeur auf dem Bindestrich	7/542

Schnurre, Wolffdietrich	
Brief eines Taxichauffeurs an einen Generalsuperintendenten	8/743
Selle, Erich von	
Sabotage?	5/333
Sellmair, Josef	
Von der Einsamkeit	3/188
Stegemann, Herbert	
Die soziale Frage — Deutschlands Schicksalsfrage	3/145
Steltzer, Theodor	
Revolutionäre Gedanken eines Norwegers	
zur Geld- und Kreditpolitik	1/2 /18
Sternfeld, Walter	
Die „Emigrantenpresse“	4/250
Theile, Harold	
Mut zeigt auch der Mameluk	11/950
O wie gut ist's, nichts zu tun	12/1067
Thiess, Frank	
Der „Kulturkampf“ des deutschen Schriftstellers	4/268
Kasimir Edschmid, 60 Jahre	10/868
Ullmann, Hermann	
Das Essener Programm	11/897
Vlekke, M. H. B.	
Politik und Geschichte in Amerika I	9/715
„ „ „ „ „ II	10/808
Weiglin, Paul	
Ein Gelehrter, ein Narr und eine Dame von Welt	11/955

b) Rundschau

Abd el Krim und die Befreiung Nordafrikas	4/288
Abend in Berlin, Ein	1/2 /89
Afghanistan	9/768
Antlitz Jesu Christi, Das	4/292
Bericht der Wahrheit	3/196
Bestätigung durch Churchill, Eine	1/2 /88
Betrüblicher Epilog	11/974
Blum, Léon — und Moskau	4/283
Cypern	4/283
Defizit — Diplomatie	10/863
Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Die	6/491
Deutsche in Straßburg	9/764
Embarras de richesse an Widerstandskämpfern	6/489
Fairneß? — Wirrnis!	6/490
Falkenhausen, General von	5/382
Fällt die Entscheidung in Asien?	1/2 /83
Falscher Zungenschlag	4/284
Flake, Otto, zum 70. Geburtstag	11/968
Flöten und Dolche	3/201
Französische Kritik an Bonn	9/776
G. B. S.	12/1065
Gegen Engelland	7/599
Gespensterhafte dieser Zeit, Das	11/969
Gleichberechtigung?	3/202
Goethe und die Schweiz	4/301
Grabe Karls des Großen, Am	6/480
Griechische Regierung	4/287
Gundolf, Erinnerung an	5/388
häßlicher Vogel, Ein	7/601

Heuschele, Otto	4/295
Il est bien	1/2 /86
Indochina	12/1059
Irak	9/770
Januskopf zur Hydra, Vom	10/862
Jordanien	5/384
Jugendfreund Goethes, Ein	11/971
Justiz und Presse	7/598
Kämpfer für die „Menschlichkeit“, Ein	6/488
Kaschmir	11/963
Kling, Klang und Gloria	4/290
Koptisch	5/391
Koerner †, Josef	10/857
Korea	7/591
Kreuzzug der Liebe	7/598
Kriegsgewinnler Japan	9/772
Kruczkowski und das polnische Gewissen	5/386
Kulturkampf in Polen	5/385
Leiden verpflichtet, Auch	6/484
Lybien	12/1061
Malta	11/964
Mangel an Achtung	6/487
Marshall-Hilfe für USA	10/866
Mehr Freude	12/1066
Milch †, Werner	5/389
neues Schlagwort, Ein	8/671
Noack, Prof., und sein Kreis	1/2 /90
Persien	9/766
Polen als Nordkorea	10/858
Rache der Zehn Gebote, Die	3/198
Rätselhafte Serie von Todesfällen in Sowjetrußland	7/597
Religionsverfolgungen in Polen	10/859
Rückzugsfinanzierung?	9/774
Rumänien	7/595
Saar und die Außenpolitik, Die	3/194
Schuman-Plan	6/479
Schweitzer, Albert	1/2 /87
Sie singen schon wieder	11/972
Sowjetische „Wissenschaft“	5/387
Sozialpolitik statt Machtpolitik	6/481
Sterben als Selbstzweck	9/775
Strecker †, Paul	3/199
Suez	7/594
Thiess, Frank, 60 Jahre	3/200
Totale Diplomatie	4/282
Tumulte in Frankreich	3/196
Tunis	11/967
Türken aus Bulgarien	11/966
Türkische Demokratie	6/482
Um unser kostbarstes Gut	4/293
Una Sancta	7/596
Una Sancta-Gespräche? Vergebliche	12/1062
Unbelehrbarer Dilettantismus	5/390
Unmenschlichkeit	5/383
Verderbte Importware	4/289
Vergessene Brüder	6/483
Weg nach Europa, Ein	12/1058
Wetterwinkel Balkan?	9/771
Wie viele Koreas?	9/765

Wind um Windhuk, Viel	10/864
Wirtschaft und Politik	1/2 /84
Wo bleibt der Takt?	9/778
Zwillinge und die Dichter, Die	6/485

c) Erzählungen

Ahemm, Hildegard	
Der Mann von drüben	5/393
Ein Abend wie alle	12/1070
Andres, Stefan	
Auf der via appia	11/976
Bauer, Walter	
Der Anfang vom Ja	1/2 /108
Die Sonne von Povoletto	10/870
Bergengruen, Werner	
Suati	1/2 /94
Pohl, Gerhart	
Wie viele Mörder gibt es heute?	4/297
Theile, Harold	
An Carolinas Tisch	7/602
Zahn, Ernst	
Ein Zitherspiel	8/684

d) Gedichte

Ahemm, Hildegard	
Hörnersignal	4/230
Bauer, Walter	
An die Lebenden	5/379
Behrend, Dora Eleonore	
Die Vertriebenen	4/296
Bergengruen, Werner	
Stimme des Gefallenen	1/2 /107
Brünneck, Harald v.	
Liebe zu Gott	11/962
Hagelstange, Rudolf	
Ewige, lautlose Schlacht	8/669
Kraeger, Johanna	
Schicksal	4/296
Kuf	
Indische Politik	9/749
Diplomatennachwuchs	9/760
Formosa	10/848
Lotter, Richarda	
Bitte	1/2 /46
Meurer, Kurt Erich	
Die silberne Oktave	11/981
Schönborn, Gertrud	
Ein Leid geht durch das Land	11/954
Stegemann, Herbert	
Die Alten	3/166
Torberg, Friedrich	
Traum vom heiligen Sowjet	9/761

e) Literarische Rundschau

A — K „Kleiner Brockhaus“	1/2 /128
Amalthea-Verlag, Der	5/404
Arbeitsmann Gottes, Ein	12/1081
Auf überwachsenen Wegen	6/503

Aufruf der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung	4/320
Bekenntnis, Ein	6/510
Blüher's, Hans, „System“	8/698
Borgese, G.useppe Antonio, und sein Buch „Rußland“	9/785
Breviere	8/703
Bücher der Kunst	6/501
Bücher, Nützliche	6/502
Bücher, Wesentliche	9/798
Bücher zum Tage	7/607
Büchereingangs, Aus der Fülle des	4/318
Busch, Wilhelm, als Mensch und als Typus	11/984
Causerien	4/319
christlicher Verlag, Ein	8/696
Coudenhove-Kalergi	6/509
Dank an das Leben	12/1082
Deutsche Medizinische Wochenschrift, 75 Jahre	4/319
Deutsche und Tschechen	1/2 /119
deutscher Politik, Von	1/2 /118
doppelte Lottchen, Das	9/796
Dreiklang des Essays	11/982
Edschmid, Kasimir	11/987
ehrenwerte Landpartie, Die	1/2 /126
Eiserne Hammer, Der	4/319
Ende an der Elbe, Das	12/1080
Englisches	6/497
Entsiegelte Apokalypse	11/985
Erziehung eines Kaisers	8/704
Es begann an der Weichsel	1/2 /117
Eugen-Rentsch-Verlag, Der	5/402
Europa	5/411
Europäisches Bilderbuch	6/501
Expressionismus? Was war	5/407
Film, Um den deutschen	9/797
Führer durch Rom, Ein	1/2 /127
Geborgenheit in Gott	8/696
Gesamtausgaben und Auswahl	4/317
Geschichte einer Straße	4/316
Geschichtliches	4/311
Gesuchte Briefe	1/2 /128
Goethe-Jahr, Nachtrag zum	5/408
goldene Vorhang, Der	5/410
Götter, Gräber und Gelehrte	6/496
Grimmelshausens „Simplicissimus“	4/315
Große Revolution, Die	8/704
Haut, Die	12/1075
Iden des März, Die	5/409
In Tyrannos	12/1074
Kalender	11/987
Kalender	12/1083
Kierkegaard	5/408
Klassiker	6/507
Kleine Prinz, Der	6/505
Kleine Prosa, Dreizehn Bände	9/788
Konferenz der Tiere, Die	4/315
Köpfe und Tröpfe	12/1076
Kriegswochenende	12/1078
Krise des Rechtsbegriffs, Zur	8/692
L—Z, Von	12/1081
Länder und Reisen	9/794

Leben und Bauen	9/795
Liebesbriefe?	9/793
Literaturgeschichte	6/502
Lombardi, Pater	9/794
Magie der Wüste	10/892
Maquis	4/314
Meditation über das Schweigen, Eine	10/890
Meißel, Feder und Palette	5/407
Mendelssohn, Arnold, „Aufzeichnungen“	1/2 /121
Mörikes 75. Todestage, Zu	10/894
Musik	9/794
Mysterium der Geschichte, Das	12/1078
Nachlese	5/412
Nackten und die Toten, Die	9/792
Neuauflagen	6/506
Neuaufgaben	9/799
Neuausgaben, Notwendige	8/700
Neue Rechtsliteratur	4/307
Nicht aus den Akten	12/1079
Oberschlesien	9/793
Ostasien denkt anders	4/304
Parzifal	1/2 /120
Phantasie als Medizin	6/508
Philosophisches Studienmaterial	4/309
Physiognomie der Epoche, Zur	1/2 /123
Physiognomik zur Anthropognomik, Von der	5/399
Preußische Historie, Eine	9/792
Problem der Sprache, Zum	9/796
Rankes Briefe	7/607
Rebellion der Geheakten, Die	12/1081
Ro ro ro	6/509
Russo-Amerikaner, Ein	8/702
Säkularisation der Naturwissenschaften, Die	1/2 /121
Sanduhr, Die	9/799
Schloßlegende	9/797
Schranke fiel, Eine	1/2 /124
Schranken fielen, Weitere	5/411
Schweden in deutscher Sicht	9/793
Schweitzer, Albert	4/316
Schweizer Dichtung von heute	4/314
Sicherung der Menschenwürde	5/407
Stickelberger, Emanuel, „Calvin“	9/797
Thoma bis Benrath, Von	9/798
Tier aus der Tiefe, Das	1/2 /126
Tragik im Christentum	7/605
Trösterin Musica	4/316
Venedig	4/315
Versuch, Ein	12/1076
Währendes Gut	8/699
Weg des XIX. Jahrhunderts, Der	1/2 /118
Wege zur Antike	4/317
Weltanschauung der deutschen Aufklärung, Die	8/701
Wenn der Kutscher trunken ist	8/695
Wiedergeschenktes Gut	6/507
Wunderland Musik	6/505

f) Film-Rundschau

Zur Situation des sowjetischen Films	3/219
Der deutsche Nachkriegsfilm	10/886

AN DIE LESER DER „DEUTSCHEN RUNDSCHAU“

Vom neuen Jahrgang an wird die „Deutsche Rundschau“ im Ruhr-Verlag in Gelsenkirchen erscheinen unter alleiniger Verantwortung des Herausgebers.

Der Ruhr-Verlag wird alles tun, um das pünktliche monatliche Erscheinen der „Deutschen Rundschau“ zum verbilligten Preise von DM 1,50 sicherzustellen. Wegen des Verlagswechsels jedoch muß das erste Heft als Doppelheft für Januar/Februar ausgegeben werden.

Die Arbeit der „Deutschen Rundschau“ hat im vergangenen Jahr unter Bedingungen gelitten, die zu ändern nicht in der Möglichkeit des Herausgebers und der Redaktion lag.

Es ist wohl auch nicht genügend beachtet worden, daß die „Deutsche Rundschau“, die der Wahrheit dient — und nur der Wahrheit, auch Aufsätze veröffentlicht, die sich nicht mit der Ansicht des Herausgebers decken. Die Voraussetzung für die Aufnahme solcher Aufsätze ist, heute wie früher, die Überzeugung, daß abweichende Ansichten von ehrlichen Menschen vertreten werden, die wirklich etwas zu sagen haben und für Freiheit, Recht und Menschenwürde gegen jede Art von Gewalt und gegen intoleranten Nationalismus kämpfen.

Nach wie vor wird die „Deutsche Rundschau“ der Außenpolitik ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden, aber sich auch mit den innerpolitischen Fragen, der Grundlage jeder Außenpolitik, beschäftigen.

Das Erscheinen unserer Zeitschrift im Ruhrgebiet, dem „Schicksalsstaat“ Deutschlands, wie Bundespräsident Theodor Heuss es genannt hat, stellt der „Deutschen Rundschau“ neue Aufgaben. Wir werden uns bemühen, der besonderen Problematik dieses Gebietes, das heute wohl das stärkste politische Kraftzentrum Deutschlands ist, gerecht zu werden und die aufgeworfenen Fragen unter europäischen und menschheitlichen Gesichtspunkten zu beantworten trachten.

Wir sind in besonderem Maße heute bei den Schwierigkeiten im deutschen Verlagswesen und der Überflutung des Zeitschriftenmarktes mit minderwertigen Blättern auf die Unterstützung unserer Leser angewiesen. Wenn jeder Leser nur einen neuen Abonnenten wirbt, wird der Verlag in der Lage sein, in absehbarer Zeit unter gleichzeitiger Vergrößerung des Umfangs den Bezugspreis herabzusetzen.

Das uns bewiesene Vertrauen haben wir mit Dank empfunden und bitten unsere Leser, es uns zu bewahren.

Herausgeber und Verlag der „Deutschen Rundschau“

Deutsche Gegenwart

Wirklichkeitsblindheit

Das Wesen der Dummheit hat man zutreffend mit Zusammenhangsblindheit oder Fehlen der Zusammenhänge definiert. Wirklichkeitsblindheit war und ist eine Eigenschaft vieler Deutscher. Sie ist erklär- und entschuldbar, wenn sie aus Unvermögen zu klarem Denken entsteht, also der Dummheit sich annähert. Sie wird aber gefährlich und zu einer Untugend, wenn sie eine Flucht in die Illusion und ein bewußtes Vorbeilügen an der Realität ist.

Im heutigen Deutschland herrscht im Osten aus mehr als begreiflichen Gründen, im Westen nur z. T. auf Grund von Tatsachen, zum andern Teil aber aus Wirklichkeitsblindheit eine ausgesprochene Mißstimmung, ja bare Unzufriedenheit.

Außere Gründe zur Erklärung dieses Geisteszustandes sind leicht zu nennen: die schwere wirtschaftliche Not, Arbeitslosigkeit, großes Elend bei den Flüchtlingen, Mangel jeder Sicherheit für die Zukunft, Fehlen einer schnell zu verwirklichenden Hoffnung, das gebrannte Herzeleid der Frauen und zahlloser Familien über die gefallenen Söhne, Väter, Brüder und die Zurückhaltung der Kriegsgefangenen in den totalitären Staaten, die Millionen von Kriegsverletzten, Verzweiflung, namenlose Angst vor einem Atom-Krieg, enttäuschte Erwartungen, die viel zu hoch gespannt waren u. a. m. Das sind Gründe auf der Oberfläche. Die nicht gerade weise zu nennende Politik der Alliierten durch Fortsetzung der Demontage bei 2 Millionen Arbeitslosen in den Westzonen hat ihr gut Teil zur Unzufriedenheit gerade bei den Arbeitern beigetragen.

Die Ursachen aber liegen tiefer. Wenn man ernsthaft eine Heilung herbeiführen will, muß man bis in den innersten Kern des Leidens einzudringen versuchen. Wir müssen hierbei an bekannte Nationalfehler des deutschen Volkes erinnern: die weinerliche oder haßvolle Selbstbemitleidung, die Neigung zum Räsonieren statt das eigene Geschick zu formen, Flucht in den Zynismus, statt zu handeln, Flucht

in einen neuen haßvollen Nationalismus und Festhalten an den Gedankengängen von gestern. Dabei sollte jeder nachdenkliche Beobachter der Entwicklung freilich begreifen, daß man weder mit den Gedankengängen von gestern noch mit denen von heute weder die Leiden von heute noch die Probleme von morgen meistern kann.

Nun darf man bei einem offensichtlich noch kranken Körper nicht die äußeren Zeichen seiner Krankheit, wie Aussschlag und ähnliche unschöne Dinge, überschätzen und über diesen Symptomen nicht vergessen, daß es in einem solchen Leibe auch völlig gesunde und kräftige Organe und Abwehrstoffe gibt, die in der Lage sind, Krankheitskeime und Bazillen zu immunisieren oder abzutöten.

Es ist eine unerfüllbare und unbillige Forderung, zu erwarten, daß 5 Jahre nach der größten Katastrophe dieses Volkes und nach den vorausgegangenen 12 Jahren einer beispiellosen Entartung in Gesinnung, Haltung und Moral, nach einem Weg von Verbrechen zu Verbrechen in unheilvoller Verstrickung heute die Folgen dieser Jahre völlig überwunden sein können.

Das Volk

Es ist eine Tatsache, daß in der deutschen Bundesrepublik sowie in Sowjetdeutschland Strömungen gefährlichster und sehr radikaler Art vorhanden sind.

Durch die unselige Entwicklung bei der sogenannten Entnazifizierung im Westen ist es in keiner Weise gelungen, den Nationalsozialismus mit allen seinen Wurzeln auszurotten. Wir werden außer dem Entnazifizierungsskandal in Württemberg-Baden noch mehr der gleichen Art in anderen deutschen Ländern erleben, wenn der Mut der Betroffenen so weit wächst, daß sie den Terror der Nazi und ihrer Helfershelfer gegen feste oder variable Taxen um der Wahrheit und Sauberkeit willen verachten und endlich den Mund auftun. Der Unterstützung der anständigen Presse können sie sicher sein.

Übrigens gibt es ja auch in anderen Ländern ähnliche Erscheinungen, z. B. in Österreich und Italien, und in England aktiviert sich die Mosley-Bewegung wieder.

Man hat wohl einige der wirklichen Kriegsverbrecher und Verbrecher gegen die Menschlichkeit ihrer verdienten Strafe zugeführt. Aber sehr viele der gefährlichsten Giftträger sind nicht nur nicht noch einmal davongekommen, sondern haben es verstanden, sich wiederum zu formieren. Es ist der Wunsch aller besonnenen Deutschen, den ehemaligen Nationalsozialisten, soweit sie nicht Verbrecher und Propagandisten sind, die volle Gleichberechtigung zurückzugeben. Aber durch die harte Bestrafung gerade der Kleinen

und die milde Behandlung der üblen Nazi ist es versäumt worden, der Gerechtigkeit die Möglichkeit zu geben, der Gnade den Weg freizumachen. Und die Remer, Dorls, Feitenhansl, Hedler und Genossen sind die schlimmsten Feinde der ehemaligen Nationalsozialisten, denen niemand mehr Hindernisse in den Weg legen will.

In den letzten zwei Jahren hat sich zuerst noch unter der Oberfläche, aber bald mit immer dreisterem öffentlichem Vorgehen ein come back der Nationalsozialisten und der Nationalisten vollzogen. Wir nennen diese Periode „Die Sammlung der Unzufriedenen“*). Da aber gilt es zu scheiden zwischen verschiedenen Arten von Unzufriedenen. Die eine und die weitaus stärkste Gruppe sind Männer, die aus Sorge um die weitere Entwicklung wegen des Versagens der Parteien und der anderen politischen Instanzen aus echtem Patriotismus nach Lösungen suchen, die ohne jede Gewaltsamkeit zu einer wirklichen Reform der politischen Willensbildung führen können.

Man kann das Bestreben, quer durch alle Parteien die vernünftigen Deutschen zusammenzubringen, in jeder Hinsicht nur begrüßen.

Aber weil die Gegenfront nach einem einheitlichen taktischen und strategischen Plan vorgeht, könnten ähnlich wie im Jahre 1932 die nicht zusammengeschlossenen besonnenen Elemente überrannt werden, selbst wenn sie zahlenmäßig die vollendete Majorität besitzen.

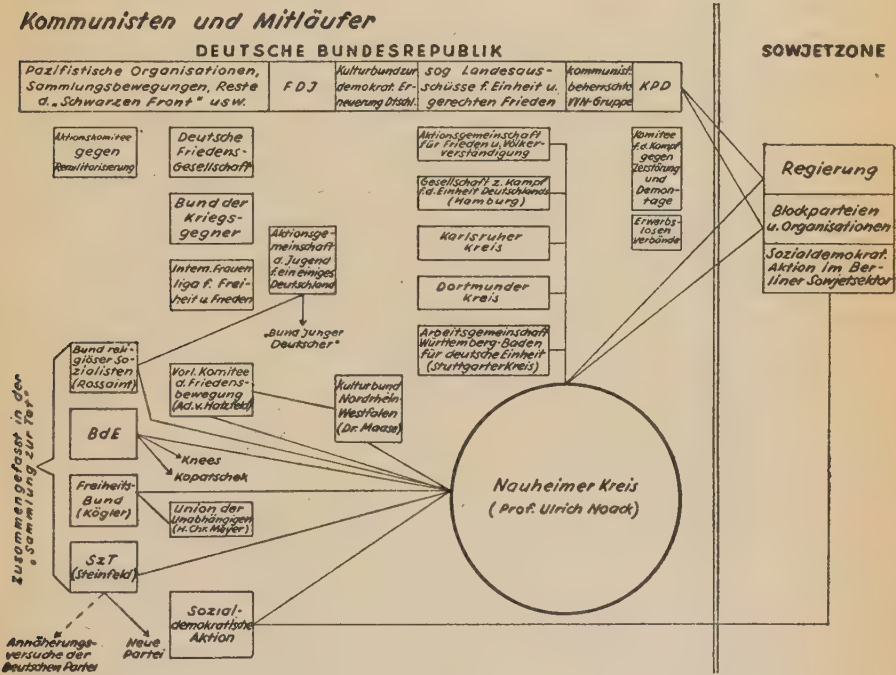
Aus dieser echten und begründeten Unzufriedenheit heraus haben sich im deutschen Westen Kreise und Organisationen gebildet, deren Initiatoren fast durchweg anständige Menschen und große, leider aber auch oft sehr wirklichkeitsfremde Idealisten waren.

Die Gegenseite ist nun nach folgendem Rezept verfahren: Bei der Gründung solcher Kreise und Organisationen versuchte man, von den Gruppen der anderen Unzufriedenen, d. h. also der Nationalsozialisten, der nationalistischen Reaktionäre und der Kommunisten, einen ihrer Vertrauensmänner, einen öffentlich wenig belasteten Menschen, hineinzuschieben, möglichst in den Vorstand, damit hinter ihm sich die Schar seiner Anhänger keilförmig formieren konnte. Dieses Manöver ist in den verschiedensten Kreisen und Organisationen mit Erfolg durchgeführt, ohne daß die anständigen Gründer hiervon eine Ahnung hatten, bis sie dann bei der weiteren Entwicklung zu betrogenen Betrügnern geworden sind. Solche Entwicklungen besagen an sich noch nicht sehr viel und bezeugen nur die Wirklichkeitsblindheit der selbst ernannten Führer über ihre eigenen Möglichkeiten.

Eine wirkliche Gefahr bedeuten sie aber im gleichen Augenblick, in dem von den Leuten des Hintergrundes die Verbindungen zu östlichen Kreisen hergestellt sind. Denn dann rollt zwar nicht der Rubel, aber die Westmark flattert in reichlichen Gebinden von Karlshorst in

*) Vgl. Heft 8, 75. Jahrgang der D. R. „Der Deutsche in Europa?“

den Westen. Das gilt nun leider für viele dieser Gruppen. Man erkennt den Plan, nach dem gehandelt wird, am klarsten daran, daß oft dieselben Namen sich in den verschiedensten Organisationen finden, von denen man authentisch weiß, daß sie ihrerseits die Verbindung nach Karlshorst haben. Das sind die berüchtigten Querverbindungen, über die wir eine jüngst in der Berliner Ausgabe der „Neuen Zeitung“ erschienene, recht instruktive graphische Darstellung hier veröffentlichen. Sie bringt einen Ausschnitt, da die Erfassung aller Gruppen sich noch nicht graphisch darstellen läßt, ohne die Übersichtlichkeit zu gefährden.



Aus „Die Neue Zeitung“ (Berliner Ausgabe) 17. Dezember 1949

Es ist auch bemerkenswert, daß gerade diese Verbindungsmänner auf einen Zusammenschluß im Großen drängen, weil ja jede dieser Gruppen, auf sich allein stehend, keine wirkliche Machtposition bedeutet.

Ob man nun von einer „Neutralisierung“ Deutschlands oder dem deutschen „Wiederaufbau“ spricht oder versucht, nationalistische Instinkte aufzupeitschen, den Antisemitismus, die gefährlichste Giftblüte, wieder zu erwecken oder „das Gute“ im Nationalsozialismus herauszustellen — es ist im Grunde immer die gleiche Melodie.

Und der Weg vom theoretischen Antisemitismus eines Hedler bis zur Gräberschändung ist ebenso kurz wie der Weg von nationalistischer Hetze bis zum Rollkommando. Der intellektuellen Mittäterschaft sind die Hetzer jedenfalls schuldig.

Es sammeln sich alle Gegner einer guten und gesunden demokratischen Entwicklung, alle die unbelehrten und unbelehrbaren Menschen mit den Gedankengängen von gestern und vorgestern. Das Treiben der Remer, Hedler, Wonnerow, Meißner, der ehemaligen „Schwarzen Front“ u. a. ist ja zur Genüge bekannt. Sie haben es bewirkt, daß auch die Äußerungen guter Patrioten, die nur um das einfachste Lebensrecht ringen, auf das auch ein besiegtcs Volk Anspruch hat, von ausländischen Blättern — sehr zu Unrecht — als „nationalistisch“ verdächtigt werden.

Diese Entwicklung darf nicht allzu ernst genommen werden, immer freilich vorausgesetzt, daß die Augen der anderen Deutschen offen bleiben und die deutsche Bundesrepublik sich durch maschenlose Gesetze schützt, nach denen dem Treiben solcher Elemente ein schnelles Ende gesetzt werden kann und damit ihre im Petersberger Abkommen übernommene Verpflichtung erfüllt und sich nicht länger an die Erfüllung mahnen läßt.

Man fragt sich nur, welcher neuen Lektion es denn noch bedürfe nach der uns erteilten furchtbaren Belehrung, um das ganze Volk zur inneren Einkehr und Besinnung zu bringen. Zuweilen denkt man wie in der Hitler-Zeit an die Verse Gottfried Kellers: Es ist ein harter Stand, mit Männern wie den erwähnten „zu atmen die gleiche Luft im engen Vaterland“.

Die Ansicht von der relativen Ungefährlichkeit dieser Leute ist auf eine bemerkenswerte Tatsache gegründet.

Ob es sich um einen Nationalbolschewismus nach dem Rezept Otto Strassers handelt, oder ob Kreise, die an die Möglichkeit einer auf beiden Seiten ehrlichen Zusammenarbeit mit der großen totalitären Ostmacht zu glauben vorgeben und deswegen Zusammenschlüsse im Großen anstreben, so sind bisher alle diese Versuche dazu gescheitert und werden wohl auch in Zukunft scheitern.

Denn jeder dieser Gernegroße oder Gernegroßer fühlt in sich als heilige Pflicht gegen seine eigene Bedeutung die Berufung zur Führung. Dieser Spaltpilz des eigenen Geltungsdranges hat mit Erfolg bewirkt, daß die großen wie die kleinen Kreise immer neue Absplitterungen aufweisen.

Es ist wirklich unsagbar komisch bei allem Ernst, wie diese Gruppen und Grüppchen sich wie mehrzellige Tierchen immer wieder teilen und neue, oft karnevalistisch anmutende Namen für ihre Absplitterungen finden. Die Aufzählung aller dieser Namen ist ermüdend,

aber eine Blütenlese, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, sei dargeboten: Der Nauheimer Kreis (s. in der Rubrik Rundschau dieses Heftes die Glosse „Prof. Noack und sein Kreis“), Der Laupheimer Kreis, Der Godesberger Kreis, Das Komitee der Friedensbewegung, Der Bund religiöser Sozialisten, Deutsche Gemeinschaft — Sammlung zur Tat, Deutsche Union, Aktionsgemeinschaft der Jugend für ein einiges Deutschland, Deutsche Volkschaft, Bund für Deutschlands Erneuerung (Strasser-Anhänger), dieser wieder in nicht weniger als drei divergierende Richtungen gespalten, Der Freiheitsbund, die verschiedenen Flüchtlingsgruppen, die Gruppen der Währungs- und Fliegergeschädigten, die Dritte Front, diverse Notgemeinschaften, Deutscher Verband für europäische Lebens- und Wirtschaftsordnung, jetzt „Bruderschaft“, Deutsche Aktion, Tatgemeinschaft parteifreier Deutscher, Bund junger Deutscher, Landesausschuß für Einheit und gerechten Frieden, Karlsruher Kreis zur Wahrung der Einheit Deutschlands, Arbeitsgemeinschaft Württemberg-Baden für die deutsche Einheit, Dortmunder Kreis für ein einheitliches, unabhängiges Deutschland, Vereinte Bünde für demokratischen Aufbau, Provisorischer Landesausschuß Nordrhein-Westfalen für Einigkeit und Unabhängigkeit Deutschlands, Recklinghausener Aktions-Gruppe, Bund Deutscher Einheit, Freunde der deutschen Einheit, Gemeinschaft sozialdemokratischer Geistesarbeiter, Kreis für Einheit und gerechten Frieden, Friedensring, Arbeitsgemeinschaft für Politik, Wirtschaft und Kultur der Ost-West-Verständigung, Sozialistische Reichspartei, Vaterländische Union, Nationale Reichspartei, Junge Adler, Deutsche Partei für Freiheit und Recht, Deutsche Volksfront, Nationale Rechte, Deutsche Reichspartei usw. und so fort...

Bei dieser Aufzählung sind die schwarzen Schafe nicht von den weißen oder grauen gesondert.

Inzwischen ist auch die Deutschnationale Volkspartei, dieser pseudo-konservative Hort der Reaktion, wieder ins Leben gerufen. Der Hauptverband Stuttgart der DNVP hat durch ein Huldigungstelegramm an Hedler mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß er die Landesverbände Hamburg und Schleswig-Holstein übernehmen würde, gleich seine richtige Visitenkarte abgegeben. Wir haben nun nahezu alle die alten Lieblinge wieder beisammen. Schwarz-weiß-rot mit Trauerflor, das Deutschlandlied, das Niederländische Dankgebet und alle die uralten Phrasen eines Hurra-Patriotismus mit Schwertgeklirr und Wogenprall sind wieder da. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Zu Remers Versammlungen, die wegen der strikten Ablehnung seiner Person nur als Privatveranstaltungen stattfinden können, wird laut Eintrittskarten-Aufdruck „Zulassung nur Personen erteilt, die sich als wahre Deutsche in den Jahren des deutschen Elends erweisen“.

Das alles hat einen Anstrich von Komik, weil gerade die lautesten

Schreier einigermaßen isoliert sind. Aber der Appell an den Nationalismus allein schon ist ein bedenkliches Symptom. Jedes gesunde Staatswesen braucht eine echt konservative Partei zum Auspendeln der Kräfte. Hier aber wird versucht von denkbar ungeeigneten Menschen, mit dem Zerrbild einer echten Vaterlandsliebe, dem intoleranten Nationalismus, Geschäfte zu machen und das Wort konservativ gröblichst zu mißbrauchen. Aber uns ist auch nicht zum Lachen zumute. Denn diese Krankheiterscheinungen sind ja Folgen einer schweren, aus ihren Ursachen verständlichen, noch nicht überwundenen Neurose eines ganzen Volkes. Alle diese Leute leiden an akuter Wirklichkeitsblindheit — wenn sie nicht nur auf Unruhestiftung ausgehen. Schon die Überzahl der Gruppen und Grüppchen macht ihr Streben illusorisch. Keine der Gruppen hat je daran gedacht, die für aufdringliche Propaganda hinausgeworfenen Gelder für unsere Flüchtlinge hinzugeben.

Aber es gibt Mittel, um dem Treiben in Deutschland Einhalt zu gebieten, und sie werden benutzt werden. Es schadet gar nichts, daß man vorerst den Dingen noch ihren freien Lauf läßt. Denn es erfolgt dabei — gewiß ohne den Willen der Betroffenen — eine immer stärkere Demaskierung.

Wir bagatellisieren die Gefahr nicht, aber wir überschätzen sie auch nicht.

Die Flüchtlinge

Eine der schwersten Belastungen für den deutschen Gesundungsprozeß ist die Flüchtlingsfrage. Diese Menschen, deren Großteil dem blanken Nichts gegenübersteht und für die noch immer nichts Entscheidendes getan ist, die, voll berechtigter Erbitterung der tönenden Phrasen bis zum Ekel müde, sind in ihrer Verzweiflung empfänglich für Ansteckung und Verführung. Wer nichts mehr zu verlieren hat, ist immer in Gefahr ein Desperado zu werden und einem anderen Desperado zu folgen. Das Flüchtlingsproblem können wir aber aus eigener Kraft nicht lösen. Aus Gründen der einfachsten Billigkeit können die Instanzen, die ihre Zustimmung zur Austreibung dieser Millionen gaben, sich aus der Verantwortung nicht lösen. Hier liegt eine große Aufgabe für die UN, die sie übernehmen zu wollen bereit scheinen. Die Frage ist dringlich. Denn sie bedeutet bei der politischen Hochspannung eine internationale Gefahr.

Der Osten

Es besteht also die Möglichkeit, der Dinge im Westen Herr zu werden, der Osten Deutschlands aber ist vorerst noch jeder Einfluß-

möglichkeit gesunder demokratischer Tendenzen entzogen. Über die deutsche Gegenwart im Osten werden wir in einem eigenen Artikel im nächsten Heft berichten.

Die Regierung

Die Überfülle von Kreisen, Organisationen, Gruppen und Grüppchen hat eine bedauerliche Parallele in der großen Zahl regierender Männer: 1 Bundespräsident, 13 Bundesminister, 402 Bundesabgeordnete, 43 Bundesratsmitglieder, 9 Ministerpräsidenten, 1 Senatspräsident, 1 Oberbürgermeister, 71 Minister, 24 Senatoren (Hansestädte), 1242 Abgeordnete der Länderparlamente— und das in einem blutarm gewordenen Lande! Vielleicht würde der deutsche Steuerzahler sich den Luxus so vieler besoldeter Regenten gerne etwas kosten lassen, wenn er Vertrauen zu ihrer sachlichen Befähigung und ihrem Charakter hätte. Das Kapital an Vertrauen zu den einzelnen Regenten und zu ihrer Leistung steht aber im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Zahl. Eine echte Volksbefragung würde ein niederziehendes Ergebnis haben und ein kleines Blättchen genügen, um die Namen der wirklichen Vertrauens genießenden Minister aufzuzeichnen.

Illusion und Wirklichkeit

Wir verkennen keinen Augenblick die unsagbar schwere Aufgabe, die Bundesregierung wie Länderregierungen zu lösen haben. Aber wir sehen einen bösen Fehler in der Wirklichkeitsblindheit einiger, die eine Aufgabe lösen zu sollen meinen, die ihnen weder aufgetragen ist noch der sie gewachsen sein können. Die Konzeption ist falsch. Konfrontieren wir einmal die Illusion mit der Wirklichkeit, unter besonderer Berücksichtigung der Ansicht nüchterner und wohlmeinender Ausländer.

Als Fehler werden genannt: die schwache Koalition, auf welche die Regierung sich stützt, mit einem Partner, der Deutschen Partei, der weite Kreise mit Mißtrauen gegenüberstehen, weil zwar die Fraktion und der Hauptvorstand der Partei Hedler — etwas zögernd — ausgeschlossen, aber im Lande einzelne Gruppen ihre Sympathie mit ihm deutlich genug erklärt haben, die Feindschaft zwischen Regierung und Opposition, da beide nicht das politisch richtige Verhältnis zueinander gefunden haben und die Opposition noch kein Gefühl für den richtigen Stil zu verantwortungsbewußter Opposition entwickelt hat, die inneren Spannungen in der CDU/CSU, die längst zum Austrag gekommen wären, wenn die Partei nicht in der Regierung wäre, die unverantwortlichen Extratouren von Ministern,

die in einer echten Demokratie zu ihrem sofortigen Rücktritt hätten führen müssen; die Entgleisungen der Ministerpräsidenten von Süd-Baden und Württemberg-Baden; die Haltung der Bayernpartei, die je länger je mehr sich zu einer Katastrophe auswächst; das wachsende Mißtrauen gegen die Wirtschaftspolitik der Regierung, die Persönlichkeit des Kanzlers, der wahrlich nicht um Sympathien wirbt und dessen einziger Vorteil nach dem Urteil Bonner Besucher das Fehlen eines besser Geeigneten ist, seine pressefeindliche Politik, aus der Bundespressechef Paul Bourdin die Konsequenzen zog; die nicht garantierte ehrliche Offenheit, die kein Vertrauen aufkommen läßt; ein nicht zu beanstandender Patriotismus, der infolge falschen Zungenschlags als Nationalismus wirkt; ausgebliebene sachliche Leistungen, die vordringlich waren, z. B. Linderung der Wohnungsnot, Fürsorge für Flüchtlinge und Arbeitslose, die unglückliche Erörterung der deutschen Wiederaufrüstung; die zahllosen Interviews mit meist notwendigen Dementis; die laue Haltung gegen Nationalsozialismus und Reaktion; die Herausforderung begründeter Rügen durch die Hohen Kommissare und durch die Vertreter des Marshallplans; die Intrigen im Kabinett gegen den Kanzler durch Versuche von Ministern, sich als Papabile zu empfehlen.

Bei der Verteidigung der pressefeindlichen Politik des Bundeskanzlers ist als Entschuldigung das niedrige Niveau der in Bonn akkreditierten Korrespondenten angeführt worden, das ein Vertrauensverhältnis zwischen Regierung und der deutschen Presse unmöglich mache. Mag sein, daß einige der jungen deutschen Journalisten noch nicht die nötigen Voraussetzungen für eine zünftige Pressearbeit mitbringen. Aber es ist gefährlich, die Niveaufrage aufzuwerfen! Denn dann ist sie auch für das Niveau aller Bonner Instanzen gestellt. Und die Antwort darauf könnte recht peinlich ausfallen...

Nach einem guten Start in der Außenpolitik unter Betonung des guten Willens, das Verhältnis zu Frankreich in Ordnung zu bringen, ist in der Weltöffentlichkeit ein schwerer Rückschlag erfolgt. Die französische Presse hat als erste ihre Ruhe nach dem Schock von Bonn wiedergefunden, aber die wichtigsten Zeitungen in USA, England, Italien und der Schweiz äußern Bedenken, die jede Beachtung verdienen. („Die Regierung trat geschlossen hinter die Opposition“, schrieb ein Schweizer Blatt nach Schumans Besuch in Bonn.)

Wir beschränken uns heute auf die USA-Presse und die Meinungen von Amerikanern, denen ein gutes Verhältnis zu Deutschland am Herzen liegt.

In der „New York Times“ und „New York Herald Tribune“ führen Drew Middleton und Don Cook eine antideutsche Propaganda, die sich zugleich gegen die für Deutschland so wichtige Politik J. McCloy's richtet, mit Argumenten, die ihnen von den Deutschen selber gelie-

fert werden. Keine amerikanische Regierung kann auf die Länge eine Politik gegen die öffentliche Meinung führen, und die beiden Zeitungen sind die einflußreichsten Organe in USA.

Sie stützen sich auf die nationalistischen und nazistischen Äußerungen der Hedler, Remer und Genossen, Pastor Niemöllers jüngsten Irrtum, auf die Rede des Justizministers Dehler und das Memorandum des Ministers Jakob Kaiser. Der bekannte Rundfunksprecher Elmer Davis ging so weit, Adenauers guten Willen anzuzweifeln.

Wir machen uns die Äußerungen der amerikanischen Journalisten nicht zu eigen, sie werfen aber grundsätzliche Fragen auf, an denen kein Deutscher vorbeigehen darf. Wir glauben vor allem nicht, daß bei der Bundesregierung im Verhältnis zu anderen Staaten böser Wille vorhanden ist, wir glauben vielmehr, daß die Ursache all dieser Betriebsunfälle in der Blindheit gegenüber der deutschen Wirklichkeit liegt.

Die Bundesrepublik ist alles andere als souverän, aber einige Minister tun so, als ob sie es wäre. Das entscheidende Moment in unserer Situation ist die wirtschaftliche Not, zu deren Behebung wir auf Gedeih und Verderb auf die Hilfe der USA angewiesen sind. Die europäische Not ist so groß, daß auch England und Frankreich heute keine völlig unabhängigen Staaten, sondern ebenfalls von USA abhängig sind. So sollte die vordringliche Sorge sein, den guten Willen zur Hilfe drüben nicht dadurch zu schwächen, daß wir mit immer neuen Forderungen nach politischer Macht kommen und das eingewurzelte Mißtrauen gegen die alte deutsche Mentalität stärken. Wenn die Hilfe aus USA nachläßt oder gar ausbleibt, wird der Westen Deutschlands ebenso hungern wie der Osten. Wir können keines der Hauptprobleme aus eigener Kraft lösen: die Ernährungs-, die Flüchtlings-, die Kapitalfrage. Ein ehrliches Eingeständnis unserer Schwäche statt eines Strebens nach politischer Machterweiterung, die automatisch kommen wird, wenn wir warten und schweigen können, würde die Hilfsbereitschaft und das Vertrauen in unsere Ehrlichkeit stärken. Die Zeit für ein „Finassieren“ in der Politik ist für uns vorbei, jeder Versuch dazu und das Fehlen absoluter Ehrlichkeit würden auch alle Bemühungen zur Verständigung mit Frankreich endgültig scheitern lassen.

Der schwerste Fehler aber ist das Spielen mit der Möglichkeit einer Option für Sowjetrußland. Darin sieht man draußen nur einen Erpressungsversuch (blackmailing), noch dazu mit untauglichen Mitteln. Wir haben nur einen einzigen Weg zur Rettung unseres Volkes: den Weg zum Vereinigten Europa. Das Spielen mit einer östlichen Kombination geht von dem Trugschluß aus, daß die USA Deutschland brauchten als Absatzmarkt für ihre Waren und es deshalb nicht aufgeben könnten, während sie jeder Zeit in der Lage sind, ihren eigenen

Markt so zu entwickeln, daß ihre Wirtschaft genügenden Absatz findet. Die Gefahr eines neuen amerikanischen Isolationismus ist größer, als man in Deutschland annimmt. Außerdem haben die USA viele Möglichkeiten, eine Abmachung mit Sowjetrußland zu treffen — auf unsere Kosten.

Eine Abkehr vom Westen bedeutet die deutsche Versklavung im Totalitarismus unter Moskauer Agide. Einen solchen Preis, selbst für die Wiedervereinigung Deutschlands, zu zahlen, ist außer völlig isolierten politischen Toren niemand in Deutschland bereit.

Unsere Schwäche bei neuer kriegerischer Verwicklung ist evident. Deshalb ist es ein verbrecherischer Wahnsinn, den baldigen Abzug der Besatzungstruppen zu fordern, weil wir dann hoffnungslos dem sowjetischen Osten ausgeliefert wären. Solange westliche Truppen im Lande sind, ist nicht nur der tatsächliche, sondern der moralische Zwang gegeben, Deutschland zu verteidigen. Es gibt keinen freiheitlich gesinnten Deutschen, der nicht dringlichst wünschte, mit den freien Staaten der Welt, d. h. mit dem Westen, zu gehen, ohne daß ein solcher Wunsch ein Bekenntnis zum Kapitalismus wäre, und der nicht hofft, daß die Alliierten eine Politik gegenüber Deutschland verfolgen werden, die uns nicht eine andere Lösung aufzwingt.

Aber dann müssen endlich die arroganten Reden deutscher Politiker gegen den Westen aufhören und dummstolzes Pochen auf „nationale Belange“. In Bonn und Stuttgart ist so viel außenpolitisches Porzellan zerschlagen, daß es großer Anstrengungen und vieler Zeit bedürfen wird, es nur einigermaßen wieder zu kitten. Das Interesse für Deutschland und der ehrliche Wille zu helfen sind in USA lebendig und groß, wir dürfen aber nicht den wichtigen antideutschen Kreisen drüben weiter Waffen für ihre Propaganda liefern.

Trotz aller Fortschritte der letzten Monate, die wir der vorbildlichen Haltung der deutschen Arbeiter und Unternehmer verdanken, ist Deutschlands Lage furchtbar ernst und hoffnungslos ohne fremde Hilfe: ein völlig übervölkertes Land, mehr verwüstet als andere Länder und unfähig, sich selbst zu ernähren. Aber nicht die Alliierten haben diese Lage geschaffen, sondern allein Hitler, wenn auch eine einsichtigere Politik des Westens schon mehr Erleichterungen hätte bringen können, vor allem in der Flüchtlingsfrage. Niemand verlangt von uns ein Bekenntnis zum amerikanischen Hyper-Kapitalismus, sondern zur Freiheit, Recht, Ehrlichkeit, Sauberkeit und Achtung vor der Menschenwürde. Das bedeutet zugleich Kampf gegen den Totalitarismus auf der ganzen Linie. Die wirtschaftliche Not hat die Priorität vor der Frage der politischen Machterweiterung. Wir können in absehbarer Zeit gar nicht die Rückgabe völliger Freiheit erwarten. Das Drängen nach politischer Macht ist ein unheimlicher Drang nach Schattengebilden unter Verneinung der deutschen Wirklichkeit,

denn die sofortige Wiederherstellung völliger Freiheit würde heute nur bedeuten: völlige Freiheit zu verhungern!

Und wo sind die Männer, zu denen das deutsche Volk und das Ausland das Vertrauen haben kann, daß sie den rechten Gebrauch von voller Souveränität machen würden? Nach allem, was geschehen ist und was draußen nicht so schnell vergessen ist wie von vielen Deutschen, sind wir zu Vorleistungen verpflichtet, auch zu Vorleistungen des Vertrauens, für die wir nicht gleich Gegenleistungen erwarten können.

Notwendige Folgerungen

Wenn wir uns endlich entschließen würden, unsere eigene Wirklichkeit mit schonungsloser Nüchternheit zu erkennen, sollte es nicht schwer werden, die richtigen Folgerungen zu ziehen. Wir brauchen illusionslose Politiker, deren Fähigkeit nicht nach der Parteizugehörigkeit beurteilt wird. Wir brauchen Männer, die alle Gegensätze zurückstellen zum gemeinsamen Kampf gegen die Not unseres Volkes. Die Unterschätzung der Gefahr aus dem Osten ermöglicht allein den Luxus von Parteikämpfen. Wer sie richtig sieht, dem ist es klar, daß alle Politiker in Bonn, ob Regierungskoalition oder Opposition, das gleiche Schicksal erleiden werden, wenn sie nicht gemeinsam gegen diese Gefahr kämpfen wollen. Dann wird es nämlich bald keine Frage mehr geben, welche Wirtschaftspolitik oder welches politische Dogma der heute miteinander streitenden Gruppen obsiegt — sondern es wird sie alle überhaupt nicht mehr geben. Wir brauchen weiter schnelle Reform der Parteien an Haupt und Gliedern, Ersatz der überalterten Führer durch junge Kräfte, erbarmungslosen Kampf gegen Korruption, gegen Nationalismus und Bürokratismus. Wir brauchen eine Rechtspflege, die wieder Vertrauen im Volke hat — eine näherliegende und lohnendere Aufgabe für den Bundesjustizminister als ein ungeschicktes Dilettieren in der Außenpolitik. Wir brauchen eine starke Mehrheit als Regierungskoalition.

Wir kennen nur zwei Gruppen, die Zukunftshoffnung verbürgen können: die Gewerkschaften und ein Großteil der deutschen Jugend. Diese würde auch den Mut und die Ideen mitbringen zur Ausnützung der einmaligen Chance: etwas wirklich Neues im europäischen und menschlichen Sinne in Deutschland zu schaffen.

Brauchen wir einen Bundeswirtschaftsrat?

Die Gewerkschaften haben ein Wirtschaftsparlament gefordert. Die Unternehmer schließen sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl dieser Forderung an. Die Bonner verfassungsgebende Versammlung hat alle Anregungen auf diesem Gebiete beiseite geschoben. Die Forderung ist geblieben und wird weiter verfolgt. Ist sie begründet und welches sind ihre Aussichten auf Verwirklichung?

Ich möchte auf das Werden des Weimarer Reichswirtschaftsrates zurückgreifen, das ich miterlebte. Es ist vielleicht beispielhaft. Als erste Frucht der eben geschlossenen Arbeitsgemeinschaft verständigten sich Unternehmer und Gewerkschaften am 2. November 1918 auf einen gemeinsamen Antrag, der von der Regierung Prinz Max von Baden die sofortige Schaffung eines Demobilmachungsamtes forderte. Am 5. November übergab ich diesen Antrag in der Reichskanzlei dem Vizekanzler von Payer. Mich mißtrauisch musternd, fragte er: „In wessen Auftrage kommen Sie?“ Ich konnte antworten: „Im Auftrage der einzigen Macht, die heute noch in Deutschland existiert, der Unternehmer und Arbeiter Deutschlands.“

Zu allen Zeiten wird ein aus freiem Willen vollzogener Zusammenschluß dieser beiden Parteien ein kaum abzuschätzendes Machtpotential und für die Regierungen, die politischen Parlamente und die Bürokratie einen unheimlichen Faktor bedeuten. Es steckt in ihm ein Stück Rätegedanken, vor allem, wenn man einer Zentralarbeitsgemeinschaft einen organisatorischen Unterbau geben würde. Der Weimarer Nationalversammlung lag jede Sympathie für eine Bewegung fern, die die Gefahr einer Bedrohung der Allmacht des politischen Parlamentes in sich barg. Aber sie war gezwungen, ihr Rechnung zu tragen. Sie hat sie abgefangen, indem sie das in unerwünschter Freiheit geborene gefährliche Geschöpf der Zentralarbeitsgemeinschaft durch die Schaffung des Reichswirtschaftsrates domestizierte. Der unkontrollierbare runde Tisch der Arbeitsgemeinschaft, um den

sich die Führer der Unternehmer und der Gewerkschaften vereinigt hatten, wurde in ein gesetzlich geregeltes Institut versetzt, dem nur beratende Funktionen zugebilligt und dessen Geschlossenheit durch die Zuordnung von Vertretern der Wissenschaft und der Verbraucher gesprengt wurde.

Wer, wie der Verfasser, jahrelang, eine kurze Zeit auch als Wirtschaftsminister, mit dem Reichswirtschaftsrat zusammengearbeitet hat, wird ihm das Zeugnis ausstellen, daß er wertvolle und von hohem Sachverständnis zeugende Arbeit geleistet hat. Die Unternehmerseite vertraten ja nicht, wie von Gegnern heute wahrheitswidrig behauptet wird, Verbandssyndici, sondern jeder Wirtschaftszweig stellte seine führenden Männer heraus. Es waren die besten Köpfe, die wirklichen Kapitäne der Wirtschaft. Aber abgesehen von der Facharbeit hat der Reichswirtschaftsrat zwei Aufgaben gelöst: Er hat das gegenseitige Verständnis der Wirtschaftszweige, vor allem der Industrie für die Landwirtschaft, geweckt und bis zum Gefühl der Solidarität vertieft. In führenden Industriellen wie Dr. Paul Silverberg erstanden der Landwirtschaft die tatkräftigsten Helfer. Ferner aber hat er durch den ständigen Kontakt, in den er die Führer der Unternehmer und der Gewerkschaften brachte, zwischen diesen ein ehrliches Vertrauensverhältnis geschaffen. Gibt es nicht zu denken, daß in der Weimarer Zeit Deutschland von schweren Arbeitskonflikten verschont blieb? Ich habe miterlebt, wie, als eine in ihren Wirkungen äußerst bedrohliche Aussperrung in der Ruhrindustrie drohte, dies menschliche Vertrauensverhältnis und nur dieses die Verhandlungen ermöglichte, die den Konflikt im letzten Augenblick abfingen.

An der Zweckmäßigkeit, unter den heutigen Verhältnissen, wohl richtiger: Notwendigkeit, wieder einen Bundeswirtschaftsrat zu schaffen, kann m. E. unter denen kein Zweifel bestehen, denen ihre Erfahrung gestattet, sich ein Bild von den kommenden Aufgaben zu machen. Das deutsche Volk befindet sich in einer revolutionierenden Umschichtung seiner wirtschaftlichen und sozialen Struktur. In solchen Zeiten ist

1. ein Organ unentbehrlich, durch das die Wirtschaft mit der fachlichen Autorität, die der Vertretung der Gesamtwirtschaft zukommt, zur allgemeinen Wirtschaftspolitik wie zu den jeweilig akuten wirtschaftlichen Fragen Stellung nehmen kann. Die gelegentliche Heranziehung von Fachverbänden zur Beratung in Einzelfragen genügt nicht. Eine einigermaßen geschickte Regierung würde sich im Wirtschaftsrat eine wertvolle Stütze ihrer Politik und eine sie entlastende Resonanz schaffen können.

2. Nur die ständige Zusammenarbeit in solchem Wirtschaftsrat wird das Verständnis zwischen den Vertretern der verschiedenen Wirtschaftszweige und damit die Einsicht in die gegenseitigen Abhängig-

keiten und in die Schicksalsverbundenheit der Gesamtwirtschaft und der wirtschaftlich so verschiedenen deutschen Länder wecken.

3. Die wichtigste Aufgabe der Gegenwart, den Ausgleich zwischen Unternehmer und Arbeitnehmer und die Wege zur Ausgestaltung der Mitwirkung der letzteren zu finden, bedarf eines Organs, in dem die Vertreter der beiden Seiten zu ständiger Gemeinschaftsarbeit zusammengeführt werden. An die Lösung dieser Frage darf nicht isoliert, vor allem nicht als an eine Frage des Machtkampfes, sondern als an ein Suchen nach der Erzielung der human satisfaction des Arbeitnehmers herangegangen werden, mit der Begrenzung, daß die Produktivität der Wirtschaft nicht leiden darf, von der die Existenz des Arbeiters wie des ganzen Volkes abhängt. Mitgliedern eines Bundeswirtschaftsrates wird das Gefühl der Verantwortung für die Gesamtwirtschaft sich stärker aufdrängen als Mitgliedern einer Spezialkommission. Beschlüsse werden nur dann entscheidenden Wert besitzen, wenn sie den Willen der Gesamtwirtschaft repräsentieren, den nur ein Wirtschaftsrat zum Ausdruck bringen kann.

Das hier angeschnittene Problem halte ich für die Schicksalsfrage des deutschen Volkes. Das Volk, dem es gelingt, den Klassenkampfgedanken durch das Ethos der Gemeinschaftsarbeit zu überwinden, wird sich nicht nur eines ungestörten Ganges seiner Wirtschaft erfreuen, sondern es wird moralisch in der Welt führen. Es ist Deutschlands große Chance. In keinem Lande scheinen mir die Voraussetzungen für die Erreichung dieses Zieles günstiger als in Deutschland, dessen Arbeiterschaft in diesen schwierigen entbehrungsreichen Jahren in Fleiß und Besonnenheit sich bewährt hat wie keine Arbeiterschaft sonst in der Welt. Alte Leute greifen gern auf Erinnerungen zurück. Etwa 1927 äußerte der zufällig in Berlin weilende bekannte ungarische Staatsmann Graf Albert Apponyi den Wunsch, sich mit mir über die Arbeitsgemeinschaft auszusprechen. Dabei sagte er: „Sie haben vollkommen recht gehandelt. Revolutionen muß man vorwegnehmen. Im Jahre 1848 haben wir in Ungarn auch eine Revolution gemacht, obgleich der Adel das Land fest in der Hand hatte. Aber nun sehen Sie: In der französischen Constituante von 1792 heißt es, 'alle Rechte des Adels werden abgeschafft' — wir haben gesagt: 'Die Rechte des Adels werden auf das gesamte Volk ausgedehnt.' Das ist der Unterschied der Revolutionen.“

„Die Rechte des Adels werden auf das gesamte Volk ausgedehnt“ — das sollte der Geist sein, in dem die Verwirklichung der Gemeinschaftsarbeit, die Lösung der Mitwirkung der Arbeitnehmer am Betriebe, sich vollzieht. Aber es scheint mir kein Problem, das für alle Betriebe nach dem gleichen Schema gelöst werden kann. In USA behandelt die American Management Association seit Jahren die verschiedensten Möglichkeiten der Mitwirkung. Jede Industrie,

jede Betriebsgröße wird verschiedener Lösungen bedürfen. Es handelt sich demnach m. E. nicht um einen einmaligen Akt, sondern um eine Jahre erfordernde Verwirklichung eines Prinzips. Die Stelle, die die Vertreter der Unternehmer und der Gewerkschaften zu dieser Arbeit vereinigt, muß also Kontinuität, Autorität und ständigen Kontakt mit der Gesamtwirtschaft besitzen. Den kann nur ein Wirtschaftsrat vermitteln.

So zwingend die Gründe für die Wiedererrichtung eines Wirtschaftsrates scheinen, so skeptisch muß man wohl der Verwirklichung gegenüberstehen. Die Dinge liegen weit schwieriger als 1919 in Weimar. Das politische System der Bonner Verfassung beruht auf einer bis ins letzte durchgeführten Herrschaft der Parteien. Ein Bundeswirtschaftsrat wäre in diesem Herrschaftsgebiet eine Enklave, eine Inkonsequenz. Denn seine Zusammensetzung würde unabhängig von den Parteien erfolgen, seine Beschlüsse könnten nicht durch Parteidisziplin gesteuert werden. Niemand könnte ihn an einer kritischen Erörterung der Wirtschaftspolitik hindern. Niemand an der Fassung unbequemer Beschlüsse. Daß diese die einheitliche Stellung der Gewerkschaften und der Unternehmer zum Ausdruck brächten, erhöhte nur ihr unbequemes Gewicht. Vielleicht muß sich die Entwicklung von 1919 wiederholen. Der erfreuliche Wunsch der Zusammenarbeit, der zwischen Unternehmern und Gewerkschaften besteht, und die Notwendigkeit und der Wille, die Frage der Mitwirkung der Arbeitnehmer gemeinsam zu lösen, werden zu irgendeiner ständigen Organisation, einer Arbeitsgemeinschaft, führen. Je erfolgreicher ihre Arbeit ist, um so größer wird ihr Einfluß und um so stärker das Bedürfnis der politischen Mächte sein, diesen Wildling durch eine gesetzliche Organisation in seiner Wirkungsmöglichkeit zu begrenzen. Das wäre dann der Bundeswirtschaftsrat.

Es führen viele Wege nach Rom.

Revolutionäre Gedanken eines Norwegers zur Geld- und Kreditpolitik

Bei meinem letzten Besuch in Norwegen hatte ich Gelegenheit, mich ausführlich mit einem erfolgreichen Finanzmann, Herrn Rolf Stenersen, zu unterhalten. Stenersen ist eine interessante und vielseitige Persönlichkeit. Schon in seinen jungen Jahren erregten seine Wirtschaftsanalysen Aufsehen und brachten ihn in führende Stellungen des norwegischen und holländischen Bankwesens. Daneben wurde er ein erfolgreicher Schriftsteller. Sein ausgezeichnetes Buch über Edvard Munch wird hoffentlich auch einmal in deutscher Sprache erscheinen.

Stenersens Ansichten über Kreditpolitik stehen in völligem Gegensatz zu den der meisten Fachleute auf diesem Gebiet. Er schilderte humorvoll, wie er in seiner Jugend beschloß, ein zweiter Ford zu werden. Er wollte das Volk bei hohen Arbeitslöhnen mit immer besseren und billigeren Waren versorgen und neue große Unternehmungen dafür schaffen. Aber die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem ersten Weltkrieg waren dafür nicht günstig. Niemand brauchte neue Fabriken, denn die vorhandenen arbeiteten bereits mit halber Kraft. Die Warenlager wuchsen, die Löhne fielen, die Zahl der Arbeitslosen stieg. Während die Menschen aus dem Kriege zurückkamen, um sich wieder nützlich zu beschäftigen, verringerte die offizielle Geldpolitik die Kaufkraft. Getreide wurde verbrannt. Überflüssige Fische wurden in das Meer geworfen. Die Bauern bekamen Geld dafür, wenn sie ihren Acker nicht bebauten.

Diese Situation veranlaßte Stenersen, sich näher mit den allgemeinen Fragen des Staatshaushaltes zu befassen. Er bekam zu hören, daß man nicht mehr Geld verbrauchen dürfe, als durch Steuern und Abgaben eingenommen würde. Die Arbeitskraft wäre auch eine Ware, schrieb man, und wenn die Arbeitslosigkeit stiege, müsse man sparen und die Löhne senken. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage verlange es.

Stenersen ist entgegengesetzter Ansicht. Er hält es für falsch, wenn der Staat durch hohe Steuern Geld beschafft, um es zu verteilen. Ein Ausgleich ist schön und gut. Aber die Verteilung des Sozialproduktes ist keine Wirtschaftspolitik. Wenn die Steuern zu hoch werden, fehlen die Mittel für neue Investitionen. Das ganze Wirtschaftsleben erstarrt. Jede gesunde Konkurrenz hört auf. Wer noch ein gutgehendes Unternehmen besitzt, braucht sich nicht anzustrengen. Denn es gibt keine Konkurrenz durch neue Unternehmungen mehr, die ihm die Kundschaft wegnehmen und zur Rationalisierung und Verbilligung zwingen könnte.

Wichtiger wäre es, die Produktion zu steigern. Das geht aber nicht, wenn durch die Kreditpolitik die Kaufkraft eingeschränkt wird. Es ist töricht zu glauben, daß die Kaufkraft durch die Menge der Waren hervorgerufen wird. Erst muß die Kaufkraft da sein. In normalen Zeiten ist es leichter, Schuhe zu fabrizieren, als sie zu verkaufen.

Ein entscheidender Gesichtspunkt ist bei Stenersen, daß die Geld- und Kreditmenge der Warenproduktion und den sonstigen Dienstleistungen folgen muß. Bis jetzt versuchen die verantwortlichen Stellen immer, Geld- und Kreditmenge möglichst konstant zu halten. Ihr Ideal wäre es, wenn die Geld- und Kreditmengen nur in dem gleichen Verhältnis wie die Goldvorräte der Notenbanken steigen würden. Dann hätten sie das ersehnte Schema und könnten die Kreditmenge mehr oder weniger schematisch an die Gold- und Notenmenge binden. Sie lassen die Geld- und Kreditmenge nicht in dem gleichen Maße wie die Warenmenge steigen. Alle Niedergangsperioden oder Handelskrisen sind auf diese katastrophale Geldpolitik zurückzuführen.

Wenn die Warenmenge in einem bestimmten Zeitraum um 10 % gestiegen ist, in dem die Geld- und Kreditmenge nur um 3 % vermehrt wurde, müssen Verkaufsschwierigkeiten und damit sinkende Warenpreise und Arbeitslosigkeit die Folge sein. Zeiten, in denen die Warenpreise sinken, sollten eigentlich ideale Zeiten für die Regierungen sein. Denn dann ist es richtig, die Ausgaben zu steigern und die Steuereinnahmen zu senken. Warenüberfluß ist Reichtum und sollte nie zu Krisen, Not, niedrigem Lebensstandard und Arbeitslosigkeit führen.

In Zeiten aber, in denen die Warenpreise steigen (nicht die der einzelnen Ware, sondern der Waren-Index), sind aber die verantwortlichen Stellen meist noch hilfloser und versuchen, durch voreilige Krediteinschränkungen die Situation aufzufangen. Im allgemeinen wird es jedoch völlig genügen, wenn man dann an einem erreichten Punkt stehenbleibt und abwartet, bis die Produktion das Vorseilen der Geld- und Kreditmengen eingeholt hat. Nur in ganz seltenen Fällen wird ein direktes Zurückschrauben notwendig sein.

Stenersen meint, daß in Friedenszeiten die Produktionssteigerung der natürliche Ausdruck der wirtschaftlichen Entwicklung ist und zu fallenden Preisen führen muß, falls nicht die Geldmenge Schritt hält. Sein Ziel ist es, durch ein festes Verhältnis zwischen den beiden Faktoren (Warenmenge, Geld- und Kreditmenge) stabile Preise auf längere Zeiträume zu schaffen. Die Geld- und Kreditpolitik muß sich gleich entfernt von inflationistischen und deflationistischen Übertreibungen halten. Sie neigt in der Praxis unberechtigterweise dazu, die deflationistischen Gefahren zu unterschätzen.

Die alten Staatsmänner und Bankleute glauben, daß der Staat seine Investitionen entweder aus Steuermitteln bezahlen oder Geld leihen und Zinsen zahlen muß, die dann wieder zu Lasten des öffentlichen Haushaltes gehen. Dadurch wird die breite Masse unnötig für Geld und Kapital belastet, das auch ohne Zinsen bereitgestellt werden kann. Die alten Sachverständigen begreifen nicht, daß die neuen Energiequellen und technischen Fortschritte unsere Produktionsmöglichkeiten verhundertfacht haben und daß Wege gefunden werden müssen, um die Möglichkeiten zu nutzen.

Statt dessen drücken sie die menschlichen Lebensbedingungen herunter und lassen die überschüssigen Waren verrotten. Nur wenn es gilt, Kriege zu führen, werden die Geld- und Kreditströme losgelassen. Dann platzt die monetäre Zwangsjacke aber gleich in hemmungsloser Weise. Im Frieden kehrt man dann sofort in der gleichen übertriebenen Form zur Zwangsjacke zurück.

In Deutschland mußte natürlicherweise eine Deflation größten Ausmaßes durch eine Geldreform die durch den Krieg entstandene Inflation beseitigen. Es war auch richtig, daß in der ersten Zeit nach der Reform eine strenge Geldpolitik das Vertrauen zur Währung festigte und ein Absinken überhöhter Preise abgewartet wurde. Heute aber ist die Problemstellung bereits anders. Nach Stenersen wäre jetzt der Zeitpunkt gekommen, um durch eine entsprechende Erweiterung des Geld- und Kreditumfanges die erforderliche Kaufkraft für eine erhöhte Produktion zu schaffen.

Stenersen spottet nicht nur über eine Wirtschaftsführung, die trotz ihrer Mißerfolge an den alten Theorien der Abhängigkeit des Geld- und Krediteinsatzes von Gold, Steuern und Sparkapital festhält und Produktion und Unternehmungsgeist durch eine übertriebene Steuerpolitik lähmt. Er kritisiert auch die Haltung der Produzenten, die ihr Heil in niedrigen Löhnen und hohen Preisen suchen, statt dieses Verhältnis umzukehren. Nur durch eine Abkehr von diesen Wegen könnte eine Ausnutzung der technischen Fortschritte zugunsten der breiten Masse herbeigeführt werden.

Stenersen lehnt deshalb eine direkte oder indirekte Finanzierung von Investitionen auf dem Gebiete der Wirtschaft, des Wohnungs-

baues usw. durch Steuermittel radikal ab und verlangt an ihrer Stelle die Erweiterung des Kreditvolumens in einer Weise, die den Notwendigkeiten der Wirtschaft entspricht. Für die Ausführung gibt es eine Reihe verschiedener technischer Möglichkeiten, über die sich die Spezialisten einigen können. Psychologisch wäre es wahrscheinlich am besten, wenn die Kreditmittel zinslos gegen eine besondere Umsatzabgabe der an dem Kredit Beteiligten oder entsprechende Amortisationsquoten zur Verfügung gestellt würden. Voraussetzung ist natürlich eine sachliche Prüfung der Investitionen auch auf das Vorhandensein von Arbeitskraft und inländischem Material, sowie die Sicherung einer sachgemäßen Durchführung. Die finanziellen Dispositionen werden sich zum weitaus größten Teil auf dem Giralwege durchführen lassen, während für den Rest eine im gesunden Verhältnis zu den geschaffenen Dauerwerten stehende Vermehrung des Notenumlaufes gerechtfertigt ist. Es ließe sich hier an eine Scheck-Giro-Bank denken, die alle Überweisungen in dem geschlossenen Kreise der an den Krediten Beteiligten durchführt. Dieses würde praktisch die Schaffung einer Art inländischen Hilfgeldes für bestimmte und fest begrenzte Investitionsaufgaben bedeuten, dessen Einsatz mit der gebotenen Vorsicht erfolgen müßte. Stenersen erkennt weder grundsätzliche Bedenken noch technische Schwierigkeiten als berechtigt an. Er sieht natürlich auch die Gefahren, die mit einer verantwortungslosen Handhabung verbunden sind. Hier müssen Sicherungen geschaffen werden. Der Mensch darf aber nicht auf technische Möglichkeiten verzichten, weil mit ihrer Anwendung Gefahren verbunden sind. Die menschliche Aufgabe ist nicht, sich gegen den technischen Fortschritt abzuriegeln, sondern ihn geistig zu bewältigen. Es wird nötig sein, den Einsatz solcher zusätzlichen Kreditmittel auf Aufgaben der öffentlichen Wirtschaft wie Verkehrswesen, Energiewirtschaft und Wohnungs- und Siedlungsbau, Schulen, Krankenhäuser usw. zu beschränken. Leider ist die Organisation der europäischen Wirtschaft noch nicht so weit fortgeschritten, daß Energiewirtschaft, Verkehrswesen, Kohlenproduktion, Schwer-, Bau- und Export-Industrie nach europäischen Gesichtspunkten geführt werden. Wir müssen anstreben, daß die Kapitalinvestitionen auf diesen Ebenen in Zukunft europäisch bestimmt werden, damit Fehlinvestitionen vermieden werden.

Dagegen muß der Sektor der privaten Wirtschaft bei seiner Kreditbeschaffung unabhängig vom Staate bleiben, weil sonst die Aufhebung einer gesunden Konkurrenz, die Einschränkung der notwendigen freien Initiative, unsachgemäße Auswahl der Kreditnehmer und schwere Korruptionerscheinungen die Folge wären.

Ich habe die Ansichten des Herrn Stenersen, soweit dieses im Rahmen eines Berichtes überhaupt möglich ist, so ausführlich wieder-

gegeben, weil sie von einem Manne stammen, der sich mit diesen Fragen nicht nur in der Theorie, sondern in einer jahrzehntelangen praktischen und erfolgreichen Tätigkeit befaßt hat.

Geld und Kredit haben der Wirtschaft gegenüber eine dienende Funktion. Wenn die Gefahr bestehen sollte, daß dogmatisch-traditionelle Auffassungen die Wirtschaft erstarren lassen, müssen neue Wege gefunden werden. Stenersen ist der Auffassung, daß eine solche Erstarrung jetzt eingetreten ist. Wenn ein Mann seiner Erfahrung und seines geistigen Formates eine derart scharfe Kritik auf einem Gebiet von so entscheidender Bedeutung ausspricht, scheint es mir nötig zu sein, daß die Vertreter gegenteiliger Ansichten sich hierzu äußern. Stenersen wird sicher bereit sein, die Diskussion mit seinen Kritikern aufzunehmen.

Zu dieser Wirtschaftspolitik

Eine unangenehme Seite der amerikanischen Ideologie der Freiwirtschaft — sowie der russischen Ideologie des Kommunismus — ist bestimmt, daß sie ein gesellschaftliches Schema als Allheilmittel für alle nur denkbaren sozialen Mißstände in sämtlichen bekannten sozialen Strukturen bereithält. Aber dies Schema wird den Tatsachen des wirklichen Lebens nicht gerecht. Im wirklichen Leben ist jedes Gesellschaftssystem, das man unmittelbar beobachten oder von dem man sich aus Berichten ein Bild machen kann, ein gemischtes System, das zwischen den beiden theoretischen Extremen des unverfälschten Sozialismus und der uneingeschränkten Freiwirtschaft irgendwo in der Mitte liegt. Aufgabe des Staatsmannes ist es, auf der Tonleiter jene Note anzuschlagen, die mit den besonderen sozialen Gegebenheiten seiner Zeit und seines Landes harmoniert, die richtige Mischung zwischen Freiwirtschaft und Sozialismus zu finden, um mit seinem Staatsgefährd die jeweilige Steigung, auf der es sich gerade befindet, zu bewältigen. Was der Welt heute vor allem Not tut, ist, die Streitfrage „Freiwirtschaft oder Sozialismus“ ihres ideologischen Gewandes zu entkleiden und sie nicht als eine Sache halbreligiösen Glaubens und des Fanatismus zu behandeln, sondern als eine Sache des Menschenverstandes, als eine praktische Frage der Bewährung und des Irrtums, mehr oder weniger auch der jeweiligen Mißstände und der Anpassung. Aus Arnold J. Toynbee „Kultur am Scheidewege“ S. 156 (Zürich 1949, Europa Verlag).

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

JAKOB BURCKHARDT

Weltgeschichtliche Betrachtungen

Und nun ist das Böse auf Erden allerdings ein Teil der großen weltgeschichtlichen Ökonomie: es ist die Gewalt, das Recht des Stärkeren über den Schwächeren, vorgebildet schon in demjenigen Kampf ums Dasein, welcher die ganze Natur, Tierwelt wie Pflanzenwelt, erfüllt, weitergeführt in der Menschheit durch Mord und Raub in den früheren Zeiten, durch Verdrängung resp. Vertilgung oder Knechtung schwächerer Rassen, schwächerer Völker innerhalb derselben Rasse, schwächerer Staatenbildungen, schwächerer gesellschaftlicher Schichten innerhalb desselben Staates und Volkes.

Der Stärkere ist als solcher noch lange nicht der Bessere. Auch in der Pflanzenwelt ist ein Vordringen des Gemeineren und Frecheren hie und da erweisbar. In der Geschichte aber bildet das Unterliegen des Edlen, weil es in der Minorität ist, besonders für solche Zeiten eine große Gefahr, da eine sehr allgemeine Kultur herrscht, welche sich alle Rechte der Majorität beilegt. Und nun waren alle diese unterlegenen Kräfte vielleicht edler und besser, allein die Sieger, obwohl nur von Herrschsucht vorwärtsgetrieben, führen eine Zukunft herbei, von welcher sie selbst noch keine Ahnung haben. Nur in der Dispensation der Staaten vom allgemeinen Moralgesetz, bei fortwährender Geltung desselben für den einzelnen, blickt etwas wie eine Ahnung durch.

Das größte Beispiel bietet das Römische Weltreich, begonnen mit den entsetzlichsten Mitteln bald nach Erlöschen des Kampfes zwischen Patriziern und Plebejern in Gestalt der Samniterkriege, vollendet durch Unterwerfung von Orient und Okzident mit unermeßlichen Strömen von Blut.

Hier erkennen wir im großen einen wenigstens für uns recht scheinbaren weltgeschichtlichen Zweck: die Schöpfung einer gemeinsamen Weltkultur, wodurch auch die Verbreitung einer neuen Weltreligion

möglich wurde, beides überlieferbar auf die barbarischen Germanen der Völkerwanderung als künftiger Zusammenhalt eines neuen Europas.

Allein daraus, daß aus Bösem Gutes, aus Unglück relatives Glück geworden ist, folgt noch gar nicht, daß Böses und Unglück nicht anfänglich waren, was sie waren. Jede gelungene Gewalttat war böse und ein Unglück und allermindestens ein gefährliches Beispiel. Wenn sie aber Macht begründete, so kam in der Folge die Menschheit heran mit ihrem unermüdlichen Streben, bloße Macht in Ordnung und Gesetzlichkeit umzuwandeln, sie brachte ihre heilen Kräfte herbei und nahm den Gewaltzustand in die Kur.

Und das Böse herrscht bisweilen lange als Böses auf Erden, nicht bloß bei Fatimiden und Assassinen. Der Fürst dieser Welt ist laut der christlichen Lehre Satan. Nichts Unchristlicheres, als der Tugend eine dauernde Herrschaft, einen materiellen Gotteslohn auf Erden zu versprechen, wie die Kirchenschriftsteller den christlichen Kaisern versprachen. Es wäre ein unerträglicher Anblick, wenn infolge konsequenter Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen hienieden die Bösen sich alle aus Zweckmäßigkeit anfangen gut aufzuführen; denn unvermeidlich vorhanden und innerlich böse wären sie ja doch. Man könnte in die Stimmung kommen, den Himmel wieder um einige Strafflosigkeit der Bösen auf Erden zu bitten, nur damit dieselben wenigstens ihre wahren Züge wieder an den Tag legten. Es ist schon so Verstellung genug in der Welt.

Mahatma Gandhi

Zum Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung Indiens

Am 26. Januar wurde in Delhi feierlich die unabhängige Indische Republik ausgerufen. Dieses Reich von 330 Millionen Einwohnern, beinahe ein eigener Erdteil, hätte niemals seine Unabhängigkeit erlangt ohne das Wirken eines einzigen Mannes, der vor zwei Jahren den Tod erlitt: Mahatma Gandhi.

Wer war Gandhi? Sein Leben stand in dem grellen Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit wie kaum jemals das Leben eines anderen Menschen auf der Erde. „Gandhi, die Brillenschlange“, „Gandhi, der schlaue Advokat“, „Gandhi und seine Ziege“ ... Ich erinnere mich an so viele boshafte Karikaturen und gehässige Worte. Aber auch andere Aussprüche kommen mir in den Sinn: „Wir leben nicht nur im Zeitalter der Atombombe, wir leben im Zeitalter Gandhis.“ Ein Politiker sprach die folgenden Worte aus: „Als Mahatma Gandhi ermordet wurde, da ist nicht nur das Herz Indiens, sondern das Herz der ganzen Welt einen Augenblick lang still gestanden.“ Wer war Gandhi?

Der Name Mohandas Karamchand Gandhi bedeutet Diener Gottes (Krishnas). Er war ein gut verdienender europäischer Rechtsanwalt in Jackett und mit hohem Stehkragen und den wohlgebügelten Hosen eines englischen Gentleman, als er einmal in der ersten Wagenklasse berufshalber in Südafrika reiste. Unterwegs ward er irgendwo von einigen rassefanatischen weißen Fahrgästen als Farbiger beschimpft und aus dem Wagenabteil verwiesen, obwohl er doch rechtmäßig darin saß und eine Fahrkarte erster Klasse bezahlt hatte. Als er sich dem Befehl der weißen Herren nicht fügte, ward er von den Hohnlachenden brutal aus dem Zug hinausgeworfen, der mit seinem Gepäck ins Dunkel davonfuhr. Die ganze Nacht saß er nun allein in dem finsternen, kalten Wartesaal der kleinen südafrikanischen Station und sann nach und durchforschte alle verborgenen Winkel seiner Seele und beschloß, von nun an, sein ganzes Leben lang, sich den vielen Millionen der Erniedrigten und Hungernden seines unterdrückten Volkes zuzugesellen und ihnen zu helfen.

Dieses Ereignis, welches das Herz des jungen Gandhi aufbrach, war der Probierstein in seinem Leben. Die meisten anderen hätten nichts als Haß und Rachsucht aus dieser ungerechten Demütigung gesogen. Er lernte Demut daraus. Es war keine Demut der Feigheit, denn seine Seele war voll unbändigem Mut und schwellender Kraft, es war echte Demut. Dieses Wort bedeutet im Deutschen ja „Diene-Mut“, Mut zum Dienen. Gandhi selbst sagt: „Solange ein Mensch nicht aus freiem Willen sich für den Geringsten unter seinen Mitmenschen ansieht, gibt es keine Erlösung für ihn. Gewaltlosigkeit (ahimsa) ist die äußerste Steigerung der Demut.“ In Gandhi loderte damals, als man ihm ins Gesicht schlug, Liebe auf, Liebe zu den Freunden und Liebe zu den Feinden. Er machte die verblüffende Erfahrung, daß die innerste Natur jedes Herzens, auch des noch so verhärteten Herzens, ein Tropfen göttlicher Liebe ist. Mit Entzücken fand er später seine innerste Erfahrung in den heiligen Schriften seines Volkes bestätigt. An diese tief eingekerkerte Liebe im Herzen aller Menschen, bei Freunden und Gegnern, appellierte er von nun an sein ganzes Leben lang in seinem politischen Kampf.

Um das wahre Wesen Gandhis zu erahnen, muß man sehr behutsam an die Geschichte seines Lebens herangehen. Ich will heute nicht von den äußeren großen Taten und Ereignissen dieses langen Lebens sprechen: wie er, ein einzelner waffenloser Mensch ohne Gewaltanwendung Indien befreite, wie er die alten Kastengesetze niederbrach und den vielen Millionen der Kastenlosen in Indien die Menschenwürde und die Menschenrechte errang. Das und noch viel mehr steht bereits in den Büchern der Weltgeschichte verzeichnet. Ich will nur eine Frage stellen, die zumeist übersehen wird: Woher nahm er die Kraft zu seinen unerhörten weltpolitischen Erfolgen? Die Antwort ist bestürzend für manchen modernen Europäer. Aber wenn man Gandhis Selbstbiographie „Meine Versuche mit der Wahrheit“ liest, so erkennt man: dieser größte Realpolitiker unserer Zeit empfing alle seine Kraft aus seiner immer tieferen und lebendigeren Verbindung mit Gott, aus seinem Gebet, aus Meditation, aus Schweigen, aus Fasten, aus seinem Singen des Gottesnamens. Aus diesen mächtigen Quellen strömte die Kraft seiner alle Widerstände schmelzenden Liebe, die stärker war als alle modernen Waffen und Kerkermauern.

Es war vor etwa fünfzig Jahren in Südafrika, als der junge Gandhi seine politische Laufbahn begann, seinen gewaltlosen Kampf für die Wahrheit und sein unterdrücktes Volk. Er war das erstemal ins Gefängnis geworfen worden, in die Abteilung für Neger. Noch als Häftling war er jedoch zu General Smuts berufen worden, und die beiden Männer hatten Frieden geschlossen. Als Gandhi nachher in einer aufgeregten Versammlung der Inder öffentlich über die Abmachung berichtete, die damals ja nur ein Kompromiß sein konnte,

da schlug ihm ein indischer Landsmann, ein Mohammedaner, der den Verdacht hegte, Gandhi hätte sich bestechen lassen, von hinten mit der Faust auf den Schädel, so daß Gandhi blutüberströmt ohnmächtig zusammensank. Aber zu Boden stürzend hatte er noch die Kraft, den Namen Gottes auszusprechen, jenen göttlichen Namen, der ihm von Kindheit her vertraut war. Er rief: „Ram! Ram!“ Und als er wieder zu Bewußtsein gekommen war, sprach Gandhi den Wunsch aus, das von ihm eben vergossene Blut solle zu einem Mörtel werden, der die mohammedanischen Inder und die Hindus verbinden und nicht trennen möge.

Dieses spielte sich am Beginn seines viele Jahrzehnte dauernden politischen Strebens ab. Am letzten Tag seines Lebens begab sich eine ähnliche Szene. Gandhis geliebtes Heimatland hatte durch seine eigenen unablässigen Bemühungen endlich die Unabhängigkeit erlangt, aber zu seinem bittersten Schmerz hatte er die Teilung Indiens nicht verhindern können. In Delhi war das Volk mit Gandhi, wie ungezählte Male vorher, zum gemeinsamen Gebet versammelt. Da drängte sich ein Mann an ihn heran. Diesmal war es ein Hindu, ein Brahmane, der den Verdacht hatte, der Mahatma habe die Hindus verraten. Er drängte sich durch die zum Gebet vereinigte Volksmasse zu dem Greise hin und schoß ihm vier Kugeln in den Unterleib. Während Gandhi sterbend zusammensank und sein Blut den Boden überströmte, brachte er noch die Kraft auf, in betender Gebärde die Hände zu falten und, dem Mörder zugewendet, den geliebten Gottesnamen auszurufen: „Ram! Ram!“ Mahatma Gandhis inneres Leben pulsierte im Singen des Gottesnamens und wurde davon gespeist und bekam daher seine Kraft.

„Meine Versuche mit der Wahrheit“ nennt er bezeichnenderweise sein eigenes Leben. Aber Wahrheit ist für ihn kein abstrakter Begriff, Wahrheit, mit Liebe erfüllte Wahrheit, weiß er als die Essenz Gottes — aber auch als die Essenz der eigenen Seele, ja jeder Menschenseele. „Was ich gewinnen will — wonach ich gestrebt und wofür ich gelitten habe, um es zu gewinnen, in diesen vielen Jahren“, so schreibt er wörtlich, „das ist, eine höhere Entwicklung zu erlangen, das ist, um Gott zu schauen von Angesicht zu Angesicht. Alles, was ich spreche und worüber ich schreibe und alles, was ich tue in dem politischen Bereich, das alles strebt dem gleichen Ziele zu. — Aber da ich immerdar überzeugt war, was für einen möglich ist, das ist für alle möglich, sind meine Versuche mit der Wahrheit nicht im Verborgenen vor sich gegangen, sondern öffentlich.“ Er fügt hinzu: „Jener, der Gottes Freund sein will, muß entweder ganz einsam sein oder sich die ganze Welt zum Freunde machen.“

Gandhi selbst wählte entschlossen das Letztere. Er, der sich so sehr nach Einsamkeit sehnte und heimlich voll Glück war, wenn man ihn

ins Gefängnis abführte, weil er dort hinter den geschlossenen Kerker-türen ungestört meditieren konnte, lebte doch mehr als fünfzig Jahre mitten im Lärm und Staub und Streit der Welt, immer von einer Menschenmenge umgeben, nicht nur von Mitarbeitern und Freunden, sondern auch von Gegnern, sogar von Gegnern im eigenen Lager, und von Polizeireportern und Spitzeln und Spionen. Und er lebte doch in der brennenden Welt der Politik heiter und lächelnd, als wäre er ein Einsiedler in einem Wald. Aber aus jeder noch so bitteren menschlichen Enttäuschung, nach jedem Rückschlag, der sein ganzes Werk zu vernichten schien, ging er in ein heiliges Schweigen und tauchte erquickt und strahlend, wie neugeboren daraus empor und begann unermüdlich und zuversichtlich von neuem. Und er mühte sich, den Menschen noch besser zu dienen.

„Wenn ich nun an der Politik teilzunehmen scheine“, sagte er einmal, „so geschieht es nur deshalb, weil die Politik uns heute umklammert wie die Schlange das Opfer: Man kann sich nicht davon befreien, was man auch tue. Ich will darum mit der Schlange kämpfen... Ich will versuchen, die Politik mit dem Geist der Religion zu durchtränken.“

Wohl niemals hat auch der Führer einer politischen Millionenpartei derartiges von seinen Gefolgsleuten verlangt wie er. Wonach er selbst strebte und was er die Seinen lehrte, war vor allem: Furchtlosigkeit. Aber er meinte nicht Furchtlosigkeit des Trotzes, er meinte eine Furchtlosigkeit, die aus einer immer engeren Verbindung mit Gott stammt. Alles, was er von seinen Mitarbeitern noch forderte: strengste Wahrheit, Gewaltlosigkeit, Zügelung des Geschlechtstrieb, völlig frei sein vom Trieb, einen anderen übervorteilen zu wollen... dies alles, meinte er, könne nur mit Hilfe von Furchtlosigkeit durchgeführt werden. — Es war nicht ganz leicht, sein Mitarbeiter zu sein, sein Arbeitstempo durchzuhalten, seinem beweglichen Denken zu folgen. Einem Sekretär Gandhis, der den Mahatma sehr liebte und der für ihn in den Tod gegangen ist, entfuhr einmal der Stoßseufzer: „Mit einem Heiligen im Himmel zu leben, das ist Freude und Glorie, aber mit einem Heiligen auf der Erde zu leben — das ist eine andere Historie.“

In seiner Selbstbiographie spricht er scherzend von den Namen, die man ihm während seines langen Lebens gegeben hat. Er sagt: ihn mit Gandhi anzureden, das war nicht gebräuchlich. Er fügt hinzu: glücklicherweise ist es auch niemals jemandem eingefallen, ihn Sahib, Herr, zu nennen. Freudig verweilt er dabei, daß man ihn lange Bhai genannt hat, das heißt: Bruder. Und dann spricht er nicht ohne Unbehagen, mit Beschämung und Demut von dem Beinamen, der ihm von dem Volk gegeben wurde: Mahatma. Das einfältige Volk hat

tief aus seinem Herzen heraus den rechten Namen gewählt. Mahatma heißt: der große Atma, die große Seele.

Wer errahnen will, was dieser Name bedeutet, muß sich in ein uraltes indisches Dichtwerk vertiefen, das Gandhi mehr liebte als alle anderen Bücher in der Welt, das zu den wenigen Habseligkeiten gehörte, von denen er sich niemals trennte und das er immer sorgsam mit sich nahm, wenn man ihn ins Gefängnis abführte. Das ist die Bhagavadgita oder Der Gesang Gottes. Es ist ein Lied über die Herrlichkeit der Menschenseele, die, wenn auch verhüllt, doch ewiglich zu Gott gehört, aus Gott kommt und wieder zu Gott zurückkehrt, unvergänglich, ewig, unzerstörbar. Aus dem Erfahren, daß das innerste Wesen jedes Menschen im tiefsten verborgenen Grund unverlierbar Licht und Wonne der Liebe ist, hat Gandhi die ganze Menschheit als eine Gemeinschaft ewiger Seelen angesehen. Und an das verborgene Licht und die Liebe in jedem noch so verkrampften Herzen hat er fortan bei Freunden und Feinden appelliert, und daraus versuchte er, alles Leben um sich zu formen. Das Erfahren des Lichtes im Herzen war auch das, was Gandhi in den letzten Jahren immer mehr mit der Gemeinschaft der Freunde Gottes und der Menschen, mit den Quäkern, verband.

Unsentimental, barsch, fast wie ein Materialist, redet der Realpolitiker Gandhi noch im Jahre 1921 von Gott: „Wenn die Menschen, die um mich sind, aus Mangel an Nahrung sterben, so ist mir nur eine Beschäftigung gestattet: die Hungernden zu ernähren... Indien ist ein Haus in Flammen... Indien stirbt vor Hunger, weil es keine Beschäftigung hat, sein Brot zu verdienen... Indien wird mit jedem Tag erschöpfter. In seinen Gliedern fließt fast kein Blut mehr. Wenn wir nicht darauf achten, geht es zugrunde. Einem ausgehungerten, arbeitslosen Volk darf Gott nur in einer Form zu erscheinen wagen: in der Form von Arbeit und Lohn, welches Nahrung bedeutet.“

Fünfundzwanzig Jahre später, im Jahre 1946, als ich selbst vor Gandhi stand, wurde mir offenbar, daß Gandhi das Recht gehabt hatte, einstmals diese harten Worte zu sprechen, weil ja wirklich in allem und jedem, scheinbar noch so Irdischem, auch in Arbeit und Lohn und Brot, sich ihm Gott offenbarte.

Es war in Bombay, da ich Gandhi sah, in einem häßlichen Fabrikviertel, auf einem weiten Platz, von schmutzigroten Rohziegelmauern umgeben. Da stand ich eingekellt in eine enggedrängte Menschenmenge, zwischen vierzigtausend oder fünfzigtausend Kastenlosen, denen Gandhi die Menschenwürde wiedergegeben hatte. Die Männer und Weiber hoben ihre kleinen Kinder auf den Armen hoch empor, daß diese doch einmal in ihrem Leben den Mahatma sehen sollten. Gandhi, der magere alte Mann, saß vor uns auf einer Estrade, müde in einem Lehnstuhl, die Hände im Schoß gefaltet, die Augen ge-

schlossen. Es war, als ob er meditieren würde. Aber dann scholl eine Stimme, durch Lautsprecher verstärkt, mächtig und rhythmisch über den weiten Platz zu den lauschenden Menschen. Es war die erste Strophe der Isha-Upanishad, mit welcher seit Jahrtausenden der Unterricht in dem frostvollen wunderbaren Wissen der Upanishaden beginnt, das seit Jahrtausenden den Unberührbaren, den Kastenlosen vorenthalten war.

„Isha vasyam sarvam idam
yat kincha jagatyam jagat...“

Das heißt: „Von Gott, von dem göttlichen Weltenherrscher möge diese ganze Welt umhüllt werden.“ Aber die uralte Sanskritsprache ist so knapp, jedes Wort so getränkt von vielfacher Bedeutung, daß man den Sinn der kurzen Zeilen nicht so rasch wiedergeben kann. Sie bedeuten auch: „Von Gott möge dieses ganze Weltall und jedes Wesen darin umkleidet sein, durchdrungen sein, bewohnt sein, durchduftet sein. Von Gott i s t dieses ganze Weltall und jedes Wesen darin umhüllt und durchdrungen.“

Mächtig schlug die bisher verborgene Kunde an die zitternden Herzen der bis vor kurzem aus der Gemeinschaft der Hindus ausgestoßenen Parias, denen Gandhi den neuen Namen Harijanas, das heißt Gottesmenschen, gegeben hatte. Dann sangen sie alle gemeinsam, vierzigtausend oder fünfzigtausend Menschen sangen, und ich sang mit ihnen.

Nun sind schon zwei Jahre vergangen, seit der fast achtzigjährige Greis Gandhi am Beginn eines ähnlichen öffentlichen Gebetes in der großen Stadt Delhi niedergeschossen wurde und daß Gandhis geliebter Schüler Pandit Nehru, der Ministerpräsident von Indien, sich genötigt sah, weinend der entsetzten Volksmenge mitzuteilen, „Bapu ist tot“. Bapu heißt Vater. „Der Vater ist tot.“

Aber die unvorstellbare Macht, der Magnetismus, den Mahatma Gandhi zu seinen Lebzeiten auf die Herzen der Menschen ausübte, ist nicht geringer geworden dadurch, daß er starb. Seine Macht ist gewachsen. „Unzerstörbar ist der Atma, unvergänglich, ewig“ singt die Bhagavadgita. Diesen Atma kann man nicht töten, das Feuer brennt ihn nicht, das Schwert schneidet ihn nicht, Schüsse durchbohren ihn nicht, Atombomben zersprengen ihn nicht.

Der Atma Gandhis lebt. Und aus ihm strömt Zuversicht, Frieden und Liebe in unsere von dumpfem Schlaf umhüllte, von vielen Knoten umschnürte, ewige Menschenseele und in unser finsternes Zeitalter herein.

Als Gandhis Asche ins Wasser gestreut wurde, dort wo sich Indiens heilige Ströme Ganges, Yamuna und Sarasvati vereinigen und Mil-

lionen Menschen sich des Schluchzens nicht enthalten konnten, da wurde eine uralte Hymne gesungen:

„Oh du Atma, du große Seele, möge die Sonne und die Luft und das Feuer dir heilbringend sein. Deine Angehörigen auf der Erde klagen nicht um dich. Denn sie wissen, daß du zu den strahlenden Reichen der Gesegneten gegangen bist. Mögen die Wasser aller Ströme und Meere dir hilfreich sein und dir dienen, dir und deinen guten Taten für das Heil aller Wesen. Möge der Raum in allen Welt-richtungen dir geöffnet sein für das Weiterwirken deiner guten Taten.“

Mit vielen Namen hat man Gandhi benannt. Bhai, Bruder, Mahatma, große Seele. Mit einem neuen Namen beginnen ihn nun immer mehr die Menschen in Indien zu nennen: Bapu, das heißt: Vater!

Bildnis eines Europäers: Robert Schuman

Mit einer gewissen Leichtfertigkeit spricht man heute von „Europa“, so, als ob es wirklich existiere. Dabei muß man sich klar-machen, daß das Europa, das es vor vielen hundert Jahren wirklich einmal als Einheit gegeben hat, heute durch Grenzen, Zölle, Paß-schwierigkeiten und vieles andere in unzählige Kleingebilde — Nationen genannt — aufgeteilt ist, die ihren Egoismus dadurch ver-bergen wollen, daß sie gerne von den Tugenden sprechen, die sie nicht haben; also von der Großzügigkeit, der Aufgeschlossenheit, der Toleranz und dem Willen, sich mit allen anderen Gutgesinnten zu einen. Der rumänische Schriftsteller Virgil Gheorgiu schrieb unlängst in seinem Buch „Die 25. Stunde“: „Europa besteht nicht mehr. Wenn wir der Wahrheit ins Gesicht sehen, dann ist Europa heute nichts anderes als ein durch den Krieg zerstörtes und zwischen zwei Großmächten — Amerika und Rußland — aufgeteiltes Gelände.“

Auf den ersten Blick ist diese Feststellung kaum zu widerlegen. Aber das, was das Europäische ausmacht, liegt viel tiefer. Europa als Idee ist noch nicht ganz tot. Wo es noch einen Hauch von Freiheit für eine Kritik gibt, wo ein individuelles Dasein und Denken noch möglich ist, wo Menschen noch lachen, weinen, singen oder schreien dürfen, wann und wie sie wollen, überall da lebt noch ein Rest Europas. Überall dort also, wo es noch keinen Einheitsanzug, keine Einheitsmeinung, keine Einheitsphysiognomie und als Konsequenz dieser Dinge noch kein standardisiertes Konzentrationslager gibt.

Wen aber darf man einen Europäer nennen? Nicht einfach jenen, dessen Gedankengut einer Verbindung der Antike und des Christen-tums entspricht, sondern es kommt noch etwas Wesentliches hinzu: der Europäer muß bereit sein, die Folgerungen aus diesem Gedanken-gut zu ziehen, als deren wichtigste man wohl die Toleranz nennen darf. Dabei bedeutet Toleranz nicht etwa, seinen eigenen Standpunkt aufzugeben, nein, im Gegenteil: Voraussetzung für sie ist ein Seiner-selbstsichersein. Er erfordert die Kühnheit, den Geist über die Materie zu stellen, den Menschen über den Staat und Europa über die Nation.

Zu den wenigen Menschen, die man in diese verständlicherweise sehr dünne Schicht von Europäern rechnen darf, gehört Robert Schuman, der derzeitige Außenminister Frankreichs. Nun ist wenig über einen Menschen gesagt, wenn man seine Lebensdaten aufzählt, die nur äußere Stationen seines Seins bedeuten. Wir wissen, daß Robert Schuman Lothringer ist und in der deutschen Armee des ersten Weltkrieges gedient hat. Manche sind geneigt, ihm deshalb ein germanophiles Prädikat zu verleihen. Die das tun, übersehen die psychologische Erfahrung, daß sich aus einer derartigen Aszendenz eher eine deutschfeindliche Einstellung ergibt, wobei ich nur an Schumans Landsmann Henri Poincaré zu erinnern brauche.

Der Vater Robert Schumans übersiedelte aus Opposition gegen die Annexion Lothringens durch das Deutsche Kaiserreich 1871 nach Luxemburg. Dort wurde sein Sohn Robert am 29. Juni 1886 geboren, der aber als Kind bald wieder in seine Heimat nach Metz zurückkehrte und dementsprechend bis zu seinem 33. Lebensjahr die deutsche Staatsangehörigkeit besaß. Seine juristischen Studien absolvierte er an den Universitäten von München, Bonn, Berlin und Straßburg. Er hat also, wie wenige Lothringer, die Gelegenheit gesucht, alles Deutsche ganz in sich aufzunehmen, um es richtig erkennen zu können, obwohl sein Herz, aber auch sein Verstand weder französisch noch deutsch, sondern in einem weiteren Sinne ganz einfach lateinisch abgestimmt waren.

1919 entsandte ihn das Mosel-Departement als Abgeordneten in die Französische Kammer. 1928 wurde er dort zum Vorsitzenden der Elsaß-Lothringen-Kommission gewählt. Er zählte zu den Stillen im Lande und mied das Jupiterlicht der Öffentlichkeit. Aber die Fähigkeit und den Wirklichkeitssinn des Advokaten und seiner lothringischen Bauern-Vorväter setzte er unablässig für das Verständnis der Probleme der Grenzlandbevölkerung ein. In der breiteren Öffentlichkeit wurde sein Name erst am 22. März 1940 bekannt, als Ministerpräsident Reynaud ihn zum Unterstaatssekretär für das Flüchtlingswesen ernannte — ein Posten, den er auch noch in der Vichy-Regierung beibehielt, bis diese sich in das Fahrwasser der Kollaboration begab. Er kehrte nach Metz zurück, wurde bald von der Gestapo verhaftet, die ihn 7 Monate in ihren Kerkern in Metz einsperrte, um ihn dann nach Neustadt a. d. Haardt zu verbringen. Von dort aus gelang dem zähen Lothringer die Flucht, und es war selbstverständlich, daß sein Weg ihn in die französische Widerstandsbewegung führte. Er gehört zu den Mitbegründern des „Mouvement Republicain Populaire“ (MRP), also der neuen großen katholischen Volkspartei Frankreichs, und er wurde 1945, wie auch bei den Neuwahlen 1946 vom Mosel-Departement wieder in die Französische Nationalversammlung entsandt.

Aber erst in der vierten französischen Regierung der Nachkriegszeit erscheint sein Name auf der Ministerliste, und zwar als Finanzminister. Den gleichen Posten erhielt er wieder in der 6., 7. und 8. Nachkriegsregierung. Aber schon in der 9. Regierung trat er als Ministerpräsident Frankreichs hervor, und in der 10. Regierung, die am 26. Juli 1948 gebildet wurde, übernahm er zum erstenmal die Leitung des Quai d'Orsay. Diese Regierung hatte nur eine Lebensdauer von vier Wochen, während die nächste, die Schuman wieder als Ministerpräsident führte, nur drei Tage lebte. In jener Regierung aber, die den Nachkriegsrekord der Lebensdauer in Frankreich hält, also in der des Landarztes Dr. Queuille, war Robert Schuman ein gutes Jahr lang Außenminister, und gerade in dieser Zeit hat er der französischen Außenpolitik derart seinen Stempel aufzudrücken vermocht, daß auch Georges Bidault ihn als Herrn im Quai d'Orsay belassen mußte.

Robert Schuman besitzt nicht die französische Beredsamkeit, die in aller Welt so bewundert wird, und er pflegt sich auch nicht der Worte zu bedienen, um seine Gedanken zu verbergen. Es fehlen ihm die faszinierenden Bilder und der Schmelz der Stimme, wie sie ein Aristide Briand besaß. Nein, Schuman ist bestimmt, knapp, und er sagt mit leiser, durchaus verbindlicher Stimme nur das Notwendigste. Er ist ein überzeugter Humanist, den Menschen zugewandt, ein Mann, der den Krieg als Überbleibsel der tierischen Vergangenheit des Menschen verabscheut und folgerichtig als menschenunwürdig betrachtet.

Es ist ein Zeichen seiner inneren Stärke und großen Überlegenheit, daß er niemals von den Leiden spricht, die ihm die deutsche Gestapo angetan hat, und erst recht nicht von seiner Flucht, die doch mehr als die Möglichkeit, fast schon die Wahrscheinlichkeit, seines Todes enthielt.

Nicht nur in Frankreich, auch bei uns glauben viele, daß Robert Schumans Deutschland-Politik aus seinem inneren Verständnis für Deutschland geboren wurde. Das ist aber keineswegs der Fall. Er kennt das wichtigste Wort, das vielleicht jemals in der ganzen französischen Geistesgeschichte formuliert worden ist und das von Blaise Pascal stammt: „Das Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht begreift.“ Daraus folgert er, daß weder das Herz allein noch der Verstand allein arbeiten dürfen. Vor allem aber, daß auf dem Gebiet der Außenpolitik Gefühle keinen Raum haben — wobei man das Herz nicht mit dem Gefühl verwechseln darf — und man, ohne jede Verbitterung und Leidenschaft, nüchtern an sie herangehen muß. Und in dieser Hinsicht ist seine Deutschland-Politik lediglich eine Folge seiner Europa-Politik.

Als großer Europäer weiß er, daß Europa geformt werden muß, um

das Europäische am Leben zu erhalten. Er sieht das Spannungsfeld zwischen den Atombomben-Kontinenten USA und UdSSR. Er weiß, daß sich — materiell gesehen, die europäischen Nationen darin wie eine Winzigkeit ausnehmen. Aber da er kein rückwärts gerichteter, sondern ein vorwärts gerichteter Geist ist, hat er erkannt, daß diese Winzigkeit nicht mehr mit militärischen Mitteln verteidigt werden kann. Eine ausgeglichene Wirtschaft und eine möglichst weitgehende Entspannung der sozialen Lage der breiten Schichten sind dazu viel wesentlicher. Die hohen Ausgaben Frankreichs für seine militärischen Einrichtungen — Ausgaben, die weitgehend mit daran schuld sind, daß die wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten nicht so sind, wie sie sein müßten — bedrücken ihn in der tiefen Erkenntnis des nur relativen Wertes militärischer Möglichkeiten in Europa sehr. Im Ernstfall würde ja selbst das vereinigte industrielle Rüstungspotential aller europäischen Nationen niemals in der Lage sein, einem der großen Atombomben-Kontinente ernsthaften Widerstand entgegensetzen zu können. Diese Erkenntnis aber erleichtert ihm, ganz abgesehen von dem eingefleischten und durchaus verständlichen Unsicherheitsgefühl des französischen Volkes gegenüber Deutschland, seine Stellungnahme gegen jede Remilitarisierung der Bundesrepublik. Er sieht deutlich, daß auch der schwächste Ansatz einer Remilitarisierung unseres Landes eine Provokation Sowjetrußlands wäre, die das Schlimmste, was für den europäischen Raum nur denkbar ist, zwangsläufig auslösen müßte: den neuen Weltkrieg, dessen Ausgang — wie er auch immer sein möge — jedenfalls das sichere Ende der europäischen Völker bringen würde. Dabei spürt der französische Außenminister deutlicher als irgendein deutscher Politiker die Vorteile, die in der Nichtbelastung Deutschlands mit militärischen Aufwendungen liegen. Insofern sind sogar die Früchte des Besiegteins greifbarer als die des Siegerseins...

So konnte Robert Schuman am 10. Oktober 1949 in Metz sagen: „Man muß zwischen einer Politik der Maginotlinie und einer europäischen Politik wählen“, und er fügte hinzu: „Europas Frieden und Sicherheit bestehen entweder als einheitliches Ganzes oder sie werden nicht bestehen.“ Damit aber anerkennt er zwangsläufig, daß Deutschland und Frankreich zusammengehen müssen — oder daß beide unwiderruflich untergehen werden.

Es ist also lediglich folgerichtig, daß Robert Schuman einer der eifrigsten Vorkämpfer für den Europa-Rat und die Aufnahme Deutschlands in diesen Rat geworden ist. Seine Außenpolitik hat zur Überwindung der Auffassung vieler Menschen aller Nationen beigetragen, wonach Deutschland ein gefährlicher Fremdkörper wäre, gegen den sich Europa zur Wehr setzen müsse. Doch als europäischer Außenpolitiker hat er sich nicht mit dieser Feststellung begnügt, son-

dern er hat auf dem letzten Jahreskongreß seiner Partei nicht mehr und nicht weniger gefordert, als daß Frankreich Deutschland ein wahres Gefühl der Sicherheit geben müsse: „Unser Nachbar darf heute nicht auf den Gedanken kommen, Frankreich rüste, um eines Tages Deutschland niederzuschlagen.“ Daß er umgekehrt alle Garantien herzustellen bemüht ist, die dem französischen Volk vor Deutschland ein Sicherheitsgefühl verleihen, ist selbstverständlich, und es darf als ein bedeutender Erfolg unserer Zeit gebucht werden, daß er sich in diesem Verlangen mit der Bundesregierung des Kanzlers Konrad Adenauer einig weiß.

Aber da bekanntlich weder Rom, noch die Einigung der amerikanischen Staaten an einem Tage zustande kamen, fordert die letzte Verwirklichung der Bereinigung des deutsch-französischen Verhältnisses und der Einigung der europäischen Staaten nicht nur seine Zeit, sondern ein ungewöhnliches Maß an Geduld. Wenn aber diese Geduld dem deutschen Volk und seinen Politikern manchmal fehlt und ein unangebrachter Ton angeschlagen wird, dann ist es geradezu europäisch gedacht, wenn Robert Schuman betont: „Man sollte nicht vergessen, daß während der deutschen Besetzung 80 000 Werkzeugmaschinen aus Frankreich fortgeschafft worden sind. Außerdem sollte man sich daran erinnern, daß Frankreich während der gleichen Periode eine tägliche Kontribution von 300 Millionen und vom Jahre 1942 an von 500 Millionen Franken bezahlen mußte, also im ganzen einen Betrag von über 400 Milliarden Franken. Dieser Aderlaß stellte eine der Anfangsursachen der Entwertung des Frankens dar.“

Wie sieht nun Robert Schuman das europäische Verhältnis zu den Vereinigten Staaten? Es kann nicht wundernehmen, daß er auch darüber sehr präzise Vorstellungen hat, die sich aus seiner Grundeinstellung, daß Europa nicht gegen irgendetwas, sondern nur für es selbst gebildet werden muß, ergeben. Daß eine Bindung an Sowjetrußland nicht in Frage kommt, versteht sich von selbst. Aber Schuman will auch nicht eine Bindung an die USA, die einer Selbstaufgabe gleichkäme. Den Atlantikpakt hat er als eine „Verstärkung der Garantien für Frankreichs Sicherheit“ befürwortet. In „Le Monde“ konnte man damals lesen, daß nach diesem Pakt der Freiheitskampf Europas ein Kampf um eine relative Autonomie im Schoße des westlichen Reiches würde, „um nicht etwa ein amerikanisches Protektorat zu werden, in dem die Fassade einer politischen Freiheit ein schlechter Ausgleich für eine enge wirtschaftliche und militärische Abhängigkeit wäre“. Dieses Abhängigkeitsverhältnis befürchtet Schuman nicht. Er begrüßt die Unterstützungsmaßnahmen der Vereinigten Staaten lebhaft und weiß, daß die amerikanischen Politiker genau voraussehen, daß der Erfolg ihrer wirtschaftlichen Unterstützungsaktionen ein neues, eigenes europäisches Schwer-

gewicht zustandebringen werden, das sich dann erst recht niemals mehr in eine direkte Abhängigkeit von Washington begeben wird. Aber gerade ein selbständiges, in sich ruhendes und dank seiner Geisteshaltung und wirtschaftlichen Ausgeglichenheit starkes Europa wird im höheren Sinne eine der besten Garantien für die Aufrechterhaltung des Friedens und damit also auch für Amerika sein.

Die Gefahrenlage, in der sich die europäischen Nationen befinden, ist nicht zu übersehen. Alle Beteiligten haben eine offen eingestandene Angst, die sich im übertragenen Sinne philosophisch als Existentialismus offenbart. Aber wie Kinder, die ängstlich durch einen Wald gehen, sich die Hand geben, um mehr Mut zu bekommen, so wird es höchste Zeit, daß auch die europäischen Staaten, beginnend mit Deutschland und Frankreich, sich die Hand reichen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger will Robert Schuman erreichen. Dabei huldigt er allem anderen als einem wirklichkeitsfremden Idealismus, geschweige denn utopischen Vorstellungen; denn seine Europa-Politik verdankt er nüchternen Überlegungen der politischen Entwicklungen und Notwendigkeiten.

Die Zeit entwickelt sich schneller als die Fähigkeit selbst gutwilliger und aufgeschlossener Menschen, sich auf neue Gegebenheiten umzustellen. Darin liegt eine echte Tragik für die Schumansche Politik, die er mit Rücksicht auf das langsame Tempo des allgemeinen Denkens nicht so aktiv betreiben kann, wie es seiner Konzeption entsprechen würde. Als er am 13. Januar 1950 zu seinem offiziellen Staatsbesuch bei der Westdeutschen Bundesregierung in Mainz eintraf, sagte er vor den Studenten der Universität: „Ich bin oft im Leben zu spät gekommen — auch in der Politik.“ Aber er weiß, daß kein Mensch jemals zu spät kommt, oder daß — in einem anderen Sinne — das scheinbare Zuspätkommen ein Erkennungszeichen des Europäers ist; denn alles Europäische ist ein beständiges Wagnis, und ein Europäer hofft trotz aller scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten weiter. Nicht verspielt und oberflächlich, nicht obenhin, sondern aus tiefem Glauben an den Geist ist dieses Hoffen berechtigt. Dabei mag auf die Worte René de Chateaubriands aus seinen „Memoires d'Outre Tombe“ verwiesen werden: „Es gibt Wahrheiten, die für den Menschen in der Tiefe der Zeit verborgen liegen, sie geben sich erst im Verlaufe der Jahrhunderte zu erkennen, ebenso wie es Sterne gibt, die so weit von der Erde entfernt schweben, daß ihr Licht noch immer nicht bis zu uns gedrungen ist.“

SUSANNE LEONHARD

Mit einundzwanzig Kisten ins Polargebiet

Die Verfasserin, eine überzeugte Kommunistin aus einer Weltanschauung, die sich durchaus vom Stalinismus unterscheidet und das Ziel des wahren Kommunismus in der Erlösung der Menschheit aus der Sklaverei sieht, hat dreizehneinhalb Jahre in der Emigration gelebt. Im Oktober 1936 wurde sie von der NKWD in Moskau verhaftet und ohne jeden zureichenden Grund zu fünf Jahren Zwangsarbeitslager verurteilt. Sie wurde neuneinhalb Jahre im westuralischen Polarkreisgebiet (Ssowchos Kotschmess und Adak an der Ussa) unter furchtbarsten, tapfer ertragenen Lebensbedingungen festgehalten und dann nach Sibirien (Altai) verbannt. Ende August 1948 erst konnte sie nach Deutschland zurückkehren. Aus ihren Aufzeichnungen, die später als Buch erscheinen sollen, drucken wir einen Abschnitt. Susanne Leonhard hat sich zur Veröffentlichung ihrer Aufzeichnungen entschlossen, weil nach ihren Worten „die Sowjetunion der größte Sklavenstaat der Welt und das Land ist, in dem schlimmere Kommunistenverfolgungen stattgefunden haben als sonstwo auf der Erde“, und weil sie der Überzeugung ist, „daß der Kommunismus als Menschheitsgedanke von denen, die sich fälschlicherweise Kommunisten nennen, in der ganzen Welt diskreditiert wird“. Ihre Berichte über die Schicksale von Kommunisten in der Sowjetunion sind überzeugende Ergänzungen zu dem Martyrium von Frau Buber-Neumann und der Frau von Erich Mühsam, der von Hitlers Henkern 1934 ermordet wurde, während auf Stalins Befehl seine Frau nach ihrer Flucht aus Nazi-Deutschland von der NKWD eingekerkert, in Arbeitslager verschleppt und heute noch in der Sowjetunion festgehalten wird. Der vertraute Freund Erich Mühsams, Rudolf Rocker, hat das erschütternde Dokument sowjetischer Schande „Der Leidensweg von Zensl Mühsam“ (Darmstadt, Verlag Die Freie Gesellschaft. DM 0,50) geschrieben.

Der Herausgeber

Die großen politischen Schauprozesse, in denen im Jahre 1936 hohe Parteifunktionäre öffentlich „gerichtet“ wurden, hatten die Verhaftung von Hunderten und aber Hunderten Verwandter und Freunde der großen „Volksfeinde“ zur Folge. Eines der Opfer war Frau Smirnowa, eine Fünfzigerin, die vor einem Vierteljahrhundert mit einem damals völlig unbedeutenden kleinen Angestellten namens Smirnow

verheiratet gewesen war und eine Tochter von ihm hatte. Nach der siegreichen Oktober-Revolution kam dieser Smirnow in leitende Partei- und Staatsstellen und wurde sogar allmächtiger Generalsekretär der bolschewistischen Partei. Dann fiel er in Ungnade, war noch einige Zeit Kommissar für Landwirtschaft und später für Forstwesen, wurde verhaftet, spielte eine ziemlich zweideutige Rolle im großen Sinowjew-Kamenjew-Prozeß und wurde hingerichtet.

Frau Smirnowa hatte schon achtzehn Jahre vor der Verhaftung ihres Mannes getrennt von ihm gelebt und war offiziell von ihm geschieden. Sie hatte ihn, der zum zweiten Male verheiratet war und mit der zweiten Frau mehrere Kinder hatte, auch nie wieder gesehen. Nur die Tochter Olga hatte eine gewisse, aber auch nur oberflächliche Beziehung zu ihrem Vater behalten.

Frau Smirnowa wurde also im Sommer 1936 von der NKWD verhaftet und sollte Angaben über die konterrevolutionäre Tätigkeit ihres Mannes machen, von dem sie seit achtzehn Jahren nichts wußte. Sie wurde zu zehn Jahren Zwangsarbeitslager verurteilt.

Ich traf Frau Smirnowa in Schor bei Tschibiju¹⁾ im Krankenhaus. Sie war eine nicht ungebildete, aber sehr einfache, bescheidene Frau, von Beruf Hebamme und Krankenschwester. Körperlich war sie schon ziemlich hinfällig, obwohl sie kaum über fünfzig Jahre alt war. Man sah ihren von tiefem Leid gezeichneten Zügen an, daß sie quälende Verhöre und ein schweres Gefängnisjahr hinter sich hatte, aber sie beklagte sich mit keinem Wort, erzählte nie etwas über ihre Erfahrungen bei der NKWD und machte überhaupt nie eine Äußerung, die ihr vor „Wänden mit Ohren“ hätte gefährlich werden können. Im Gegenteil betonte sie immer, sogar in mir ziemlich unsympathischer Weise, ihre sowjetische Gesinnung und ihre Loyalität zum stalinistischen Regime. Ich erinnere mich an folgendes kleine Erlebnis auf der Etappe von Ust-Ussa²⁾ nach Kotschmess³⁾. Als wir beiden Invaliden dem Fußmarsch durch hohen Schnee nicht mehr folgen konnten und man uns auf einen Schlitten setzte, fragte der Kutscher, wer wir seien, was für ein Verbrechen wir begangen hätten usw. Ich antwortete ziemlich patzig: „Als ob man ein Verbrechen begehen müßte, um von der NKWD verhaftet zu werden!“, aber Frau Smirnowa sagte sanft tadelnd: „Nicht doch! Das kann man nicht sagen. Ohne Grund wird man ja nicht verhaftet... Wir sind Politische“, wandte sie sich dann an den Fuhrmann, „zwar bin ich ein treu ergebener Sowjetmensch, und nie habe ich subjektiv irgend etwas gegen unsere Regierung gesagt oder getan oder auch nur

1) Jetzt Uchta im Stromgebiet der Petschora.

2) An der Mündung der Ussa in die Petschora.

3) Lager an der Ussa im Polargebiet.

gedacht, aber objektiv habe ich mich bestimmt eines Vergehens schuldig gemacht, denn die NKWD verhaftet niemals Unschuldige." Ob sie selbst an das glaubte, was sie sagte, kann man natürlich nicht wissen, aber jedenfalls war Frau Smirnowa vorsichtig und selbstdiszipliniert genug, um niemals politische Kritik zu üben.

Zu dieser bewundernswerten Selbstbeherrschung befähigte sie anscheinend der Gedanke, sie könne auf diese Weise nicht nur sich selbst, sondern vor allem ihre Tochter Olga retten. Olga studierte Ingenieurwissenschaften. Sie war irgendwo in den Sommerferien gewesen, als die Mutter verhaftet worden war. Seitdem hatte Frau Smirnowa keine Nachricht von ihrer Olga. Natürlich mußte sie annehmen, daß die Tochter ebenfalls verhaftet sei, aber an etwas Schlimmeres wollte sie gar nicht denken, im Gegenteil klammerte sie sich an die absurde Unwahrscheinlichkeit, Olga könnte verschont geblieben sein.

Während ihres Aufenthalts im Krankenhaus des Lagpunkts Schor stand Frau Smirnowa im Briefwechsel mit ihrer 75 Jahre alten Mutter, die ihr kleine Paketchen mit getrocknetem Brot schickte und rührende Briefe schrieb. Auch die Sorgen der alten Großmutter kristallisierten sich in erster Linie um Oletschka. Hin und her gingen die verzweifelten Fragen der beiden Frauen, ob die eine oder die andere inzwischen etwas von Olga gehört hätte, nein, keine Nachricht. Und gegenseitig trösteten sie einander, es werde schon dem geliebten Töchterchen bzw. Enkeltöchterchen nichts passieren, es werde schon alles gut werden. Die Großmutter, die sehr ärmlich zu leben schien, berichtete, sie habe es doch trotz aller Schwierigkeiten fertiggebracht, ein paar Glas Nußmarmelade einzukochen für Olga, „wenn sie wiederkommt... Sie hat doch diese Marmelade so sehr gern...“

Frau Smirnowa selbst aber hatte noch ein größeres Opfer gebracht: sie hatte, als sie verhaftet wurde, durchgesetzt, Olgas Bibliothek einpacken und mitnehmen zu dürfen. Diese Bücher seien ihr von der Tochter anvertraut worden und sie wolle sie unter keinen Umständen preisgeben. So war sie mit einundzwanzig schweren Kisten nach Tschibiju gefahren. In Schor hatte sie erneut große Schwierigkeiten, sich die Erlaubnis zum Weitertransport der Kisten zu erwirken. Sie schrieb im Krankenhaus ein Gesuch nach dem anderen und kämpfte wie ein Löwe um die Bücher ihrer Tochter. Wirklich erreichte sie es, daß sie die Kisten weiter mitnehmen durfte, selbstverständlich auf eigene Kosten. Die ganze Reise hindurch waren die Bücherkisten von Frau Smirnowa Gegenstand ununterbrochener Schwierigkeiten und Reibereien, Anpöbeleien und Verspottungen. Aber Frau Smirnowa ließ sich nicht irremachen. Sie ließ die Bücherkisten von Mitgefangenen schleppen und bezahlte generös mit Geld, Machorka und Brot. Es gab bisweilen anständige Menschen unter ihren Trägern, aber in

der Mehrzahl waren es natürlich solche, die sich die Notlage der alten Frau zunutze machten und nicht ruhten, bis sie den gesamten Reiseproviant aus ihr herausgepreßt hatten. Frau Smirnowa hungerte, aber die Bibliothek ihrer geliebten Tochter Olga ließ sie nicht im Stich.

So kam Frau Smirnowa im Januar 1938 mit ihren 21 Bücherkisten zum Gaudium aller Kriminellen in Kotschmess an, wurde einige Wochen später nach dem Invalidenpunkt Adak⁴⁾ abtransportiert und gab ihre letzten Groschen in Zahlung, um im April 1938 ihre Bücherkisten mit nach Workuta nehmen zu können, wohin sie plötzlich mit einigen anderen abgerufen wurde.

In Workuta wurde Frau Smirnowa erschossen. Ihren Freunden war es nur mit Mühe gelungen zu verhindern, daß der Mutter vor ihrem Tode das Gerücht vom Schicksal ihrer Tochter zu Ohren kam. Olga war schon längst hingerichtet, ehe die Mutter mit ihren 21 Kisten die Reise ins Polargebiet angetreten hatte.

Nun erst verstand ich, warum Frau Smirnowa so viel Gepäck hatte mitnehmen dürfen, während anderen nicht einmal das Allernotwendigste einzupacken erlaubt worden war. War es nicht eine glänzende Idee, das rasch anwachsende polare Kohlezentrum Workuta, die Siedlung vieler Freigelassenen, mit einer guten Bibliothek zu versorgen?

⁴⁾ Lager an der Ussa im Polargebiet.

Die Zukunft der Menschheit

Im 20. Jahrhundert erfährt das Leben der Menschheit einen bedeutungsvollen Einschnitt.

An der Oberfläche ist es ein „feuilletonistisches“ Zeitalter, wie es Hermann Hesse in seinem „Glasperlenspiel“ beschreibt: „Über jedes Tagesereignis ergießt sich eine Flut von eifrigem Geschreibe und die Beibringung, Sichtung und Formulierung all dieser Mitteilungen trägt den Stempel der rasch und verantwortungslos hergestellten Massenware. Der Bürger einer mittelgroßen Stadt oder seine Frau kann etwa jede Woche einmal, der Großstädter aber so ziemlich jeden Abend Vorträge anhören, in welchen er über irgendein Thema theoretisch belehrt wird, über Kunstwerke, über Dichter, Gelehrte, Forscher, Weltreisen, Vorträge, in welchen der Zuhörer rein passiv bleibt und welche irgendeine Beziehung des Hörers zum Inhalt, irgendeine Vorbereitung und Aufnahmefähigkeit stillschweigend voraussetzen, ohne daß diese in den meisten Fällen vorhanden war. Es gibt da unterhaltende, temperamentvolle oder witzige Vorträge etwa über Goethe, in welchen er im blauen Frack aus Postkutschen steigt und Straßburger oder Wetzlarer Mädchen verführt, oder über arabische Kultur, in welchen eine Anzahl von intellektuellen Modeworten wie im Würfelbecher durcheinandergeworfen werden und jeder sich freut, wenn er eines von ihnen annähernd wiedererkennt. Man hört Vorträge über Dichter, deren Werke man niemals gelesen hat oder zu lesen gesonnen ist, läßt sich etwa dazu auch mit Lichtbildapparaten Abbildungen vorführen und kämpft sich, genau wie im Feuilleton der Zeitungen, durch eine Sintflut von vereinzelt, ihres Sinnes beraubten Bildungswerten und Wissensbruchstücken.“

Diese für die Oberfläche zutreffende Schilderung schließt jedoch nicht aus, daß es darunter — oder darüber — eine geistige Entwicklung gibt, die zu erstaunlichen Ergebnissen führen kann.

Im 20. Jahrhundert zeichnet sich zunächst eine Tendenz zur Kodifizierung, zur Sammlung erreichter Erkenntnisse und zur Festlegung gesetzlicher Zustände ab. Solche Zeiten deuten im allgemeinen das Ende einer Entwicklung und den Beginn einer Stagnation oder gar

des Niederganges an. Die großen Kodifikationen des bürgerlichen Rechts in Deutschland, der Schweiz, der Türkei und in Japan gegen Ende des 19. Jahrhunderts, Justinians großes Werk des Corpus Iuris und Hammurabis berühmte Gesetzgebung — sie alle sammelten die vorhandenen Werte und brachten diese in eine der „erfüllten“ Zeit angemessene Form. Die neuen Impulse der Weltgeschichte kamen dann aber von ganz anderer Seite und bewiesen, daß die prächtigen Kodifikationen ebenso überholt waren, wie das Heer Friedrichs des Großen nach seinem Tode gegenüber der neuen Armee Napoleons etwa wie eine Postkutsche neben einem modernen Autobus wirkte.

Deshalb dürfen wir aber kein abfälliges Werturteil fällen. Die Aufgabe des Kodifizierenden ist eben von besonderer Art. Man kann ja auch dem Geschichtsschreiber nicht vorwerfen, daß er keine geschichtlichen Tatsachen schaffe, oder dem Heerführer, daß er bei seinen Handlungen nicht alles das berücksichtigt habe, was der philosophierende Historiker hinterher sorgsam abwägt.

Deshalb muß man den sammelnden und feuilletonistischen Charakter des 20. Jahrhunderts als eine geschichtliche Tatsache hinnehmen. Vielleicht kann man daraus schließen, daß es eine Epoche der Menschheitsgeschichte abschließt.

Nun gibt es aber Stimmen, die erklären, das Wesentliche an diesem Jahrhundert sei nicht der Abschluß einer Epoche, der „Untergang des Abendlandes“, sondern vielmehr der Beginn einer neuen, in gänzlich andere Bahnenweisenden Entwicklung.

Kant konnte noch sagen, die Aufklärung sei der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten geistigen Unmündigkeit. Dieser Satz erschien noch allen denen, die zu Beginn dieses Jahrhunderts aufgewachsen sind, als eine selbstverständliche Aussage. Inzwischen hat der Rationalismus eine andere Bewertung erfahren.

Jetzt kann man etwa folgende Sätze lesen: „Meditation ist eine Aneignung einer Wahrheit durch das Bewußtsein, bei der nicht nur der Inhalt, sondern die Struktur des Bewußtseins verändert wird. Sie hängt damit zusammen, daß Erkenntnis selbst ein Lebensvorgang ist. Vergleichen wir sie mit einem Vorgang der vitalen Sphäre des menschlichen Lebens. Beim Reitenlernen nützt es mir nichts, daß der Reitlehrer und auch ich selbst weiß, was ich in jeder Lage tun müßte, der Augenblick muß kommen, in dem ich instinktiv das Richtige tue, in dem ich ‚reiten kann‘. Diese Fähigkeit wird aber nur erworben durch den Versuch zu reiten, obwohl ich es zunächst nicht kann, und durch fortgesetzte Übung. Ebenso verhält es sich, wenn ich das noch ungebärdigere Pferd der Erkenntnis reiten will. Stetes Anschauen, Durchdenken, Sichvergegenwärtigen und Einüben der Wahrheit, im Wechsel zwischen dem Durchwandern des schon bekannten Gebietes und dem immer wiederholten Anklopfen an Türen, die sich noch

nicht geöffnet haben, in der stetigen Bereitschaft, das eigene Wesen der erkannten Wahrheit anzugleichen — das etwa ist der Beitrag, den der Wille zur Meditation leistet. Der Vorgang, der sich dann vollzieht, wenn diese Willenseinstellung da ist, stammt aus den Kräften des Unbewußten und besteht in einer langsamen, aber tatsächlichen Verwandlung der Beschaffenheit des Bewußtseins. Es ist in seinem Wesen nicht verschieden von jedem Vorgang des Reifwerdens. Auch der Erwachsene hat ein anderes Bewußtsein als das Kind, er hat andere Willenseinstellungen und Triebe, und er verwendet Vorstellungen und Begriffe mit Selbstverständlichkeit, die für das Kind überhaupt keinen begrifflichen Sinn haben. Alle höhere Erkenntnis aber kann nicht ohne eine bewußte Einstellung des Willens auf den Erkenntnisvorgang gewonnen werden, und es gibt Erkenntnisse, die nur auf dem strengen meditativen Weg zugänglich sind."

Diese Worte stammen nicht irgendwoher, sondern von einem Vertreter der strengsten Wissenschaft, einem der bekanntesten deutschen Physiker, dem Göttinger Professor Carl Friedrich von Weizsäcker.

Diese Wendung der Betrachtungsweise, die Wendung von der rationalen Anschauung zur Meditation und zum Innenleben des Menschen, kommt noch deutlicher bei populär-wissenschaftlichen Schriften zum Ausdruck, als deren Exponenten man etwa Hans Zehrer ansehen kann. In seinem umstrittenen Buch „Der Mensch in dieser Welt“, dessen größter Wert in den flüssigen Formulierungen liegen dürfte, erklärt Zehrer, später werde man folgendermaßen über das 20. Jahrhundert urteilen: „Nachdem der Mensch die Einheit der Welt und der Menschheit erreicht und nachdem er sich in Kultur und Bewußtsein die Freiheit vom Zwang der Natur erkämpft und seine Herrschaft gesichert hatte, endete jene Epoche der Menschheit, die der Eroberung der Außenwelt und der Sicherung der menschlichen Existenz in ihr gedient hatte... In diesem Augenblick begann im 20. Jahrhundert jene Rückwendung des Menschen auf sich selber, die die große Krise der Welt und der Menschheit in den folgenden Jahrhunderten bestimmte und die zur Wiedergewinnung und Rückeroberung der menschlichen Innenwelt und damit zu einer tiefgreifenden Wandlung des Menschen führte. Im 20. Jahrhundert begann die große Wendung des Menschen von außen nach innen."

Ob die Weltgeschichte in ihrem nächsten Abschnitt wirklich dieses neue Ziel anstreben wird? Wird an die Stelle der Veränderung der Außenwelt die Verwandlung des Menschen treten? Ist das zu Ende gehende Zeitalter der Kodifikationen nicht nur der Abschluß einer Epoche, sondern der Ausgangspunkt einer ganz neuen Entwicklung der Menschheit?

Allein die Tatsache, daß von einer Krise des menschlichen Bewußt-

seins gesprochen wird, kann als Anzeichen für das Heraufkommen von etwas Neuem gewertet werden. Der eigentliche Anstoß kommt aber von den Naturwissenschaften, von der Mikro-Physik her.

Wenn man mit einem Fernrohr die Sterne beobachtet, so erhält man ein objektives Bild: die Beobachtung stört den Gang der Gestirne nicht. Will man aber die Struktur eines Atoms studieren, so ist es anders. Man benötigt dazu eine komplizierte Apparatur und kann dann etwa feststellen, wo sich gerade eines der vielen um den Atomkern kreisenden Elektronen befindet. Die Beobachtung dieses Elektrons kann jedoch nicht so geschehen, daß man wie mit einem Fernrohr hinsieht und sagt: aha, da ist es ja, sondern man greift mit dem beobachtenden Experiment in das Wesen des Atoms ein. Um es möglichst einfach auszudrücken: man schießt auf das Elektron und weiß, daß dort, wo Elektron und Geschoß sich treffen, der Standort des Elektrons im Augenblick des Zusammenstoßes war. Durch den Zusammenstoß von Geschoß und Elektron werden aber beide aus ihrer Bahn abgelenkt, d. h. durch den Akt der Beobachtung wird sowohl das beobachtende Subjekt als auch das beobachtete Objekt verändert.

So ist es bereits bei dem unbelebten Atom. Wer weiß etwas von den Komplikationen, die auftreten, wenn der Mensch sich selbst zu betrachten beginnt oder gar zur „Rückeroberung der menschlichen Innenwelt“ schreitet? Die Physiker haben schon erklärt, es sei nicht ihre Aufgabe, darüber nachzudenken, die Philosophen aber könnten vielleicht bei dieser Fragestellung eine Stütze in der Philosophie des deutschen Idealismus finden.

Wenn einmal das so gerichtete Denken von der Menschheit Besitz ergreift, so werden nicht nur die Naturwissenschaften und die Philosophie, sondern auch Theologie und Medizin in die Diskussionen eingreifen. Die meditativen Typen der Religionsstifter werden wieder in ihrem phänomenalen Wert erkannt werden. Die Medizin hat bereits in ihren Grenzgebieten der Vererbungsforschung damit begonnen, Bausteine für neuartige Erkenntnisse zu liefern. Die Jurisprudenz kehrt dem Positivismus den Rücken und unterscheidet zwischen Recht und Gesetz.

Eine universitas literarum zeichnet sich am fernen Welthorizont ab. Allerdings wäre es wohl verfehlt, darin einen Silberstreifen zu erblicken oder gar von dem kommenden Jahrhundert zu erwarten, daß es das „Goldene Zeitalter“ heraufführen werde.

Vielleicht gelingt es den heute lebenden Menschen doch noch, einen Krieg mit Atombomben, Bakterien und allem, was dazugehört, zu entfesseln und alle großen Zivilisationen zu zerstören. In einem solchen Fall haben die Zwergvölker Innerafrikas die größte Chance, zu überleben. Sie sollen auch, wie manche Forscher behaupten, eine

unerwartet hohe und reine Anschauung von Gott und von dem Verhältnis Gottes zur Menschheit haben.

Vielleicht auch führt die Erforschung der Atomzertrümmerung dazu, daß eine unerwartete oder auch eine absichtlich ausgelöste Kettenreaktion den Erdball in Stücke zerreißt.

Dann wäre die Menschheit des weiteren Nachdenkens enthoben.

Bitte

Herr, gib uns Mut, daß wir dies Leben tragen
inmitten Trümmern, Elend, Streiten!
Ein Leben, voll von bitterem Entsagen
im Widerstreit geborst'ner Zeiten.

Gib uns die Kraft, daß unser Fühlen, Denken,
nicht ewig kreise um die eig'ne Not!
Daß wir den Blick zu der Gemeinschaft lenken
des eig'nen Volks, dem das Verhängnis droht,

wenn wir das Ohr nicht öffnen deiner Stimme,
der du die Liebe uns ins Herz gelegt,
daß unser Herz im düstern Alltagsgrimme
nicht mitleidlos erstarre, unbewegt!

Schenk' uns die Kraft der Seele, unsern Brüdern
selbstlos zu helfen, die noch schwerer tragen!
Laß' uns nicht Haß mit Bitterkeit erwidern,
Lehr' uns, in Liebe handeln, statt zu klagen!

Richarda Lotter

Die Ohnmacht der Mächtigen

Man bedarf keiner großen Weisheit, um zu der paradoxen Erkenntnis zu gelangen, daß offenbar die Mächtigen unserer Epoche machtlos sind. Sie beweisen das selbst mit der endlosen Kette von Konferenzen und Verhandlungen, in deren Verlauf sich die Probleme, zu deren Lösung die Mächtigen von ihren Völkern berufen wurden, nur immer weiter verwirren. Wenn dann schließlich ein gordischer Knoten entstanden ist, wenden sich die Mächtigen unserer Zeit wohl achselzuckend an ihre Völker und empfehlen als einzige Lösung die Nachahmung des großen Makedonenkönigs Alexander, der den Gordischen Knoten seiner Tage mit dem Schwerte zerhieb.

Mit besonderem Nachdruck möchten wir unterstreichen, daß wir hier nicht beabsichtigen, die Frage der Schuld aller derer aufzuwerfen, die in solcher Weise handeln. Es wird viel zuviel von Schuld und Verbrechen gesprochen, und es würde für alle Völker viel besser sein, wenn man, anstatt über Schuld und Strafe zu sprechen, den Urgründen unseres Handelns nachforschte. Dieses anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen, die gleichsam durch eine historische Psychoanalyse der Auslösung unbewußter Reflexe vorbeugen und damit dem Frieden dienen wollen.

Es läßt sich feststellen, daß die Art, aktuelle Probleme des menschlichen Zusammenlebens bis zur „Notwendigkeit“ der Anwendung gewaltsamer Methoden zu komplizieren, keine Erfindung unserer Zeit ist, sondern unzählige Male im Verlauf der Weltgeschichte geübt wurde. Allerdings ließe sich vielleicht nachweisen, daß dieses Verfahren heute zu seiner größten Blüte und vollkommensten Absurdität entwickelt wird. Diese Absurdität zeigt sich beispielsweise daran, daß im letzten Jahrhundert die „Geistigkeit“ des Menschen zu einer Vergötzung der materiellen Macht und zu einer Potenzierung der wildesten Gewalttätigkeit geführt hat.

Die „sicherste“ Lösung einer Aufgabe wird immer häufiger in gewaltsamen Methoden oder in der permanenten Anwendung materieller Übermacht gesehen. Wo dennoch geistige Kräfte bewußt ver-

wendet werden, sind es nur Schattenkräfte: man appelliert an die Furcht, den Schrecken, die Todesangst. Nicht auf die Überwindung des Todes und auf die Macht des Guten im Menschen, sondern auf den stillschweigend akzeptierten Glauben an die Allmacht des Bösen, des Niedrigen und Schlechten wird „Sicherheit“ gegründet. Dieses Niedrige im Menschen wird noch potenziert durch die Zusammenballung vieler zwerghafter Individualitäten in der Masse und durch die künstliche Erzeugung von Massenpsychosen.

Das Walten der „Allmacht Materie“ in der Entwicklung der Menschheit können wir durch eine Überfülle von Beispielen belegen. Jedes große Staatswesen zeigt in seinem Entstehen, seiner Entfaltung und in seinem Niedergang die Stärke materieller Macht, zugleich aber auch ihre Unfähigkeit, zu endgültigen Lösungen zu gelangen. Die Problematik der menschlichen Kollektivität erfährt im Banne dieser Allmacht eine ständige Komplizierung und treibt damit in beschleunigtem Tempo der Katastrophe entgegen — der brutalen Zerschlagung des gordischen Knotens. Die Masse zwerghafter Individualitäten, die den Dämon Materie verehrt, vollzieht dabei ihren „Opfertod“, einen Tod auf dem Altar selbstgeschnittener Götzen.

Besonders verhängnisvoll ist dabei oft der Umstand, daß in den gordischen Knoten kurz vor der Katastrophe auch reinste positive Geistigkeit verflochten und als Tarnung mißbraucht wird. Diese Geistigkeit ist dann allerdings meistens auch der Same der aus dem Chaos entstehenden neuen Ordnung. Denken wir nur an die Kompliziertheit des zusammenbrechenden Römischen Reiches, an die Brutalität zerstörender Kräfte, die damals die Welt erschütterten, und an die Flämmchen, die in den Katakomben leuchteten und den Selbstmord entfesselter Gewalten überdauerten. Denken wir auch daran, daß Kaiser Konstantin das Christentum zur Tarnung seiner Machtgelüste mißbrauchte. Der Zusammenbruch des Cäsarenreiches ist jedoch dadurch nicht verhütet worden, denn seine Macht war wesentlich an die „Allmacht Materie“ gebunden, die Macht des Christentums dagegen war von ihr unabhängig.

Bei allen großen Eroberern finden wir die Vergötzung materieller Macht und der mit ihr identischen geistigen Schattenkräfte. „Der Sicherheit halber“ wird der Terror zur Anwendung gebracht. Gerade diese Terrormethoden aber sind es, welche große geistige Kräfte zur Auslösung bringen und am Ende über die brutale Gewalt siegen — manchmal allerdings auch noch brutalere Kräfte mobilisieren. In solchem Falle wird der Same einer neuen Katastrophe schon in die Frucht des Sieges gelegt. Die Geschichte Napoleons ist ein Beispiel solcher Entwicklung, während der „Fall Hitler“ wahrscheinlich noch nicht abgeschlossen ist und ein fruchtbares Beispiel des zweiten Falles zu werden droht.

Ein recht trauriges Kapitel ist die Entwicklung sozialer Ideologien im Laufe der letzten Jahrhunderte, eine Entwicklung, die wir hier ganz flüchtig betrachten möchten.

Bei Fourier, ja auch bei Owen ist der Glaube an die menschliche Güte, der Glaube, daß die Macht der sozialen Idee mit der Kraft der Wahrheit alle Schwierigkeiten überbrücken werde, der Grundpfeiler eines fast messianischen Wirkens. So versicherte Owen ausdrücklich, daß durch den von ihm proklamierten und als notwendig erkannten sozialen Umschwung niemandem nicht einmal die geringste Unbill zugefügt werde.

Mit Karl Marx erfolgt hierin eine totale Änderung. Der Kampf, und zwar ausdrücklich der brutalste Machtkampf, wird als einzig effektives Mittel zur Erringung des Zieles, der Realisierung der allgemeinen Wohlfahrt, gepriesen. Alle Epigonen von Marx haben diese Wegrichtung strikte eingehalten und sie besonders betont als das Wesentlichste des Marxismus in materialistischer Ablehnung geistiger Potenzen, in Anerkennung eines geschichtlichen Automatismus und in völliger Verkennung psychologischer, allerdings erst heute näher analysierter Tatsachen.

Im Jahre 1869 schrieb Wilhelm Liebknecht:

„Der Sozialismus ist keine Frage der Theorie mehr, sondern einfach eine Machtfrage, die in keinem Parlament, die nur auf der Straße, auf dem Schlachtfelde zu lösen ist, gleich jeder anderen Machtfrage.“

Diese Feststellung Liebknechts entsprach nicht nur der persönlichen Ansicht jenes fähigen Volksführers, sie war Ausdruck einer recht verbreiteten Meinung, die aus der Not und dem Elend der sozial Entrechteten des vorigen Jahrhunderts geboren wurde. In demselben Sinne drückte sich 1891 Bebel auf dem Parteitag der deutschen Sozialdemokratie aus:

„In erster Linie haben wir die politische Macht zu erobern und diese zu benützen, um auch die ökonomische Macht durch Expropriation der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen. Ist die politische Macht in unseren Händen, so findet sich das Weitere von selbst.“ Auch hier tritt der Glaube an die materielle Macht als einziges Mittel der Lösung sozialer Probleme ganz offensichtlich zutage.

Diese Einstellung bedeutete die Kapitulation des Geistes vor dem Machtgötzen. Ganz logisch entwickelte sich daraus die These von dem Weltkrieg, der die Weltrevolution einleiten müsse. So wurde der Marxismus — ohne sich dessen bewußt zu sein — in allen Kulturländern der Wegbereiter der Weltkriege. Dabei muß natürlich anerkannt werden, daß nicht allein die Anhänger des Marxismus den Machtgötzen anbeteten. Im Grunde hat ja der Marxismus seine Machtvergötzung unmittelbar von den Gewaltmethoden der Imperia-

listen aller Zeiten und Länder übernommen. Es handelt sich um die Anwendung von Gewalt wider Gewalt. Lebten doch Marx, Engels, Liebknecht und Bebel im Zeitalter Bismarcks und der machtvollen Entfaltung des europäischen Imperialismus. Aber auch die sublimier- teste Geistigkeit großer Dichter und Denker ist den Irrweg der Ge- waltanbetung gegangen. In Nietzsches „Wille zur Macht“, in Speng- lers Spekulationen über die Technik als Ausdruck der Raubtiernatur des Menschen hat der Kult des Molochs Macht seine Krönung er- fahren. Luzifer triumphiert, und die Reiter der Apokalypse schickten sich an, ihren furchtbaren Auftrag zu erfüllen.

Zweifellos hatten alle diese Defaitisten keine Ahnung davon, welche schrecklichen Folgen sich aus der Vergötzung der Gewalt- anbetung später ergeben würden. Zwar kannte schon damals die Geschichtsbetrachtung den Rhythmus sich entfaltender und danach sich selbst vernichtender Kräftekonzentrationen. Die Entfesselung der Naturkräfte, wie sie das 20. Jahrhundert gebracht hat, hob jedoch das Problem des materialistischen Automatismus auf eine nie gekannte Stufe dräuender Schicksalhaftigkeit.

Noch vor hundert Jahren lebte man in einer Welt, welche unter Gewalt und Macht Kräftekonzentrationen verstand, über die wir heute lächeln. Damals konnte man vielleicht noch mit der Macht spielen, man konnte die Entfesselung materieller Kräfte als unum- gängliche Etappe der Menschheitsentwicklung und als möglicher- weise positiven Faktor ansprechen. Die gewollte Brutalisierung der Menschenseele konnte durch die Entfaltung heroischen Opfermutes für ideale Ziele ausgeglichen werden. Traurig, ja entsetzlich ist nun der Umstand, daß die geistigen Erben Liebknechts und Nietzsches die sich vollziehende große Wendung nicht bemerkten, deren sozial- politische Tragweite falsch einschätzten und daher die Notwendig- keit einer völligen Änderung ihrer Kampfmethoden nicht begriffen.

Schon Augustinus hat in einer ähnlichen Epoche des Umbruchs in der furchtbaren „libido dominandi“, im Machtrausch, die Verderb- nis der menschlichen Natur erkannt und darauf hingewiesen, daß jegliches Regierungssystem ertragen werden kann, wenn Führende und Geführte von christlichem Geist durchdrungen sind. In dieser Art der Problemstellung, daß nämlich die Lösung nicht nur auf dem Gebiet der materiellen Macht, sondern vor allem in einer inneren Wandlung des Menschen, also in der Mobilisierung geistiger Ener- gien gesucht werden müsse, erfassen wir schon die Wurzeln der sich gegenwärtig vollziehenden Wandlung. Die Katastrophe Europas, die Katastrophe der Welt ist als die endgültige Krise der Machtfrage anzusprechen. Der moderne Mensch hat seit Jahrhunderten im mühe- vollen Schaffen gottbegnadeter Genien den Weg des Erkennens der Gesetzmäßigkeiten der Natur beschritten. Vor seinen Füßen liegt

heute ein Reich, wie es so wunderbar und herrlich von Satan dem Erlöser gezeigt wurde mit der Aufforderung, ihn anzubeten. Die vom Machtrausch erfaßte, dem Materialismus ergebene Menschheit hat den Kniefall vor dem Bösen vollzogen. Sie hat sich dadurch selbst den Ausblick auf höchste Werte verschlossen und hat die Macht der Naturkräfte gegen sich entfesselt. Sie hat den Glauben an die Macht schicksalgestaltender Geistigkeit, an die Macht des in uns waltenden göttlichen Prinzips verloren und dadurch die so mühevoll errungenen Erfolge im Bereich des Materiellen sich selbst zum Fluch verwandelt.

Beim Nachdenken über die Gewalttätigkeit der Staatenlenker gelangte Plato zur Überzeugung, daß die soziale Ungerechtigkeit, die Verknechtung breiter Schichten und selbst die Greuel des Krieges ihre Ursache in der Steigerung der Lebenshaltung, in der übermäßigen Genußsucht und überhaupt im Streben der herrschenden Schichten nach sinnensfreudiger Kultur finde. Tatsächlich läßt sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts Kultur nicht denken ohne gleichzeitige Ausbeutung breiter Volksschichten, deren harte und entbehrungsreiche Arbeit das biologische Defizit der Kulturmenschen ausglich, die im Genuß oder im Schaffen des Schönen ein bevorzugtes Dasein führten. Mit anderen Worten: offene oder getarnte Sklavenarbeit war bis zum Beginn unseres Jahrhunderts die Vorbedingung jeglicher Kultur.

Aus dieser Tatsache entwickelten sich materialistische Geschichtstheorien und psychologische Reflexe, die schließlich in der Zerstörung, Verknechtung und Entrechtung den einzigen Sinn jeglicher Machtkonzentrationen sahen.

Heute ist die Lage völlig verändert. Wissenschaft und Technik, insbesondere die früher fast gänzlich unbekannte Energiewissenschaft, haben heute Naturkräfte mobilisiert, die es erlauben, die Früchte der Kultur allen Menschen zugänglich zu machen, ohne zur Ausbeutung bestimmter Volksschichten gezwungen zu sein. Aus dieser überaus wichtigen Tatsache ergibt sich die Möglichkeit, ja die unabweisbare Notwendigkeit, die Kräfte negativer Geistigkeit völlig auszuschalten. In der Sprache des Glaubens wird dieser Ungeist durch Satan bezeichnet. Das Wort Christi vom Fürsten dieser Welt, der schon gerichtet ist, würde damit für uns heute einen besonderen, überraschenden, freudigen Sinn erhalten.

Es geht also nicht darum, aus einer Welt der Technik, aus einer mit Energien überreich versehenen Welt in asketische Abgeschiedenheit zu flüchten. Dieser Weg ist uns Abendländern verschlossen. Selbst Indien scheint diesen Weg, der doch der indischen Seele am meisten zu entsprechen schien, nunmehr verlassen zu haben.

Es geht vielmehr darum, die stofflichen Energien zu benützen und

zu lenken, ohne von ihnen gebunden zu werden. Es geht um die Abkehr von jeglichem Automatismus, sowohl vom Automatismus der unkontrollierten freien Wirtschaft wie auch vom Automatismus der marxistischen Dialektik, derzufolge die Produktionsmethoden das Wesen der Gesellschaft bestimmen.

Uns steht heute eine Fülle von Kräften zur Verfügung. Wir können sie auf vielerlei Art benutzen, und es besteht nicht der geringste Anlaß, gordische Knoten zu schaffen. Das Elend meistern und hinter dem Schleier des kosmischen Gesetzes das Antlitz Gottes ahnen — das können wir heute, sofern wir uns füllen mit der Kraft des Guten, sehr wohl vollbringen. Und solcher Art ist die Kraft des Guten in uns: sie wird uns fähig machen, zu besitzen, ohne vom Besitz gebunden zu sein. Wir müssen in uns die Furcht, das Entsetzen, ja sogar den Tod überwunden haben. Sind wir so weit gelangt, dann werden wir aufhören, ohnmächtige Machthaber zu sein.

Von der Knechtschaft des Geistes

In dem Wort des Anselm von Canterbury „*philosophia ancilla theologiae*“, das sinngemäß mit „Die Wissenschaft ist die Magd der Religion“ übersetzt werden muß, finden wir das Wesen des Mittelalters treffend charakterisiert. Denn einmal bedeutet Philosophie bis an die Schwelle der Neuzeit so viel wie Wissenschaft (im Gegensatz zu Religion), andererseits war es eben die Religion, das Gebiet des Glaubens und der Offenbarung, das nach der Verkörperung Christi bis zu der sogenannten Renaissance das Leben der abendländischen Menschheit totalitär — mit heutigem Begriff — beherrschte. Das Wissen, das vernünftige Erkennen des Menschen als sein „natürliches Licht“ reichte damals nur bis an die Grenze, hinter der sich das von der Kirche verwaltete Glaubensgut barg. Diese Erkenntnis durfte die Religion vorbereiten, sie innerhalb der natürlichen Welt bestätigen, jeder Versuch jedoch, darüber hinaus ohne Rücksicht auf die Autorität der Theologie zu erkennen, galt als Ketzerei und endete im Kerker oder auf dem Scheiterhaufen. Es ist für die heutige Denkweise naheliegend, hierin einfach ein despotisches, auf Selbsterhaltung gerichtetes Machtstreben der damals noch allgemeinen (katholischen) Kirche zu erblicken. Doch klärt sich dieser Sachverhalt ebenso wie die große Wende, die mit dem anschließenden Geschichtsphänomen der Wiedergeburt (Renaissance) sich auch für das hier behandelte Thema anbahnt, im Grunde erst durch eine Betrachtung der Geschichte als Ausdruck des Bewußtseinswandels, den die Menschheit durchmacht.

Im alten Griechenland erwachte das Gedankenleben aus kosmischer Verbundenheit und Geborgenheit des Menschen heraus, die sich in einem in den Mythen und Sagen gespiegelten Bilderbewußtsein offenbart. Was später als die Polarität von Makro- und Mikrokosmos gedanklich formuliert wurde, war ein unmittelbares Erlebnis jener vorphilosophischen Welt. Aber diese erlebte Verbundenheit mit den übersinnlichen Mächten des Kosmos — Kosmos ist mehr als das heutige Weltall oder Natur, das Wort deutet auf ein geistig sinnvoll geordnetes Ganzes hin — geht Hand in Hand mit dem Fehlen

eines Persönlichkeitsbewußtseins im Einzelmenschen, dieser findet sich vielmehr als ein Glied des Großen-Ganzen, in dessen Ordnungen er einbezogen ist. Das allmähliche Aufleuchten des Gedankens in der Seele in den sieben Jahrhunderten der vorchristlichen Zeit bringt im Maße des Verblässens jener mythischen Weltverbundenheit erst das Selbstbewußtsein in unserem Sinne hervor, wobei noch zu beachten ist, daß der Gedanke in jener Zeit noch als ein objektives Element erlebt wurde. Wenn hernach Paulus davon spricht, daß die Menschen der alten Zeit „unter dem Gesetz“ gestanden haben, und daß mit Christus die Freiheit gekommen ist, so meint er damit nicht lediglich das jüdische Gesetz, sondern deutet auf die entwicklungsgeschichtliche Tatsache hin, daß in der Vorzeit dem Menschen die Impulse für sein Handeln als ein Teil der Naturordnung von außen gegeben wurden, während nach der Fleischwerdung des Logos dem Menschen die freie Entscheidung über sein Tun von innen heraus, das ist aus dem eigenen Wesen, möglich geworden ist. Zusammenfassend kann man also sagen, daß die Entwicklung des Gedankenlebens dazu führte, den Menschen selbständig zu machen, daß sie ihn dazu befähigte, sich erkennend und wollend der Welt als Subjekt gegenüberzustellen und durch freie Betätigung des Gedankens, die — das ist festzuhalten — den Verlust der alten Weltbewußtheit bedeutet, die Natur zu erkennen und zu beherrschen. Man kann daher mit großem Recht von der Geburt des abendländischen Menschen, wie wir ihn heute kennen, im Zeitraum zwischen etwa 700 v. Chr. und der Geburt des Logos sprechen.

Eine Wiedergeburt nun des Menschen, nicht bloß der Wissenschaft und Kunst, wie man es gemeinhin ansieht, bedeutet die Renaissance. Wurden im alten Griechenland das gedankliche Erkennen und das Selbstbewußtsein als historische Tatsache geboren, so tritt hinfort der Mensch als fertige Individualität, als Ich, mit seinen Gedanken der Welt gegenüber, womit die Abschließung von der kosmischen Weite vollendet, der Mythos dem Logos gewichen und die Freiheit zur bewußten Forderung erhoben ist. Weder im Kosmos noch im den Menschen des Mittelalters total überwölbenden Kirchenbau ist der moderne Mensch mehr geborgen: sein Bewußtsein als Einzelwesen von geistig-göttlicher Substanz stellt ihn rein als Mensch unter Menschen, ruft die Reformation, die französische Revolution und den Sozialismus als sichtbarsten Ausdruck dieser neuen geschichtlichen Gegebenheiten hervor. Denkend und erkennend will der moderne Mensch sich seinen Ort in der entgötterten Welt, die ihm immer mehr den Charakter eines Kosmos verloren hat und zur objektiv-fremden, mit Mathematik und Mechanik zu bewältigenden Natur wird, wiedergewinnen. Vom Mittelpunkt an den Rand der Natur gedrängt, strebt er, um die Früchte der Entwicklung

bereichert, zum Zentrum eines neu zu gewinnenden Kosmos zurück. Einstweilen trennt sich aber erst einmal der Intellekt von der Gesamtwirklichkeit, der Philosophie als Geisteswissenschaft (neuerdings kennt man statt dessen nur noch Gesellschaftswissenschaft) tritt die Naturwissenschaft entgegen, aus der die Technik erwachsen ist. Mit mitleidiger Geringschätzung schaut dieser Moderne auf eine Wissenschaft zurück, die im Dienste der Theologie stehen mußte, solange die Kirche den Menschen wie ein Mutterleib, in dem sich seine künftigen Kräfte vorbereiteten, umgab. Die Aufklärung triumphtierte ob der Befreiung des Geistes aus der Knechtschaft der Kirche, und in der Tat schien es, besonders in Deutschland von Lessing bis Schelling, als würde der Mensch nun frei aus Erkenntnis seiner selbst und der Welt zur vollsten Ausbildung des eigenen Wesens und damit zur Auswirkung aller seiner irdischen Möglichkeiten fortschreiten können.

Zum Fortgang der Betrachtung sollen nun einige Sätze eingeschaltet werden, die von anderer Seite zum gleichen Thema im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts niedergeschrieben worden sind: „Jahrhundertlang ist die Philosophie die Magd der Theologie gewesen. Man tut sich viel darauf zugute, die Wissenschaft aus dieser Hörigkeit befreit zu haben. Aber ob darum das Denken heute frei ist und nicht nur seinen Herrn gewechselt hat, ist eine andere Frage. Oder ist es ausgemacht, daß eine zur Magd der Politik erniedrigte Wissenschaft freier dasteht als die einstige Magd der Theologie, und daß es würdiger sei, sich der rohen Gewalt zu beugen und sich den Erfolg zum obersten Richter zu setzen, als einem Dogma zu huldigen, auf dem bei aller abergläubischen Verzerrung doch wenigstens der Abglanz einer höheren Idee ruht?“ (Leonhard Nelson, Die Reformation der Philosophie). Mit diesen bereits 1918 formulierten Gedanken ist die Überleitung von der Vergangenheit zur Gegenwart gegeben, obwohl dem angeführten Autor der totalitäre Staat unserer Tage noch unbekannt war. Heute erleben wir die Unterwerfung der menschlichen Erkenntnis unter die Dogmen von Parteien und Klassen und die Öpportunität der autoritären bzw. faschistischen Staaten. Unter Außerachtlassung der neuzeitlichen Bewußtseinslage (wie sie sich u. a. in den Ideen der Menschenwürde und des Menschenrechts kundgetan hat) wird versucht, das Wesen des modernen Menschen durch Propaganda und Gewalt zu ersticken und ihn damit seiner geschichtlichen Aufgabe zu entfremden, das heißt ihn zu hindern, aus freier Erkenntnis den Weg vom isolierten Ich zur geistigen Welt zurückzufinden.

An die Stelle der sittlich-geistigen Autonomie tritt wieder das „Gesetz“, die äußere Heteronomie, womit die ideologische Verwandtschaft modernster Staatsautokratie mit den theokratischen Staats-

formen der vorchristlichen Zeit wie mit solchen der kirchlichen Herrschaft im Mittelalter deutlich wird. Der durch das Konzil von 869 dem Menschen dogmatisch abgesprochene individuelle Geist, durch welchen er als sich wiederverkörpernde Entelechie an den Wandlungen der Geschichte konkret teilhat, kämpft nach seinem realen Durchbruch in der Geschichte, heute um seine Existenz zwischen Technik und Politik, die ihn in gleicher Weise bedrohen, insofern sie im Menschen nur ein Objekt, eine Naturlatsache bzw. ein Gattungswesen sehen. Freiheit des Denkens, Freiheit der Gewissen fordert die geschichtliche Entwicklung seit der Renaissance. Statt dessen erleben wir, wie die wirklich reaktionären Kräfte der Geschichte den Menschen durch Festhalten an oder Zurückdrängen zu überlebten Gesellschaftsformen (wozu Stände, Klassen und Parteien zu rechnen sind) und durch Auslöschung seiner geistigen Individualität von der Teilnahme an der Evolution ausschließen wollen, um eine neue Gattung, einen menschenähnlichen Typ auf der Erde zu bilden. In dem Maschinenmenschen, dem Roboter, kommt die Ahnung des drohenden Unheils zur bildhaften Anschauung.

Das sind die ernstesten Hintergründe der Unterwerfung des Geistes unter die Politik — es sind auf anderer Ebene die gleichen, die dazumal die Wissenschaft zur Magd der Kirche machten. Durchschaut man diese Zusammenhänge und ihre Ursachen, so ergibt sich für die Gegenwart eine schwerwiegende Einsicht, nämlich die, daß der Sozialismus als tiefster Ausdruck des modernen menschlichen Gesellschaftswollens in Gefahr ist, vom Materialismus und der Bürokratie verfälscht und somit vernichtet zu werden, ebenso wie der einzelne Mensch durch diese Mächte in seinem Wesen bedroht ist. Künftig sollten daher, wenn es überhaupt eine Zukunft für den Menschen im Sinne der bisherigen Entwicklung geben soll, Individuen und Gemeinschaft so aufeinander abgestimmt werden, daß die gesellschaftliche Form dem erreichten Bewußtsein entspricht. Dem totalen Willen zur persönlichen Freiheit des modernen Menschen setzt, um ein anderes Beispiel zu wählen, der reaktionäre Staat die totale Auslöschung der Menschenwürde und Freiheit durch systematische Freiheitsberaubung entgegen, die Einrichtung von Konzentrationslagern für „asoziale Elemente“ — ein moderner Name für Ketzer — ist nichts anderes als eine Inquisition des 20. Jahrhunderts.

Der Weg zu einer solchen Harmonisierung des Einzelseins und des Soziallebens führt über die geistige Freiheit in Mensch und Staat, indem jeder Einzelne sie begreift und verwirklicht, wird es vielleicht möglich werden, als ersten Schritt auf diesem Wege zu einer neuen Gesellschaft das geistig-kulturelle Leben als solches der Staatshoheit zu entziehen und damit für immer unmöglich zu machen, daß die Philosophie zur Magd einer fremden Autorität erniedrigt wird.

Der Sinn der Technik

„Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam, aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen.“

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre

In den letzten Jahrzehnten haben zahlreiche Autoren, unter ihnen bedeutende Denker, sich mit der Philosophie der Technik beschäftigt und sind zu den verschiedensten, oft sich gegenseitig ausschließenden Ergebnissen gekommen. Dadurch ist eine erhebliche Verwirrung entstanden, und man trifft neben einigen Bewunderern, die von einem weiteren glänzenden Aufstieg der Technik zu Höhen ungeahnter Vollendung reden, eine immer mehr anschwellende Zahl von Kulturpessimisten, die einen bevorstehenden „Untergang des Abendlandes“ durch die Technik oder die Vernichtung der Maschinenwelt durch sich selbst befürchten. Wird eine dieser Richtungen recht behalten? Oder wie wird das technische Zeitalter sich weiterentwickeln? Was ist die Technik wirklich?

Wir wollen uns bemühen, an das beispiellos schwierige, weitverzweigte Problem so unbefangen wie möglich, ohne vorgefaßte Meinung, heranzugehen. Denken wir zunächst an die moderne Maschinentechnik.

Viele Fachleute und Laien sind der Meinung, Technik sei lediglich angewandte Naturwissenschaft. Zweifellos bestehen enge Zusammenhänge zwischen dem Aufstieg der Physik und Chemie seit Galilei und Newton und dem Siegeslauf der Technik. Aber ist naturwissenschaftliche Erkenntnis unerläßliche Voraussetzung technischen Gestaltens? Nicht wenige Erfinder eilen mit ihren Konstruktionen der Fachwissenschaft, ihren Lehrsätzen und Theorien weit voraus und kümmern sich nicht um die physikalisch-chemischen Vorgänge, die sich bei Anwendung ihrer Erfindungen abspielen. So haben die ersten Flieger und Erbauer von lenkbaren Luftschiffen der gelehrten Darlegungen der Physik-Professoren gespottet, die das Fliegen für wissenschaftlich unmöglich erklärten. Wir möchten daher Bernhard Bavink zustimmen, der an die Spitze seiner Betrachtungen über Philosophie

der Technik den Satz stellt: „Die Technik . . . ist ein Kulturgebiet sui generis, das gleichberechtigt neben der Kunst, der Wissenschaft und dem ethisch-religiösen Reich als das vierte Reich der Werte steht.“ Technik hat also mit Naturwissenschaft als solcher nichts zu schaffen, der Trieb zu technischem Gestalten stammt vielmehr aus einer Tiefendimension der menschlichen Seele außerhalb des Verstandes, aus Intuition, aus einer der schöpferischen Schau des Künstlers verwandten Sphäre.

Ebensowenig ist Technik eine bloße Dienerin der Wirtschaft, wie viele Nationalökonomien und Wirtschaftstheoretiker annehmen. So sagt von Gottl-Ottlilienfeld: „Technik ist um der Wirtschaft willen da, aber Wirtschaft nur durch Technik vollziehbar.“ Obwohl der Pädagoge Georg Kerschensteiner, der Philosoph Eduard Spranger und andere Denker sich diese Ansicht zu eigen gemacht haben, müssen wir ihr entgegentreten. Technik kann nicht nur Mittelbereitung zu wirtschaftlichen Zwecken sein. Gewiß laufen Hochblüte der kapitalistischen Wirtschaft und Aufstieg der Technik einander parallel, aber die Erfinder fragen oft nicht nach dem pekuniären Nutzen, streben nicht nach ökonomischer Zweckrationalität, die wirtschaftliche „Ausbeutung“ pflegt echten Erfinderköpfen gleichgültig zu sein; der technische „Nutzeffekt“, den die Erfindung erreicht, ist durchaus nicht immer der geldwertmäßig vorteilhaftere.

Technik ist auch nicht ein neutrales Mittelsystem zu beliebiger Verfügung, d. h. nach Spranger „die Erkenntnis der durch ein Ziel geforderten geeignetsten Mittel überhaupt und die darauf beruhende praktische Mittelwahl“ — was er „Technik im übertragenen und weiteren Sinne“ nennt. Donald Brinkmann (Zürich), dem wir einen der besten neueren, philosophisch tiefgründigen Essays über das Wesen der Technik verdanken, erhebt gegen Sprangers These mit Recht den Einwand, daß sie jeden Eigenwert der Technik neutralisiere. Sie proklamiert „eine verhängsvolle Verantwortungslosigkeit der technischen Arbeit und gestattet, alle jene entsetzlichen Folgen der technischen Entwicklung in der Neuzeit auf andere Instanzen abzuschieben.“ Wie will Spranger das Zustandekommen genialer Erfindungen und die weitgreifenden Veränderungen im menschlichen Leben und im Bild der Erdoberfläche durch die Technik erklären?

Wenn Spranger recht hätte, müßte die Technik bei allen Kulturvölkern der Erde, weißen wie farbigen, sich annähernd gleichmäßig entwickelt haben, denn trotz der Vielheit der Rassen ist das Menschengeschlecht geistig eine Einheit. Der Geist ist „international“, in seinen Äußerungen und Wirkungen gleich, während die Art des Erarbeitens von geistigen Leistungen rassemäßig verschieden ist, denn die Seele ist spezifisch rassemäßig gebunden, weshalb sich denn auch die Technik bei den einzelnen Völkern ganz verschieden

ausgestaltet, entsprechend den sehr unterschiedlichen Eigenschaften der Volks- und Kulturseelen.

Die Maschinenwelt in ihrer gewaltigen modernen Entwicklung ist also nicht im entferntesten allen Rassen und Völkern, sondern nur einem ganz besonderen, einmaligen Menschentyp geistig-seelisches Eigentum und je länger, je mehr unveräußerlicher Lebensbedarf. Die meisten Autoren nennen ihn den „abendländisch-faustischen“ Menschen, wir wollen ihn lieber den weißen Menschen schlechthin oder besser den „Homo technicus“ nennen, unter dieser Bezeichnung möchten wir den technisch tätigen und interessierten Teil der weißen Menschheit herausgreifen. Es ist der Mensch mit höchstgesteigertem Intellekt, der mit Geist und Verstand die Erdschwere überwinden und in unendliche Weiten des Weltalls eindringen will. Aus solchem innersten Streben, qualvoll unermüdlichen Drängen, einem religiös anmutenden Ringen um Selbsterlösung des Menschen, entspringt der phänomenale Aufstieg der Technik.

Donald Brinkmann hebt hervor, daß aus diesem Trieb die drei Maximen oder Postulate technischer Arbeit fließen: die materielle Überwindung der natürlichen Schranken 1. von Raum und Zeit, 2. von Ursache und Wirkung, 3. der Substantialität. Alle Apparate zur chemischen Umwandlung von Naturstoffen, alle Arbeits- und Kraftmaschinen, sämtliche Verkehrseinrichtungen und Nachrichtsmittel — kurz die weitaus meisten technischen Geräte und Maschinen lassen sich auf eine dieser drei Kategorien zurückführen. Somit ist es nicht die Frage nach Nutzen oder Schaden, sondern ein Drang der Seele nach Gestaltung, ein inneres Getriebensein, von dem die großen und kleinen Erfinder erfüllt sind.

Zum Beispiel setzt der technische Mensch den naturgegebenen Grenzen der Zeit, der materiellen Unzulänglichkeit alles Vergänglichen, den gesprochenen Worten, die im Winde verwehen, seinen Willen zur Dauer entgegen, als dessen Symbol er die Schrift und den Buchdruck erfunden hat. Die bisher großartigsten Sinnbilder des Willens zur Dauer aus älterer, vortechnischer Zeit, die Mumien Ägyptens, waren nur kleinen Teilen des Volkes, den königlichen Familien und der Priesterkaste, zugute gekommen. Wie unvergleichlich weitgreifender, sozusagen demokratischer, in welchem ins Phantastische gesteigerten Umfang bedient sich hingegen, zumal seit Erfindung der Buchdruck-Schnellpressen und der Rotationsmaschinen, der neuzeitliche weiße Mensch der Schrift, der Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Flugblätter! Alle diese in immer riesigeren Mengen hergestellten Druckwerke gelangen bis in die kleinste Hütte, und oft genug werden Millionenbevölkerungen mit bedrucktem Papier geradezu überschüttet. Demselben Streben dienen Photographie, Film, Tonfilm, Schallplatte: im Willen zur Dauer, zur Verlängerung des

Zeitlichen in die Ewigkeit liegt der Sinn jener modernen Erfindungen, besonders des dokumentarischen Films und der dokumentarischen Schallplatte.

Angesichts der Unvollkommenheit alles Irdischen und im Bewußtsein seiner eigenen Sünden sucht der europäische Mensch seit über einem Jahrtausend in tiefem christlichem Glauben Erlösung durch göttliche Gnade. Mit diesem echten Jenseitsbedürfnis verbindet sich nach Brinkmann „beim technischen Menschen etwas Besonderes, nämlich der Glaube, daß er die Erlösung Schritt für Schritt durch werktätiges Gestalten der Wirklichkeit selbst herbeiführen, ja erzwingen könne, ohne auf einen irrationalen Gnadenakt Gottes angewiesen zu sein“. Der Trieb zu technischem Erfinden und Gestalten stammt somit aus ursprünglich rein religiöser Seelensphäre, wendet sich jedoch nunmehr ins Weltliche, wird säkularisiert, entheiligt, fällt — wie Edgar Dacqué sagen würde — in dämonischen Selbstverwirklichungsdrang, indem er alle dem menschlichen Geiste und Verstande je erreichbaren Möglichkeiten der Überwindung von Hindernissen des Raumes, der Zeit, Kausalität und Erdschwere in körperliche Erscheinung treten lassen und ins Maßlose steigern will. So verstehen wir, wie nahe beieinander in des Menschen Seele die Tiefenschichten des Unbewußten liegen, aus denen schöpferisches religiöses, technisches und künstlerisches Sehnen emporquellen, wir verstehen aber auch, weshalb Brinkmann sich gegen die weitverbreitete Lehre wendet, Technik sei Ausdruck menschlichen Machtwillens, vor allem gegen Spenglers bekannte These von der Technik als raubtierhafter Lebenstaktik und gegen Max Schelers Herleitung der Technik „aus einem Leistungswissen, das dem Bildungs- und Erlösungswissen fremd gegenübersteht“.

Denn die allerwenigsten Techniker sind „Machtmenschen“, die weitaus meisten vielmehr „Tatmenschen“, nämlich intuitiv begabte künstlerische Naturen (Alberti, Leonardo) oder tiefreligiöse Charaktere (Guericke, Papin, James Watt). Spenglers Satz: „Der Mensch ist ein Raubtier“ geht zwar auf Montaigne und Nietzsche zurück, gleichwohl dürfen wir ihm ebensowenig Allgemeingültigkeit beilegen wie seiner weiteren Behauptung, der berühmte „Kampf ums Dasein“ Darwinscher Prägung sei „großer Sinn des Lebens, der es adelt“. Der angebliche Kampf aller gegen alle (struggle for life) in der Natur ist falsch gesehen und falsch beurteilt, was vorurteilsfreien, unabhängigen Denkern unter den Biologen (Oscar Hertwig, Max Westenhöfer) schon längst klargeworden ist. In der Frühmenschheit hat zunächst kein Kampf ums Dasein bestanden, womit das eingebil-detete Raubtiertum hinfällig wird.

All den Enthusiasmus, der die Welt des Homo technicus erfüllt, leitet Brinkmann aus dem ursprünglich christlichen, nachher ins Welt-

liche umgebogenen Streben nach Selbsterlösung ab: „Man darf die Behauptung wagen, daß sich die moderne Technik erst von dem Augenblick an so fieberhaft entwickeln konnte, wo sich die Bindung an das christliche Glaubensdogma gelockert hatte und die religiöse Energie sich nun in säkularisierter Form mit ganzer Wucht als werktätiges Selbsterlösungsstreben in technischen Erfindungen und Konstruktionen zu entladen suchte.“ Auf diese letztlich religiöse Wurzel, nicht auf weltliches Machtstreben, sei die neuere explosionsartige Entfaltung der Technik im Abendlande zurückzuführen. Die „prometheisch-faustische“ Gläubigkeit an aktive Selbsterlösung sei die Hauptsache. „Wissen, wirtschaftliche Ökonomie und Macht dienen nur als Mittel, als Werkzeuge oder Werkstücke auf dem Wege zu diesem Ziel.“

Welche biologisch-psychologischen Voraussetzungen bringt der weiße Mensch mit, um jene ungeheuerliche Technisierung des Lebens, verbunden mit weitgehender Zerstörung der Natur und Umgestaltung des äußeren Landschaftsbildes, wie sie für Industriegebiete kennzeichnend ist, gerade im Abendlande zu ermöglichen? An sich hat Brinkmann recht, aber wir dürfen nicht nur den Selbsterlösungsdrang hervorheben, sondern müssen das Phänomen in größerem Rahmen betrachten. Wenn nicht die weiße Menschheit eine ganz besondere, einmalige, sich von derjenigen der Farbigen scharf unterscheidende seelisch-geistige Grundhaltung besäße, eine einseitig ausgeprägte Mentalität, die dem Denken und Handeln des Homo technicus stark entgegenkommt, so hätte sich nie eine Maschinenwelt entwickeln können. Unter allen Rassegruppen verfügt der weiße Mann über den am vollkommensten entfalteten reinen Intellekt, der unter Zurückdrängung des Gefühlslebens und der Instinkte in glasklarem Verstand und logischem, kausalmechanischem Denken gipfelt, einem Denken, das alle Vorgänge in der unbelebten und sogar in der belebten Natur auf Ursache und Wirkung, auf physikalische, chemische und mathematische Formeln zurückführen will. Es ist diejenige geistige Richtung, die sich ausschließlich rationalen, analysierenden Denkens bedient, die der Europäer und Nordamerikaner für die in der Wissenschaft allein mögliche hält und die in mechanistischer Naturansicht und ebenso mechanistischer Technik endet. Ihr technisches Ideal ist der vollkommene Automat.

Wir wollen sie mit Dacqué die „mechanozentrische“ Phase des intellektualistischen menschlichen Geisteszustandes oder der Weltepoche des reinen Intellekts nennen. Sie besteht seit Jahrtausenden als „biologischer Zeitstil“ der Seele und nähert sich jetzt ihrem Endstadium, da die Anzeichen einer neuen Phase, der „biozentrischen“, sich bereits seit der Jahrhundertwende immer deutlicher bemerkbar machen. Im Großen betrachtet

hat der mechanozentrische Geisteszustand der gesamten Menschheit seinen Stempel aufgedrückt; doch je nach natürlicher Veranlagung, Überwiegen von bewußtem oder unbewußtem Seelenleben, innerseelischen Spannungszuständen und Einwirkungen der Umwelt offenbart er sich in der einen Rassen- und Völkergruppe mehr, in der anderen weniger — im weißen Manne (nicht der Frau) bestimmt am schärfsten, vor allem in den letzten 300 Jahren; bei den Farbigen (außer den Japanern) durchschnittlich schwach, unter allen großen Völkern bei den Chinesen wohl am schwächsten.

Moderne Technik ist immer mechanozentrische Technik! Die weitaus meisten Autoren, die über Philosophie der Technik arbeiten, kennen keine andere; viele halten sie anscheinend für die einzig mögliche. Am eindrucksvollsten, mit hinreißendem dichterischem Schwung, führt Friedrich Georg Jünger sie in seinem glänzend geschriebenen Buch „Die Perfektion der Technik“ vor. Die Kritiker sollten ihm nicht Einseitigkeit und Übertreibungen vorwerfen — Dichter sind oft einseitig. Für uns ist es höchst lehrreich, daß Jünger gerade die sich in der Sackgasse lebensfeindlichen mechanozentrischen Denkens festrennende Maschinenwelt in ihrer idealen „Perfektion“ schildert, die des Menschen Seele zur Wüste macht, wie sie Europa und Nordamerika verwüstet und die weiße Menschheit in eine Riesenkatastrophe hineintaumeln läßt. Was Jünger die „Perfektion“, Hans-Joachim Schoeps den „Aufstand der Mittel“, Robert Dvorak (in seiner Schrift „Technik, Macht und Tod“) die „Todesentelechie“ der Technik nennt, ist nichts als die Wirkung des sich ins Extrem steigenden, sich immer mehr spezialisierenden mechanozentrischen Geisteszustandes, der in der Technik sich spiegelt, dessen Funktions-exponent die Technik ist.

Leider erwähnt keiner jener vielen Autoren den mechanozentrischen Geist, wenn auch manche sich der Einseitigkeit kausalmechanischen Denkens bewußt sein dürften. So spricht José Ortega y Gasset im Hinblick auf die Entwicklung der Technik seit Galilei vom analysierenden Denken: „Das ist die neue Methode, mit dem Verstand zu operieren: die Analyse der Natur.“ Mit Vorliebe pflegt man von einer angeblichen „Eigengesetzlichkeit“ oder „Dämonie“ der Technik zu reden, ohne an den mechanozentrischen Geisteszustand zu denken — damit ist aber nichts erklärt, im Gegenteil wird das Wesen der Technik jenen Denkern immer rätselhafter und unheimlicher, daher ihr düsterer Pessimismus, aus dem man zwangsläufig auf den bevorstehenden „Untergang des Abendlandes“ und die trostlose Stimmung schließen muß, die sich des naiven Lesers bei der Lektüre der Schriften von Spengler, Bavink, Brinkmann, Jünger, Dvorak bemächtigt, um nur diese herauszugreifen. Bavink hebt wenigstens hervor, daß die Umgestaltung der natürlichen Lebensbedingungen durch die

Technik auf dem rationalen Denken beruht. Jünger, Dvorak und andere kommen von dem schier unausrottbaren Spenglerschen Macht- und Raubtierkomplex nicht los, obwohl Brinkmann ihn bereits vor Erscheinen ihrer Bücher widerlegt hat und auch Bavink und Zschimmer seit Jahrzehnten einer biologisch und psychologisch richtigen Auffassung des Wesens der Technik vorgearbeitet haben.

Spenglers Vision von 1931, in der er Mongolenhorden schaut, die ihre Herden auf den Resten unserer abgebauten Eisenbahnen und den Trümmern unserer einst so stolzen Fabriken weiden lassen, ist, wenn wir an die Zustände in der sowjetischen Zone Deutschlands denken, nicht mehr weit von ihrer Verwirklichung entfernt. Die Frage, ob die Technisierung nichts als eine kurze Episode, eine Art Nachtmahr ist, der das Menschengeschlecht überfiel und den es mit dem Niederbruch des weißen Homo technicus eines Tages gewissermaßen unverdaut wieder von sich geben werde — diese sorgenvolle, von manchem Techniker, Soziologen und Kulturphilosophen aufgeworfene Frage können wir nunmehr leicht beantworten, wenn wir des sich in dämonischem Selbstverwirklichungsdrange, in der Sackgasse schärfsten kausalmechanischen Denkens und materialistisch-mechanistischer Weltansicht festtrennenden mechanozentrischen Geisteszustandes gedenken. Denn mechanozentrischer Geist kann nur bürokratische und technische Organisationen, eine künstliche Maschinen- und Ersatzwelt schaffen, dagegen keine Institutionen, die ja organisch, von innen her aus dem Unbewußten gewachsen, hierarchisch geordnet sein müßten, wie etwa die christlich-abendländischen Gesellschafts- und Staatsformen des Mittelalters — die letzte wirkliche Ordnung, die es in Europa gab.

So ist die Technik stärkstens mitschuldig und mitbeteiligt, wenn die weiße Menschheit aus innerem Zwang des mechanozentrischen Denkens demnächst in die vielberufene Riesenkatastrophe hineintaumelt, die man, wenn man will, „Untergang des Abendlandes“ nennen kann; richtiger ausgedrückt ist es lediglich der Untergang des mechanozentrischen Geisteszustandes und der durch ihn ausgelösten geistig-seelischen und materiellen Abläufe. Er wird kommen — mit oder ohne neuen Weltkrieg, mit oder ohne Atombomben. Wie er im Einzelnen sich vollziehen wird, wissen wir nicht; diese Frage ist für unsere grundsätzlichen Betrachtungen gleichgültig. So viel aber ist sicher, daß es sich keinesfalls um einen endgültigen Untergang des weißen Mannes handelt. Wie der Lenz dem Winter und die Morgenröte der finsternen Nacht folgt, so wird ein Wiederaufstieg unter neuen Vorzeichen stattfinden — im „biozentrischen“ Geiste, einer neuen Denkrichtung, die nicht das Kausalgesetz, vielmehr das Leben in den Mittelpunkt stellt, die nicht analytisch, sondern synthetisch arbeitet und die das Einseitige des

mechanistischen Intellektualismus vermeidet. Im biozentrischen Zeitalter wird eine neue, die biozentrische Technik aufblühen. Sie kündigt sich seit Jahrzehnten auf vielen Gebieten an, besonders in der Biochemie, Biophysik und in den ganzheitsbiologischen und neovitalistischen Forschungsrichtungen der Botanik, Zoologie und Anthropologie.

Der fundamentale Unterschied, die polare Gegensätzlichkeit zwischen mechanozentrischer und biozentrischer Technik wird von den Autoren durchweg übersehen; nicht ein einziger kennt überhaupt die Begriffe! Vielen mag allerdings eine Ahnung davon vorschweben, wenn sie meinen, die Technik sei weder gut noch böse, sie werde es erst durch den Menschen. Die mechanozentrische Technik ist also nicht die einzige, ihr parallel läuft seit Jahrhunderten eine andere, die dem Menschen — etwa wie die handwerkliche des Mittelalters, aber vollkommener — nur Arbeitserleichterungen bietet, ohne Schaden zu stiften oder ihn zum Sklaven der Maschine zu machen. Diese Art Technik, die von jeher in biozentrische Zukunft weist, tritt jedoch, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, desto ohnmächtiger in den Hintergrund, weil sie von mechanozentrischem Geist und mechanozentrischer Technik überwuchert und vergewaltigt wird.

Wenn Paul Tournier von Völkern spricht, „die aus der Technik eine wirkliche Mystik gemacht haben“, und wenn er feststellt, nicht die Technik an sich sei an unseren Übeln schuld, „sondern das Schisma, die Spaltung zwischen Technik und Geist“, so denkt er zweifellos an jene nichtmechanozentrische Technik und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß sie sich in biozentrischer Zukunft sieghaft durchsetzen möge (ohne daß er sich unserer Ausdrucksweise bedient).

Wer immer noch nicht glauben will, daß es mehrere, ja viele Techniken gibt, werfe einen Blick auf die chinesische Technik. Die Chinesen sind eines der technisch am höchsten begabten Völker der Erde. Viele wichtige Erfindungen, wie diejenigen des Buchdrucks, Porzellans, Papiers, des Kompasses, Schießpulvers und der Seide machten sie Jahrhunderte, teils Jahrtausende früher als die Erfinder des Abendlandes. Was jedoch bei all diesen großartigen Erfindungen und der Technik der Chinesen überhaupt auffällt, ist die eigentümliche Tatsache, daß sie aus den Erfindungen durchschnittlich sehr viel weniger zu machen verstanden haben als wir. Der Kompaß war ihnen über 1000 Jahre lang nichts als eine Spielerei, das Schießpulver haben sie bis zur Gegenwart fast nur zu Feuerwerkszwecken benutzt. Schon Richthofen und seitdem vielen anderen Reisenden sind die sonderbaren technischen Ungleichheiten in China aufgefallen, auf die wir leider im Einzelnen nicht eingehen können. Der völlig andere, dem europäischen polar entgegengesetzte Lebensrhythmus der Ost-

asiaten macht sich bemerkbar. Trotz gelegentlicher Begeisterung für die Industrialisierung fehlt unverkennbar eine innere Beziehung zur Maschine. Wahrscheinlich würden chinesischer Geist und Verstand zum Beispiel ausgereicht haben, aus der Erfindung des Schießpulvers alle die furchtbaren Sprengstoffe und Vernichtungswaffen zu entwickeln, die Europa und Nordamerika heute besitzen, ja vielleicht hätten die Chinesen die Weißen hierin weit überbieten können, da sie vieles um Jahrhunderte früher erfunden haben, ihnen also beträchtlich mehr Zeit für die Ausgestaltung ihrer erfinderischen Ideen zur Verfügung stand — aber sie wollten nicht! Der Chinese macht seine Erfindungen nicht aus Selbsterlösungsdrang, das verbieten ihm seine festen religiösen Bindungen. Seine Technik ist alles andere als mechanozentrisch, vielmehr zeitlos, ebenso in magische Frühzeit wie in biozentrische Zukunft weisend. Hier sehen wir, wie die Seele einer Rasse, eines Volkes in seiner Technik sich spiegelt, daß es also unmöglich ist, von einer einheitlichen Menschheitstechnik zu reden.

Daher sagt Ortega y Gasset mit Recht, die Technik sei „eine Funktion des veränderlichen Lebensplanes“, denn dieser ist in den einzelnen Rassen, Völkern und Zeitaltern ganz verschieden. Der große spanische Denker ist fast der einzige Autor, der auch die Techniken der Ur- und Vorzeit, der Primitiven und Farbigen, Buddhisten, Fakire, des Yogitums usw. berücksichtigt und der selbst die Technik der Tiere nicht vergißt.

Echte Technik, nämlich Benutzung von Werkzeugen zur Herstellung desjenigen, was die naturgegebenen Mittel zur Verwirklichung des Lebensplanes nicht bieten, kennen bereits viele Tiere, nicht nur höhere, sondern auch Insekten wie Ameisen und Termiten, seit ungezählten Jahrmillionen. Ebenso muß man beim Menschen die Anfänge der Technik in weit frühere mythische und magische Ur- und Vorzeit zurückdatieren, als bisher geschehen ist. Nach Spengler soll es planmäßiges Tun zu mehreren, wie Fällen von Bäumen, Bau von Schiffen, Zähmung von Tieren, Anbau von Nahrungs- und Futterpflanzen, Bau von Hütten, Tempeln, Betrieb von Transportmitteln, erst seit dem fünften vorchristlichen Jahrtausend geben. Manches davon reicht bestimmt in sehr viel ältere Zeiten zurück, mindestens wird man dies von gewissen grundlegenden Haupterfindungen, wie denjenigen des Rades und der Kunst des Feuermachens, behaupten dürfen, was beim Feuer schon die Prometheusmythe beweist.

Zahlreiche Autoren, besonders Brinkmann, gilt Prometheus — neben Faust — als Urbild technischen Menschentums. Nach Franz Weidenreich hat bereits der frühdiluviale sogenannte Pekingmensch (*Sinanthropus pekinensis* Black), der viel älter als der europäische Neandertaler ist, den Gebrauch des Feuers gekannt. Durch neue Funde in

Südafrika ist diese Entdeckung inzwischen überholt. Der bisher bekannte älteste Feuerbenutzer ist der unterhalb der primitivsten Menschentypen stehende *Australopithecus prometheus* Dart aus dem Pliozän von Sterkfontein (Südafrika), ein entfernt schimpansenähnlicher Menschenaffe, nicht Affenmensch! Ob er, der kaum zu den Vorfahren des Menschen gehören, sondern einen Seitenast der Entwicklung darstellen dürfte, auch das Feuer zu erzeugen verstand, ist noch ungewiß. Vorläufig möchten wir annehmen, daß einem noch zu entdeckenden wirklichen Urmenschen im Pliozän, also im Jungtertiär, die Kunst der Feuerbereitung als erstem gelang und der *Australopithecus* von ihm den Gebrauch übernahm — andernfalls wäre *Prometheus* entthront.

WERNER MILCH

Ricarda Huch

In imponierender Größe und bestürzender Vielfalt ragt das Werk der verstorbenen Dichterin in unsere Zeit hinein, in seinen Anfängen Ideen verpflichtet, die selbst den Älteren unter uns Reste einer längst vergangenen Welt dünken, in seinen schönsten Verwirklichungen Bestandteil eines unverlierbaren Erbes. Es umfaßt Lyrik, Romane, historische Darstellungen, geographische Beschreibungen, Deutungen vergangener Literatürepochen, Monographien zur Geschichte der Dichtung und zur politischen Historie und schließlich Meditationen eines gläubigen und in aller Frömmigkeit hellwachen Geistes.

Zeitlich liegen die einander nur geringfügig überschneidenden Epochen im Schaffen Ricarda Huchs klar gegliedert vor unseren Augen: sie begann als Lyrikerin und Erzählerin, später flossen die Verse spärlicher, und die Erzählung verlor mehr und mehr den Charakter des Erfundenen und Gefabelten — sie wurde Geschichtsdarstellung; dann ging die Freude an der dichterisch beschwingten historischen Prosa über in eine mehr und mehr minutiöse Beschreibung vergangener Geschehnisse, bei der temperamentvolle Ausbrüche gezügelt wurden und Evokationen wie Verdammungen einer ruhigen Schilderung zum Opfer fielen, schließlich verlief sich die Neigung zum Nacherzählen welthistorischer Episoden und Wenden in die Hagiographie: Heils- und Kirchengeschichte, häufig in Ansätzen zu einer eigenartigen Ethik, trat in den Mittelpunkt der Arbeit der alternden Dichterin.

Das ist eine klare und eindeutige Entwicklung: nicht jedes Lebenswerk läßt sich so einfach auffächern und gliedern. Dennoch ist es ein außerordentlich schwieriges Unterfangen, über Ricarda Huch und ihr Lebenswerk in kurzen Sätzen Gültiges auszusagen.

Zunächst verstellt, wie so oft, ein durch Jahrzehnte nachgesprochenes Schlagwort den Blick auf Ricarda Huchs literarische Eigenart: Es ist kaum verständlich, daß eine Darstellung der modernen Literatur nach der anderen sich an das Wort „Neuromantik“ klammert, als ob mit einer solchen Etikettierung auch nur der geringste Schritt zu

einer Erklärung getan sei. Neuromantik ist eine billige Ausrede vieler Pseudohistoriker, die sich mit der Beschreibung der Literatur unseres Jahrhunderts befassen und sich dabei vor der Schwierigkeit sehen, die Vielfalt der gegen den Naturalismus andrängenden Strömungen als eine einheitliche Tendenz darstellen zu müssen. Was in den letzten beiden Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts vorgegangen ist, ist allzu deutlich: gegen die Doktrin, daß künstlerische Wahrheit und aus der Erfahrung abgezogene Wirklichkeit dasselbe seien, gegen den Versuch also, Sichtbares „naturgetreu“ ins Wort zu überführen, wandten sich schon vor der Jahrhundertwende Schriftsteller, die komplexere Auffassungen vom Wesen der Kunst vertraten. Sie statuierten eine künstlerische Wirklichkeit jenseits der Welt der Erscheinungen, sie postulierten erneut ein Eigenrecht der ästhetischen Sphäre — Ästhetisierung der Welt aber war ein Kernwort des romantischen Denkens, und so nannte man gegennaturalistische Bewegungen einfach „neuromantisch“. Dieser allzu vereinfachenden These ist entgegenzuhalten, daß mit einer Neuromantik rechtens nur der Versuch gemeint sein kann, die Romantik in ihrer ursprünglichen Bedeutung wiederzuerwecken, und das haben zu Ende des vergangenen Jahrhunderts nur wenige Schriftsteller gewollt — und ganz gewiß nicht Ricarda Huch.

Ihr Name ist immer wieder mit dem seltsam postulierenden Worte „Romantik“ zusammengestellt worden. Einmal darum, weil die Dichterin in ihren frühen Romanen fremdklingende Namen bevorzugt hat: Ezard und Galeide, Maielies und Fra Celeste — das deutet zum wenigsten eine allem Naturalistischen ferne Tendenz an — sodann auch deshalb, weil sie in einem großen zweibändigen Werke zur Biographin der deutschen Romantiker geworden ist. Aber gerade dieses Buch über die Romantik erklärt ja die Distanz der Dichterin zu der Epoche, die sie beschreibt, eine Distanz, die freilich zugleich anzeigt, daß Ricarda Huch in der Romantik Verlockung und Gefahr gespürt haben muß. Wenn sie dem romantischen Dichter Familienlosigkeit, Heimatlosigkeit und Berufslosigkeit als charakteristische Kennzeichen zuspricht, sagt sie zugleich, was sie in ihrem eigenen Dasein als bedrohliche Mächte gespürt hat: sich Beruf, Heimat und Familie zu erkämpfen, war die entscheidende und gewichtige Leistung der jungen Ricarda Huch, die als eines der ersten unter den bürgerlich behüteten jungen Mädchen ihrer Generation den schweren Weg in ein eigener Arbeit verpflichtetes Leben ging.

Richarda Huchs Weg führte aus dem Bereich eines mitteldeutschen großbürgerlichen Elternhauses in Zürcher Studentinnendasein, bürgerlichen Bibliothekarsberuf, Ehe, und erst durch die Irrungen und Wirrungen der Jahre, in denen sie aus ihrer ersten Ehe in eine zweite und von dort zurück zum Partner der ersten flüchtete, ist sie Schrift-

stellerin aus Beruf geworden. In einem solchen Leben hat das Romantische eher als Gefährdung denn als Verlockung Raum. Und die Meister, denen die Dichterin sich in den frühen Jahren ihres Schaffens verpflichtet fühlt, sind gewiß nicht die Romantiker, sondern die großen Schweizer, die sie in ihren Zürcher Lehrjahren zu verstehen gelernt hatte: Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Jeremias Gotthelf.

Die Problematik der frühen Novellen und Romane wäre gleichfalls durch nichts irrtümlicher charakterisiert als durch Hinweise auf „romantische“ Vorbilder. In Ricarda Huchs erzählenden Schriften geht es zuerst und vor allem um ein Motiv: das der Verständigung zwischen Menschen. Dem Menschen ist der Verstand gegeben, damit er sich mit den Mitmenschen verständige. Aber dieser Verständigung steht die Rätselhaftigkeit der Welt des Gefühls gegenüber — zwei, die sich seit Jahren gekannt haben und einander gleichgültig waren, wissen ganz plötzlich, daß sie einander lieben; ein unerwartetes Wort beweist einem Dritten, daß er durch Jahre sein Dasein auf einem Mißverständnis aufgebaut hat, und immer sind es die starken Gefühle, die das Unwägbare, das Unverständliche ausmachen und rational auflösbare Lebensläufe ins Seltsame und Paradoxe hineinsteigern. Die Welt ist ganz anders, als sie sich dem unbefangenen Betrachter darbietet, eben weil die Sphäre des Gefühls dem Klaren und Überschaubaren ständig widerstreitet. Gerade aber dies gefahrvoll Seltsame erscheint zugleich als Gewinn. So wird in den Romanen der Ricarda Huch „das Leben“ in seiner Schönheit und Herrlichkeit besungen, es sind die Klänge einer sich aus den selbstgeschmiedeten Ketten einer Konvention befreienden Generation, die Ricarda Huch anstimmt, die Klänge der „ersten Nietzsche-Generation“, die sich Geheimnis und Gefahr des Daseins neu entdeckt, es sind zugleich die skeptischen Einwände eines kühlen und klaren Verstandes, der sich gegen diese Verherrlichung des Lebens wendet. So kommt es, daß eine Reihe von Hauptgestalten, vornehmlich der frühen Novellen Ricarda Huchs, unter ethischen Gesichtspunkten seltsam schillernde Charaktere darstellen: die Größe etwa eines später heilig gesprochenen kirchlichen Würdenträgers kann sich vor dem Leser als ein Irrtum entrollen, den die Erzählung selbst nie auflöst. Die dichterische Welt der jungen Ricarda Huch spiegelt das Staunen, die Unsicherheit und die zwiespältige Haltung zum Leben, wie sie der jungen Frau damals eigneten.

Ricarda Huch war eine Vierzigerin, als sie sich nach Jahren des Tastens und Suchens, der Enttäuschungen und der Wirren in München als eine erfolgreiche Schriftstellerin fand. Und man hat schon mehrfach beobachtet, daß das Motiv des starken Gefühls, das ihre früheren Schriften auszeichnete, nun in den Werken ihrer sogenannten zweiten Periode kaum mehr eine Stelle fand. Die Schriften aus

Ricarda Huchs mittlerer Zeit kreisen alle in ganz bestimmtem Sinne um das Problem der Größe. Bereits in ihrem Buche über Gottfried Keller hat Ricarda Huch die Bemerkung gemacht, die moderne Welt mache viel zuviel Aufhebens von der Liebe, und was es darzustellen gälte, sei die Tat als das geschichtlich Relevante. Und in dem Roman über Garibaldi steht dann sogar der Satz: „Wer seine Kraft in der Liebe verliert und Taten versäumt, um unter dem Monde zu schwärmen, den soll man liegen und faulen lassen und nicht mehr von ihm reden.“ Dieses Ja zur Tat führte Ricarda Huch zur Geschichtsdarstellung, an der sie immer wieder das Nebeneinander, Gegeneinander und Miteinander von kollektivistischen und individualistischen Motiven reizte: wenn sie in einem breit hingepinselten Bilde den großen Krieg in Deutschland, also den Gesamtzusammenhang der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dargestellt hatte, fühlte sie sich sofort getrieben, die Charakterstudie eines einzelnen der Hauptaktoren zu schreiben und ließ einen „Wallenstein“ folgen. Manche der historischen Darstellungen, wie die der deutschen Vorgänge um 1848, hat sie rundweg in Einzelbilder aufgelöst. Und ebenso wie in den Frühromanen das Gefühl als paradox gegen alles rational Auflösbare gestellt war, ebenso taucht jetzt in den Geschichtsdarstellungen immer wieder das Motiv des menschlichen Imponderabile als eines Agens der Geschichte auf. Manchmal klingt es, als ob die Darstellerin es bedaure, daß der natürliche Gang der Geschehnisse durch das unverständliche Menschenherz immer wieder auf seltsame Wege getrieben werde; häufiger scheint es, als ob das Staunen über diese Wege, in die der Mensch sich getrieben sieht, gerade das Motiv sei, das Ricarda Huch Geschichte darstellen heißt. Von hier aus wäre dann eine Untersuchung möglich, die feststellte, was für Ricarda Huch Heldentum heißt, ein Wort, in dem sich Absicht, Mißverständnis und echte Größe begegnen.

Eingangs ist das Wort von der Zugehörigkeit der Dichterin zu einer von Nietzsche beeinflussten Generation gefallen. Diese Abhängigkeit von einer Zeitströmung prägt sich aus in Ricarda Huchs Gebundensein an Denkformen, für die man im Laufe der letzten Jahrzehnte das Wort von der Lebensphilosophie zu gebrauchen sich gewöhnt hat. Das gesamte Philosophieren der Ricarda Huch, konkret gesprochen, die Vielzahl ihrer Bücher aus religiöser, kirchengeschichtlicher und religionskundlicher Sphäre, ist nicht zu denken ohne den durch Nietzsche und die Lebensphilosophen vorausgesetzten Gedanken, daß sich alles Spekulieren in Polaritäten vollziehe, daß der Denker zu Ergebnissen gelange, indem er Gegensätze auflöse. Es ist müßig, zu untersuchen, wieweit hier echtes Hegelsches Erbe vorliegt, wieweit die Lebensphilosophen den Gedanken der Polarität umgeformt und umgedacht haben. Sicher ist eines, daß das gesamte Schaffen

der Ricarda Huch, soweit es im dritten und letzten Zeitraum der Dichterin sich erfüllte, von der Vorstellung des Überwindens von Gegensätzen her verstanden werden muß. Die ursprüngliche Einheit des paradiesischen Daseins ist zerstört. Es ist der Sinn der Geschichte, daß der unvollkommene, in die Erkenntnis gestoßene Mensch Gegensätze empfindet und danach drängt, sie in einer höheren Einheit zu überwinden. Diese Überwindung im Höheren nun nennt Ricarda Huch Religion. Und alle ihre Darstellungen religiöser Phänomene sind nichts als immer erneute Versuche, die menschlichen Gegensätze und die höhere Einheit in ihrem Zusammenhange darzustellen. Es wiederholt sich in diesen Schriften, ob sie nun dem Glauben Luthers, dem Sinn der heiligen Schrift oder den Urphänomenen gelten, das gleiche Gegeneinander von Motiven, das in den frühen Romanen und den Geschichtsdarstellungen der mittleren Epoche sichtbar war: das Staunen darüber, daß auf dieser, unserer Welt die Dinge nicht so aufgehen, wie sie in einer kühlen Rechnung aufgehen könnten, die Skepsis angesichts des Nichtaufgehens der Rechnungen und die Freude und das Glücksgefühl angesichts der Tatsache, daß es eben mehr und Seltsameres gibt als die glatte Auflösung des rational Faßbaren. In diesem Hin und Her offenbart sich am deutlichsten die Einheit, die hinter dem vielfältig gegliederten Werke der Ricarda Huch steht.

Stifter und die Frauen

Zwei Jahre vor seinem Tode schrieb Adalbert Stifter: „Das Herz der treuen Gattin, das Herz des Gatten ganz sein nennen zu können, in einem Herzen sich einzig und ohne Ende geliebt zu wissen, ist doch das süßeste Glück dieser Erde.“

Diese Worte, in einem Briefe ausgesprochen, haben die Mitwelt befremdet. Die Freunde hießen Stifters Ehe unglücklich, nicht im gewöhnlichen Sinne unglücklich, sondern in einem gehobenen, geistigen Sinne. Sie kannten Amalie Mohaupt, die schöne, junge Putzmacherin von einst, aber sie wußten zugleich, daß sie den Neigungen des Künstlers seit jeher fremd und ohne Verständnis gegenüberstand. Sie glaubten nicht an Harmonie, noch weniger an die Liebe dieser zwei Menschenherzen.

Im geheimen sprachen die Freunde, die ältesten unter ihnen, von Fanny Greipl, der ewigen Geliebten aus dem Städtchen Friedberg im Böhmerwald. Sie redeten von Stifters großer und einziger Liebe, die in einem bitteren Verzicht endete. Sie wußten, daß der Dichter in seinen jungen Jahren einmal geschrieben hatte, er werde sie, die hübsche und kluge, wohlhabende Kaufmannstochter, „allein zur Braut seiner Ideen machen und sie fort lieben bis an seinen Tod“.

Fanny Greipl hatte einen unbedeutenden Kameralsekretär geheiratet. Sie hatte nicht das letzte und höchste Glück der Ehe erfahren, hatte oft zurückgedacht an die heiteren Sommertage, an den jungen Studenten aus Oberplan, und war nach zwei Jahren, bei der Geburt ihres ersten Kindes, gestorben. Stifter war erschüttert gewesen. Es hatte Jahre gedauert, ehe er den Schmerz und das tiefe Leid überwunden. Die Erinnerung war geblieben, eine leise Sehnsucht und wohl auch die Liebe. Nun, da Fanny Greipl tot war, von allen irdischen Dingen erlöst, konnte sich verwirklichen, was er einst aus bitterer Enttäuschung und zugleich aus der ganzen Liebe seines Herzens geschrieben hatte: er konnte sie „zur Braut seiner Ideen machen“.

Das Wort, das der „sanfte Obrist“ in der „Mappe meines Urgroß-

vaters" sagt, gehört hierher, weil es von dem festen Band zeugt, das die himmlische und die irdische Liebe umschließt: „Gott brauchte einen Engel im Himmel und einen guten Menschen auf Erden: deshalb mußte sie sterben.“

Stifter, in stiller — und wie er selbst sagte — glücklicher Ehe mit Amalie Mohaupt lebend, ohne jedoch Fanny Greipl vergessen zu können, wollte fortan leben, wie die Geliebte leben würde, wenn sie noch auf dieser Erde wäre. Amalie, seine Frau, war sparsam. Sie war treu. Sie mischte dem grauen Alltag ein paar lichte Farben unter. Aber in seinen Büchern las sie wenig, und für seine Bilder hatte sie kaum einen Blick. Vielleicht ist diese Ehe wirklich nur eine Flucht gewesen, eine Flucht aus dem düsteren Erlebnis, aus Verzicht und Enttäuschung. Aber wer will urteilen? Wer werten? Wer vermöchte zu sagen, daß dies ein häufiges Schicksal im Künstlerdasein sei und sich im Leben Goethes ähnlich verhalten habe?

Wir wissen, daß Stifter Amalie gedankt und ihr durch stete Besorgtheit und unverbrüchliche Treue seine Zuneigung bewiesen hat.

Er hat ein Leben lang der „reinen Vernunft der Seele“ und einer gottgewollten Ordnung gelebt. Die Ehe war ihm nicht eine äußere Formsache, sondern inneres Gesetz, das in steter Harmonie und Pflicht als wahre Lebensgemeinschaft erfüllt werden mußte. Im „Nachsommer“ bekannte er, daß alle Menschen, die übel und böse über seine Ehe redeten, kein Recht hatten, derart zu sprechen: „Es gibt eine eheliche Liebe, die nach den Tagen der feurigen, gewitterartigen Liebe, die den Mann zu dem Weibe führt, als stille, durchaus aufrichtige, süße Freundschaft auftritt, die über alles Lob und allen Tadel erhaben ist und die vielleicht das Spiegelklarste ist, was menschliche Verhältnisse aufzuweisen haben. Sie ist innig ohne Selbstsucht, freut sich mit dem andern zusammen zu sein, sucht seine Tage zu schmücken und zu verlängern, ist zart und hat gleichsam keinen irdischen Ursprung an sich.“

Amalie, nicht in die Höhen seines Geistes strebend und wenig von den Tiefen seines Gemüts ahnend, war ein guter Kamerad und hielt Ordnung in den kleinen und kleinsten Dingen des täglichen Lebens. Es war genug. Stifter wußte, daß es keine Erfüllung des Glücks in den Bereichen des äußeren Daseins gibt, sondern daß das Glück allein innen ruht, in der Seele und im Menschenherzen. Hier wachsen die Träume, erfüllen sich die Wünsche, die aus dem Verzicht geboren werden. So mußte das bittere Erlebnis der Liebe, mußten Enttäuschung, Verzicht und Tod zu einem tiefen Sinn werden, einem Reichtum, der dem schöpferischen Menschen widerfuhr. Hier öffnet sich der Weg, der zum Werk führt, zu den Frauengestalten der „Studien“: zu Angela in den „Feldblumen“, zu Johanna und Clarissa im „Hochwald“, zu dem Mädchen

im „Waldsteig“, zu Maria und Camilla, den „Zwei Schwestern“, zu Brigitta.

Diese Frauengestalten, in tiefster Liebe gezeugt und aus dem Herzen geboren, sind die Erfüllung der Wunschträume, die der Dichter hegte, wenn er an die Augen Fanny Greipls dachte, an die Art, wie sie diese hob und senkte, an das Lächeln, das wie ein Licht über ihrem Munde stand.

In jeder dieser Frauen lebt ein Stück seines eigenen Herzens, das so sein wollte wie das Herz der Geliebten. In jeder waltet die „reine Vernunft der Seele“, herrscht das „sanfte Gesetz“, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. In ihnen glüht die Liebe als eine weise Kraft des Maßes, die, allen Leidenschaften und Begierden fremd, allein dem Wesen der Schönheit dient. Über dem Leben dieser Frauen, das ohne Fehl und Tadel ist, steht als erfülltes Gesetz das Herdersche Wort von der weisen Güte, die im Schicksal des Menschen waltet.

Stifter erkannte früh, daß das Leben eigene Wege geht und der Mensch nur selten der Schmied des eigenen Schicksals ist. Er erfuhr, wie oft das Herz sich müht, der Geist sich wehrt, wie oft aber Gott den Plänen mißtraut, diesen Wünschen und Hoffnungen, die, zur Wirklichkeit geworden, die Erde in ein Paradies verwandelten. Er erlebte selbst, daß das Herz sich erproben, daß es beweisen muß, wie und ob es den fremden und bösen Dingen standhalten, ein Leid demütig und duldsam tragen, einen Schmerz überwinden kann. Das Menschenherz, so fühlte und wußte er, vor allem das der Frau muß, gleich, ob Angst oder Furcht, ein Irren sich in das Menschsein einschließt oder der Tod an seine Wände pocht, stets in Reinheit und Unschuld, in Würde verharren. Es muß, ungeachtet aller düsteren Zeichen, immer eingedenk der ins Ewige wirkenden Macht der Liebe sein.

Dort, wo sich diese oder jene seiner Frauengestalten aus den Bezirken dieser Erde fortzubewegen, sich ins Ätherische zu erheben scheint, ruft jedesmal ein unerbittliches Schicksal sie zu einer irdischen Realität zurück. So ließ er Angela, einer seiner frühesten Gestalten, deren Wesen so rein und edel ist, als müßte man in dieser Klarheit „bis auf den Grund der Seele blicken können“, die Eifersucht des anderen durchleben. Sie leidet, aber sie überwindet. Sie bewährt sich, ist reicher geworden, weil sie aus der Bitterkeit dieses Erlebens ermißt, daß Erziehung nicht bloße Belehrung, sondern Bildung und Formung des eigenen Ich ist.

Im „Hochwald“ ist es der Krieg, der die Welt verdunkelt, den Vater mordet, den Geliebten tötet. Clarissas Glaube an das Wunder der Reinheit, an die gelassene Unschuld des Herzens, an die sittliche Würde des Menschseins wird erschüttert. Bitter klagend, stumm fragt

das Herz: Waltet da noch eine Güte im Schicksal des Menschen? Ja, sie waltet, sie muß walten, weil das Leben fortleben und die Erde Bestand haben will. — Innig und zart ist das Herz der Frau, aber es zerbricht nicht, wenn ein Sturm darüber hingeht. Es ist stärker als die Hand des Mannes. Es vermählt sich der Natur, sucht das Ganze und will mit ihm eins sein.

So wie das Mädchen im „Waldsteig“ aus stiller Einfalt, diesem edlen Gut einer Mädchenseele, einen eingebildeten Kranken zu heilen beginnt, so besitzt Maria in der Erzählung „Zwei Schwestern“ die ungeahnte Kraft der Seele, ihrer Schwester Camilla zu helfen, indem sie ihr das Opfer der Liebe bringt. Sie bringt es, weil sie fühlt, daß die Schwester, ein weiches und zartes Geschöpf, bildungsreich, der Kunst ergeben, an dem Gram, dem Verzicht und der Enttäuschung zerbräche. Sie aber fühlt sich stark genug, den Schmerz zu überstehen, ihn durch ihrer Hände Arbeit zu überwinden, durch das Schaffen und Wirken in der Natur, dem Garten Gottes, vor dem das menschliche Geschick, jedes Vorübergehende und Vergängliche verweht, in dem allein das Ruhende, das Bleibende, das Ewige wirkt.

Maria, die „so fest auf dem irdischen Boden“ steht und deren Herz „doch in den Himmel“ hineinragt, mutet an, als wäre sie eine jüngere Schwester von Stifters meistgeliebter Frauengestalt: der Brigitta. Brigitta, vor hundert Jahren geschaffen, gleicht in ihrem Denken und Tun einem Menschen unserer Tage. In ihr waltet das Gesetz des „ungeschwächten“ Lebens, die Kraft, die den Händen Segen verleiht, wirkt die Gnade, die dem Herzen Schönheit schenkt. Das Herz ist gut geblieben trotz des Leides, das ihr der geliebte Mann zugefügt. Der Weg führte nicht über Wirrsale und Irrnisse äußeren Daseins, er führte über den Menschen, über das Herz, das treu und fest blieb, führte zur inneren Wahrheit, zur Gelassenheit des Herzens, zur „reinen Vernunft der Seele“, zu Dingen und Werten, in denen sich das „sanfte Gesetz“ verbirgt. Das selbstgeschaffene Werk, die Arbeit, die ein gütiger Gott dem Menschengeschlecht zum ewigen Geschenk gemacht, läßt sie Verzicht üben, die Enttäuschung ertragen, Gram und Kummer überwinden. Und wenn sie in späten Jahren erleben darf, daß des Lebens Krönung doch die Liebe ist, die Liebe, die, empfangend und gebend, sich ganz verströmend, ohne Ende, einzig dem Ewigen zustrebt, wenn sie zugleich erkennt, daß die schönste Blume dieser Liebe das Verzeihen ist, dann empfindet der Leser, daß der Herzschlag dieser vollmächtigen Frauengestalt wie ein starker, kraftvoll-goldener Strom durch den Taumel unserer Tage flutet.

Brigitta ist 1843, Maria 1845 geschaffen, vier, sechs Jahre nach dem Tode Fanny Greipls. Der Dichter selbst sagt von Maria: „Ich habe nie ein einfacheres, edleres und großmütigeres Mädchen kennengelernt.“

— Stifter hat das Leid überwunden; die Erinnerung schwingt in ihm, still, wie eine „heitere Blumenkette“, die das Leben windet. Ein Ziel ist erreicht: dem schöpferischen Menschen ist der Schmerz durch „seine vergeistigende Macht“ zu einem Kleinod geworden.

Aber der Himmel hatte ihm noch ein Glück versagt, ein zweites Geschick auferlegt: die Kinderlosigkeit. Still, nur selten leise klagend, trägt er auch diesen Schmerz. Einmal jedoch, in der Erzählung vom „Waldgänger“, als er Amalie zum ersten- und letztenmal zum literarischen Vorbild in der Gestalt der Corona nimmt, spricht er von diesem Schmerz, rechtfertigt für sich und seine Frau die Kinderlosigkeit, indem er aus der schlichten Einfalt seines Herzens sagt: „Die zwei Menschen, die sich einmal geirrt hatten, hätten, die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten, und die ihr wenigstes, was ihnen geblieben, mit hierher bringen: ihre Liebe und ihre Treue bis zum Tode.“

Neben Fanny Greipl und Amalie Mohaupt sind Stifter nur wenige Frauen begegnet, die ihm für sein Werk Anregung boten oder ihm einer Freundschaft wert schienen. Der Großmutter, die einst „wie ein Schemen hinten am Hause im Garten an der Sonne, ewig einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Toten“ hockte, der Mutter, mit der ihn ein unlösliches Band verbunden, beiden hatte er schon früh im „Heidedorf“ ein schlichtes Denkmal gesetzt. Juliane Mohaupt, die Ziehtochter, leichtfertig, zigeunerhaft-abenteuerlich in ihrem Wesen, die, wohl unbewußt, in einem Anfall geistiger Umnachtung, tragisch in der Donau endete, regte ihn zu zwei Erzählungen an: zu „Katzen-silber“ in den „Bunten Steinen“ und zum „Waldbrunnen“.

Betty Paoly, die Stifter den „ersten Lyriker Österreichs“ hieß, stand ihm lange Zeit nahe, wie ihn mit Louise Eichendorff, der Schwester des Romantikers, einer einsamen, nervenkranken Frau, eine gute Freundschaft verband, die in gelegentlichen Besuchen und in Briefen einen schönen Ausdruck fand. Auch Clara Schumann war seinem Werk sehr zugetan, sie und Robert Schumann luden ihn persönlich zu einem Konzert ein, ohne daß es zu einer Freundschaft zwischen ihnen gekommen ist.

Einmal, im Winter 1846/47, begegnete er einem Mädchen, von dem er meinte, daß sie seinen Frauengestalten an Schönheit und Gemüt, an Klugheit nahekäme: Jenny Lind, die schwedische Nachtigall. Er, der Dichter, und sie, die bedeutende Sängerin, führten an langen Abenden angeregte Unterhaltungen über Kunst und Leben, über Dichtung und holde, innige Weiblichkeit. Stifter las ihr aus der „Mappe meines Urgroßvaters“ vor, diesem Sorgenkind, das ihn noch

auf dem Sterbebette beschäftigte. Die Schwedin weinte Tränen. Zum Abschied, als Gruß und Erinnerung, gab er ihr mit herzlicher Widmung die „Studien“-Hände auf die Reise mit.

In den letzten Tagen und Stunden aber, als es einsam um den Dichter geworden, war nur ein Mensch ihm nahe: Amalie, seine Frau. Sie, deren Reinlichkeit und Freude an der Arbeit, deren unverbrüchliche Treue er nur einmal in seinem Werk, eben in der Gestalt der Corona, die er noch vertiefte und verklärte, indem er dieser Frau Gaben zusprach, die Amalie niemals eigneten, gedacht — sie wachte nun als einzige an seinem Krankenbette, pflegte und betreute ihn. Vielleicht wird es eine spätere Welt Stifter zum Vorwurf machen, daß er dieser Frau in seinem Werk nicht öfter und stärker gedacht, denn es ist kein leichtes Leben gewesen, das sie an der Seite dieses Mannes geführt. Geldnöte, Kummer und Sorge waren da, Krankheit suchte das Stifterhaus heim, und der Tod pochte an die Tür. Sie hat alles rechtschaffen und tapfer, ohne laute Klage getragen, hat Stifter viele Sorge abgenommen, manche Not ferngehalten und den grauen Alltag häufig ein wenig lichter gestaltet. Mögen es die Menschen ein Versäumnis des Dichters nennen, demgegenüber steht, daß der Mensch ihr stets die Treue gehalten und sich immer zu Dank verpflichtet wußte.

Niemals hat er die eine vor der anderen genannt, weil er zutiefst erfahren, daß das, was Fanny Greipl ihm an Wünschen und Träumen, an innerem Reichtum gegeben, Amalie Mohaupt letztlich hat vollenden helfen, indem sie nicht nur den Hausstand mit ordnender Hand geführt, sondern auch dem Dichter manche düstere Stunde erspart hat. Es ist bisher viel über Fanny Greipl, wenig über Amalie Mohaupt gesagt worden, obwohl dieser nicht weniger Dank und Zuneigung als jener gebührt. Jene half in entscheidender Stunde die Dämonen in ihm bannen, die zerstörenden Kräfte, die die Ideen gefährdeten, welche Gott in ihn gelegt, diese mühte sich, die Dämonen fernzuhalten, wenn sie ihn von außen her bedrängen wollten, sie mühte sich bis zu jener letzten Stunde, wo diese Dämonen, zusammengeballt, gleichsam sich rächend, ihn zu einem Schritt bewegten, der im schärfsten Widerspruch zum Werk und Leben dieses so reinen und edlen, maßvollen Menschen zu stehen scheint.

Der Romantiker auf der Kanzel

Schleiermachers Leben ist, von außen her betrachtet, von Glück und Erfolg begleitet. Aus dem unscheinbaren Theologiestudenten wurde der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit, die Stufenleiter der Ehren hat er bis zur obersten Sprosse erklommen. Sieht man aber näher zu, so entdeckt man, daß sich unter dieser glänzenden Oberfläche ein von Erschütterungen, von Kämpfen und Krisen bedrohter Mensch verbarg, der nur durch sein großes Herz, seinen durchdringenden Verstand, seine unermüdliche Arbeit sich zusammenhalten konnte. So nur konnte es ihm gelingen, sein ihm aufgegebenes Werk zu vollenden, dessen Bedeutung das Jahrhundert überdauert hat, das uns von ihm trennt. Als Ranke in seinem Kolleg die Nachricht von seinem Tode erhielt, unterbrach er die Vorlesung mit den Worten: „Seinesgleichen wird wohl keiner mehr kommen.“ Schleiermacher ist 1768 in Breslau geboren, der Vater protestantischer Geistlicher strengster Observanz, die Mutter aus einer alten Pastorenfamilie. Erziehung bei den Herrnhutern in Niesky und Barby. Frühzeitig erkennt der grüblerische Knabe den Widerstreit zwischen Vernunft und Glauben, ohne noch die Ebene betreten zu können, auf der er später ihre Versöhnung sah. Er empört sich und sucht neue Wege, die ihn von der Orthodoxie fortführen. Darob lebenslange Entfremdung vom Vater, er hat das Elternhaus nie mehr betreten. Unter den dürtigsten Verhältnissen studiert er nun in Halle Theologie, es folgt die übliche Hofmeisterstelle. Drei Jahre erzieht er die Kinder des Grafen Dohna-Schlobitten. Die Freundschaft zu seinen Zöglingen dauert, solange er lebt. 1796 kommt er zum ersten Male nach Berlin. Er wird Prediger an der Charité. Einschneidendes Erlebnis: die Freundschaft mit Friedrich Schlegel, mit Henriette Herz. Die Beziehungen zur Romantik bestimmen seine Entwicklung. Die grundlegenden Werke erscheinen: „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799), ein Jahr später die „Monologe“. Jahre des behaglichsten Lebensgenusses und eifrigsten Bildungsstrebens, in denen er all die neuen Tendenzen der Zeit auf dem Gebiete der Philo-

sophie und der Literatur in sich aufnimmt und verarbeitet. Aber jene „Vertrauten Briefe über Lucinde“, in denen er sich des fragwürdigen Buches Friedrich Schlegels annahm und das romantische Ideal von Weiblichkeit, Liebe und Freundschaft verkündet, werden ihm von der Regierung verdacht, die fand, daß sich eine solche Gesinnung für einen Geistlichen nicht schicke. Er muß Berlin und seine Freunde verlassen, wird Hofprediger in Stolp, dann Professor der Theologie in Halle, wo er hinreichend Gelegenheit findet, den Rationalismus zu studieren, dessen Überwinder er werden sollte.

Die französische Fremdherrschaft vertreibt ihn aus Halle. 1809 kam er nach Berlin zurück. Er wird als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche berufen, an der er 25 Jahre bis zu seinem Tode gewirkt hat. Der Elite der Nation, die sich gegen Napoleon verschworen hatte, schließt er sich an. Wie Fichte vom Lehrstuhl der Universität, so hielt er seine großen Predigten zur Erhebung des Volkes von der Kanzel.

Von außen dringt nun nichts mehr in ihn ein. Zu dem Amt als Seelsorger kommt die Professur für Theologie, seine praktische Arbeit, vor allem die Reformierten und Lutherischen in der „Union“ zu vereinigen. Geheiratet hat er spät und eine viel jüngere Frau. Neben der Verdeutschung des Plato, zu der er sechs Jahre brauchte, neben zehn Bänden, in denen seine besten Predigten gesammelt sind, und neun Bänden kleinerer philosophischer Schriften wird ihn das Hauptwerk seines Alters „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche“ für alle Zeiten überdauern.

Alle diese Worte sind nur Ausstrahlungen der gewaltigen Grundkonzeption, daß die Religion ein Urtrieb der menschlichen Natur sei, das Abhängigkeitsgefühl des Menschen von den oberen unbekannten Mächten oder, wie es Wilhelm Dilthey ausgedrückt hat, daß sich die Religion als eine ursprüngliche unvergängliche Handlung des Geistes manifestiere. Hier berührt sich Schleiermacher eng mit der deutschen Mystik, wenn er in der Religion eine Vorstellungsweise erkennt, die in allem Endlichen das Unendliche sucht, in jedem Einzelnen einen Teil des Ganzen sieht und das Ewige im Zeitlichen erlebt. So sind alle Begebenheiten in der Welt die Handlungen des einen Gottes, woraus sich für Schleiermacher seine wichtigsten geschichtsphilosophischen Folgerungen ergeben. Gegenstand der Religion sind die Schicksale des Menschengeschlechts, also die Geschichte im höchsten Sinne. Aber seine Definition der Religion erschließt notwendig die prinzipielle Erkenntnis, daß Religion nicht der Metaphysik oder der Moral gleichzusetzen sei, wie sein Zeitalter noch glaubte, daß sie nicht nur der Weg sein kann, der zur Sittlichkeit führen soll oder die Grundsätze einer gerechten Gesellschaftsordnung aufbaut. Dies sind nur ihre natürlichen Wirkungen, ihr Wesen erschöpft sich darin nicht. Auch die Dogmen und Lehren

machen die Religion nicht aus, sie spielen nur eine dialektische Rolle.

Mit dieser klaren Scheidung und Entscheidung, mit dieser haarscharfen, konzessionslosen Herausarbeitung des Begriffs Religion polemisierte Schleiermacher zugleich gegen den die Zeitgenossen so mächtig beeinflussenden Pantheismus Herders und Goethes, der die Natur vergöttlichte und gegen die romantische Philosophie, die ihrerseits das Ich zum Gott erhob. Er erreichte dadurch auch, daß die Gebildeten unter den Verächtern der Religion in ihr ein Phänomen wieder zu erblicken lernten, das, der Philosophie und der Kunst vergleichbar, ein Mittel sei, ein geschlossenes Weltbild zu errichten, in dem alle Dinge wohl geordnet und harmonisch ihren Platz haben. Wie er es selbst so unvergleichlich ausgesprochen hat:

„Religion war der mütterliche Leib, in dessen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verschlossene Welt vorbereitet wurde, in ihr atmete mein Geist, ehe er noch seine äußeren Gegenstände, Erfahrung und Wissenschaft, gefunden hatte. Sie half mir, als ich anfang, den väterlichen Glauben zu suchen und das Herz zu reinigen von dem Schutt der Vorwelt, sie blieb mir, als Gott und Unsterblichkeit dem zweifelnden Auge verschwanden, sie leitete mich ins tätige Leben, mich selbst mit meinen Tugenden und Fehlern in meinem ungeteilten Leben heilig zu halten, und nur durch sie habe ich Freundschaft und Liebe kennengelernt.“

Ernst Barlach

Der 80. Geburtstag, den Ernst Barlach am 2. Januar 1950 hätte begehen können, weckte alle persönlichen Erinnerungen an ihn. Ich bekam zuerst im Jahre 1920 mit ihm eine schriftliche Verbindung, da ich ihn nach der Übernahme der Herausgabe der „Deutschen Rundschau“ im Jahre 1919 um seine Mitarbeit bat. Dieser Gedanke lag mir um so näher, als Ernst Barlach, dessen Schaffen mir schon immer viel bedeutet hatte, in meiner Vaterstadt Güstrow lebte.

Als ich von den Verfolgungen hörte, denen Ernst Barlach durch die gemeine Hetze der Nationalsozialisten ausgesetzt war, habe ich ihn in der Hitler-Zeit bei jedem Aufenthalt in Güstrow aufgesucht in seinem schönen Atelier am Inselfee. Bei jedem neuen Treffen erschien mir sein Gesicht, das ebenso wie das von Käthe Kollwitz stellvertretend das Leid der ganzen Menschheit trug, von immer tiefer eingegrabenem Zügen gekennzeichnet. Es hat diesen, den äußeren Dingen gegenüber fast hautlosen großen Künstler und Menschen auf das Tiefste verletzt, daß sogar die Kinder zu einem Haßfeldzug mit Demonstrationen gegen ihn aufgeputscht wurden. Er stand der bodenlosen Gemeinheit nazistischer Gesinnung fast hilflos gegenüber, obwohl diese Brutalitäten nicht an den Kern seines Wesens herankamen. Nur mit Erschütterung kann ich an seine Klage denken, daß alle seine Meisterwerke aus der Öffentlichkeit verschwinden mußten und so die Stimme des großen Bildhauers seinem Volke und der Welt gegenüber zum Verstummen gebracht war. Es fielen auch bittere Worte über die Menschen, die sich seine Freunde nannten, aber sich feige dem nazistischen Terror fügten.

Barlach überlegte in seinen letzten Jahren eine Übersiedlung in eine andere Gegend Deutschlands. An Emigration hat er nie gedacht. Es war sehr aufschlußreich, wie er im Gespräch die Möglichkeiten erwog, in welcher Landschaft er überhaupt sich noch zum Schaffen fähig fühlen würde. Damals glaubte er, daß im Vorland des Harzes ihm eine neue Heimatlandschaft zuwachsen könnte. Aber die Pläne kamen nicht zur Ausführung, denn mit tiefer Bewegung mußte ich ein stetes Abnehmen seines Willens zum Leben von Besuch zu Besuch feststellen. In den ersten Jahren freute er sich noch über jede Nachricht, die ich ihm über den wachsenden Widerstand und unsere Pläne brachte. In seinem letzten Lebensjahr jedoch zeigte er nur

ein müdes Lächeln bei meinen Berichten. Als ich 1938 von seiner schweren Erkrankung hörte und von seiner Überführung in ein Rostocker Krankenhaus, war es mir klar, daß er der Krankheit keinen Lebenswillen mehr entgegensetzen würde. Auf mein Telegramm an ihn blieb ich ohne Antwort. Die Nazi-Schergen haben ihn seelisch zu Tode gehetzt.

Heute nun sind die Werke dieses einmaligen großen Künstlers der Öffentlichkeit wieder zugänglich, und die Barlach-Gesellschaft arbeitet für die Lebendigerhaltung des Gedenkens an ihn. Wir verzeichnen mit Befriedigung, daß nun auch sein dichterisches Werk neu und zum Teil erstmalig erscheinen wird. Der Suhrkamp-Verlag hat zwei nachgelassene Werke: „Seespeck, Fragment eines Romans“, von dem die „Deutsche Rundschau“ einen Abschnitt im Dezember-Heft 1947 gebracht hat, und „Der gestohlene Mond“ veröffentlicht und bereitet jetzt die Ausgabe seiner gesammelten Dramen in zwei Bänden vor. Es wird nun klar werden, daß sein dichterisches ebenbürtig neben sein plastisches Werk tritt. Freilich wird es der besten Interpreten bedürfen, um den Reichtum und die Tiefe des Dichters Barlach voll auszuschöpfen.

R. P.

RUNDSCHAU

Fällt die Entscheidung in Asien?

Die Konferenz der Außenminister des Commonwealth in Colombo, die vom 9. bis 14. Januar stattfand, ist in Deutschland viel zu wenig beachtet worden. Sie hat gezeigt, daß die Gegensätzlichkeiten und Schwierigkeiten, mit denen sich das kleine Europa auseinanderzusetzen hat, auch in dem viel größeren Raum Asien eine bedeutende Rolle spielen. Es war zudem die erste Außenministerkonferenz des Commonwealth, die je stattgefunden hat. Der englische Außenminister Ernest Bevin konnte mit einigem Geschick die großen Gegensätze überbrücken. Aber die Spannungen zwischen Indien und Pakistan wurden erneut sichtbar, ebenso wie das Damoklesschwert, das über ganz Asien hängt: die Gefahr des Kommunismus. Man darf nicht ohne weiteres annehmen, daß es sich dabei um einen sowjetischen Kommunismus handeln muß. Welcher Druck von Moskau ausgeht, wissen natürlich alle Beteiligten, und der lange Aufenthalt des Herrschers von China, Mao Tse-Tung, in Moskau, das Vordringen seiner Truppen an die tibetanische Grenze und die Stellungnahme zu Indochina sprechen Bände.

Aber der ebenso kluge wie weise indische Führer Pandit Nehru wies nachdrücklich darauf hin, daß die kommunistische Gefahr in Asien nicht durch militärische Mittel gebannt werden könne. Die Überwindung der sozialen Spannungen und die Hebung des erbärmlichen Lebensstandards der breitesten Massen wären dazu die einzig möglichen Mittel. Dabei hat sein Ausspruch, wonach der Kommunismus bei Anerkennung seiner Verderbtheit und Gefährlichkeit für die asiatischen Völker immer noch besser wäre als die traditionelle europäische Kolonialpolitik, viel Aufsehen erregt. Daß er sich damit besonders gegen die französische Kolonialpolitik in Indochina wandte, war klar. Er zielte aber auch gegen die Bemühungen des australischen Außenministers, einen dem Atlantikpakt entsprechenden Pazifikpakt abzuschließen. Aber nicht die Einsicht, daß die militärische Intervention keine Lösung der asiatischen Probleme bringen kann, hat den Pazifikpakt aufgeschoben, sondern lediglich die Tatsache, daß die USA ihren Militärhaushalt nicht weiter belasten wollen und Großbritannien an eine Erhöhung seiner Ausgaben für das Common-

wealth nicht denken kann. Das asiatische Sozialgefüge wird auch dadurch mitbestimmt, daß die Hälfte des Haushaltsplans von Indien für militärische Zwecke verwandt wird, während für den gleichen Zweck in Pakistan noch weit mehr ausgegeben wird — Summen, die sich für die roten Länder Asiens gar nicht errechnen lassen.

Die Colombo-Konferenz zeigte sich als Gegner einer Remilitarisierung Japans, die offensichtlich von den USA gefordert wird. Auch die Anerkennung der Regierung Mao Tse-Tungs durch England, die Verweigerung des gleichen Schrittes durch Amerika, spielt eine große Rolle. Es handelt sich dabei nicht um taktische Verschiedenheiten der beiden Großen, sondern um grundsätzliche. Moskau erkannte die günstige Gelegenheit, und es provozierte wenige Wochen nach Colombo die Westmächte durch die offizielle Anerkennung der revolutionären Regierung Ho Tsi Minh in Vietnam. Bei der Zurückhaltung, welche die Sowjets — die ihre diplomatischen Beziehungen zu Tschiang Kai Scheck aufrechterhielten, bis er von den USA fallengelassen worden war — in Anerkennung von aufständischen oder Exilregierungen an den Tag legen, bedeutet der letzte Schritt ein Programm. Das wurde noch deutlicher durch das Verlangen, Kaiser Hirohito an die Sowjets auszuliefern, also jenen Kaiser, der die Grundlage für die gesamte amerikanische Politik in Japan bildet.

In Asien stehen die Zeichen auf Sturm, es zeigt sich, daß allzu spät an die Anwendung moderner politischer Denkformen gedacht worden ist. Aber die Colombo-Konferenz bewies, daß sich zwischen den verschiedenrassischen Völkern und Kontinenten die moderne aufgelockerte Form des Commonwealth als stärker erweist denn die auf dem alten Kolonialsystem beruhenden Bindungen anderer Nationen.

Wirtschaft und Politik Hier soll nicht die alte Streitfrage untersucht werden, ob die Politik vor der Wirtschaft oder umgekehrt die Wirtschaft vor der Politik den Vorrang verdient. Wir müssen hier aber feststellen, daß einige deutsche Politiker und Politikaster der deutschen Wirtschaft empfindlichen Schaden zufügen. Im gesamten Ausland hat es nahezu faszinierend gewirkt, daß — nach der Befreiung der Wirtschaft vom staatlichen Zwang — aus Lähmung und Unordnung ein unerwartet schneller Aufstieg der Wirtschaft sich vollzieht — trotz der mehr als unsicheren politischen Grundlagen. Es bleibt eine bewundernswerte Leistung der deutschen Arbeiterschaft und der Unternehmer, daß sie die Wegstrecke von Trümmern und Hoffnungslosigkeit zu aufbauender Arbeit so schnell zurückgelegt haben. Ihre Ausdauer und ihr Geschick finden jede Anerkennung. Auf der anderen Seite aber wachsen das alte Mißtrauen gegen Deutschland und die Besorgnis vor neuen Verwicklungen wegen bestimmter politischer Geschehnisse, und das Urteil über die Deutschen lautet zusammengefaßt: in allen sachlichen Aufgaben von beispielhafter Tüchtigkeit — politisch unzurechnungsfähig.

Wegen der bei uns besonders engen Verknüpfung von Politik und

Wirtschaft muß eine unerfreuliche Entwicklung in der Politik eine hoffnungsvolle wirtschaftliche Entwicklung ernstlich gefährden. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 12. Februar 1950 (Fernausgabe Nr. 42) warnt Professor Dr. Wilhelm Röpke in dem Leitartikel „Deutsche Klippen“ eindringlich vor den Folgen dieser Entwicklung. Er lehnt es ab, das Vorhandensein beunruhigender politischer Tendenzen in Deutschland zu bezweifeln oder zu beschönigen. Aus eigener Anschauung weiß er, daß die Zahl der unbelehrten Deutschen nicht gering ist. Er zieht die Fehler der Nachkriegsjahre wie die einer von der „Kollektivschuld“ inspirierten Politik, den Wahnsinn der „Entnazifizierung“, den harten Kampf um die nackte Existenz und die lähmende Programmlosigkeit einer west-östlichen Scheinallianz der Sieger in Rechnung, die eine wirkliche Besinnung des deutschen Volkes und eine klare Erkenntnis des Geschehenen und seiner Nachwirkung draußen verhindert haben. „Nur mit Widerwillen kann man das Schauspiel betrachten, daß auf der Woge berechtigter Mißstimmung über die Sinnlosigkeit der Massen-Denazifizierung die wahrhaft Schuldiggewordenen sich munter einer nach dem anderen auf das Festland verfolgter Unschuld, politischer Biederkeit und neuer Aktivität tragen lassen.“ Es bleibt auch noch viel zu tun, um das Erbe des zentralistischen Herrschafts- und Beamtenstaates, d. h. also der sturen Bürokratie, zu überwinden. Die Extratouren einiger Minister, das nationalistische Geschrei der wiedererstandenen Nazi und der Reaktionäre, das Auftreten von Figuren wie Hedler und Remer und „die weltpolitischen Kommentare eines Kirchenführers“, in denen man nicht „den deutschen Normalpegel politischer Weisheit“ erblicken dürfe, haben einen schwer wiedergutzumachenden Schaden angerichtet, den die deutsche Wirtschaft wird bezahlen müssen. Röpke unterschätzt die Gefahren der politischen Entwicklung nicht, warnt aber als ehrlicher Kritiker Deutschlands vor jeder Überschätzung. Daß alle diese unbesonnenen oder böswilligen deutschen Politiker letztendlich das Spiel Moskaus spielen, wird draußen klarer gesehen als in vielen deutschen Kreisen. Röpke schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten: „Auf die Sorge der Welt, ob nicht Deutschland schließlich den Lockungen des Ostens erliegen könnte, kann man immer nur folgende Antwort geben: Ob dergleichen geschieht oder nicht, liegt in entscheidender Weise in der Hand der Westmächte selber. Gelingt es ihnen, Westdeutschland wirtschaftlich, geistig und politisch fest mit der westlichen Welt zu verbinden, und zwar so, daß die Deutschen diese Verbindung freudig bejahen, und gelingt es ihnen ferner, die Westdeutsche Republik mit allen Ansprüchen, Anziehungskräften und Einflußmöglichkeiten auszustatten, die sie zu dem allein ernst zu nehmenden Repräsentanten von ganz Deutschland machen, so können sie unbesorgt sein. Nur möchte man innig wünschen, daß nicht minder die Deutschen alles täten, damit auch der Westen Deutschland ‚freudig bejahe‘.“

„Il est bien“ Dieses Urteil über den früheren Reichsminister Hans Friedrich Wilhelm Ernst v. Raumer, der am 10. Januar 1950 seinen 80. Geburtstag begehen konnte, hat M. Dumont, der Führer der französischen Delegation auf der Conférence Internationale Parlementaire du Commerce in Rio de Janeiro im Jahre 1927 geäußert, und Mme. Dumont unterstrich dieses Urteil mit den Worten: „oh très, très bien.“ An dieser Konferenz, wie an denen in London 1926 und in Berlin 1929 nahm Herr v. Raumer als ständiges Mitglied der deutschen Delegation teil, zu der außer ihm Dr. Heinrich Brüning, Dr. Rudolf Hilferding, Dr. Lejeune-Jung und Staatssekretär Meyer gehörten. Hans v. Raumer stammt aus dem Kreis des kultivierten preußischen Adels, der, geistig aufgeschlossen und sicher in seiner Haltung, dem deutschen Volke viele bedeutende Männer beschert hat. Raumer ist in Dessau geboren, hat in Lausanne, Leipzig und Berlin Jurisprudenz und Staatswissenschaften studiert und war von 1893 bis Ende 1895 im Justizdienst tätig, bis er 1896 in den Verwaltungsdienst übertrat. Als Landrat des Kreises Wittlage schied er 1911 aus dem Staatsdienst aus und übernahm die Leitung der Hannoverschen Kolonisations- und Moorverwertungsgesellschaft, 1915 die des Bundes der Elektrizitätsversorgungsunternehmen Deutschlands. Es spricht für die Aufgeschlossenheit sowohl der Industrie wie der Regierung, daß man diesen sehr klugen und tüchtigen Mann immer wieder auf leitende Posten berief. Im Dezember 1916 wurde er in das Reichsschatzamt gerufen, im März 1918 gründete er den Zentralverband der deutschen elektrotechnischen Industrie in enger Zusammenarbeit mit Walther Rathenau und Carl Friedrich v. Siemens. Hier bewährte er seine große Geschicklichkeit und seine Aufgeschlossenheit für die Mentalität des Auslandes bei allen wichtigen Handelsvertragsverhandlungen in Paris, Rom und Warschau. Überall, wo schwierige Fragen zu lösen waren, wurde v. Raumer eingesetzt. Er hatte auch maßgebenden Einfluß bei der Währungsreform, welche die Inflation beendete, um nur einige seiner zahlreichen Leistungen zu erwähnen. Im Januar 1932 gelang es ihm, in enger Fühlung mit den Leitern der französischen Politik, vor allem mit Briand, einen Vertrag über die deutsche Elektroimport nach Frankreich zu schließen, der bis 1939 reibungslos funktioniert hat. 1920 kandidierte er mit Erfolg für den Wahlkreis Berlin als Abgeordneter der Deutschen Volkspartei und trat als Reichsschatzminister in das Kabinett Fehrenbach ein. Auf der Konferenz von Genua hat er in Zusammenarbeit mit Walther Rathenau ein gutes Verhältnis zu den Sowjetrussen hergestellt. Gustav Stresemann berief ihn 1923 als Reichswirtschaftsminister in sein Kabinett. — Nach 1919 war Raumer's Haus in Berlin ein Mittelpunkt der politischen Geselligkeit, und hier gelang Raumer die Großtat seines Lebens. In seinem Hause wurde die grundlegende Verständigung zwischen den Arbeitgeberverbänden und den Gewerkschaften erzielt, die man mit Recht die „Magna Charta“ der deutschen Gewerkschaften genannt hat. Es muß unterstrichen werden, daß die Verhandlungen, die auf Initiative von Unternehmerseite

begonnen wurden, damals auf der Basis von Gleich zu Gleich, also in der Achtung vor der Menschenwürde, geführt wurden — der einzigen Grundlage, auf der allein auch heute verhandelt werden darf. Die großen damaligen Führer der Gewerkschaften Carl Legien, Leipart und Graßmann schenkten ihm volles Vertrauen, das in den Gewerkschaftskreisen auch heute zu ihm besteht. In der Weimarer Zeit ist es in der Folge der Vereinbarungen zu keinem gefährlichen großen Streik gekommen. — Auch mit Künstlerkreisen hatte dieser sachkundige Sammler von guten Bildern enge Fühlung. Seinem Haus stand seine Gattin vor, die eine Tochter der Baronin v. Heyking, der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“ war. — Seine Arbeit wuchs von Jahr zu Jahr, da nicht weniger als 20 große Gesellschaften ihn in den Aufsichtsrat beriefen und viele Ehrenämter ihm angetragen wurden. Wie nicht anders zu erwarten — und das ist kein geringer Ehrentitel — mußte er 1933 auf Forderung der Nationalsozialisten von der Leitung des Zentralverbandes der elektrotechnischen Industrie und von allen öffentlichen Ämtern zurücktreten. Sein schönes Haus in Berlin wurde 1943 zerstört, und nach einem Zwischenaufenthalt in der Priegnitz mußte er auf der Flucht vor der Roten Armee seinen Wohnsitz nach Dätzingen bei Calw (Württemberg) verlegen.

Wir gedenken heute dieses Mannes, der neben seinem durchdringenden Verstande und seiner großen Erfahrung auch, wie Theodor Fontane, die Gabe anmutiger Causerie besitzt, die in keiner Weise vor geschliffenen Medisancen sich scheut, nicht nur wegen seiner großen Lebensleistung. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß bei dem Mangel von wirklichen Köpfen in Deutschland wir die Achtung vor seinen hohen Jahren nicht soweit treiben dürfen, daß wir ihm nur ein otium cum dignitate gönnen, sondern wir glauben, daß bei den Verhandlungen zwischen Gewerkschaften und Unternehmern man ihn bitten mußte, seine große Erfahrung und das Kapital von Vertrauen, das er auf beiden Seiten und weitgehend im Auslande genießt, zur Verfügung zu stellen. Car il es bien.

Albert Schweitzer Wenn Diogenes heute mit seiner Laterne durch die Lande zöge, würde er auf der Suche nach einem Menschen nicht viel mehr Glück haben als zu seiner Zeit. Einen aber würde er im afrikanischen Urwald finden: Albert Schweitzer, der am 15. Januar 75 Jahre alt geworden ist. Aus diesem Anlaß hat man sehr viel über Albert Schweitzer geschrieben. Wir wagen zu sagen: zuviel! Vor allem haben die Superlative kein Ende mehr genommen. Schweitzer wird sie mit einer Handbewegung beiseitegeschoben haben. Wir wollen hier keine Superlative hinzufügen, zumal wir uns darauf verlassen können, daß die Leser der „Deutschen Rundschau“ mit dem Werk Albert Schweitzers seit langem vertraut sind. Grüßend und ehrend wollen wir aber selbstverständlich des großen Menschen gedenken, glücklich darüber, in ihm das Ideal dessen gefunden zu haben, was auf diesem Planeten als menschliches

Wesen denkbar ist. — Was will es demgegenüber besagen, daß Albert Schweitzer Goethe-Preis-Träger, Universitätsprofessor und was sonst noch alles ist und sich, insgesamt gerechnet, 10 Doktorhüte aufsetzen darf? Wer die Werke Schweitzers gelesen hat und dann über seine Persönlichkeit noch mehr erfahren will, dem empfehlen wir die gut durchdachte und wesensverwandt geschriebene Biographie von George Saaver „Albert Schweitzer als Mensch und als Denker“ (Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, Göttingen).

Eine Bestätigung durch Churchill Im Dezemberheft 1946 der „Deutschen Rundschau“ haben wir auf Grund einer Zeitungsnotiz folgende Worte Winston Churchills in dem Aufsatz „Tatsachen“ veröffentlicht, die in der ganzen Welt Aufsehen erregten:

„In Deutschland lebte eine Opposition, die quantitativ durch ihre Opfer und eine entnervende internationale Politik immer schwächer wurde, aber zu dem Edelsten und Größten gehört, das in der politischen Geschichte aller Völker je hervorgebracht wurde. Diese Männer kämpften ohne Hilfe von innen oder von außen, einzig getrieben von der Unruhe ihres Gewissens. Solange sie lebten, waren sie für uns unerkennbar, da sie sich tarnen mußten. Aber an den Toten ist der Widerstand sichtbar geworden. Diese Toten vermögen nicht alles zu rechtfertigen, was in Deutschland geschah. Aber ihre Taten und Opfer sind das unzerstörbare Fundament eines neuen Aufbaues. Wir hoffen auf die Zeit, in der erst das heroische Kapitel der inneren deutschen Geschichte seine gerechte Würdigung findet.“

Die Quelle, aus der wir das angebliche Zitat aus einer Rede Churchills im Unterhaus nahmen, ging durch ein Versehen verloren. In den Stenogrammen des Unterhauses fand sich kein Beleg über diese Worte Churchills. Angehörige der deutschen Widerstandsbewegung haben nun alles versucht, um Klarheit zu schaffen und veranlaßten einen englischen Freund, sich an Winston Churchill selber um Auskunft zu wenden. Auf diese Anfrage hat Churchill am 19. November 1949 folgendes geantwortet: „... Since the receipt of your letter I have had a search made through my speeches for the passage to which you and Count Hardenberg refer, but so far no record can be found of any such pronouncement by me. But I might quite well have used the words you quote, as they represent my feelings aspect of German affairs.“

I am sorry I cannot be more precise or helpful, but if we are able to identify the speech I will of course be pleased to send you a copy for your friend, as you request.“

Wir verzeichnen mit Genugtuung die nachträgliche Bestätigung des Sinnes der apokryphen Äußerung und freuen uns besonders im Hinblick auf die neuerliche Verunglimpfung der Toten des deutschen Widerstandes durch Hedler und Genossen, daß wir für die Gesinnung Churchills gegenüber den Kämpfern des deutschen Widerstands einen jetzt von ihm gebilligten Ausdruck gefunden haben.

Ein Abend in Berlin Im Hebbel-Theater auf der Stresemannstraße wird Jean Giraudoux' „Die Irre von Chaillot“ aufgeführt. Das Stück und die Besetzung sind so lockend, daß man auch im äußersten Berliner Westen die Fahrt mit der U-Bahn zuzüglich Fußmarsch = je eine Stunde Hin- und Rückfahrt in Kauf nimmt. Als alter Berliner, der leider vorläufig nur in Abständen zu kurzem Besuch zurückkehren kann, versucht man, in den Gesichtern der Berliner zu lesen. Der Eindruck nach einem Zeitraum von drei Monaten stimmt nicht fröhlich. Die Gesichter sind ernster geworden, aber nicht verkrampft. Die Atmosphäre lastet mehr als damals. Am Potsdamer Platz, wo das sowjetisch besetzte Gebiet beginnt, trennt man sich von den Bewohnern des Ostsektors, die ihrer ständigen Bedrohung entgehen. Dank ihrer vorbildlichen Nüchternheit und der unzerstörbaren Eigenart der Berliner wissen sie genau um die immer lauende Gefährdung durch den Osten und seine deutschen Helfer des Totalitarismus. Sie wissen, daß gegenwärtig von drüben mit allen Mitteln gearbeitet wird, Westberlin zugrunde zu richten in einem wirtschaftlichen Kampf, der vor keinem noch so schlechten Mittel zurückscheut, um endlich die Gleichschaltung zu erreichen. Die zu lauten und nicht immer der Wirklichkeit entsprechenden Meldungen einiger Westberliner Zeitungen, die keineswegs den Ausdruck der Gefühle der Berliner wiedergeben und von ihnen mißbilligt werden, erschüttern nicht das Gleichgewicht der wahren Träger des Berliner Widerstandes, die sehr viel zahlreicher in der Bevölkerung als im Stadtparlament angetroffen werden. Der tägliche Kampf dieser tapferen Bevölkerung verschmäht jedes Sich-zur-schaustellen und vor allem das Rühmen der eigenen Leistung. Sie hören die Phrasen ministerieller Besucher ebenso ungern wie manche Reden ihrer Vertreter draußen. Von der ebenso lauten wie dummen Propaganda aus dem Osten, die wie bisher die Intelligenz der Berliner unterschätzt, bleiben sie wie auch die Berliner des Ostsektors ganz unberührt. Sie nehmen auch die indolente Haltung nahezu des ganzen Westens mit Resignation und Achselzucken hin, ohne daß sie dieses schwere Versagen gegenüber ganz Deutschland verstehen könnten. Sie wissen, daß Berlin die äußerste Verteidigungslinie auch im Existenzkampf des Westens ist, dessen Schicksal mit dem Fall Berlins besiegelt wäre. Im eigenen Interesse der Bundesrepublik läge es, alle nur irgendwie verfügbaren Mittel Berlin zur Verfügung zu stellen ohne jedes Feilschen. Es gibt kein Wort der Anerkennung, das zu hoch gegriffen wäre über die Haltung der Westberliner Arbeiterschaft. Man kann sich schwer vorstellen, daß in der Westzone in irgendeinem Großbetrieb wie in so vielen in Westberlin die Arbeiter ruhig weiter ihre Pflicht tun würden, wenn die Firma ihnen monatlich 15 Prozent ihrer Löhne schuldig bleiben muß. Die Berliner wissen um ihre Verantwortung und erfüllen ihre Pflicht, weil von ihrer festen Haltung die Erhaltung des Weltfriedens abhängt. Wenn man sie nicht schon in guten und schwersten Zeiten lieben gelernt hätte, so würde ihre Haltung heute jedes Herz gewinnen. Es ist wirklich zu wünschen, daß jeder aus den

Westzonen einmal nach Berlin käme. Der moralische Gewinn daraus wäre gar nicht abzuschätzen.

Und dann geht man vom Potsdamer Platz durch die Stresemannstraße, in der keine öffentliche Beleuchtung, sondern nur die Lichter der seltenen Schaufenster oder Bahneingänge die Dunkelheit notdürftig erhellen, zum Hebbel-Theater. Der Betrieb an der Kasse ist wohlgeordnet, das Theater warm, und der Zuschauerraum wird jedem Anspruch gerecht. Dann sieht man in dem großartigen Stück 'Giraudoux' (mit seiner Lehre, daß jede vernünftige Frau, auch wenn sie irre ist, die schwersten Probleme meistern und die Welt von dem Kult des goldenen Kalbes befreien und in Ordnung bringen könnte, besser als alle Männer) auf der Bühne im 2. Akte vier Frauen: Hermine Körner, die letzte große Heroine des deutschen Theaters, in der Hauptrolle, Lucie Höflich, deren Stimme wie je und einst ans Herz rührt, Roma Bahn und Ursula Krieg. Ein vollendetes Zusammenspiel großer Schauspielerinnen, ein Ensemble, wie kaum eine andere Bühne in Deutschland wird zusammenbringen können. Nicht zu vergessen ein Publikum, das mitgeht und zwischen dem und der Bühne lebendige Bögen sind. Ein Publikum, in dem die Köpfe so zahlreich sind wie anderswo die banalen Gesichter. Und Aschinger mit seiner Erbsensuppe (0,45 DM-West), seinen Würstchen und Brötchen à discrétion hat wieder aufgemacht. Ein nationaler Feiertag. Das ist Berlin, die Stadt der echten politischen, geistigen und künstlerischen Spannungen: die geheime Hauptstadt Deutschlands. Die geliebte Stadt, in die monatlich ungefähr 2000 frühere Berliner zurückkehren. Man wird verstehen, daß jeder, der diese Stadt kennt und in ihr gelebt hat, das Gefühl beim Betreten Berliner Bodens empfindet: heimzukehren.

Professor Noack Über den „Nauheimer Kreis“ des Würzburger
und sein Kreis Universitätsprofessors Ulrich Noack ist in der deutschen Presse vieles, in Reden und Broschüren von ihm selber längst zu vieles gesagt worden. Für Menschen, die mehr die internen Zusammenhänge beurteilen können als der Durchschnittsdeutsche, ist das letzte Wort über die heutige Tätigkeit des „Nauheimer Kreises“ schon gesprochen.

Ein Deutschland ohne Besitz der vollen Souveränität neutralisieren zu wollen, ist eine Utopie. Wenn es heute möglich wäre, zur Befriedung der Welt den großen Gedanken eines neutralen Gürtels in Europa zu verwirklichen, so wäre das eine Aufgabe des Schweißes der Edlen wert. Dieser Gedanke ist früher, als seine Verwirklichung noch möglich gewesen wäre, von ernsthaften Menschen diskutiert worden. Ein solcher Gürtel neutraler Länder hätte, wenn er sinnvoll sein und seinen Zweck hätte erfüllen sollen, ganz Skandinavien mit Finnland, die unabhängigen baltischen Staaten, Polen, die Tschechoslowakei, Österreich, Deutschland, Holland, Belgien, Luxemburg, die Schweiz und Italien umfassen müssen. Wahrscheinlich wären dann auch der Balkan und Griechenland dazugestoßen. Schon

allein der Ausfall der von Sowjetrußland vernichteten baltischen Staaten und der heutige Zustand von Polen und der Tschechoslowakei verbieten eine weitere Erörterung dieses an sich so fruchtbaren Gedankens. Deutschland heute neutralisieren zu wollen, ist nicht nur ein Traum, sondern ein Ausweichen vor der Wirklichkeit. Denn heute geht es nicht um eine Entscheidung zwischen Westen und Osten, wie es lediglich aus propagandistischen Gründen behauptet wird, sondern um die Entscheidung zwischen Freiheit und Knechtschaft, Recht und Terror, Gott und Satan. Eine Entscheidung, vor die das deutsche Volk auch in der Hitlerzeit gestellt war und vor der es versagt hat. Im Beginn seiner Arbeit im „Nauheimer Kreis“ soll Professor Noack der gute Glaube nicht bestritten werden. Dem Noack von heute aber können wir den guten Glauben nicht mehr zuerkennen. Die Stellung, die er im Hitlerreich bezogen hat, ist zum mindesten problematisch, nach der Ansicht maßgebender Norweger aus der Widerstandsbewegung jedoch eindeutig. In langatmigen, aber nicht überzeugenden Ausführungen hat Noack versucht, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe wegen seiner Tätigkeit in Norwegen zu entkräften, ohne daß die Widerstandskreise Norwegens sich zu einer Revision ihres Urteils über ihn veranlaßt gesehen hätten.

In seinem nach 1933 erschienenen Buche „Das Ethos der deutschen Diplomatie“ begrüßte Noack lebhaft den Machtzuwachs des Hitlerreiches — ein Buch, das später von den Nazi aus ihren Bibliotheken ausgeschlossen wurde. Das schädigte Noack zunächst nicht. Er erhielt einen Auftrag des Auswärtigen Amtes, nach seiner Angabe nur „pro forma“, um aus devisentechnischen Gründen das Dozentengehalt (in Norwegen) weiterhin empfangen zu können. Von der Gestapo wurde dagegen kein Einspruch erhoben, obwohl Noack heute zu seiner Legitimation behauptet, in der Weimarer Zeit demokratisch gewählt und Leser der „Vossischen Zeitung“ gewesen zu sein! Seinem Antrag auf Parteimitgliedschaft wurde nicht stattgegeben, er leistete trotzdem Hilfsstellung bei der Herstellung der Verbindung von Quisling mit Hitler. Ein Brief Noacks vom 8. Dezember 1939 beginnt mit den Worten: „In den letzten Tagen wurde ich zweimal vom Staatsrat Major Quisling, dem Führer der norwegischen Bewegung „Nationale Sammlung“, empfangen, der mit mir ausführlich über die außenpolitische Lage sprach.“ Seine Erklärungen, warum er Quislings Ansichten dem Auswärtigen Amt Ribbentrops zugänglich machen wollte, lahmen auf beiden Füßen. Es ist lachhaft, wenn Noack behauptet, daß er die Verbindung nur hergestellt habe — notabene nach dem Pakt Ribbentrop—Molotow — um Berlin zu „bekehren“ und Deutschland in eine „europäische Verteidigungsfront“ einzugliedern. Damals machte Noack sich zum Helfershelfer Quislings für einen Krieg gegen Sowjetrußland. In dem Schreiben vom 8. Dezember 1939 heißt es wörtlich: „Quisling ging von der Überzeugung aus, daß das Sowjetregime weder in der Lage, noch wirklich gewillt sei, Deutschland die nötige wirtschaftliche Unterstützung im Blockadekrieg gegen England zu gewähren. Die einzige sichere Möglichkeit für die

dauernde Versorgung und die kontinentale Unüberwindlichkeit Deutschlands liege in der Übernahme der Macht in Rußland durch Deutschland selbst." Noack sprach dann die Überzeugung aus, daß sich die Zertrümmerung der Roten Armee fast so rasch wie die der polnischen Armee vollziehen werde: „Die Auflösung des Sowjetregimes sei dann unaufhaltsam, und Deutschland kann eine haltbare Ordnung aufbauen, auf die gestützt es für die Westmächte nicht nur unblockierbar wird, sondern die auch zur Basis für diejenigen östlichen Vorstöße werden kann, zu denen die Rote Armee doch nicht fähig ist, die aber Deutschland bis an die Nervenstränge des britischen Weltreiches in Vorderasien heranzuführen wird.“ General von Loßberg von der Wehrmachtsführung äußerte die Ansicht, daß Noacks Schreiben bedeutend dazu beigetragen habe, Hitlers Angriffslust gegen die Sowjetunion zu stärken. Alle „Verdienste“ Noacks verhinderten jedoch nicht seine Ausweisung aus Norwegen durch den Reichskommissar Terboven. Über diese Frage hat Wilhelm Sanders in Nr. 252 der Berliner Ausgabe der „Neuen Zeitung“ eingehend berichtet. Es ist kennzeichnend für die penetrante Eitelkeit Noacks, daß er versuchte, bei den UN gegen die „Neue Zeitung“ zu intervenieren. Demokratie heißt für diesen Leser der „Vossischen Zeitung“ anscheinend nur gläubige Hinnahme seiner verblasenen Theorien ohne Diskussion.

Am 8. September 1949 hat Noack auf Einladung des ostzonalen deutschen Instituts für Zeitgeschichte in Berlin einen Vortrag gehalten und ist von maßgebenden ostzonalen und sowjetischen Politikern empfangen worden. In diesen Unterhaltungen hat er eine so unneutrale Gesinnung bewiesen, daß auch seine Anhänger sie zur Kenntnis nehmen sollten. Er hat mit starken Worten die Schwierigkeiten seiner Arbeit im Westen geschildert und von einer westdeutschen Kriegsspsychose und vom englischen Interesse an deutschen Landsknechten gesprochen, ohne der Wahrheit die Ehre zu geben, daß vielleicht einige Narren radikaler und reaktionärer Prägung in Westdeutschland als völlige Einzelerscheinungen die von ihm angeprangerte Gesinnung hegten, während die kompakte Majorität in Westdeutschland sich eindeutig gegen jeden Krieg, gegen Aufrüstung und einen neuen Nationalismus erklärt hat. Von dem Terror, der Liquidierung aller nicht „linientreuen“ Männer in der Ostzone, den Konzentrationslagern, dem Hungersterben der Kinder und der alten Leute, den Frauenschändungen und der Aufrüstung wie der Auspowerung der Zone hat er nichts bemerkt. Es ist lebhaft zu bedauern, daß Noack, der nach seiner Fühlungnahme mit sowjetischen und ostzonalen Stellen einen großen Kongreß nach Rengsdorf einberief, durch polizeiliches Verbot an der Abhaltung dieser Tagung verhindert wurde. Sie hätte nämlich wesentlich zu einer weiteren Demaskierung beitragen können, da mit der Teilnahme vieler ostdeutscher Politiker — alle, die schlecht und teuer sind — gerechnet werden konnte. In Ostberlin hat er sich nicht gescheut, den Begriff des Abendlandes zu verleumden, indem er sagte, daß es ihm aus psychologischen Gründen nicht

möglich sei, im Westen den ganzen Begriff als Humbug zu erklären oder als nichts weiter als einen ideologischen Überbau. In München jedoch erklärte derselbe Mann: „Ausgangspunkt des Nauheimer Kreises ist ein atlantischer westeuropäischer“ und er selber bezeichnete sich „als typisch atlantischen und bürgerlich-christlichen Menschen“ (s. „Neues Abendland“, Januarheft 1950 S. 18 ff.). Noch wichtiger zu seiner Kennzeichnung ist, daß in dem Begleitbrief zu seinen Schriften über das Verbot der Rengsdorfer Tagung und das Programm des „Nauheimer Kreises“ — per Nachnahme für DM 2,30 — eine Anforderung an die Freunde des „Nauheimer Kreises“ in der Ostzone enthalten ist, ihren Beitrag von Ostmark 3,— auf das Konto von Leweß-Litzmann Nr. 40 2209 bei der Berliner Volksbank im Ostsektor Berlins einzuzahlen. Leweß-Litzmann ist den Berlinern kein Unbekannter. Er war Offizier der Hitler-Armee und nach seiner Gefangenschaft Mitglied des Nationalkomitees deutscher Offiziere und kehrte aus Moskau mit einem Koffer voll Millionen von der Roten Armee beschlagnahmter deutscher Reichsmark zurück, um den Verlag der „Berliner Zeitung“, eines rein kommunistischen Organs, zu sanieren. Er versorgt auch bei zahlreichen Reisen in den Westen die dortige KPD mit reichlichen Mitteln durch fingierte Verlagsverträge und wirbt für die „Nationale Front“. („Was Hitler begonnen hat, werden wir vollenden.“) Der neutrale Noack hat also einen gefährlichen Kommunisten zu seinem Bankhalter in der Ostzone gemacht. Wir kennen auch die Äußerung des Propagandaministers von Sowjetdeutschland, Gerhart Eisler, daß man mit Noack ein Stück des Weges gemeinsam gehen könne. Interessant ist auch, daß Noack auch Verbindungen zu dem Verband der Unabhängigen in Österreich, der alte Nazi als Mitglieder duldet, anstrebt. Die Doppelparole der Regierung Sowjetdeutschlands für Propagierung der „Nationalen Front“ und Gründung von „Friedensgesellschaften“ befolgt Noack gehorsamst, wenigstens in dem zweiten Punkte. Er hat jetzt eine „Aktion für Deutsche Kriegsdienst-Verweigerung zum Friedensschluß 1950“ gegründet (Sammelstelle Würzburg, Prof. Dr. Ulrich Noack, Luitpoldkrankenhaus, Bau 14, Tel. 6906) und wirbt um Mitglieder. Es ist eine Zumutung an alle klardenkenden Deutschen, heute noch an reine Absichten des Leiters des „Nauheimer Kreises“ zu glauben, da alles, was er unternimmt, nur die Politik des Kreml unterstützt. Wer für die Einheit eines unabhängigen Deutschland ist, sucht sich als Gesprächspartner nicht SED-Terroristen wie Koenen und andere aus. Selbst die Weltfremdheit und Wirklichkeitsblindheit eines deutschen Professors reichen als Erklärung für die fehlende Erkenntnis, daß er jetzt für Moskau arbeitet, nicht aus. Wahre Freunde des Weltfriedens werden im „Nauheimer Kreise“ keine Heimat finden.

SUATI

NOVELLE

Doktor Ferrifaber, ein Arzt in Magdeburg, verlor bei der Einnahme, Plünderung und Zerstörung der Stadt durch die kaiserlichen Truppen seine Frau, zwei von seinen acht Kindern, sein Haus und fast seine gesamte bewegliche Habe. Einige Tage verbrachte er, zwischen Trümmern umherirrend, dumpf und in gänzlicher Starre. Danach begriff er die Notwendigkeit, Entschlüsse zu fassen. Endlich gedachte er sich ins Hessische zu wenden, wo er Verwandte hatte. Die Reise war bettlerhaft und voller Mühsal. Auf einem Handkarren lagen einige klägliche Bündel, hier durften die kleineren Kinder abwechselnd ihre Plätze finden.

Die Verwandten waren nicht mehr am Ort, ihre Spuren verloren sich in der durch die Feldzüge bewirkten Auflösung aller Lebensverhältnisse.

Ferrifaber irrte mit den Kindern umher. Einige Versuche, in der dürttigsten Form seßhaft zu werden, schlugen fehl. Endlich richtete man sich in einem verlassenen und verfallenen Hause ein. Es lag einsam im Waldgebirge, doch so, daß einige Dörfer im Umkreise gleichmäßig zu erreichen waren. Niemand erhob einen Mietzins.

Den jämmerlichen Zustand des Anwesens zu kennzeichnen, hatten die Leute in den Dörfern es schon früher „Bettelmanns Umkehr“ genannt. Jetzt, nach Ferrifabers Einzug, haftete der Name noch fester.

Der Doktor machte einige Kuren und erhielt ein wenig Rüben, Erbsen und mit Baumrinde gemischtes Mehl dafür.

Ferrifaber befand sich seit längerem in einer stummen, kalten und trocknen Verzweiflung. Er beneidete niemanden, der es besser hatte als er, teils weil er von Natur nicht zum Neide geschaffen war, teils weil der Neid eine wenn auch noch so gedämpfte Kraft zu leidenschaftlicher Aufwallung voraussetzt, und eine solche Kraft hatte er nun nicht mehr. Nur seine Kinder beneidete er um die Fähigkeit, sich in Tränen erleichtern zu können.

Mit der Zeit dehnte seine Tätigkeit sich aus, denn es war kein an-

derer Arzt in der Nähe. Aber Truppendurchzüge und Kämpfe hatten das Land leer gemacht. Was Ferrifaber erwarb, das hätte zur Not für einen Menschen reichen mögen. Nun aber waren sie zu sieben. Die Gesichter der Kinder wurden knochiger, schmaler, blässer; auch der Doktor fühlte seine Kräfte nachgeben. Aller Kleidung war abgelumpt und mußte zerfallen. Die Kinder gingen barfuß oder in löcherigem Schuhwerk, und der drohungsvolle Spätherbst, der gnadenlos vollstreckende Winter würden nicht zögern.

Immerhin besaß Ferrifaber noch eine Kostbarkeit, die er hätte zu Geld machen können; und der Erlös hätte ihm wohl über eine Zeit fortgeholfen. Dies war ein altertümlicher silberner Becher, ein Stück von schöner Arbeit, das sich durch mehrere Geschlechter in der Familie seiner Frau fortgeerbt hatte und von ihr als einem bruderlosen Mädchen mit in die Ehe gebracht worden war. Zwölf geschliffene, meist rotfarbige Steine waren, mit der Zahl der Vollkommenheit den äußersten Grad alles irdischen und überirdischen Maßes, ja, aller zeitlichen und ewigen Fülle bezeichnend, in Kreuzesform angeordnet, und es war dem Doktor bedeutungsvoll erschienen, daß diese Zahl ja zugleich die seiner Familie war, nämlich wenn die beiden ersten, vor vielen Jahren und nicht lange nach der Geburt gestorbenen Kinder mitgezählt wurden, und ein solches Mitzählen entsprach seiner Gemütsart.

Auf der dem Kreuze abgekehrten Seite des Bechers waren unter allerlei anderen sinnbildlichen Darstellungen zwei Adlerfittiche zu sehen, über welchen ein dreieckiges Auge stand. Darunter las man das Wort Suati, das nach der überlieferten Deutung aus den Anfangsbuchstaben der fünf Worte „sub umbra alarum tuarum, Jehovah“ zusammengesetzt war.

Dieser Becher war bei allen Familienfestlichkeiten reihum gegangen. Aus ihm war das Heil der Lebenden und die Minne der Toten getrunken worden, die solchergestalt unter den Tischgenossen zugegen schienen, so hatte man es auch bei Ferrifabers Hochzeit gehalten, und nicht anders bei den Taufen seiner Kinder. Es dünkte ihn unmöglich, diesen Gegenstand fortzugeben, welcher ja mehr war als ein Gegenstand, mehr auch als ein kostbarer Gegenstand, nämlich ein Inbegriff.

Es war ein mühsames Leben, denn es war ja nicht damit getan, daß der Doktor zu den Kranken ging oder sie zu sich kommen ließ. Das Wasser war von weither zu holen, es mußte Holz gefällt, Reisig, Beeren und Pilze gesammelt und dies und das aus den Dörfern herangeschafft werden. Allmählich dachte Ferrifaber einen Gemüsegarten anzulegen; indessen hatte er fast Furcht davor, sich selber mit einer solchen Zurüstung die Endgültigkeit seines Walddaseins zu bekennen. Die größeren Kinder halfen freilich schon in den häuslichen

Verrichtungen mit, aber dazu hatten sie ja noch auf die kleinen zu achten und für sie zu sorgen. Des Abends unterrichtete der Doktor seine Kinder, doch geschah es immer allzu schnell, daß sich die Müdigkeit wolzig über den Lehrenden und die Lernenden legte.

Die Bauern, denen Ferrifaber ja nützlich war, ließen ihn ungeschoren, und ebenso taten die kleinen örtlichen Behörden. Doch nachdem er eine Weile in der geschilderten Art sein Leben und das seiner Kinder hingefristet hatte, begann die landgräfliche Obrigkeit, die auch in diesen Zeiten an ihrem Schreibwesen festhielt, sich zu rühren. Ferrifaber wurde nach seinem Doktordiplom gefragt.

Er besaß es nicht mehr. Man forderte ihn auf, von seiner ehemaligen Hochschule eine Neuausfertigung zu beschaffen. Er versuchte es. Aber diese Hochschule lag mitten in den Gebieten des Krieges, und Ferrifaber erhielt keine Antwort. Er trachtete von Magdeburg verlässliche Zeugnisse zu erhalten; dort aber war Schutt und Schweigen. Nun bat er um Aufschub. Schließlich setzte man ihm eine letzte Frist. In Ansehung seiner erlittenen Schicksale, aus christlicher Billigkeit, wegen des Mangels an Heilkundigen und der zahlreich vorkommenden Krankheiten wolle man ihm die Ausübung seiner Kunst noch auf zwei Monate gestatten, innerhalb welcher Zeit er das Diplom beizubringen habe, widrigenfalls ihm bei Strafe gefänglicher Einziehung und nachfolgender Landesverweisung alle ärztliche Tätigkeit verboten sein solle. Doch stehe es ihm frei, sich vor der medizinischen Fakultät der Universität Marburg einzufinden und sich gegen Erlegung der taxmäßigen Gebühren prüfen zu lassen.

Angesichts dieses Entscheides überkam den Doktor abermals jene dumpfe Erstarrung, in welcher er sich die erste Zeit nach dem Magdeburger Unglück befunden hatte und aus der er sich jetzt vergeblich nach der lösenden Erleichterung der Tränen sehnte. Er legte den Kopf auf die rohe Tischplatte und meinte, er werde ihn nie wieder heben mögen. Und doch war es ihm verwehrt, in diesem Zustande zu beharren, denn bald kam ein Kind, zupfte ihn an den Rockfetzen und verlangte irgend etwas, ein anderes schrie in der Ecke, wiederum zwei kamen gelaufen, einander hitzig verklagend und nach Schlichtung eines Streites verlangend.

Mit einem bitteren Lachlaut nahm er hernach das obrigkeitliche Schreiben wieder vor. Prüfen sollte er sich lassen! Es war lange her, daß er seine Studien gemacht hatte. Und vieles von dem, das wohl zu den Grundlagen der Heilwissenschaft gehört, aber in deren alltäglicher Anwendung eine Stelle weder behauptet noch beansprucht, hatte er vergessen. Dergleichen würde er sich nun neu anzueignen haben, und das war nicht möglich ohne einen Aufwand an Zeit und auch nicht ohne eine große Mühe, zu der er seine gealterten Kräfte würde nötigen müssen. Das alles aber konnte nur in Marburg ge-

schehen, denn er selber besaß ja keine Bücher mehr noch irgendwelche andere Hilfsmittel.

Die Gebühren, dies wußte er, waren sehr hoch, und hierzu kamen die Erfordernisse der Reise und die Kosten des städtischen Aufenthaltes für ihn und die Kinder, denn er konnte sie doch nicht allein im Waldhause zurücklassen. Und es konnte auch nicht abgehen ohne Kleidung und Schuhwerk, denn das gehörte ja zu den Sonderbarkeiten der Menschenwelt, daß ein jeder wußte, ein wie gewöhnliches Schicksal die Bettelarmut geworden war, und daß es dennoch in den Städten nicht für möglich gehalten wurde, sich mit dem Zustand der Kleidung zum ganzen Umfange dieser Bettelarmut zu bekennen.

Eines Tages im Herbst — die eingeräumten zwei Monate waren fast verstrichen — wurde der Doktor plötzlich gewahr, daß er sich in einer verborgenen Schicht seines Gemüts ja schon zur Fortgabe des Bechers entschlossen hatte und daß sein Sträuben gegen diesen Entschluß nichts anderes war als die tiefe Betrübniß über dessen Notwendigkeit. Mit dem Verkauf wäre nun freilich für das Geld gesorgt. Das Geld indessen wollte ihn jetzt das Geringste dünken. Woher aber sollte er die Kraft, woher die Freudigkeit zu einem solchen Neubeginn nehmen?

Er holte den Becher hervor, rieb ihn blank und betrachtete lange alle Einzelheiten seines Bildwerks. Er bedeckte die beiden letzten Buchstaben mit dem Finger. „Sua“ war nun zu lesen. Und das hieß: sub umbra alarum — unter dem Schatten der Fittiche, unter dem Schatten von Fittichen. Von Fittichen wessen? Ja, er war beschattet von den dunklen Fittichen des Verhängnisses, der Nacht, des Todes.

In diesem Becher schien ihm sein zerstörtes Haus mit allem Unzerstörbaren, das diesem Hause zum Grunde gedient hatte, auf eine verborgene Art fortzudauern. Ja, ihm schien, als bestünde — sah er von den Kindern ab — im Besitz dieses Bechers das Einzige, das ihn mit der früheren Zeit und mit den Wurzeln eines noch unversehrten Daseins verknüpfte, eines Daseins, in welchem auch seine Frau und die ihm genommenen Kinder ihren natürlichen Ort hatten. Der Becher war ihm ein Unterpfand, daß das Leben kein Ende hatte und eine göttliche Verheißung noch über allem Untergange stand. Entäußerte er sich seiner, so würde damit die Verbindung zwischen den Toten und den Lebenden zerschnitten und er selber hinausgelöst aus allen tieferen und bedeutsameren Verflochtenheiten der Welt. Ja, erst dadurch würde alles geschehene Unheil seine Endgültigkeit und Besiegelung erfahren. Aber nun hatte er ja entschieden, sich um der Zukunft willen von der Vergangenheit und der Kinder halber von dieser letzten Treue gegen seine Frau zu trennen. Und war sie denn mit allen ihren Kräften nicht stärker und lebendiger in den Kindern verkörpert als in dem Becher?

Sich selber den Rückweg zu verlegen, rief er die Kinder zusammen und eröffnete ihnen, ohne des Bechers Erwähnung zu tun, sie würden miteinander das Waldhaus verlassen und nach Marburg gehen. Die Kinder nahmen diese Mitteilung ungestüm und mit lauten, freudigen Ausrufen hin, wobei es sich zeigte, daß die Kleineren zwischen Marburg und Magdeburg nicht unterschieden und der Meinung waren, es gehe nun auf eine wunderbare Art stracks in das alte Haus und in das alte Leben zurück.

Im Morgengrauen des nächsten Tages steckte der Doktor den Becher zu sich und machte sich auf den mehrstündigen Weg nach der kleinen Stadt Atzdorf.

In jener Zeit stand das Silber sehr hoch im Preise, ja, es war in den armgewordenen Ländern vielfältig an die Stelle des Goldes getreten, und insbesondere wurde es für wertvoll gehalten, wenn es sich um Gegenstände aus älteren und glücklicheren Zeiten handelte, in denen man an allerlei anderen Elementen dem Silber nicht mehr beizumengen pflegte, als es zu größerer Haltbarkeit bedurfte.

Der Goldschmied, an den Ferrifaber sich gewandt hatte, bot achtundsiebzig Gulden, die in dem geldarmen, kahlgeplünderten Landstrich einen hohen Wert ausmachten. Der Doktor fand sich nicht überverteilt und war schon willens, einzuschlagen. Allein dann dünkte es ihn treulos und unvollziehbar, so kurzerhand jeder Möglichkeit eines Wiedergewinnes zu entsagen. Er fragte stockend, ob der Goldschmied ihm nicht ein Rückkaufsrecht einräumen wolle, vielleicht nur für ein paar Wochen oder Monate.

Dem Goldschmied war es gleich, nur müsse er den Preis hinuntersetzen, wenn auf diese Weise sein Geld für eine Zeit tot daliegen solle, und zu seiner Schadloshaltung bedang er sich für den Fall des Rückkaufes eine bestimmte Reusumme aus. Ferrifaber erkannte das Unsinnige seines Wunsches, denn welchen Schatten einer Hoffnung konnte er haben, das Rückkaufsgeld innerhalb einer erdenkbaren Frist zusammen zu bringen? Aber nun war es ihm nicht möglich, anders zu handeln, und so einigten sie sich auf ein Vierteljahr. Ferrifaber erhielt vierundsechzig Gulden ausbezahlt. Er machte in der Stadt noch einige kleinere Besorgungen und trat darauf den Heimweg nach Bettelmanns Umkehr an.

Den Blick zu Boden gerichtet, bedrückt und in zwiespältigen Gedanken, zwischen Selbstvorwürfen und matten Hoffnungen schwankend, ging er durch den Wald. Er fuhr auf, jemand hatte ihn angerufen. Aus dem dichten Unterholz, das die einsame Straße säumte, waren zwei Männer getreten, einer von rechts, einer von links. Sie waren gekleidet wie abgedankte oder marodierende Soldaten, über den Gesichtern trugen sie Masken, schmutzige Lappen mit Löchern vor den Augen und dem Munde. Jeder hielt eine Pistole auf Ferri-

faber gerichtet. Der Mann zur Rechten sagte in breiter, niederdeutscher Mundart: „Das nutzt alles nichts, Doktor, du mußt das Geld herausgeben.“

„Was für ein Geld?“ stammelte Ferrifaber und fühlte die Welt schwanken.

Der Mann zur Linken lachte mit höhnischer Drohung.

„Du weißt nichts davon, Doktor? Wir werden schon nachhelfen.“

„Mach flink! Her mit den vierundsechzig Gulden!“ rief der andere.

Ferrifaber griff in die Tasche. „Es sind nur noch zweiundsechzig“, sagte er matt.

„Und die beiden anderen? Wir haben uns genau nach dem Kaufpreis umgetan!“

„Ich habe Einkäufe gemacht“, antwortete der Doktor. Seine Stimme war kaum vernehmlich.

„Richtig, ich hab's gesehen“, sagte der Mann zur Linken.

Als die Soldaten fort waren, setzte der Doktor sich auf einen Stein und bedachte in Verzweiflung seine jammervollen Widerfahrnisse. Ja, so hatte es geschehen müssen. Einen Verrat hatte er geübt, indem er den Becher aus Händen gab, und dieser Verrat hatte seine Bestrafung in sich selber getragen. Wie hatte er denn glauben können, er werde das neue Dasein auf einer Treulosigkeit errichten dürfen — einer Treulosigkeit nicht nur gegen das alte, nein, gegen die Fundamente des Daseins überhaupt?

Eine Weile blieb er so sitzen. Dann zählte er das ihm verbliebene kleine Geld, stand auf und kehrte in die Stadt zurück. Es war ihm ein Gedanke gekommen.

Er kaufte beim Metzger ein ansehnliches Stück Fleisch, groß genug, um ihm und den Kindern eine reichliche, wo nicht gar üppige Mahlzeit zu gewähren, und er kaufte allerlei Drogen, Essenzen und Latwergen in der Apotheke, wo er gut bekannt war. Was ihm danach noch an geringer Münze blieb, das verteilte er unter die Bettler, die in Scharen auf Gassen und Plätzen herumlungerten, und begab sich alsdann abermals auf den Rückweg.

Er hatte sich entschlossen, dies elende Leben zu verlassen und mit samt seinen Kindern heimzukehren zu seiner Frau, zu den Kindern, die ihm gestorben und den Voreltern, die lange vor ihm und vor ihnen gewesen waren, zu dem Hause, das in schwarzen Trümmern lag, und zu all jenem Dasein, das unverstört und unzerstörbar fort-dauert, weil es der Sphäre der kleinen lärmenden Scheinlebensigkeiten bereits entrückt ist und schweigend in eine immerdauernde Gültigkeit einging, zu jenem Dasein, das in dem den Scheinlebensigkeiten zuliebe schuldhaft verschleuderten Becher sein Zeichen gehabt hatte.

Des Doktors Gedanke war der, daß dieser Fortgang geschehen

sollte in der Gestalt eines letzten Liebes-, ja, Totenmahles, das er mit den Seinen zu halten gedachte, mit den noch Lebenden und zugleich mit den schon Davongegangenen. Der Gedanke stimmte ihn klar, fast heiter, und es war ihm nur schmerzlich, daß er den Becher dabei nicht ein letztesmal umgehen lassen konnte. Immerhin würde der Wein nicht fehlen, und der hergebrachte feierliche Umtrunk sollte die Wiedervereinigung der Toten mit den Lebenden — diesen für eine winzige Spanne noch Lebenden — begleitend besiegeln.

Der Doktor besaß noch einen Tonkrug mit Wein. Er hatte ihn von einem vermöglichen Gutsherrn, dessen Frau in seiner Behandlung gesundet war, zum Geschenk erhalten, aber kaum von ihm getrunken, vielmehr ihm von einem Anlaß zum anderen entnommen, was er an Wein zur Herstellung von Arzeneien und zum Destillieren von Kräutern bedurft hatte. Solche Verrichtungen nämlich hatten einen Teil seiner Tätigkeit ausgemacht, und auch die größeren Kinder waren zum Kennen, Sammeln und Trocknen von Pflanzen angeleitet worden. Ferrifaber war hierin sehr kundig, er bereitete Heilmittel, Schlummertränke, Augen- und Hautwässer, aber auch Gifte für Ratten, Mäuse und kleine Raubtiere, solche Dinge wurden von den Bauern viel begehrt.

Von diesen Dekokten, Auszügen und Destillaten nahm er, nachdem er heimgekehrt war und das Fleisch aufs Feuer gegeben hatte, einiges zur Hand, wählte und mischte, brachte es mit dem in der Apotheke Eingekauften in die passende Verbindung und machte sich dann an die Bereitung einer fetten, schmack- und gewürzhaft duftenden Brühe, die dem Fleisch beigelegt und mit ihm zusammen genossen werden sollte.

Die Kinder, welche selten Fleisch und gar noch in so stattlicher Menge zu sehen bekamen, drängten sich, ohnehin von der Aussicht auf alle bevorstehende Veränderung des Lebens erregt, vom leckeren Geruch angezogen, geräuschvoll dazu.

„Ihr müßt nur noch ein wenig warten“, sagte der Doktor. „Bald wird jede Not vorüber sein. Auf die Nacht werden wir alle miteinander essen und uns dann zur Ruhe legen. Und unser Schlaf wird gesegnet sein.“

Die beiden ältesten Kinder sahen ihn an, ein wenig betroffen gemacht von dem Klang seiner Worte, in dem mehr noch als in den Worten selbst eine verborgene und bei Ferrifaber nicht gewöhnliche Feierlichkeit sich auszudrücken schien. Aber als sie das friedliche Lächeln im Gesicht des Vaters erblickten, überließen sie sich getrost wieder ihrer Vorfreude.

Der Kochtopf brodelte, Ferrifaber stand rührend am Herde, die Kinder mußten immer wieder zur Geduld verwiesen werden. Eins hatte Holz nachzulegen, ein anderes den Tisch zu decken. Viel zu

decken gab es hier freilich nicht, doch hatte der Doktor angeordnet, alles ein wenig festlich herzurichten und ein paar herbstliche Blumensträuße, wie die karg gewordene Jahreszeit sie eben noch zu geben vermochte, hinzustellen.

In diese erwartungsvolle Geschäftigkeit kam der Lehrbube des Schmiedes von Loßlar und bat den Doktor zu seinem Meister. Er liege ohne Besinnung da, ein Pferd habe ihn gegen den Unterleib geschlagen, auch scheine es, als seien ihm die beiden untersten Rippen zertrümmert.

Ferrifaber sah den Jungen starr an, als verstünde er ihn nicht, diesen Versucher zur Scheinlebendigkeit, und schüttelte langsam den Kopf. Allein der Lehrbube blieb störrisch auf seinem Auftrage, und über seinem Andringen entsann Ferrifaber sich endlich seines ärztlichen Gewissens und seines Doktoreides, welcher ihm ja gebot, niemanden ohne Hilfe zu lassen, und mit einem Seufzer erklärte er sich zum Mitkommen bereit.

„Dies wird mein letzter Kranker sein“, dachte er schwermütig. „Danach will ich nur noch auf die eigene Genesung denken und auf die meiner Kinder. Und das soll nun eine Genesung sein auf immerwährende Zeit.“

Er nahm den Topf vom Feuer, verwahrte ihn, die enttäuschten Kinder beschwichtigend, in dem einzigen verschließbaren Kasten des Hauses und brach mit dem Jungen zu seiner letzten ärztlichen Handtierung auf.

Der Schmied war versorgt, der Doktor ging durch die bleiche Dämmerung heim, in einem Bündel ein kleines Stück Speck und ein Häufchen Bohnen tragend, das die Schmiedefrau ihm mitgegeben hatte. Die vielstündigen Wanderungen hatten ihn erschöpft. Es fiel ihm schwer, die Gedanken und Geschehnisse dieses Tages in sich zu erneuern; er fühlte sich eingehüllt von der Vorstellung, daß er nun einer großen, ja, einer vollkommenen Ruhe entgegenging.

Er war noch drei Viertelstunden von Bettelmanns Umkehr entfernt, und die Dämmerung begann sich zur Dunkelheit zu neigen, als er aufschreckend stürmisches Laubgeraschel und springende Schritte vernahm. Ein Schatten schoß, gestreckten Laufes, heran. „Vater! Vater!“ rief eine keuchende Stimme. Gleich danach hatte Andreas, der elfjährige ihn erreicht, der schmale, schwächliche, der behendeste unter den Geschwistern.

„Vater! Es sind Männer im Hause! Fremde! ... Räuber!“

Er berichtete, von seinem stoßweise gehenden Atem vielfach unterbrochen, und in des Kindes noch fortwirkenden Schrecken drängte sich, immer entschiedener nach der Vorherrschaft greifend, eine stolze Lust an dem wichtigen und gefährlichen Vorkommnis.

Kurz nach Ferrifabers Aufbruch waren sieben oder acht bewaffnete

Leute gekommen, wild und zigeunerhaft anzusehen, und es war auch ein Frauenzimmer unter ihnen gewesen. Sie hatten nach dem Doktor gefragt, einige in gebrochenem Deutsch, und als sie erfuhren, er sei über Land gegangen, da hatte die Frauensperson gerufen: „Wo verwahrt der Vater sein Geld? Vierundsechzig Gulden hat er heimgebracht!“

Andreas unterbrach seine Erzählung. „Ist es wahr, Vater, daß du so viel Geld hast?“ fragte er.

Ferrifaber antwortete nicht. „Und dann?“ fragte er atemlos zurück, indem er den Knaben an sich preßte. „Wo sind die Kinder? Was geschah weiter?“

Die Räuber taten den Kindern nichts zu leide, doch sperren sie sie in die Kammer des oberen Stockwerks, die einen starken Riegel hatte. Alsdann durchsuchten sie polternd das Haus, und es war deutlich, daß sie des Doktors Rückkehr abzuwarten dachten, die Kinder aber sollten gehindert sein, ihm entgegenzulaufen und ihn zu warnen. Einer hatte vorgeschlagen, man möge sich aufmachen, verschiedene Wege besetzen und den Heimkommenden im Walde abpassen. Die anderen aber hatten gemeint, sie seien heut schon genug gelaufen und der Doktor sei ihnen auch im Haus gewiß. „Ist er nur erst da, so wollen wir ihm schon zusetzen, bis er das Geld herausrückt.“

Die Geschwister kauerten droben in der finsternen Kammer und hörten, wie die Räuber im Hause umherforschten und alle Behälter erbrachen. Die Jüngeren unter den Kindern weinten, alle aber waren sie in Furcht. Als sie dann jedoch sahen, daß ihnen nichts zugefügt wurde, hatte ihr erstes Entsetzen sich bald gelegt. Sie beschlagten flüsternd. Elisabeth, die älteste von ihnen, war der Meinung, man müsse alles versuchen, um dem Vater Nachricht zu geben.

Das Kammerfenster war mit starken Eichenbrettern verschlagen, doch wußten die Kinder, daß eins von ihnen locker war. Sie mühten sich lange und brachten eine enge Lücke zuwege, gerade groß genug, daß Andreas, der schwächliche, katzenhaft geschmeidige, sich hindurchzuzwängen vermochte. Er hatte den Sprung auf den Lindenast gewagt und war vom Baume heil und unwahrgenommen auf den Erdboden gelangt.

Ferrifaber drückte ihn an sich. Dann sagte er entschlossen: „Komm, wir müssen sehen, ob sie noch da sind.“

Sie legten den Weg in Eile zurück. Unweit von Bettelmanns Umkehr gebot Ferrifaber dem Knaben, zu warten. Er selbst schlich sich näher und wunderte sich über seine Furchtlosigkeit.

Es war finster geworden und das Haus mit den Bäumen zu einem schwarzen Ungetüm zusammengewachsen. Ein schwacher Lichtschein fiel aus einem der Fenster, aber es drang kein Laut nach außen.

Dem Doktor schien es Stunden zu dauern, während er sich dem

Fenster näherte, sorglich bedacht, im welken Laube kein Geräusch hervorzurufen. Einige Male mußte er innehalten, um das Hämmern seines Herzens hinschwinden zu lassen.

Er spähte durchs Fenster. Ein Kienspan schwelte im Wandring des Winkels. Auf dem Tische, inmitten einer wüsten Anhäufung, glomm schwächlich ein Kerzenstümpfchen. Nichts rührte sich. Der Doktor starrte lange, bis er erkannte, daß allerlei Bündel und Männer umherlagen, teils am Boden, teils auf der Bank; einige Köpfe ruhten vornübergeneigt auf dem Tisch.

Ferrifaber zog die Schuhe aus und entschloß sich einzutreten, denn zu der Kammer droben, in der er die Kinder wußte, führte kein anderer Zugang als der durch den großen Raum im Erdgeschoß.

Er öffnete behutsam die Tür. Am Tisch mitten unter den Schlafenden lehnte eine Muskete. Ferrifaber gelangte hin und ergriff sie. Niemand bewegte sich. Die Stille war vollkommen. Es war kein Schnarchlaut zu vernehmen, ja, nicht einmal ein Atemhauch.

Plötzlich erkannte der Doktor im Wirrwarr der Gegenstände auf dem Tisch neben dem Tonkrug den Fleischtopf. Im nämlichen Augenblick roch er die Brühe.

„Holla! Aufstehen!“ rief er, vor der eigenen Stimme inmitten der Totenstille erschreckend und hob zugleich die Muskete.

Niemand antwortete, niemand rührte sich. Der Doktor ergriff den Kerzenstumpf und ging von einem zum andern. Er stellte ihn zurück, lehnte die Muskete gegen den Tisch und obwohl die Finger ihm bebten, begann er nach Pulsen zu greifen, Kleidungsstücke zu öffnen, nach Herzen zu tasten. Kein Puls ging, kein Herz schlug. Er war allein unter Toten.

Sie hatten stille, schlummernde Gesichter, zurückgekehrt in eine Unschuld, der sie sich lange entwunden haben mochten. Ruhig, unvermerkt, ohne Schmerzen waren sie hinübergegangen, so wie Ferrifaber mit seinen Kindern hatte hinübergehen wollen.

Der Doktor sprang die Treppe hinauf. „Kinder! Kinder!“ rief er.

Schlaftrunkne Stimmen antworteten ihm. Er bedachte sich und blieb stehen, ohne den Riegel zurückzustoßen.

„Wartet noch ein wenig“, sagte er. „Ich komme bald wieder. Es ist keine Gefahr mehr.“

Drunten entzündete er eine neue Kerze. Vom Fleisch und von der Brühe war kein Rest geblieben.

Andreas trat geräuschlos ein und sah sich verwundert um. Einmal in das Abenteuer verflochten, meinte er ein Anrecht auf weiteres Teilnehmen zu haben, ihm war auch die Zeit des Wartens da draußen zu lang geworden. Der Vater ließ ihm die Eigenmächtigkeit hingehen. Er strich ihm über das kurzgehaltene krause Haar und sagte: „Da du

nun einmal hier bist... den andern möchte ich diesen Anblick ersparen."

Andreas sah sich mit seinen blanken, geschwinden Augen um. Dann fragte er, auf die Totenweisend, halb neugierig und halb scheu: „Was ist mit denen?"

„Sie müssen an meine Giftpflanzen geraten sein", versetzte der Doktor mit dunkler Stimme. „Sie haben sie wohl für Gewürze gehalten."

Dann nahm er alles Geschirr, das zum Kochen und Essen gedient hatte, trug es auf die Seite und spülte es aus.

Währenddessen hatte Andreas begonnen, die Toten zu betrachten und ihre Taschen und Bündel zu durchsuchen, wendig und flink wie ein schnuppernder Jagdhund.

„Vater!" schrie er plötzlich auf. „Sie haben ja unsern Becher stehlen wollen! Da ist er! Hier im Sack habe ich ihn gefunden!"

Ferrifaber sprang auf ihn zu, riß ihm den Becher aus der Hand und betrachtete das blanke Silber in Erschütterung. Doch sagte er nichts. Er fühlte, daß dies Mißverständnis unaufgeklärt und daß alle Zusammenhänge des Bechers dunkel zu bleiben hatten. Niemandem konnte er sie aufdecken. Genug, daß er selber das Geschehene erfaßte: wie die Räuber in die Goldschmiedewerkstatt eingedrungen sein mußten und wie sie danach zu ihm gekommen waren, um sich zu dem erbeuteten Stück nun auch noch den Kaufpreis zu holen, ohne Kenntnis dessen, daß ihnen hierin andere bereits die Vorhand abgenommen hatten. Allein diese äußeren Zusammenhänge wollten ihm nun unwichtig scheinen vor der Verheißung, die ihm mit der Rückkehr des Bechers geworden war.

Im Tonkrug fand sich noch eine geringe Neige Wein. Ferrifaber goß sie in den Becher und trank. Er ließ auch Andreas trinken und drückte ihm die Hand, als gelte es, ein Bündnis zu schließen oder zu erneuern. Andreas hob fragend den Blick. Dann jedoch mochte er meinen, diese Nacht der Ungewöhnlichkeiten habe für alles Raum, und so sagte er nichts. Er blieb auch stumm, als er sah, wie der Vater den Becher an sein Herz drückte und darauf die zurückgebliebenen Tropfen nach allen vier Richtungen der Welt auf den Boden sprengte.

Gleich danach aber fiel mit Kälte und Starre die alte bittere Verzagttheit wieder in Ferrifabers Herz. Was konnte des Bechers Rückkehr anderes sein als ein schwermütiger Abschiedsgruß, ein schmerzlich hinauszögerndes Wiedersehen vor der unwiderruflichen Trennung? Was hatte sich geändert? Nichts. Den Becher würde er dem Goldschmied, dem er ihn ja zum Eigentum übergeben hatte, andern Tages wieder hintragen. Ein Rückkauf war nicht möglich. An die Marburger Reise durfte er nicht denken. Er blieb elend und arm wie zuvor.

So war denn nichts anders geworden? Wie ein Aufräuschen von

Fittichen spürte er jählings eine Gewißheit aus seiner Seele brechen und ihn mit sich davonreißen. Er hatte ein Zeichen empfangen, ein Zeichen, daß noch nicht allem ein Ende verhängt, ein Zeichen, daß das Leben ihn zu halten und zu tragen gesonnen war.

Des Sohnes helle Stimme ließ ihn zusammenfahren.

„Der Mantel hier ist noch so gut wie neu, Vater“, sagte Andreas eifrig. „Der wird dir passen. Ebenso die Stiefel. Und das hier gibt ein Kleid für Elisabeth.“

Ferrifaber schüttelte sich, als habe etwas Widriges ihn gestreift.

„Am liebsten rührte ich nichts an, sondern grübe sie ein, wie sie sind, mit allen ihren Sachen“, murmelte er abwehrend.

Er war noch aus der hingegangenen Zeit, in welcher strenge Meinungen gegolten hatten, Meinungen, wie sie noch jetzt gelten mochten in Ländern, bis zu denen der Krieg nicht gekommen war. Andreas aber gehörte der neuen Zeit an, der elendgewordenen, in welcher der armseligste Gegenstand seinen Wert hatte und niemand, der leben wollte, wählerisch sein durfte.

„Aber Vater!“ rief er ungläubig und mit dem überlegenen Mitleid, das die Jungen vor der selbstfeindlichen Schwerfälligkeit der Älteren überkommt. „Du willst die Sachen wegtun? Und wir? Was ist schon dabei? In Magdeburg haben wir Ärgeres zu sehen und anzufassen bekommen.“

Der Doktor winkte ihm zu schweigen und bedachte sich lange. Endlich gab er mit einer entschlossenen Handbewegung sein ob auch widerwilliges Einverständnis zu erkennen. Der Sohn hatte recht, es war Kriegszeit und wölfische Zeit, und lag er nicht selber im Kriege mit den Beutemachern, mit den beiden vom Vormittag und mit diesen hier, die in seiner Stube sich den Tod gegessen, den Tod, den er für sich und seine Kinder bereitet hatte?

Sie setzten die Durchsuchung fort, der Sohn in gänzlicher Unbefangenheit, der Vater noch in einer mählich erst weichenden Scheu.

Sie fanden Ranzen, Schnappsäcke, Beutel, leere, halbvolle und bis obenhin gefüllte. Sie fanden allerlei Bedürfnisse des täglichen, des stündlichen Gebrauches, sie fanden Wäsche und Schmuckstücke. Bei einigen Gegenständen meinte Ferrifaber an Namen, Anfangsbuchstaben, Wappen oder Hauszeichen die Herkunft zu erkennen; diese dachte er auf irgendeine Art den Eigentümern zuzustellen. Auch Geld fanden sie. Der Doktor war noch zu erregt, um abzuschätzen oder zählen zu können, aber es schien ein Vielfaches der für den Becher gelösten Summe zu sein. Er dachte gewiß nicht hoch von münzbarem Wert. Aber nun hatte ja auch dieser die Würde eines Zeichens, eines Unterpfandes und einer Verheißung gewonnen.

Ferrifaber fühlte, in wunderhafter Weise war ihm der Weg gezeigt worden, der ohne Abtrünnigkeit in ein erneutes Dasein leitete. Er

fühlte, daß er gehorsam zu sein und diesen Weg zu beschreiten hatte und daß es nicht geziemend wäre, wollte er sich irremachen lassen von Bedenken verjährt^{er} Herkunft — Bedenken, die gewiß Achtung verdienten, aber einer kleinherzigeren, auch noch das Wunderhafte mit obrigkeitlicher Elie messenwollenden Ehrenhaftigkeit angehörten.

Er trug die Leichname mühselig in den Wald, von Andreas unterstützt, und der Knabe schien über seine Jahre gehoben durch all diese heimliche Bundesgenossenschaft mit dem Vater. Kommenden Morgens, in der Dämmerung und während die anderen Kinder schliefen, dachte Ferrifaber mit Andreas' Hilfe die Toten zu vergraben und danach die Gebete über sie zu sprechen.

„Mögen auch sie ruhen unter dem Schatten deiner Fittiche, Jehovah“, sagte er jetzt bei sich. „Sind sie nicht stellvertretend gestorben für mich und die Meinen? Hat nicht ihr Tod unser Leben zurückgekauft?“

Und wenn das Begräbnis geschehen war, dann würde er nach Atzdorf gehen und würde dem Goldschmied mit ein paar erklärend-verhüllenden Worten die Wiederauffindung des Bechers anzeigen und die gelösten vierundsechzig Gulden zusamt der Reusumme auszahlen, hiermit den Becher in sein rechtes Eigentum zurückgewinnend, aber nie wieder würde er ihn von sich lassen, und es war ihm ja nun eine neue Gewißheit aller Fortdauer zugesagt.

Jetzt stiegen sie hinauf. Der Doktor stieß den Riegel zurück. Die Kinder drängten ihm fragend und rufend entgegen.

Ferrifaber breitete die Arme nach ihnen aus. „Gott hat uns behütet“, sagte er. „Unter dem Schatten seiner Fittiche sind wir gesessen. Demnächst werden wir nach Marburg gehen.“

Er wollte noch weiter sprechen, aber da erstickten die Tränen seine Stimme.

Stimme des Gefallenen

Zwar ich starb vor dem Feind.
Doch was das Auge mir schloß,
war nicht, wie ihr meint,
das glühende Todesgeschoß.

Unter dem Helmrand hervor
sah ich: der Himmel zerbarst
in ein rotgoldenes Tor,
hoch zwischen Wolke und Karst.

Als ich die Waffe erhob,
ward ich jählings gewahr,
daß, was mich heulend umstob,
der Ruf der Posaune war.

Und was mir Feuer erschien,
war das Leuchten der Weltenmonstranz,
des göttlichen Blutes Rubin
und der Engel furchtbarer Glanz.

Herrlichste Blendung! Es fiel
über mein Auge das Lid,
da mich das lodernde Ziel
glorienhaft zu sich beschied.

Wer das Geheimnis erfuhr,
was bedarf er der Zeit?
In die Übernatur
war ich erwählt und bereit.

So dem feindlichen Blei
wies ich herrisch den Lauf.
Und mit heiligem Schrei
nahm in die Brust ich es auf.

Jetzt, da der Tag verbleicht,
hebt sich ein Glockenton.
Aber die Botschaft erreicht
einen Verwandelten schon.

Werner Bergengruen

Der Anfang vom Ja

... Es wäre mir nicht schwer gefallen, mich auszulöschen. Als dieser Gedanke mich bedrängte, besaß ich nichts mehr, was für mich von Gewicht war, so schien es mir. Und warum eine Hülle ohne Leben dahinschleppen? Ich habe es nicht getan. Ich lag auf meinem Bett in dem Gasthauszimmer, in dieser Gleichgültigkeit fremder Dinge, die man nur zu zweit ertragen kann. Nur mein Atem sagte mir, daß diese erloschene Ruhe nicht Gestorbensein, sondern noch Leben enthalte. Auch wenn ich es dir nicht gesagt habe, als wir gestern abend miteinander sprachen, so wirst du dir haben denken können, daß ich in den vergangenen Jahren oft so gelegen habe, in der Nacht wie in einem willkommenen Grab. Dann kam der Morgen. Wie hätte er auch ausbleiben können? Der Morgen kommt immer, auch dem schlaflosen Auge. Und dann, mein Freund, war es zu spät. Ich lebte noch. Dabei wird es bleiben.

Ich habe dich nach fünf Jahren wiedergesehen — nach diesen Jahren, von denen ich manchmal noch immer nicht weiß, ob sie der Zeit angehören und Jahre meines Lebens sind, nicht ein Traum in der Unterwelt. Als wir uns zum letztenmal sahen, war ich fünfundzwanzig Jahre alt, jetzt werde ich bald dreißig sein.

Ich wollte dich wiedersehen. Den Mut, wortlos zurückzutreten — ich bedauere es jetzt, diesen Mut nicht aufgebracht zu haben. Allerdings warst auch du nicht so mutig, mir zu schreiben, du möchtest mich nicht wiedersehen. Es hätte dir freigestanden. So wie ich gestern noch war, hätte ich das zwar nicht begriffen und mich dagegen gewehrt, aber es lag bei dir, Nein zu sagen: Nein, ich will nicht, daß du mein Leben noch einmal auf irgendeine Weise berührst. Vielleicht, ich weiß es nicht, empfandest du etwas wie Neugier, mit Mitleid gemischt, zu sehen, was aus mir geworden war, oder genauer: was nach alledem von mir übriggeblieben war. Du hast mich gesehen.

Ich hoffe nur, daß ich dir unser Zusammensein nicht zu schwer gemacht habe. Nicht wahr: mit einem Lächeln habe ich dir und denjenigen, die du liebst, alles Gute gewünscht, und ich habe dir keine

Szene gemacht. Du könntest das beruhigende Gefühl haben, es sei nun alles in Ordnung; du würdest durch mich nicht mehr gestört werden.

Ich wollte dich wiedersehen, obgleich dein Brief mir hätte sagen sollen, daß es überflüssig und nutzlos sei. In deinem Briefe fand sich der Satz: „Es ist nicht mehr alles so, wie es früher war, einiges hat sich verändert.“ Und dann schriebst du: „Du mußt mich verstehen. Vielleicht wäre es gut, wenn wir uns sehen würden, dann könnte ich es dir erklären. Glaub mir: ich liebe dich noch immer, du bedeutest mir sehr viel.“ Diese Sätze sagten mir in Wahrheit schon alles. Aber ich hatte mich in den Gedanken verbissen, das Stammeln deiner Erklärungen von dir selber zu hören. Ich glaubte ein Recht darauf zu haben, wenigstens dieses Recht noch. Du weißt, woher ich kam, und deine Blicke gaben mir ein Mitleid, das ich nicht wollte. Vielleicht war ich gestern noch zu bedauern, heute nicht mehr.

Ich habe kaum von mir gesprochen, weil ich bald verstand, daß du an einem Ort lebst, an dem dich meine Worte nicht mehr erreichen konnten, und ich habe es mir gefallen lassen, daß du all diese Belanglosigkeiten sagtest, die man einander zuwirft, wenn man sich nach langer Zeit wiedersieht und für den anderen ein Fremder geworden ist: Wie geht es dir? Du siehst gut aus, besser als ich dachte... Und dann, am Ende: Ich wünsche dir alles Gute, wir wollen Freunde bleiben... Ich habe das hingenommen, ohne aufzuschreien. Was weißt du von mir? Ich schreibe dir, um dir etwas zu erklären, was dir noch mehr Beruhigung verschaffen wird: wenn du in dieser Zeit nie gebrochenen Schweigens zwischen uns dich für X entschiedest (denn ich weiß ihren Namen nicht) und ich also keinen Anteil an deinem Leben haben darf — nun, ich habe dir zu sagen, daß auch du für mich nie mehr in Frage gekommen wärest und, wenn nicht jetzt schon, in absehbarer Zeit hätte ich es als unmöglich einsehen müssen, mit dir zusammenzuleben. Ehe ich von dir wieder wußte, habe ich unserer ersten Begegnung mit Sehnsucht und Furcht entgegengedacht, und die Furcht nahm vielleicht einen noch größeren Raum in mir ein als mein Verlangen. Es war zuviel geschehen, und andere und anderes hatten dein Bild in mir verändert. Ich kannte dich nicht mehr, weil ich nicht mehr diejenige war, als die du mich einst kanntest. Ich sage es dir gleich: ich werde dein Leben nicht mehr berühren. Die Erde ist so groß, daß man einander nicht mehr zu sehen braucht, wenn man Abschied genommen hat.

Höre zu: es ist das letztmal, daß ich dich um etwas bitte. Es mag dir nicht zu schwer fallen, du hast nur diesen Brief zu lesen, und es war ja eine deiner Angewohnheiten, Briefe so schnell zu lesen, daß du nie genau wußtest, was du gelesen hattest. Ich erwarte nichts mehr

von dir als diese Aufmerksamkeit, doch keine Antwort. Ja, ich bitte dich, es mir zu ersparen, wieder einen Brief von dir zu lesen, in dem du mich womöglich noch mehr bedauerst, als du getan hast oder in dem du mir das Gleiche sagst, was du mir gestern gesagt hast. Ich hasse es, wenn man mich bedauert. Ein verletzter Baum geht ein oder er sammelt seine Kraft, um frisches Grün hervorzubringen. Wenn du willst: einem solchen gleiche ich vielleicht.

Höre zu: als wir uns kennenlernten, in einem deiner Urlaube, war ich dreiundzwanzig. Das weißt du noch: es galt als ausgemacht, daß wir beieinander bleiben würden. Du solltest — und wir hofften bald — mein Mann und ich deine Frau sein. Du gingst dann wieder in den Krieg. Täusche ich mich, wenn ich sage: du brachst auf wie in ein Abenteuer, wie auf eine Jagd? Ja, einen solchen Jägerblick habe ich dann noch manchmal bei Männern gesehen, die andere töteten.

Ich wünschte, der Krieg wäre bald zu Ende, ich wartete auf dich, ich wollte mit dir glücklich sein. Das war alles. Ich arbeitete in meinem Büro, und wenn ich abends zu Hause war, las ich viel. Ich hatte, du erinnerst dich, immer Freude an schönen Büchern; du hieltest nicht viel davon. Du kanntest meine Eltern, brave Leute ohne Ansprüche, wie die meisten, mit denen alles getan werden kann und die geduldig stillhalten. Damals wußte ich das nicht. Jetzt, da ich seit einiger Zeit weiß, daß das Haus, in dem sie wohnten, ihr Grab geworden ist, sage ich das mit viel Mitleid, und beinahe möchte ich sie bitten, mir zu verzeihen, wenn ich so von ihnen denke. Und ich — ich liebte dich zu sehr, um das alles einzusehen, was dieser Krieg bedeutete, aus welchen Quellen er gekommen war. Ich schrieb dir Briefe, lange Briefe, ich glaube, keine Stunde meiner Tage und Abende ließ ich aus, ich wollte mich dir nahe wissen. Zuweilen kamen deine Briefe — die Grüße von einem, der „draußen“ war, einem Jäger, der zugleich ein Gejagter war. Dann, auch das weißt du noch, wurde ich „eingezogen“, man tat das ja auch mit Frauen; ich hatte meinen Dienst in einem Stab zu tun. Du weißt es zu gut, als daß ich es dir noch sagen müßte, daß es nicht ganz leicht war, sich unter soviel Männern zu halten. Ich bin nicht stolz darauf, daß mir das gelungen ist. Ich fing an, manche Menschen zu hassen und Ekel vor ihnen zu empfinden, vor der geringsten Berührung. Ich sage es dir jetzt, was ich dir in keinem meiner Briefe damals hätte sagen können, daß ich langsam mit Widerwillen einsah: der Krieg wurde von Menschen gemacht, und sie waren alles: großartig und erbärmlich, feige und edel und verworfen, und das Erbärmliche, Feige, Verworfenen wurde dort jedenfalls, wo ich war, immer deutlicher, immer sichtbarer, nicht nur, weil es immer stärker ist, wahrscheinlich auch, weil das andere, das Noble, das wirkliche Tun für einen anderen oder für etwas anderes, als man selbst ist, unauffällig geschieht. Unser

Gespräch gestern abend hat mir gezeigt, daß du das nicht begriffen hast. Es ist nicht meine Sache, dich zum Verstehen von Dingen zu bringen, an denen du einen solchen Anteil hattest.

An dich aber dachte ich anders, ich liebte dich, du erschienst mir von dieser Wildnis, von diesem Sumpf unberührt, und zudem war es mir sehr Ernst damit, dir die Treue zu halten, auch als das Schweigen zwischen uns wuchs, auch dann noch, als es beinahe zu groß für mich war. Ich hatte mich dir versprochen, das wollte ich halten. Was du gedacht oder getan hast, weiß ich nicht. Ich habe dich danach nicht gefragt. Jetzt wäre es mir auch gleichgültig.

Doch, um genau zu sein: ich hatte einen Freund. Ich glaube, daß er mich sehr gern hatte. Er war Zeichner im Stab und wir sprachen ab und an miteinander. Es machte ihn froh, zu hören, daß ich manche der Bücher kannte, die er liebte. Ich habe in ihm jemand gefunden, der Nein sagte — zu allem, zu diesem Sumpf, zu denen, die ihn geschaffen hatten. Mir hat er es anvertraut, wenn dieses Nein seinen Mund zu sprengen drohte. Denn das weißt du vielleicht auch nicht: die das Nein dachten, waren allein. Sehr selten trafen sie in diesem Gefängnis der Furcht einen Vertrauten. Mir hat er zugestöhnt, was er wußte und was er wüßte, was er wünschen mußte: daß dies alles in eine furchtbare Tiefe stürzen müsse, damit dann ein Anfang sein könnte, kein Stein auf dem andern bleiben würde, und dann würde das Grün wiederkommen. Manchmal, wenn er so sprach, habe ich an dich gedacht, und ich habe geschwiegen oder versucht, ihm solche Gedanken auszureden — was wußte ich von diesen Dingen? Was wußte ich davon, daß die Hand, die jemand hebt, diese eine Hand schon entscheidend sein kann, daß Blüte oder Sturz der Welt schon in einer einzigen Hand ruhen? Hast du es denn gewußt? Und du warst ein Mann.

Er ist dann fortgegangen, man holte ihn, er entschwand meinem Blick. Er sah aus, als würde er versinken, er war fein geartet. Die Welt hat für die Zarten und Feinen nicht viel übrig. Man hört ihre Stimme nicht.

Gut: dann war ich an der Reihe. Du mußt versuchen, mich so zu sehen, wie ich damals in deinem Gedächtnis war, und nun: hingewirbelt im Sturm des Zusammenbruchs, verweht wie ein Blatt, fliehend, einen Augenblick verhaltend, in einer Zelle hin- und herfliehend, die immer enger wurde, in diesem Gemisch von Sturm, Schweigen, Schrei, Stöhnen, Verstummen: Sie kommen! Kannst du das sehen und verstehen? Versuche es, mich zu sehen: in einem Raum, dessen Leben herabgerissen ist, daliegend, entblößt, aufgerissen. Man sagt „vergewaltigt“ dafür. Gibt es ein anderes Wort dafür? Ich habe keins gefunden. Versuche es, das zu sehen. Täusche dich nicht: das alles, diese Lust, einen andern zu überfallen, hin-

zumachen wie ein Tier, ist in allen, sie haben nur gut sitzende Masken vor dem Gesicht, sie beherrschen sich nur. Sag: hast du je menschliche Augen gesehen? Hast du erkannt, was in ihnen manchmal aufblitzt, wie da ein Tier, ein Unhold, ein Dämon sich zum Sprung bereitmacht? Ich wußte es nicht, woher sollte ich das auch wissen? Wie Tiere kamen sie über mich. Sie haben mich zertreten, zerstampft, bis ich nicht mehr da war, bis aus meinem Leib etwas wie ein Fetzen gemacht worden war, der ebensogut nun hätte liegenbleiben können, aber ich schleppte ihn mit mir, diesen Fetzen, dreckig, besudelt, bespieden. Tiere, glaube ich, schindet man nicht so, wie Menschen einander schinden. Merkwürdigerweise hat man etwas wie Achtung vor der Erschöpfung eines Tieres. Nun gut, das ist geschehen, das ist auch lange her. Es ist in mir, und anderes von dieser Art ist in anderen. Keiner ist dem andern etwas schuldig geblieben, wir sind alle darin verstrickt. Wußtest du das?

Das war das Erste. Ich sage dir: ich war keine Frau mehr, ich konnte es nicht mehr sein. Sie ist zerstampft worden. Was dann fortgetrieben wurde, war etwas anderes, schwer zu erkennen, ich selber konnte es am wenigsten.

Das Erste — noch nicht alles. Ich war fünf Jahre fort. Rechnen wir die Zeit, die keine Zeit mehr war, die jedenfalls einer vom Menschen berechneten Zeit nicht mehr anzugehören schien, vom Mai 45 an. Rechnen wir sie von dem Augenblick an, in dem wir, Frauen und Mädchen, in Baracken zusammengepreßt waren und arbeiteten, dort, wo wir als Welt nur noch die Baracken und die Straße, an der wir zu arbeiten hatten, ansehen konnten. Nicht die Erde, denn wir sahen sie nur als etwas, was uns im Sommer peinigte und im Winter quälte. Nicht den Himmel, denn wir sahen ihn nicht. Nicht die Gesichter derer, die mit mir lebten, denn wir verlernten es, sie als Gesichter zu erkennen, das ging sehr schnell. Tiere verändern sich nicht so leicht wie Menschen. Typhus, Tod, Hunger, Lumpen, das Zusammengepreßtsein aller Gedanken auf einen, der kein Gedanke mehr war: Essen. Kein Traum außer einem: satt zu werden. Kein Denken mehr an Bücher. Zuerst noch. Ich versuchte es. Sie starben ab. Ich dachte an zu Hause, an die Eltern, an dich. Ich versuchte, euch in mir zu retten. Es gelang nicht. Die Zeit, die ganz gewöhnliche Zeit ist eine lautlose Diebin. Aber dort, wo die Erde abglitt in das Nichts, dort wurde sie zur Räuberin, die uns nichts ließ. Nun, das magst du irgendwo lesen. In den Zeitungen, habe ich gesehen, steht so etwas auch, und die Zeitung ist etwas für die Augen, nicht für das Herz.

Ich war dort. Ich lebte und bin gestorben. Hörst du: ich starb. Die das Eis der Landstraßen aufbrachen, waren tote Menschen. Die hinausgetrieben wurden, waren die Geister von Gestorbenen, denn die Toten können ja ruhen, kein Befehl erreicht sie. Ein Toter hatte einen

Traum von dir. Du, mein Freund, dessen verlegenes Stammeln mich gestern rührte, du nahmst für mich die Bedeutung eines Gottes an. Ich suchte seinen Schutz auf, ich barg mich in ihm, wenn ich noch die Kraft hatte, diesen Schritt zu ihm hin zu tun. Und dann, als wir schreiben durften, da schrieb ich dir zuerst. Ich schrieb dir wie einem Traumbild, o ja, wie einem Gott, den ich anreden durfte. Als es unseren Händen für einen Augenblick gestattet wurde, Hände zu sein, bewegten sich die meinen zu dir hin. Ich habe weder von dir noch von meinen Eltern je ein Zeichen erhalten. Ich spreche nicht von den andern. Sie waren Leidensgenossen. Verstehst du das Wort? Ich spreche nicht von Haß, Mißtrauen, Verzweiflung. Die Seele stirbt zuweilen unter Zuckungen, von denen man nicht sprechen sollte. Der Mensch ist ein schwaches Wesen, wie könnte ich mich davon ausnehmen? Gestern Abend stieg in mir etwas wie zorniger Haß gegen dich empor, weil du so sicher warst, so, als wäre eigentlich nichts geschehen. Du mußt ein sehr glücklicher Mensch sein, daß du nicht begriffen hast, was geschehen ist und daß ihr, du und deinesgleichen Verlorene seid.

Ich hätte dir mehr zu sagen, und wenn ich dich — höre, was ich sage: wenn ich dich nicht aus meinem Leben entlassen hätte, mit einem Lächeln, dessen Gewicht du nicht ermessen konntest, dann würdest du erblassen und du würdest schreien: Die Welt ist nicht in Ordnung, der Mensch ist nicht in Ordnung. Ich verlange von dir keinen Aufschrei. Du wärest dazu auch nicht imstande. Eure Proteste sind fallende Herbstblätter, die Rufe der Versammlungen sind ein flüchtiges Windrauschen. Du sagtest mir gestern Abend: Weißt du, ich habe viel zu tun, ich arbeite für meine Partei. Da habe ich gelächelt. Womöglich lag es dir im Sinn, noch zu sagen: ich arbeite für den Fortschritt.

Du weißt es nicht, und das wird niemand wissen: wo wir lebten und ob wir noch lebten. Wenn das Herzklopfen unter dem Lumpen bedeutet, daß man lebt: dann war es noch Leben. Wenn Leben bedeutet, daß man irgendeinen Brei hinunterschlingt, daß man abends sich in ein Loch von Schwärze hinabstößt, wenn man mit einem verwehenden Gedanken weiß: das ist Schlaf — dann mag dies Leben und Dasein oder Noch-da-sein genannt werden. Wir waren zu tief unten, um noch sehen zu können, daß es auch in dieser Tiefe menschliche Zeichen gab, um das Wissen nicht verloren zu haben, daß es die Existenz des Menschen überall gibt, daß ein Stück Brot, das eine russische Frau mir gab, mehr war als nur feuchtes Brot; daß ein Lächeln mehr war als nur eine flüchtige Bewegung über das Gesicht hin: es bezeugte den Menschen. Nicht den „guten“ Russen, nicht den „guten“ Deutschen oder sonst irgendeinen. Ich sehe freilich, daß ihr nicht weitergekommen seid. Ihr alle lebt aus einer Trödelkammer, die

Sieger wie die Zerschlagenen. Wahrscheinlich gibt es nur Einzelne, welche die Gefängnisse ihrer Nationen und Systeme verlassen. Vielleicht sind sie das Salz der Erde, vielleicht sind sie auch nichts oder nur die letzten Erinnerungen an das, was wir einst waren oder was wir sein sollten. Das sind allerdings Gedanken, die ich damals zu denken nicht die Kraft hatte. Sie sind in mir langsam gewachsen, als ich für mich sein konnte, und da habe ich angefangen, die Zeit umzugraben, ich habe mehr gedacht, als euch lieb ist. Im Grunde sollten die Totgeglaubten nicht wiederkommen. Sie haben kein Recht darauf, ihren alten Platz einzunehmen, das Leben ist so, daß alle Plätze schnell wieder besetzt werden. War dir nicht ein wenig bange vor mir? Heimkehrende Tote haben andere Augen als diejenigen, die davongekommen sind. Ein Stück des Todes, in dem sie waren, bleibt an ihnen hängen. Nein, sie sollten nicht wiederkommen. Ihr wollt diese Augen nicht. Ihr wollt keine Richter. Ihr wollt in der lauen Mitte zwischen Ja und Nein leben. Man stört euch nur.

Ich bin nach fünf Jahren zurückgekommen, hierher, in eure Welt. Rückkehr bedeutete: weißes Bett, Schlaf, Aufwachen. Vielleicht war das Aufwachen noch schöner als der Schlaf. Wie einfach sind doch die Dinge, aus denen das Leben besteht. Wußtest du das?

Ich sagte dir, daß ich an dich geschrieben hatte und dann an meine Eltern. Ich bekam keine Antwort. Gestern abend vergaß ich übrigens, dich zu fragen, ob meine Karte jemals in deine Hände gekommen sei. Daß meine Eltern unter den Trümmern ihres Hauses liegen, dort, wohin ich nicht mehr zurückkehren kann, erfuhr ich hier. Die Zufälle sind zuweilen erbarmungslos. Es war ein Zufall, daß ich es hörte. Aber er beschleunigte alles, was in mir vorging. Ich schrieb aus dem Erholungsheim noch nicht gleich an dich, ich verbot es mir. Ich wollte nicht, daß du mich so sähest, wie ich war. Ich wollte erst wieder ein wenig sichtbar werden, damit du mich erkennen könntest. Und in meinem Verlangen nach dir hatte ich etwas wie Furcht, Furcht vor dem Augenblick, in dem du mich berühren würdest. Kannst du das verstehen?

Dann schriebst du mir. Du batest mich, nicht zu dir zu kommen, du würdest gern die Mühe auf dich nehmen, mich aufzusuchen — „es ist nicht mehr alles so, wie es war. Ich muß es dir erklären. Ich liebe dich noch immer.“ — „Komm nicht hierher.“ Nicht wahr, dieser Satz war von dir gemeint wie ein Zaun, über den ich nicht mehr hinwegsteigen sollte — wenngleich du, mit schwächerem Atem, sagtest: „Ich liebe dich noch immer.“ Ich habe dich nicht gefragt, ob diejenige, mit der du, wie du sagst, glücklich bist, davon wußte, daß du mir diesen Satz hingeworfen hast wie ein Stück Brot, das ausreichen würde, meinen Hunger zu stillen.

Habe ich es dir sehr schwer gemacht, unser Wiedersehen, unser

Adieusagen? Ich hoffe es nicht, denn ich wollte es nicht. In den Wochen bis zu deinem Kommen geschah in mir sehr viel: ich begriff, daß wir füreinander nicht mehr erreichbar sind — nicht deshalb, weil du mich nicht mehr liebst, sondern weil ich dir so weit voraus bin, daß du mich nicht mehr einholen kannst. Du meinst ohne Zweifel, du hättest mich, wie man so sagt, aus einem Verhältnis entlassen müssen, das nicht mehr gültig sein konnte, weil unterdes ein anderer an meine Stelle getreten war. Das gab dir in unserem Gespräch, trotz deines verlegenen Stammelns, die Überlegenheit dessen, der Mitleid spendet; du sahst mich bedauernd an. Konntest du wissen, daß ich es war, die dir Lebewohl zu sagen anfang, schon, als du hereinkamst. Und auf jeden deiner Sätze habe ich für mich, ohne daß du es hören konntest, geantwortet: Lebewohl.

Ich war es, die dich entließ. Du konntest mir nicht mehr genügen. An mir könnte es sein, Mitleid zu haben mit dir, weil du so arm bist. Dabei sagtest du zu mir in unserem Gespräch so oft: Du Ärmste. In der Tat: heute nacht, als ich allein auf meinem Bett lag, da war ich wohl sehr arm, bis ich langsam anfang, mich selber zu fühlen. Als ich mich fühlte, war ich nicht mehr allein. Ich hatte mich.

Du wirst es nie wissen und nicht nur du, viele werden nie wissen, wo wir waren. Es wird euch immer peinlich sein, einige von uns unter euch zu wissen, weil wir sehen. Erst jetzt habe ich Augen. Früher träumte ich nur, über diesen Zustand kommen die meisten nicht hinweg. Ich habe nicht nur Erinnerungen in meinem Gedächtnis. Meine Erinnerungen haben mein Blut durchsetzt, meine Augen gereinigt. Meine Seele hat alle Hüllen abgeworfen, nachdem sie gepeitscht und geschändet wurde. Weil ich noch lebe, weil ich mich noch fühle, hat in mir ein Stolz angefangen zu wachsen, dem deine Existenz nicht standhalten könnte. Du bist sicher sehr lieb; aber du bist nichts. Du bist sicher tüchtig als Sekretär in deiner Partei, aber du bist trotzdem nichts. Ich habe mich an dir erkannt. Das wird dich für mich immer wertvoll machen.

Du sagtest zu mir: Verzeih mir. Wofür Verzeihung? Du sagtest: Wir wollen trotzdem Freunde bleiben. Aber du konntest nicht wissen, daß mir dieses Verhältnis zu dir nicht mehr möglich sein kann, obwohl ich weiß, daß Freundschaft eine besondere Art von Liebe in sich schließt, von einer größeren Dauer vielleicht als das, was man Liebe nennt. Auch wenn du es ernsthaft wolltest, es ist unmöglich. Wir haben in Wahrheit nichts mehr miteinander zu tun. Die russische Frau, die mir mit einem Lächeln ein Stück Brot gab, wird mir immer näher sein. Ich bin für mich, ganz für mich. Ich entlasse dich aus meiner Freundschaft. Wir stehen an zu verschiedenen Orten, als daß wir einander noch verstehen könnten.

Du stehst nun wieder „im vollen Leben“, wie du sagtest. Ich stehe

im Nichts. Aber du solltest dich nicht täuschen: Du lebst in einem maskierten Nichts. Nicht nur du. Erschreckend viele. Die Entscheidungen sind wie Wolken über euch dahingezogen, sie haben euch nicht berührt. Hätten sie euer Herz getroffen, wäre ich, heimgekehrt wie man sagt, nicht alledem begegnet, was ich sah. Ihr seid in Wirklichkeit die Verlorenen, nicht wir oder doch einige von uns. Ich war dort, wo nichts mehr war, wo sich alles auflöste, jede Wahrheit, jede Beschönigung. Ich wage es dir zu sagen: ich stehe auf einer neuen Erde. Ihr setzt nur euer Leben fort. Ihr habt die gleichen Masken vor euren Gesichtern. Ihr habt nichts begriffen. Ihr werdet untergehen.

Du warst in jenen Jahren für mich ein Götterbild. Ich habe dich entthront und sehe dich ohne Bedauern zerschlagen auf der Erde liegen. Wer würde für mich taugen, wer könnte mein Gefährte sein? Einer, der in die gleiche Tiefe gestürzt war, einer, der, aller Lehren, alles Glaubens beraubt, das Wagnis der menschlichen Existenz auf einer entblößten, einsam gewordenen Erde versucht. Wo ist er? Wo begegne ich ihm? Und dann: von welcher Zartheit müßten seine Hände sein, damit ich und alles an mir keinen Ekel empfinde? Und was müßte in seinen Augen enthalten sein, damit ich in ihnen geborgen wäre? Wir wüßten, was wir voneinander hätten. Vielleicht treffe ich ihn eines Tages.

Doch du und ich, wir haben einander Lebwohl gesagt. Du schienst zufrieden zu sein, mein Freund, als du fortgingst. Warum auch nicht? Du hattest dich deines Auftrags entledigt, er fiel dir schwer. Ich fragte dich, ob du glücklich seiest. Die Leichtigkeit, mit der du geantwortet hast, zeigte mir, daß du nicht weißt, was Glück ist. Man begnügt sich mit dem, was man weiß.

Jetzt sage ich es dir: Lebwohl. Ich entlasse dich. Ich danke dir. Du hast mir geholfen, mich von der letzten Erwartung zu befreien, auch nur irgend etwas könnte so sein, wie es war. Nichts ist mehr so. Ich bin allein.

In diesem Satz ist auch nicht ein Hauch von Klage. Du möchtest darin eher den Anfang eines Stolzes spüren, der mir allein gehört. Das mag der Stolz des Späherers sein, der sich allein aufmacht, einen Pfad in der Wildnis zu gehen, den vor ihm niemand ging. Wohin führt der Pfad? Ich weiß es noch nicht. Vielleicht zu anderen Verlorenen, zu anderen meiner Art. Der Späher, der allein geht, vertraut nur sich. Er hebt seine Augen und sieht den Himmel. Alles ist ihm neu. Er ist allein, aber er fürchtet das Alleinsein nicht. Er kennt die Furcht nicht mehr. Das ist es: ich lebe ohne Furcht. Er ist es, der von sich, wenn er diese Freude schon aufbrächte, sagen könnte: Ich bin ein neuer Mensch. Lebwohl. Das heißt: Nie mehr. Ich gehe davon. Ich sehe mich nicht um.

LITERARISCHE RUNDschau

„Es begann an der Weichsel“

Der Verfasser dieses Buches, Jürgen Thorwald (Stuttgart, Steingrüben-Verlag), hat mit echter Besessenheit alle Dokumente und Zeugenaussagen zusammengetragen über das Geschehen, mit dem am 12. Januar 1945 der deutsche Zusammenbruch im Osten begann. Er hat in unermüdlicher Arbeit Broschüren und Schriften, Berichte in Zeitungen und Zeitschriften über diese Tragödie gesammelt, und er hat sowohl in Deutschland wie im Ausland ungezählte Überlebende der Katastrophe, Männer wie Frauen, befragt, die damals als Verantwortliche und als Nurleidende in den Strudel verstrickt wurden. So ergibt das mit starkem Temperament und doch wieder mit ruhiger Wertung der Geschehnisse geschriebene Buch ein erschütterndes Bild, dessen Wirkung sich niemand entziehen kann. Es ist eine schwere und bis ins Tiefste erregende Lektüre, aber jeder sollte die innere Verpflichtung fühlen, sich ein klares Bild von dem unausdenkbaren Geschehen zu machen. Das Buch ist eine vernichtende Anklage gegen die Generäle Hitlers. Obwohl sie, wie Guderian und Schörner und andere in Hitlers Umgebung tätige Militärs, sich über die eingetretene Unzurech-

nungsfähigkeit Hitlers völlig klar waren, führten sie dennoch seine Befehle aus und beschworen Tod und Verderben über ihre Soldaten und die unglückselige Zivilbevölkerung herauf. Auch auf das fluchwürdige Verhalten der braunen Gauleiter, wie vor allem von Erich Koch, der zwar die Bevölkerung Ostpreußens dem Tode preisgab, sich selber aber feige in Sicherheit brachte, fällt klarstes Licht. Das sollten sich vor allem die Leute in Deutschland merken, die heute „das viele Gute am Nationalsozialismus“ herauszusuchen sich bemühen und die glorreiche Tradition fortsetzen wollen!

Das Buch ist aber auch die schwerste Anklage vor dem Gerichtshof des Weltgewissens gegen die Polen und die Rote Armee. Wenn es einen Gerichtshof gäbe, der diese Verbrecher gegen die Menschlichkeit aburteilen würde, so würden sogar die unsagbaren Greuel der Hitlerleute in etwas verblassen. Man kann es nicht wiedergeben, was an gemeinsten Schändungen der Frauen, Mädchen wie Greisinnen, von Polen und sowjetischen Soldaten verübt worden ist. Das Blut stockt einem, wenn man lesen muß, wie die rote Armee mit

ihren Panzern Hunderte von flüchtenden Zivilisten samt ihren Fahrzeugen einfach niederwalzte, bar jeder Menschlichkeit, weit unter der Bestie. Wir haben alle Veranlassung, dem jungen Autor und dem Verlage für das Erscheinen dieses Buches zu danken. Denn hier ist ein Dokument entstanden, das den Akten über die Verwilderung der Menschheit einge-reiht werden muß. Ein zweiter Band mit dem Titel „Es endete an der Elbe“ soll den Vorhang von dem Aus-gang der Katastrophe fortziehen. R. P.

Von deutscher Politik

Theodor Steltzer, Mitglied des Kreisauer Kreises und der deutschen Opposition gegen Hitler, nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und zum Tode verurteilt, nach dem Zusammenbruch erster Ministerpräsident von Schles-wig-Holstein, hat in der Sammlung von Dokumenten, Aufsätzen und Vorträgen, die Friedrich Minssen herausgab („Von deutscher Politik“, Frankfurt a. M., Verlag Josef Knecht. DM 4,80), seine Gedanken zur Zeit niedergelegt. Das Buch ist zu glei-cher Zeit durch die Aufsätze „Der Kreisauer Kreis“, „Die deutsche Opposition gegen den National-sozialismus“ und besonders durch die im Anhang beigefügten „Kreisauer Dokumente“ ein wichtiger Bei-trag zur Geschichte des deutschen Widerstandes. Die sympathische Nüchternheit seines Urteils, die rich-tige Einschätzung des Wesentlichen und das Vorübergehen an Äußerlich-keiten bestätigen den Eindruck, daß er ein guter politischer Arzt ist, der nicht an den Symptomen herum-doktert, sondern die wahren Ur-sachen der Krankheit erkennt. Er

erstrebt eine organische Neuord-nung Deutschlands auf einer gei-stigen, sittlichen und christlichen Grundlage, die nur durch das Ringen um Erkenntnis vom wahren Wesen des Menschen und durch ein Den-ken in neuen Kategorien erreicht werden kann. Auszeichnend ist die innere Leidenschaft, die bei aller Nüchternheit ihm den hohen Ge-dankenflug ermöglicht. Nicht nur die Deutschen, sondern auch die Alli-ierten könnten dieses Buch mit Ge-winn lesen. Steltzer hat noch eine große Aufgabe vor sich, in die Bon-ner Schablone wird er sich kaum einpassen lassen ... R. P.

Der Weg des XIX. Jahrhunderts

Das Buch von Hermann Ullmann „Der Weg des XIX. Jahrhunderts“, mit dem Untertitel „Am Abgrund der Ersatzreligionen“, das er zum Miß-vergnügen der Nationalsozialisten 1936 erstmalig erscheinen ließ, liegt nun in neuer Auflage vor (München, Chr. Kaiser Verlag. Brosch. DM 8,—, Halbleinen DM 10,20). Das Buch braucht in seinen wesentlichen Teil-en nicht verändert zu werden, da es von einer christlich-konservativen Grundhaltung aus geschrieben ist, deren Bedeutung heute in keiner Weise vermindert ist. Es ist zu glei-cher Zeit das Bekenntnis eines guten Europäers, der den Nationalstaat nicht als den letzten Sinn der europäischen Geschichte ansieht und jede Art von Ersatzreligion mit Schärfe ablehnt. Ullmann gibt einen erschöpfenden Überblick über die Entwicklung im XIX. Jahrhundert nach einer Einlei-tung mit Untersuchungen über „Ge-schichte und Ersatzreligionen“, „Chri-stentum und Geschichte“, „Volk und Masse“. Überall dringt er zum Wesen

der immer akuter werdenden Menschheitskrise vor. Das Buch gliedert sich in die Abschnitte: Die Kluft, Liberalismus und Reaktion, Nationalstaat und Bourgeoisie, Weltkrise und Masse, Das Erbe: Fluch und Segen. Eine sehr einleuchtende synchronisierte Zeittafel ist im Anhang angefügt. Die von großem Ernst getragene Zusammenfassung und den Ausblick sollten gerade die gegenwärtigen deutschen Politiker recht gründlich studieren. Ullmann hält trotz der scheinbar endgültigen Zusammenbrüche und tödlichen Krisen an der Zuversicht fest, daß auch dieses Jahrhundert, das zwar mehr den Glauben an Satan als an Gott gezeitigt hat, doch die Menschheit zu Gott hinführen wird.

R. P.

Deutsche und Tschechen

Dr. Hermann Münch hat in seinem Buch „Böhmische Tragödie“ (Braunschweig, Georg Westermann. DM 32,50 broschiert, DM 36,— Ganzleinen) auf 800 Seiten einen Beitrag geliefert, der geeignet ist, den tragischen und blutigen Gegensatz zwischen dem tschechischen und dem deutschen Volke zu klären und vielleicht ihn allmählich verschwinden zu lassen, wenn den Tschechen die Freiheit zurückgegeben wird. Das Buch ist seinen tschechischen Freunden gewidmet. Es ist heute noch unpopulär, in der Atmosphäre des Hasses, der durch die Austreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei neue Nahrung gefunden hat, von einer Versöhnung zu sprechen. Aber es ist notwendig. Wir wissen, daß eine ganze Reihe von jungen Tschechen ehrlich sich bemüht, für die Zukunft durch Bekennen der Schuld des eigenen Volkes eine Atmosphäre zu

schaffen, in der die Jugend beider Völker einmal ohne Haß im Frieden miteinander leben kann. So müssen auch wir Deutschen bestrebt sein, unter gerechtem Urteil über das, was den Tschechen von den Deutschen in vieljähriger Geschichte angetan ist, unseren Beitrag zur Versöhnung zu liefern und endlich einen Strich unter die Vergangenheit ziehen. Hermann Münch spricht aus eigener Kenntnis in jahrelangem Verkehr mit den Tschechen. Er wollte kein rein wissenschaftliches Werk liefern, aber einen Beitrag geben zu einer entscheidenden Frage auch für die Zukunft Europas. Das Problem arbeitet er klar heraus, gibt dann eine Darstellung der geographischen und geopolitischen Verhältnisse und einen Abriß der Geschichte Böhmens bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, vor allem in der Zeit von Maria Theresia und Joseph II. Er schildert das Zusammenleben beider Völker von Beginn der deutschen Besiedlung an mit allen ihren Kämpfen und Schwierigkeiten. Eine eingehende Analyse gibt er von den geistigen Strömungen der neuen Zeit und ihren Wirkungen auf die slawischen Völker. Die Kämpfe in der österreichisch-ungarischen Monarchie werden im einzelnen dargestellt bis zum Durchbruch des Panslawismus. Ein ausführlicher Anhang bringt Dokumente, die Anspruch auf wissenschaftlichen Wert erheben können. Hermann Münch hat dieses Buch geschrieben im Bewußtsein der großen Verantwortung, die er dadurch auf sich nimmt. Es ist zu hoffen, daß seine Arbeit in Deutschland und bei den Tschechen eine gerechte Würdigung findet — freilich nicht bei den Tschechen, die heute einem Totalitarismus der Gewalt sich unterworfen haben.

R. P.

Parzifal

Mit dieser Nacherzählung (Parzifal. Wolfram von Eschenbach nacherzählt von Gottfried Baumecker. Überlingen, Delfin-Verlag, DM 8,—) wird zum erstenmal das tiefste und schönste mittelhochdeutsche Gedicht zum Besitz der heutigen Sprache. Das bedeutet nicht nur einen ästhetischen Gewinn, denn es wird immer deutlicher, daß die frühe und hochmittelalterliche Kultur die höchste war, die Deutschland hervorgebracht hat. Später hat es einzelne große Dichter und auch Staatsmänner gegeben, aber nie hat sich die Gesellschaft durch solche gemeinsamen geistigen Anliegen gedehnt wie damals, die Ausstellung mittelalterlicher Kunst in Bern, meist aus deutschem Besitz, gab 1949 die großartigste Vorstellung von der kulturellen Höhe der ottonischen und auch der staufischen Zeit. Wolfram von den Steinens Erstausgabe der Werke des Dichters Notker von Sankt Gallen (Francke, Bern 1948) läßt mit einer kulturgeschichtlichen Darstellung den Lebensgrund jener Blütezeit verstehen. Wer sich an jenen Zeiten mißt, und dazu hilft die neue Nacherzählung, wird leichter die Gründe des heutigen Niedergangs einsehen.

Baumecker hatte sich schon durch seine umfangreiche sorgsame Dissertation über Winckelmann in seinen Dresdener Schriften (Berlin 1933) auch unter den Archäologen einen Namen gemacht, sich dann in Heidelberg mit einer Darstellung von Schillers Schönheitslehre (Heidelberg 1937) habilitiert. Er ist im zweiten Weltkrieg im Osten gefallen, nachdem er noch eine Vorausgabe seines Parzifal erlebt hatte (1941).

Die Erzählung beginnt mit den Schicksalen Gachmurets und endet

mit der Krönung Parzifals, mit einem Ausblick auf Loherangrin, den Nachfolger im Königtum des Grals. Die Sprache vermeidet künstliches Archaisieren, hält sich aber in ihrer knappen Strenge und Klarheit von moderner Geschwätzigkeit frei, sie schließt sich so sehr wie möglich Wolframs Fügungen und hält so Ton und Gebäude der Dichtung fest. Das Buch eignet sich sehr zum Vorlesen, die reiche Schönheit, die klare Plastik der Bilder, die Feinheit der knappen Wendungen, in denen der Dichter so viel zu sagen weiß, der Tiefsinn der Vergleiche wird im Hörer noch inniger nachklingen als im bloßen Leser.

Der Berichterstatter gesteht, daß er wieder besonders betroffen war von der berühmten Szene, in der Parzifal auf der Gralsburg die Frage und damit sein Heil versäumt — wie menschlich und wie gegenwärtig ist diese Verblendung, die am Kostbarsten vorbeisieht und sich ans Billige verliert. Der Delfin-Verlag scheint dieser so besonders modernen Krankheit entgegenwirken zu wollen. Seine Veröffentlichung von Max Wetters Übertragung des Rolandliedes, von Alexander Graf Stauffenbergs Dichtung auf den Hingang Stefan Georges, von Eberhard Zöllers Darstellung der Wurzeln römischer Größe in seinem Hannibal — all dies verrät eine hohe künstlerische Verantwortung. Diesem Geist entspricht auch die Ausstattung, die sich nicht durch oberflächlichen Schmuck, sondern durch die handwerkliche Gestaltung und durch Form und Satz der neugeschnittenen Lettern auszeichnet. Der Verlag hat Baumecker mit dem Buch ein schönes Denkmal gesetzt und macht uns gespannt auf sein weiteres Wirken.

K. Schefold

Die Säkularisation der Naturwissenschaften

In einer Zeit furchtbarster innerer und äußerer Kämpfe, während des 30jährigen Krieges, entschloß sich die Kirche nach langem Meinungsstreit dazu, die eben aufkommende Naturwissenschaft in Acht und Bann zu tun. Papst und Kardinälen erschien in dieser Periode wahrhaft krisenhafter Belastung das Risiko zu groß, das diese umstürzende neue Lehre, von dem Genie eines Galilei mehr in leidenschaftlicher Aggressivität als mit besonnener Überlegung inauguriert, für den Glauben und damit für die ohnehin genug gefährdete Ordnung der Welt bedeuten mußte. Durch die noch frische Erfahrung der Reformation, mit deren furchtbaren Folgen man sich eben auseinanderzusetzen hatte, vorsichtig geworden, wollte man nicht wieder einmal zu spät kommen und machte Galilei in drakonischer Strenge den Prozeß. Tragisch ist diese Entscheidung nicht nur darum, weil sie ganz wesentlich durch die besonderen Umstände jener Zeit, also letztlich mehr zufällige Faktoren, mit bestimmt worden ist. Die neue Lehre, die auf diese Weise von der Stunde ihrer Geburt an aus dem Raume der Kirche verbannt wurde, eroberte sich die Welt. Längst hat inzwischen die Kirche ihren Standpunkt revidiert, aber derweilen ist aus dem geächzten Neuling ein verfeindeter Riese geworden. Die Idee der Natur als göttlicher Offenbarung auch unter dem Mikroskop ist der zwangsweisen Säkularisierung der Naturwissenschaft zum Opfer gefallen. Dies ist der Kern einer historisch gründlich fundierten und dabei anregend erzählten Darstellung des Galilei-Prozesses, die Friedrich Dessauer, Pro-

fessor der Physik an der Universität Freiburg/Schweiz, in einem Buche „Der Fall Galilei und wir“ (Frankfurt/M., Verlag Joseph Knecht) nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit diesem Problem gibt. Er schließt mit der Feststellung, daß es bei uns liegt, den folgenschweren Irrtum wieder gutzumachen, der die tragische Konsequenz jener historischen Entscheidung geworden ist. Leicht entrüsten wir uns heute über die uns so schwer verständlichen Argumente, die Galilei zu Fall brachten, wenn auch nicht seine Lehre. Wir sollten dabei den Balken im eigenen Auge nicht übersehen, den schwerer noch zu verstehenden Widersinn, daß unsere Wissenschaft eben den Gott nicht kennen will, dessen Schöpfung sie ihre ganze Aufmerksamkeit widmet.

H. v. D.

Arnold Mendelssohns „Aufzeichnungen“

Unter dem Titel „Gott, Welt und Kunst“ sind im Insel-Verlag Aufzeichnungen erschienen, die Arnold Mendelssohn in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens gemacht hat, ohne an Veröffentlichung zu denken. Er sagt selbst darüber: „Warum schreibe ich? Weil ich der Rede übertoll bin wie Hiob, aber niemanden habe, zu dem ich sprechen könnte. So befriedige ich mein Mitteilungsbedürfnis an einem imaginären Zuhörer.“ Als er die Aufzeichnungen schließlich einem um zwanzig Jahre jüngeren Freunde vermachte, hat er die etwaige spätere Veröffentlichung ausgewählter Teile nicht geradezu abgelehnt, so daß jetzt der Erbe, Wilhelm Ewald in Darmstadt, aus den über viertausend Aufzeichnun-

gen eine natürlich sehr beschränkte Auswahl herauszugeben sich entschlossen hat.

Arnold Mendelssohn ist am 19. Februar 1933 gestorben. Er war einer der bedeutendsten evangelischen Kirchenmusiker und Ehrendoktor der Theologie. Er war aber auch der Urenkel des Philosophen Moses Mendelssohn, der Lessings Freund war, und der Lehrer von Paul Hindemith. Er ist demnach zu rechter Zeit von dieser Erde abberufen worden, denn er würde nichts mehr haben sagen und schreiben dürfen und würde Leid erfahren haben, das sein Feuerkopf kaum still ertragen hätte. Denn der Grundzug seines Wesens war Wahrheit und Freiheit.

Die Auswahl aus seinen Aufzeichnungen ist in sieben Abschnitte gegliedert, in denen die Äußerungen aller Jahre zu dem betreffenden Thema zusammengefaßt sind, „Kunst und Literatur“ auf 83 Seiten, Philosophie auf 100, Ethik auf 51, Religion auf 67, Politik auf 7, Allgemein Menschliches auf 30, Persönliches auf 32 Seiten. Es kann befremden, daß der Musik kein eigener Abschnitt gewidmet ist, aber Arnold war eben viel mehr der Urenkel von Moses Mendelssohn als der Großneffe von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Infolgedessen wird das Buch voraussichtlich heute viel weniger von Musikern als von Theologen, Philosophen und sonstigen gebildeten Leuten gelesen werden.

Niemals dürfen die Leser dabei die Sätze vergessen, die an die Spitze des Ganzen gestellt sind: „Daß meine Betrachtungen sich oft widersprechen, schadet gar nichts. Ich sehe eben die Dinge einmal von diesem, einmal von jenem Gesichtspunkte aus an und sehe jedesmal etwas Wahres, nie aber die ganze Wahr-

heit. Meine daher notwendig sich häufig widersprechenden Sätze umkreisen sozusagen das letzte Wahre, sind Gänge dahin von verschiedenen Punkten aus. Denn die letzte Erkenntnis ist dem Menschen schon darum versagt, weil er, als beschränktes Einzelding, immer nur bruchstückweise erkennen kann.“

„Mikropsychologie in der Dichtung“ sagt er an anderer Stelle, „ist ein falsches Streben, gilt aber als Fortschritt gegenüber der kunstgemäß vereinfachten Psychologie der alten Griechen. Jawohl! Die kannten diese Höhlchen und Stinkewinkel der Seele so gut wie wir, wußten aber, daß das psychologisierende Verfahren ein Bild ergibt, bei dem die Hauptsache gar nicht ins Bewußtsein fällt. Der echte Poet vereinfacht darum die Psychologie und läßt dann stellenweise spüren, daß hinter dem Dargestellten noch ein psychologisches Chaos liegt. Dadurch gewinnt er den Eindruck psychoräumlicher Tiefe! Aber die Leute meinen immer, Kunst sei ein Konterfei der Wirklichkeit, je peinlicher genau, um so besser.“ Was würde Mendelssohn erst zu den Stinkewinkeln der modern dramatisierten Antike und den mehr oder minder „respektvollen Dirnen“ gesagt haben, die jetzt zur Stützung der Theater durch ausverkaufte Vorstellungen dienen?!

Man muß hoffen, daß Mendelssohns prächtige Wortbildung „Stinkewinkel“ für alle solche Geisteserrungenschaften beibehalten wird. Er liebt es überhaupt, oft sehr deutsch zu reden und ist in seinen Urteilen über Musiker oft außerordentlich scharf, selbst den Größten gegenüber. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß er auch über sich selbst sehr rücksichtslos schreibt.

Über allem steht ihm das Lessing-sche Suchen nach Wahrheit, Klarheit, Sauberkeit. In dem der Ethik gewidmeten Abschnitt finden sich Gedanken von größter sittlicher Tiefe, aber nicht als Schulmeister-reien, sondern als aus Lebenserfah-rung gewonnene Lebensweisheit.

Bezeichnend ist, daß er Jacob Burckhardt ganz hoch stellt, während sich über Nietzsche u. a. der Satz findet: „Wie kann man so stumpf-sinnig sein, nicht zu riechen, daß dieser Nietzsche den ausgeprägten Stempel des Sophisten an sich trägt? Blender, Wortjongleur. Mit solchen Geistesinkerlitzchen behängt sich kein ehrlich Fragender, sondern einer, der verblüffen will.“

Daß man Mendelssohn mit Recht den Titel eines Doktors der Theolo-gie verlieh, ohne seine Ausführun-gen über Religion zu kennen, be-weise diese Aufzeichnung: „Der ein-zelne Orchestermusiker, z. B. der Paukenschläger, verlangt nicht, daß seine Stimme allein in sich zusam-menhängende schöne Musik dar-stelle, weiß er doch, daß wenn die Sinfonie zusammenkommt, alles scheinbar Zusammenhanglose seine Richtigkeit haben und ein unent-behrliches Glied des zusammenhän-genden Tonstücks bilden wird. Und du, armseliger Einzelner, tobst, wenn du in deinem Privatschicksal Sinn und Verstand vermisst? Gehe hin und lerne vom Pauker! — Die gött-liche Sinfonie hörst du freilich nicht mit kreatürlichem Ohr. Um sie wahr-zunehmen, dazu bedarf es eines an-deren Organs, eines geistigen Hö-rens, und, wo selbst dieses unzu-länglich erscheint, dessen, was man Glauben nennt.“

Doch genug der Zitate! Der Wert des Buches besteht darin, daß es auf jeder Seite zum Nachdenken anregt,

zu Zustimmung oder Widerspruch, in jedem Falle aber zur Verwunde-rung darüber, daß ein solcher Den-ker in der ganzen Fülle seines We-sens selbst denen, die ihm näher standen, sich nur zum geringsten Teile erschlossen hat und mit seinen Aufzeichnungen ohne alles Brim-borium einen sehr nachhaltig wir-kenden Beitrag liefert zu dem, was jetzt als „moralische Aufrüstung“ propägiert wird. Alle Stillen im Lande haben einen neuen, treuen Freund erhalten: Arnold Mendels-sohn! Georg Göhler

Zur Physiognomie der Epoche

Oft hört man heute im Tone einer gewissen Enttäuschung oder Mut-losigkeit die Feststellung, unsere Zeit ermangele eines eigenen Stiles, sie trage keine individuellen Züge. Es ist schwer, in einem Geschehen teil-nehmend zu stehen und gleichzeitig die Distanz zu gewinnen, die es er-laubt, diese Züge zu erkennen.

Das Bedürfnis ist groß, das Gesicht der Zeit zu erkennen, erwächst es doch schließlich aus dem Wissen, daß diese Erkenntnis erst es gestattet, der Diktatur des Zufälligen zu ent-gehen, daß sie erst den Raum gibt für den Versuch, in freier Entschei-dung das eigene Leben zu gestalten. Der Weg zur Aussicht auf die Phy-siognomie einer Epoche führt über die Entdeckung formaler Verwandt-schaft verschiedenster Zweige des zeitgenössischen Geschehens. Ab-strahiert man in den verschiedenen Disziplinen des Geistes vom Inhalt-lichen, vom Objekt, so stößt man auf immer wiederkehrende Charakteri-stika der Fragestellung, auf die Ge-meinsamkeit als selbstverständlich vorausgesetzter Erwartungen und

nicht zuletzt auf eine innerliche Verwandtschaft im Protest gegen gewisse überkommene Meinungen, auf welchem Gebiet auch immer. Man stößt, kurz gesagt, auf die Tatsache, daß das Geschehen, weitgehend unbemerkt und sicher nicht bewußt gelenkt, in einer gleichsam überindividuellen Tendenz, bereits nach einer geschlossenen Form drängt. Noch hat es niemand wagen können, die werdende Physiognomie dieser Form direkt zu erfassen oder gar zu beschreiben. Aber sie ist als Tatsache bereits spürbar und entfaltet ihre Wirksamkeit. Sie zu erfassen ist es also erforderlich, selbst den Spuren ihres Einflusses in den einzelnen Gebieten nachzugehen. Bei den ungeheuer anspruchsvollen Voraussetzungen, die die moderne Wissenschaft vor die Möglichkeit einer wirklich sachgerechten Beurteilung stellt, bleibt man dabei auf die Äußerungen kritischer Selbstbesinnung von Fachleuten aus den einzelnen Gebieten angewiesen. Bekannt und besonders weitverbreitet sind hier vor allem Stellungnahmen zahlreicher Physiker zu den speziellen Problemen ihres Fachgebietes. Aber die Bedeutung der Entwicklung als eines Ausdruckes eben des objektiven Zeitgeistes in seiner gleichsam physiognomischen Prägung wird ja erst aus dem Vergleich der Diskussionen in verschiedenen Wissenschaftsgebieten offenbar.

Im Bereiche der Medizin ist es vor allem der Heidelberger Internist Viktor v. Weizsäcker, dessen Anschauungen und Veröffentlichungen in diesem Zusammenhang von Bedeutung sind. (Von der wissenschaftlichen Bedeutung der Lebensarbeit dieses Forschers kann hier selbstverständlich nicht die Rede sein.) Sein Buch „Arzt und Kranker“ (dessen

1. Band im Verlag K. F. Koehler, Stuttgart, in der 3. Auflage neu erschienen) vereinigt Vorträge und Aufsätze aus den letzten 25 Jahren. Alle sind Niederschlag kritischer, methodischer und menschlicher Selbstbesinnung und geben eine praktisch wohl vollständige Übersicht über die Probleme, vor denen der „Geist der Medizin“ heute steht. Zu diesem Zwecke vom Autor ausdrücklich zusammengestellt, wenden sie sich gerade auch an den medizinischen Laien. Wenn die Lektüre nicht immer ganz leicht ist, so liegt das nicht an wissenschaftlichen Voraussetzungen, sondern an den sprachlichen Schwierigkeiten, die sich dem Versuch entgegenstellen, Altbekanntes, in Selbstverständlichkeit Geborgenes, aus seiner Erstarrung zu lösen und unter neuem Blickwinkel darzustellen, ohne daß der Gewohnheit zu Mißverständnissen Raum bleibt, weil etwa die Worte der alten Auffassung den Begriffen der neuen Anschauung ähneln. Es sei zur Information eben des medizinisch nicht Erfahrenen und zur Vermeidung eines schiefen Bildes noch erwähnt, daß die Anschauungen Weizsäckers in Fachkreisen keineswegs ohne — teilweise sehr scharfe — Kritik geblieben sind. Mit der Bedeutung, die dem erwähnten Buche in unserem Zusammenhang zukommt, hat das nicht das geringste zu tun. Seine Bedeutsamkeit ist die Problematik als solche in ihrer eben für unsere Zeit so charakteristischen Eigenart. H. v. D.

Eine Schranke fiel

Nach langen Jahren sind zum ersten Male wieder Bücher aus dem Verlag Permann-Fischer zur Besprechung eingegangen. Wir be-

grüßen das, ebenso wie die Buchersendungen der Schweizer Verleger, mit besonderer Freude, denn in dem Bilde der geistigen Entwicklung fehlten uns auch in den Jahren nach dem Zusammenbruch die Ergänzungen aus der Arbeit verantwortungsbewußter Verleger, die wesentliche Zeugnisse deutschsprachigen Geistes in ihre Obhut genommen haben, die im Hitler-Deutschland heimatlos geworden waren. Es soll uns ein Symptom dafür sein, daß die geistigen Menschen und die Hüter ihrer Werke über alle Schranken hinweg wieder die Fühlung mit den geistigen Menschen in Deutschland wünschen.

Das Buch des Oberbefehlshabers der alliierten Truppen in Nordafrika und im italienischen Feldzug, Dwight D. Eisenhower, „Kreuzzug in Europa“ (Amsterdam, Bermann-Fischer Verlag, 16 Bildtafeln, 6 Doppelseiten mit farbigen Karten und 38 Textkarten, DM 19,50) ist unentbehrlich für die Kenntnis der Kriegführung auf seiten der Gegner Hitlers. Es handelt sich hier um Memoiren und nicht um den Bericht Eisenhowers an den amerikanischen Kongreß, der kürzlich in der Schweiz als Buch erschienen ist. Hier spricht ein Soldat, der nüchtern Rechenschaft ablegt von den ungewöhnlich großen Schwierigkeiten des Nachschubs für die Expeditionsarmee und über Gegensätze innerhalb der alliierten Führung, unter besonderer Berücksichtigung der grundsätzlichen Verschiedenheiten der amerikanischen und der sowjetischen Methoden. Das Buch gibt Aufschluß auch über die verhängnisvollen Fehler der Strategie des deutschen Generalstabes.

Eine Gabe, die im höheren Sinne aktuell ist, bedeutet der zweibändige Roman von Franz Werfel, „Die vierzig Tage des Musa Dagh“. In Hitler-

Deutschland war dieses Buch nicht erreichbar. Werfel hat das Werk im März 1929 begonnen bei seinem Aufenthalt in Damaskus und seiner Berührung mit den Armeniern. Vollendet wurde das große Werk 1932/33. Er schildert hier den verzweifelten Heldenkampf der Bevölkerung aus sieben armenischen Dörfern, die es vorzogen, statt der Deportation mit dem Zweck ihrer Vernichtung einen letzten Widerstand zu wagen, trotz der Gewißheit, dabei kämpfend zugrunde zu gehen. Der Führer hierbei war ein Armenier, der ein Europäer geworden war, nicht zuletzt durch seine Heirat mit einer Französin. Durch 40 Tage hat die kleine Schar von ein paar tausend Menschen auf dem Berge Musa Dagh einen Kampf geführt, der ihr militärische Erfolge brachte gegen die türkische Armee, obwohl außer dem Führer unter den Zivilisten nur ein paar wenige ausgebildete Soldaten waren. Im letzten Augenblick, als eine militärische Übermacht zum Sturm auf den Berg ansetzte, wurden die Armenier gerettet durch das Erscheinen einer französisch-englischen Flotte. Ihr Führer allerdings zog den Tod der Befreiung vor. Die höhere Aktualität hat dieses Werk dadurch, daß einmal die eiskalte Grausamkeit der Jungtürken in dem Hitler-Krieg und in der Deportation ganzer Völker Nachfolger gefunden hat. Die Methoden der Jungtürken waren in nichts unterschieden von dem brutalen Vernichtungswillen der Nazi. Zum andern aber ergibt sich eine erschütternde Parallele aus dem Schicksal der Armenier und ihrem Führer zu dem der Juden in Europa. Der ebenso wie die meisten Juden in der europäischen Kultur beheimatete armenische Führer ging letztlich zugrunde an dem unlösbaren

Konflikt, trotz aller Opferwilligkeit das Aufgehen im eigenen blutsverwandten Volke wiederzufinden. Das alles hat Franz Werfel mit seiner überragenden Psychologie bis in die letzten Verästelungen ohne jede Heroisierung geschildert. Er hat den langen Atem des ganz großen Erzählers, und dieses Buch ist zu einem document humain von ewiger Gültigkeit geworden. D. R.

Das Tier aus der Tiefe

In Heft 10 des letzten Jahrgangs veröffentlichte die „Deutsche Rundschau“ die „Konferenz im Atrium“, die Einleitung zum ersten Teil von Stefan Andres' großer Trilogie „Die Sintflut“ (München, R. Piper & Co., DM 19,80). Der breitschultrige Band umfaßt 814 Seiten und ist keine leichte Lektüre. Aus Unterhaltungen mit Stefan Andres, der uns aus der Widerstandszeit her seit langen Jahren verbunden ist, und aus dem inneren Beteiligtsein des Autors wird es klar, daß er dieses Buch als eine Art Selbstbefreiung schreiben mußte. Denn zeitweise stand er dem ungeheuerlichen Geschehen mit Bedrückung gegenüber, da es die Grenzen seiner menschlichen Welt sprengte. Er hat den Weg gewählt, durch Transponierung auf eine beispielhafte Ebene das Geschehen der jüngst vergangenen Zeit zu deuten. Als Träger der neuen „Lehre“ hat er den Professor Moosthaler, einen aus der Kutte gesprungenen katholischen Theologen, gewählt, der mit Hitler so gut wie nichts gemein hat und ihn auch geistig völlig überragt. Mit gewohnter Meisterschaft hat Stefan Andres alle seine Figuren scharf profiliert, sowohl die Träger des Dunklen wie die des Lichtes. Die Wirkung, die er erzielt, muß für jeden aufge-

schlossenen Menschen eine innere Erschütterung bedeuten. Denn für Stefan Andres mit seinem dichterischen Klarblick ist mit dem Verschwinden des Dritten Reiches die Katastrophe der Menschheit nicht beschworen. Er weiß um die losgelassenen dämonischen Kräfte und um die Bedrohung der gesamten Menschheit, da „die Epoche des politischen Theologen eben erst begonnen hat“. Mit einer gewissen Sorge für den Dichter denkt man an die beiden noch folgenden Bände, da er eine Aufgabe in genialem Entwurf übernommen hat, die rein umfangmäßig nahezu ein ganzes Leben zur Bewältigung brauchte. Aber die dichterische Kraft, die auch in der vorbildlichen Sprache, in der Fähigkeit, den Augenblick im eigentlichen Sinne des Wortes zu „verdichten“, in der meisterhaften Charakterisierung und in einem schier unerschöpflichen Reichtum an Phantasie zum Ausdruck kommt, gibt die sichere Hoffnung, daß hier ein gültiges Dokument der Notzeit der Menschheit und ihre schlüssige Deutung uns beschert werden wird. Denn er weiß um das stete Gefährdetsein des von echten Bindungen gelösten Menschen und um die jämmerliche Gebrechlichkeit alles irdischen Daseins. R. P.

Die ehrenwerte Landpartie

Karikaturen sind nur richtig zu verstehen, wenn man den Karikierten genau genug kennt, um Positives und Negatives, Treffendes und Übertriebenes, die Gesamtpersönlichkeit und die jeweils aufs Korn genommenen Eigenheiten und Einseitigkeiten abwägen zu können. Im Falle der „Ehrenwerten Landpartie“ von Thomas Raucat (Berlin u. Bonn 1949, F. A. Herbig) ist das nur bei einem sehr

kleinen Kreis der Fall, nämlich bei den Ausländern, die längere Zeit in Japan gelebt haben, für diese allerdings ist die vor etwa 25 Jahren zuerst erschienene satirisch-heitere, am Schluß aber ins Melancholisch-Tragische mündende Erzählung ein Leckerbissen, das Beste, was bisher auf diesem Gebiet geleistet wurde. Hier schildert ein, ich glaube, Schweizer Diplomat, der sich hinter dem Pseudonym Thomas Raucat verbirgt — „tomarôka“ ist im Japanischen eine recht eindeutige Frage an ein weibliches Wesen — wie ein Ausländer sich auf einer vielbesuchten Insel bei Tokyo einen Tag und eine Nacht mit einem hübschen Bürgermädchen amüsieren will, wie er aber in die Mühle des unerbittlichen japanischen Zereemonialwesens gerät und von dessen Vertretern erfolgreich an seinem Vorhaben gehindert wird. Das alles mit vielem Drum und Dran, in dem das japanische Alltagsleben und Durchschnittdenken in höchst ergötzlicher Weise karikiert ist — übrigens im Sachlichen weitgehend, wenn auch nicht durchweg treffend, Übertreibungen und Schärfen wird man einer Satire zugestehen müssen. Aber wer kann das alles richtig abschätzen und würdigen? Für den Uneingeweihten muß das meiste albern und kindisch oder gar abstoßend wirken, was diese Japaner denken und tun — auch der Europäer, fast nur in den Augen der ihn beobachtenden Japaner gespiegelt, wirkt läppisch genug — und so fragt man sich: cui bono? — wie gesagt: mit Ausnahme jener wenigen Japanresidenten, die für das Buch schon immer begeistert waren. Und ferner fragt man sich, ob angesichts der großen Gefahr von Mißverständnissen die Neuauflage des Buches im jetzigen Moment, wo Japan ebenso wie Deutschland eine schwere

Bewährungsprobe bestehen und sich neue Achtung erwerben muß, denn eigentlich als taktvoll zu bezeichnen ist? D. S.

Ein Führer durch Rom

Werner Bergengruens „Römisches Erinnerungsbuch“ (Freiburg i. B., Herder, 257 Bilder, Lexikonformat. Halbleinen DM 18,—) birgt ein doppeltes Geschenk. Einmal lädt es uns ein, mit ihm durch die Ewige Stadt zu schlendern, und mit ihm zu spazieren ist ehrenvoll und ist Gewinn. Mit seinen Augen lernen wir Rom in ganz anderer Weise kennen, als irgendein Reiseführer zu vermitteln imstande ist. Denn der Mensch wie der Dichter Bergengruen weiß um den letzten Sinn der Menschheitsgeschichte und hat zu gleicher Zeit die Aufgeschlossenheit für die einfachen Dinge. Sein ausgeprägtes Geschichtsbewußtsein läßt uns das Wesen der ewig-alten und ewig sich erneuernden Stadt erkennen. Bei dem von ihm gewählten Plauderton, dem der große Ernst nicht fehlt, sondern ihn vielleicht erst gestattet, denkt man häufig an die großen Geister, die uns Rom erschlossen, wie an Gregorovius u. a. Wir lernen mit ihm die Daten der römischen Geschichte in ihrer tieferen Bedeutung verstehen und gewinnen zugleich Verständnis und Liebe zum italienischen Volk in seiner echten Natürlichkeit. Die von Charlotte Bergengruen ausgewählten Bilder in ihrer ausgezeichneten Reproduktion vermitteln uns die Größe der geschichtlichen Vergangenheit ebenso wie die Lebendigkeit des heutigen Rom. Das Buch geht weit über seinen äußeren Anlaß, ein Führer durch Rom im Heiligen Jahre zu sein, hinaus. Denn zum andern hebt es das Erlebnis Rom auf eine meta-

physische Ebene. Wir werden daran eindringlich erinnert, daß wir alle, wo wir auch auf dieser Erde wandeln, Pilger sind nach dem einen Ziel: die Heimat unserer Seele zu finden. Sein Buch schließt mit dem Wunsch, daß ein jeder von uns spüren möge, daß jedem Pilger die Heimkehr verheißen ist. R. P.

Von A—K

Jetzt ist nach Herders und Knaurs Lexikon auch der „Kleine Brockhaus“ auf den Plan getreten. Der 1. Band, der zum Subskriptionspreis von DM. 29,— geliefert wird und auch in Raten abgezahlt werden kann mit einem kleinen Zuschlag, liegt vor. Der 2. Band soll Mitte 1950 erscheinen (Wiesbaden, Eberhard Brockhaus Verlag). Daß ein Bedürfnis nach Konversationslexika besteht, ist zweifellos durch die starke Nachfrage bewiesen. Die dritte Auflage wird Anfang Februar ausgegeben werden. Die Ausstattung, innen wie außen, ist gut. Die Redaktion des Lexikons hat sich mit Erfolg bemüht, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Beim Durchblättern finden wir keinen Anlaß, den Standpunkt zu kritisieren, von dem aus die alte Leipziger Firma auf Grund einer immerhin 140jährigen Erfahrung das große Material gesichtet hat. Beide Pände zusammen werden mehr als 5400 Abbildungen und Karten im Text, 106 ein- und mehrfarbige Tafel- und Kartenseiten, sowie 200 Übersichten und Zeittafeln bringen. Vor allem ist es vermieden worden, von der jüngst vergangenen Zeit mehr zu sagen, als es unbedingt von einem objektiven Standpunkt aus notwendig ist. Die Leistung, die hier geboten wird, verdient bei der schwierigen Aufgabe, die gerade in unserer Zeit ein Konversationslexikon stellt,

große Anerkennung. Der an sich trockene Stoff ist dadurch sympathisch aufgelockert, daß über den Abschnitten, die die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten bringen, die Köpfe der Männer abgebildet sind, die für die Entwicklung entscheidende Bedeutung haben. Das gibt eine lebendige Note. Natürlich können nicht alle Wünsche, die man an ein Konversationslexikon stellt, befriedigt werden, solange nicht wieder diese Bücher in einer Reihe von vielen Bänden erscheinen können. In dem Rahmen des Möglichen aber ist alles vorhanden, was man als Rüstzeug und und zur eigenen Orientierung braucht. D. R.

Gesuchte Briefe

Mit Unterstützung der Regierung des Kantons Zürich wird der im Verlag Benteli A.G., Bern-Bümpliz, erschienenen Ausgabe von Gottfried Kellers sämtlichen Werken eine vierbändige Ausgabe der Briefe angegliedert, herausgegeben von Dr. phil. Carl Helbling. Alle Besitzer von Briefen Gottfried Kellers werden gebeten, diese im Original, in Abschrift oder Fotokopie gegen Erstattung der Spesen der Zentralbibliothek Zürich (Zähringerplatz) freundlichst zur Verfügung zu stellen. — Für die Reihe „Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts“, herausgegeben von der Münchener Historischen Kommission, wird eine Gesamtausgabe der Briefe von Ferdinand Gregorovius geplant. Der Herausgeber Dr. Waldemar Kampf (Freiburg i. B., Dimmlerstraße 8) bittet, alle bisher noch nicht veröffentlichten bzw. an schwer zugänglichen Stellen (Zeitungen) erschienenen Briefe von Ferdinand Gregorovius ihm entweder im Original, in Abschrift oder in Fotokopien zur Verfügung zu stellen.

Land im Dunkel

Das Volk

Der weitaus stärkste und zu gleicher Zeit am meisten erschütternde Eindruck bei der Betrachtung der Lebensbedingungen der Deutschen in der Ostzone ist und bleibt der, daß sich für diese unglücklichen Menschen im Grunde seit 1945 nichts geändert hat, es sei denn zum Schlechteren. Die unseligen 12 Jahre des Hitler-Reiches sind für sie mit dem Zusammenbruch nicht zu Ende gegangen. Wohl fallen keine Bomben mehr, aber von wirklicher Freiheit gibt es nicht einmal einen Hauch.

Sie stehen wiederum unter der Terrorherrschaft einer Minderheit und werden von den Exponenten dieser Minderheit nach den gleichen Methoden regiert wie unter Hitler. Sie sehen ein Bonzentum über sich, das in seinem Gehaben sich in nichts von den braunen Bonzen unterscheidet. Es sind zum Teil sogar dieselben großen Autos, in denen die neuen Herren sich durchs Land bewegen lassen, die der braunen Prominenz dienten. Die neuen Herren lassen es sich persönlich ebenso wohlergehen wie die Nazigrößen, während damals die Bevölkerung darbt und heute hungert. Die Menschenjagd tobt heute wie damals. An die Stelle des RSHA ist das „Ministerium für Staatssicherheit“ getreten, und die politische Polizei der Ostzone ist die unmittelbare Nachfolgerin der Gestapo. Selbst einige der bösartigsten RSHA-Leiter sind geblieben, wie SS-Obergruppenführer Müller und Leo Lange — und den deutschen Kommunisten und den „bürgerlichen“ Kollaborateuren graust es nicht, den Mördern ihrer Kameraden die Hand zu reichen. Die systematische Entpersönlichung und Vermassung der Menschen wird genau wie einst mit den gleichen Mitteln angestrebt, wie die geistige und persönliche Unfreiheit bis zur letzten Entwürdigung des Menschen. Die Folter ist weiter eine selbstverständliche Verwaltungsmaßnahme geblieben. Ebenso wie das Verbringen in Konzentrationslager, die heute keineswegs alle aufgelöst sind. Gefängnisse werden zu Zuchthäusern umgebaut, um die Riesen-

zahl von Verurteilten aufzunehmen. Wie zum Volkssturm werden Männer — und Frauen — zur Arbeit in den Uranbergwerken gepreßt.

Eine persönliche Rechtssicherheit gibt es in der deutschen „demokratischen“ Republik nicht.

Von den zunächst von den Sowjets Verhafteten und in KL der Ostzone überführten etwa 185 000 Deutschen sind 96 000 nach authentischer Feststellung in den Lagern und Gefängnissen zugrunde gerichtet, 37 000 sind in die Sowjetunion abtransportiert, und nur 37 500 entlassen. Das Ganze nannte sich „Auflösung der KL“.

Wie in der Gestapozeit muß jeder ohne zureichenden Grund seine Verhaftung befürchten, wenn irgendeine Denunziation vorliegt oder er irgendeinen der Bonzen nicht gefällt, und meistens bedeutet eine Verhaftung das Verschwinden auf Nimmerwiedersehen.

Das Spitzelsystem ist in noch stärkerem Maße als im Dritten Reiche ausgebildet, und wer nicht auf die SED-Fahne schwört, ist vogelfrei.

Ein neues Lügenministerium unter der Leitung von Gerhard Eisler bombardiert durch Presse und Rundfunk die Menschen genau wie früher, nur daß die Zumutung an das geistige Niveau der deutschen Bevölkerung durch die dumme, rein hetzerische Propaganda noch unverschämter ist als selbst bei Goebbels. Die Lügen Eislers waren so faustdick, daß er von seinen Oberen Rügen einstecken mußte. Aber die Herrschaft der totalen Lüge und die Umkehrung aller Begriffe blieben bestehen. Das Elend und die geistige Not beginnen in den Schulen, in denen neben einer überalterten und einer jungen, zu schnell, aber völlig ungenügend gedrillten Lehrerschaft die Vertreter der FDJ über ihre Mitschüler eine Terrorherrschaft ausüben.

Die Mehrheit der Bevölkerung hungert, das Kinderelend ist groß, und die Tuberkulose greift rasend um sich, ohne daß die notwendigsten Medikamente zur Verfügung stünden.

Die Bevölkerung erlebt genau die gleichen prunkvollen Aufmärsche und National- und Geburtstagsfeiern mit Marschmusik und uniformierter Staffage wie in den 12 Jahren. Es gibt auch wiederum eine Staatsjugend, die mit systematischer Verhetzung dazu aufgestachelt wird, wie früher die schlechten Elemente der Hitler-Jugend, die Freiheit, die Menschenwürde und die Gefühle der Bevölkerung zu verletzen.

Ein Unterschied freilich besteht. Zwar haben die anständigen Deutschen auch die Nazierrschaft als eine fremde Besetzung empfunden, und nie war die Kluft zwischen Deutschen und Deutschen größer als in der braunen „Volksgemeinschaft“. Aber immerhin waren es Deutsche, die über ihnen standen. Inzwischen ist die sowjetische Besetzung an manchen Orten so gut wie unsichtbar geworden, aber die allmächtige MDV kontrolliert weiter alles und alle. Die SED bemüht sich,

die Stellung der MDV sogar noch zu stärken, und schiebt die Besatzungsmacht vor, wenn sie unbequeme Angehörige anderer Parteien beseitigen will, und dabei findet sie immer williges Gehör.

Man braucht nur zu den beiden Bänden von Iwan Solonewitsch „Die Verlorenen“ zu greifen, um ein genaues Bild von der jammervollen Situation der deutschen Bevölkerung in der Ostzone zu erhalten. Willkür und Lüge beherrschen die Zone. Der hungernden Bevölkerung wird dauernd eingehämmert, wie unendlich groß der Aufschwung ist, den die Zone unter der neuen Regierung nimmt, aber das sind alles nur Potemkinsche Dörfer. Die Zone, aus deren Beständen die Rote Armee sich verpflegt, ist bis aufs Letzte ausgepowert, trotzdem betont der Obersklavenvogt Ullbricht den Vorrang der Reparationslieferungen an die Sowjetunion. Was produziert wird, geht dort hin. Die viel gerühmte Leipziger Messe stellt zwar alle möglichen schönen Dinge aus, aber geliefert kann nicht werden.

Die Regierung ist an Kopf und Gliedern korrupt in einem derartigen Ausmaß, daß sogar manche Skandale nicht vertuscht werden können. Es scheint fast so, als ob die obere Grenze der geduldeten Unterschlagungen noch höher ist als die berüchtigten RM 300 000,— der Nazibonzen.

„Cultura“

Das sogenannte kulturelle Leben ist gleichfalls Kulisse. Die Theater sind gezwungen, sowjetische Tendenzstücke zu spielen, die Kinos Propagandafilme vorzuführen. Die Presse und der gesamte Verlag unterliegen genau so der Sprachregelung wie unter Goebbels, wenn auch die Begabung des sowjetdeutschen Propagandaministers weit hinter der des Joseph Goebbels zurückbleibt. Selbst „wissenschaftliche“ Veranstaltungen müssen mit einer Verherrlichung Stalins und der Feststellung enden, daß es schlechterdings keine Erfindung gibt, die nicht zuerst von einem Russen gemacht wäre.

Es muß wohl stimmen, daß den Sowjets die Einsicht unendlich schwer fällt, daß ihre Methoden des Terrors als Regierungsprinzip und die Primitivität ihrer Kulturpropaganda, die sie in ihrem seit 1917 auf einen kläglichen Lebensstandard und ein sehr bescheidenes, stets „ausgerichtetes“ geistiges Niveau heruntergedrückten Lande für natürlich und selbstverständlich halten, beim deutschen Volk nicht mit Erfolg angewendet werden können. Dabei wissen sie, daß sie gerade dank der Unfähigkeit der SED-Berater den Kampf zur Gewinnung des deutschen Volkes total verloren haben. Nicht nur wegen der auch heute noch geübten Frauenschändungen...

Unfähigkeit, Korruption und Feigheit gegenüber Moskau, das sind eben die hervorstechenden Merkmale der Ostregierung und ihrer

Verwaltung. Es wäre ihre Aufgabe gewesen — und das Volk hätte es ihnen gedankt — den Sowjets das Verständnis für die Lage und das geistige Niveau des deutschen Volkes beizubringen. Sie zogen es vor, zu jedem Unrecht zu schweigen und in widerlichen Byzantinismus (Stalins Geburtstag!) denen die Hände zu lecken, die ihre deutschen Brüder in KL verhungern ließen und sie einem schrankenlosen Terror unterwarfen.

*

In der Hitler-Zeit war es für jeden gesund empfindenden Deutschen ein beschämendes Gefühl, sich mit den Angehörigen freier Länder zu treffen. Die Tatsache, daß kein freies Wort möglich war und daß hinter allem die Gestapo stand, löste bei freien Menschen Mitleid aus, in dem aber ein starker Prozentsatz von Verachtung spürbar wurde. Dasselbe Gefühl bewegt die freien Menschen gegenüber den Sowjets und ihren Trabanten. Der berüchtigte „deutsche Blick“, das angstvolle Über-die-Schulter-Sehen nach möglichen Spitzeln als Mithörern, ist heute das Kennzeichen der vom Totalitarismus Beherrschten. Selbst der höchste sowjetische Funktionär wagt kein freies Wort aus Angst vor der MDV.

*

Wie einst im Kampf gegen Hitler versagen allen anderen voran wiederum die Intellektuellen, die zu schwach sind, um entweder ganz böse oder ganz gut zu sein. Das Gefühl der eigenen Unfreiheit versuchen sie, soweit sie willige Diener Moskaus sind, zu verbergen, entweder durch krampfige Unverschämtheit und gespielte Überlegenheit oder durch hilfloses Gestammel. Es ist schwer, mit Menschen im Gespräch zu bleiben, die auf ihre geistige Unabhängigkeit verzichtet haben. Wir verstehen, daß sie sich tarnen müssen, um am Leben zu bleiben. Wir verstehen ihr Schweigen, obwohl Schweigen zu Verbrechen mitschuldig macht. Trotzdem halten wir die Tür für sie offen, weil einfach eine Plattform gerettet werden muß, auf der geistige Menschen sich noch treffen können außerhalb der politischen Sphäre. Für die lauten Lobredner auf Gewalt und Terror aber haben wir die gleiche Verachtung wie für die Propagandisten des Nationalsozialismus.

Vom Widerstand

Die Haltung der Mehrzahl der Deutschen in der Ostzone aber ist mannhafter und tapferer als die der Mehrzahl des deutschen Volkes gegenüber dem Naziterror. Das Traurige aber ist, daß durch die Herabdrückung des Lebensstandards bis zum Dauerhunger und des geistigen Niveaus durch die Oberherrschaft einer nicht-europäischen Macht mit fremden Denk- und Gefühlskategorien auf die Länge eine

Lähmung des Widerstands- und Selbstbehauptungswillens kaum zu vermeiden ist. Denn es gibt keine Hoffnung auf grundlegende Änderung, die in absehbarer Zeit verwirklicht werden könnte. Um so höher ist die Haltung zu bewerten, die von einzelnen und von ganzen Kreisen gezeigt wird, obwohl sie vorläufig nichts anderes tun können, als sich innerlich sauber und anständig zu bewahren.

Es ist sehr einfach für jemand, der im Westen sitzt, an die Menschen in der Ostzone die Forderung zu stellen, in der Zone zu bleiben und sie nur im äußersten Notfall zu verlassen. Das ist, als ob die Etappe der Front Ratschläge erteilt zum tapferen „Durchhalten“. Hier darf nur der das Wort nehmen, der die Lebensbedingungen drüben kennt und selber nur unter Zwang in den Westen ging. Die Forderung muß aber erhoben werden, weil durch Abwanderung ohne letzte Bedrohung die Ziele der Gegner gefördert werden, die neben der wirtschaftlichen Ausplünderung auch systematisch das deutsche Menschenmaterial durch die Zwangsarbeit im Bergbau, durch Hungerationen und fehlende Fürsorge an Kindern und Kranken zu dezimieren und durch Abschieben in den überbevölkerten Westen den Aufbau eines geordneten deutschen Staates zu stören versuchen.

Um so größer ist die Verpflichtung der Deutschen in den Westzonen, die Herzensträgheit gegenüber der Not der Brüder in der Ostzone zu überwinden und ihnen jede materielle und geistige Hilfe zu leisten — nicht nur aus dem Geldbeutel, sondern aus dem Herzen.

Wir müssen ihnen in der Ernährung helfen und sie moralisch und politisch stärken, ihnen immer zeigen, daß wir ständig an sie denken, jeden Weg gehen, um das Weltgewissen zu wecken, und ihre Leiden als die unseren empfinden. Die Bundesregierung muß hier vorangehen, denn sie hat die politische und die moralische Verantwortung für alle Deutschen zu übernehmen, und die ganze deutsche Presse muß sie immer an diese Verpflichtung erinnern.

Die Manager

Der maßgebende Mann in der Ostregierung ist Walter Ulbricht, während der auch äußerlich völlig Bourgeois gewordene Wilhelm Pieck nur noch eine dekorative Funktion hat. Ruth Fischer, die es wahrlich wissen kann, hat in einem Artikel in der „Stuttgarter Zeitung“ ausgesprochen, daß sowohl Pieck wie Ulbricht früher von der Partei in keiner Weise als geistige Kapazitäten angesehen und nach Möglichkeit nur mit untergeordneten Dingen beschäftigt wurden. Es ist nicht anzunehmen, daß beide in der Emigration ihre geistigen Kräfte vermehrt hätten, wenn sie auch gewiß in den Terrormethoden und der Intrigenwirtschaft allerhand zugelernt haben mögen. Ulbricht, der bekanntlich ja nur Vizepräsident ist, hat längst die Funktionen des

Ministerpräsidenten Grotewohl übernommen, der wohl nur noch auf eine befristete Wirksamkeit Aussicht hat. Ulbricht hat den direkten Draht unter Ausschaltung von Karlshorst nach Moskau zu Beria und Tulpanow.

Die zentrale Macht liegt im SED-Politbüro, dem neben Pieck und Ulbricht Otto Grotewohl (noch), Karl Steinhoff, Franz Dahlem, Fritz Ebert, Paul Merker, Anton Ackermann und Hellmuth Lehmann angehören. Zur ersten Garnitur zählen auch Koenen, Jendretzky, Matern, Fred Oelsner und Ernst Hoffmann, der immer stärker in den Vordergrund drängt. Nicht zu vergessen das neue RSHA, das „Ministerium für Staatssicherheit“ unter Zaisser (General Gomez) mit Erich Mielke, dem Mörder der Polizeihauptleute Anlauf und Lenk, in dem die zeitweilig verschwundenen Markgraf und Bechler wieder auftauchen werden, und Kurt Fischer und Vinzenz Müller, die Polizeigewaltigen, die mit Zaisser zusammen die Aufrüstung Ostdeutschlands betreiben.

Im Kabinett Grotewohl stehen neben Ministerpräsident Grotewohl drei Vizeministerpräsidenten, 14 Fachminister und 15 Staatssekretäre. Gerhart Eisler und der Leiter der Zentralen Kontrollkommission Fritz Lange nehmen ohne Ministerrang an den Kabinettsitzungen teil.

Im Außenministerium wird Georg Dertinger von dem Staatssekretär Anton Ackermann kontrolliert, Chef der politischen Abteilung des Außenministeriums ist Dr. Kegel, Pressechef Max Keilson und Chef des Protokolls der inzwischen mal verhaftete Graf Thun zu Hohenstein, ehemals Leutnant und Großgrundbesitzer in der Tschechoslowakei, heute schlicht „Herr Thun“.

Neben dem Außenministerium steht das Amt für Information im Gebäude des ehemaligen Propagandaministeriums, Leitung Gerhart Eisler, Stellvertreter Georg Stibi und Albert Norden.

Die Regierung stützt sich auf Massenorganisationen wie: Demokratischer Frauenbund Deutschlands, FDJ (Freie Deutsche Jugend), Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe, Zentralverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften, Leitung Ernst Busse, Der Freie deutsche Gewerkschaftsbund, Leitung Herbert Warnke, Die Nationale Front, Leitung Wilhelm Koenen, Paul Merker, General Vinzenz Müller mit der neu geschaffenen „Aktivabteilung“, dem „Nationalrat“, Nachfolger des „Volksrats“, Die Hennecke-Bewegung, Der Volkskongreß.

Dies soll nur ein erster Hinweis sein, damit das Volk seine Zwingherren auch mit Namen kennenlernt. Weiteres Material ist in Fülle vorhanden.

*

Die beiden Hauptparolen für die gegenwärtige Propaganda heißen: Nationale Front und „Friedens“agitation. Sie sollen vor allem im Westen vorgetrieben werden. Die Infiltration von MVD- und SED-Agenten in die Westzone wird systematisch betrieben, auch durch

„politische Flüchtlinge auf Befehl“, die vorher in der Ostpresse diffamiert werden, um drüben als echte Flüchtlinge gelten zu können. Einen Erfolg haben sie nur in den Kreisen, die noch nicht die totalitäre Wirklichkeit aus eigener Anschauung kennen oder Geldbedürfnisse haben. Verbindungen zu ehemaligen Nazi im Westen bestehen. Aber neuerdings sind zu viele authentische Tatsachen über den Osten bekannt geworden, so daß die Propagandawirkung stark gehemmt ist.

Es ist immer wieder erstaunlich, wie wenig Variationen die Totalitären auf ihren Instrumenten spielen können. Es fällt ihnen schlechterdings nichts Neues ein, ob sie nun Hitler oder Stalin heißen.

Das erleichtert die Abwehr. Die Gefahr wird keineswegs unterschätzt, sie ist sehr ernst und groß, denn dahinter steht die brutale Gewalt, der jedes Mittel recht ist. Aber die noch so sorgfältig vorbereiteten Manöver finden eine größere Publizität, als ihren Urhebern lieb ist.

Wir vertrauen darauf, daß es ein Weltengesetz gibt, nach dem alle Gewaltherrschaften, die in ihren Methoden sich nicht unterscheiden, auch das gleiche Schicksal des Untergangs teilen werden. Denn auf die Länge bleibt kein System lebensfähig, das sich gegen die menschliche Natur richtet und lebensfeindlich ist.

Unter der Maske des Heilmittels

Die Zaren haben uns gelehrt, daß der Despotismus nie furchtbarer ist, als wenn er behauptet, Gutes zu tun, da er dann das Recht für sich in Anspruch nimmt, die schlimmsten Handlungen mit guten Absichten zu rechtfertigen und in endloser Folge das Ubel unter der Maske des Heilmittels anzubieten. Offensichtliche Verbrechen erleben nur ephemere Triumphe: Scheintugenden aber können den Geist der Menschheit für immer zugrunde richten. Menschen, die durch das glitzernde Beiwerk des Verbrechens betäubt worden sind und durch eine Überfülle entsetzlicher Taten, zu deren Rechtfertigung spätere Erfolge hinhalten müssen, enden schließlich damit, an einen doppelten Maßstab von Gut und Böse zu glauben. Man lehrt sie, daß die Notwendigkeit der „Staatsraison“ genügt, um das Verbrechen höheren Ortes zu rechtfertigen, vorausgesetzt, daß der Verbrecher es versteht, seine Verbrechen auf die Leidenschaften der Nation abzustimmen. Wer die nackte Gewalt fürchtet, der gehe nach Rußland: dort wird er lernen, die scheinheilige Tyrannei mehr als alles andere zu fürchten.

Marquis de Custine, 1839

England im störenden Gleichgewicht

Stets gilt es gründlich zu erwägen, ob die Stunde reif ist oder unreif. Im allgemeinen tut man gut, den Anfang jeder großen Unternehmung dem hundertäugigen Argus zu empfehlen, das Ende aber dem Briareus mit seinen hundert Händen: erst Ausschau halten und dann hurtig handeln.

Francis Bacon 1561—1626

Die Geschichte liebt das Widersprüchliche. Manchmal verwirrt sie die Fäden des Geschehens in einer Weise, welche allen Regeln menschlicher Erfahrung widerspricht. Den Menschen, ob es sich nun um einzelne oder um ganze Nationen handelt, bleibt es dann überlassen, der Verwirrung Herr zu werden. Meistens allerdings zeigt sich schon bald, daß alles Widersprüchliche nur Schein war, daß der Knoten des Geschehens, vor dem wir, rätselnd oder gar verzweifelnd, das Schwert zum Hiebe schärfen, sich mit dem Ablauf der Zeit mühe-los entwirrt. Dem geduldigen Betrachter fügen sich die Fäden dann bald harmonisch ein in den gewaltigen Teppich Gottes, als welcher die Geschichte der Menschheit sich durch den weiten Raum der Jahrtausende breitet.

Die Eigenart britischer Politik

Englands Außenpolitik hat drei Jahrhunderte lang unter dem Gesetz der Balance of Power gestanden. Nur solange der europäische Kontinent nicht von einer Großmacht beherrscht wurde, sondern sich im wohl ausgewogenen Gleichgewicht der Kräfte befand, fühlte England sich frei, um anfangs der Ausweitung, später der Bewahrung seiner überseeischen Interessen in Ruhe nachzugehen. Erst mit dem Aufstieg der beiden Weltmächte des 20. Jahrhunderts hat dieses Prinzip der britischen Außenpolitik an Bedeutung eingebüßt, ganz verschwunden ist es auch heute aus dem politischen Denken der Engländer nicht.

Der Begriff des Gleichgewichts hat aber in England stets nur in der Außenpolitik eine Rolle gespielt. Die britische Innenpolitik hat ihn bisher kaum gekannt, weil sie im Grunde niemals in Blöcken oder Parteien gedacht hat, sondern immer in Menschen, in Individuen, in Persönlichkeiten. Die kontinental-europäische Demokratie, die über Frankreich auch in den Vereinigten Staaten, freilich gemildert durch englische Einflüsse, heimisch geworden ist, entstammt dem Rationalismus. Sie ist ein Kind des klaren, französischen Geistes und besitzt alle Vorzüge und Nachteile einer rationalistisch erdachten Gesellschaftsform. Die englische Demokratie hingegen ist nicht ausgedacht, sondern herangewachsen, sie ist keine fertig hingestellte Verfassung, sondern ein Provisorium, wie es, aus tausend verschiedenen Nöten und Bedürfnissen entstanden, immer wieder zurechtgeflickt und geändert worden ist. Dieses Stückwerkhafte macht aber die englische Demokratie besonders menschlich und besonders lebensstüchtig. Das Perfektionistische, das mit der französischen Revolution über das Abendland gekommen ist, hat in England keine Heimstatt gefunden. Das macht den Engländer auch dem Kontinentalen so unbegreiflich. Graf Hermann Keyserling hat einmal gesagt, das Unverständliche der Engländer „liegt an der in Europa einzigartigen Einstellung ihrer Psyche. Bei ihnen ruht der Akzent nicht auf dem Bewußtsein, sondern dem Unbewußten. Nicht Verstand, sondern Instinkt, im Höchstfall Intuition, bestimmt ihr Leben.“

Dieser Veranlagung verdanken die Engländer auch die Tatsache, daß die politischen Parteien in ihrem Leben eine so ganz andere, gesündere Rolle spielen als in den meisten Ländern Europas. Da England keine geschriebene Verfassung besitzt, gibt es auch keine Bestimmungen über die Parteien. Diese haben sich aus praktischen Notwendigkeiten entwickelt und können morgen, falls es zweckmäßig erschiene, genau so schmerzlos wieder verschwinden. Das Zweiparteiensystem ist nicht ein Prinzip, sondern eine Tatsache des politischen Lebens. (Wie wenig es ein Prinzip war, wird im folgenden noch zu besprechen sein.) Das Gleichgewicht zwischen den innenpolitischen Kräften war zwar meistens vorhanden, aber nur im Unbewußten, und daher spielte es in den Überlegungen der Politiker keine Rolle. Das Unterhaus wurde in Wahrheit nicht von den Whips, den Einpeitschern der Fraktionen, beherrscht, sondern von den großen Persönlichkeiten, die kraft ihrer oratorischen Begabung diese oder jene Maßnahme zum Gesetz erhoben oder zu Fall brachten. Der Wechsel von einer Partei zur andern war nicht „Verrat“ oder „Gesinnungslosigkeit“, sondern konnte aus sachlicher Zweckmäßigkeit oder auch gelegentlich aus persönlicher Gefolgschaft begründet werden.

Man pflegt den Begriff des Commonsense, der als typisch englische Eigenschaft genau so wenig zu übersetzen ist wie etwa die deutsche

Gemütlichkeit, meistens als gesunden Menschenverstand zu umschreiben. Wenn dabei der Ton nicht auf Verstand, sondern auf Mensch gelegt wird, würde zum mindesten klargemacht, wie eminent wichtig das Menschliche in der englischen Politik bisher gewesen ist, und wie wenig es bisher üblich oder auch nur möglich war, die britische Innenpolitik mit dem Rechenschieber zu bestimmen.

Die Geschichte des Zweiparteiensystems

An dieser Stelle wird vielleicht klar, warum eine Betrachtung über Ergebnis und Folgen der jüngsten britischen Parlamentswahlen eine scheinbar so umständliche Einleitung bekommen hat. Das Verständnis dessen, was sich in den letzten Monaten in England abgespielt hat, und auch dessen, was sich dort vermutlich in den nächsten Monaten ereignen wird, hängt zum guten Teil davon ab, daß der europäische Beobachter sich über die besonderen Umstände klar wird, unter denen die Wahlen vorbereitet und ausgetragen worden sind.

Zum erstenmal in der Geschichte des modernen britischen Parlamentarismus — darunter verstehen wir etwa die letzten achtzig Jahre — hatte es den Anschein, als spielten die Parteiorganisationen eine größere Rolle als die einzelnen Menschen und Persönlichkeiten. Zum erstenmal schien es, als sollte das Zweiparteiensystem aus einer lebendigen Tatsache mit ebenso lebendigen Ausnahmen zu einem starren Prinzip erhoben werden, von welchem Ausnahmen nicht mehr geduldet werden. Fast alle Betrachtungen des Wahlkampfes gipfelten in der Erkenntnis, daß die Erfolgsaussichten beider Parteien zwar annähernd gleich wären, daß aber die Konservativen über den unvergleichlich viel besseren Parteiapparat verfügten, der bis in die fernsten ländlichen Wahlkreise hinein reibungslos funktionierte. Für den Kenner englischer Verhältnisse klangen diese Berichte beunruhigend. Sollte der Perfektionismus in England heimisch werden? Sollte die Ratio den Sieg davontragen über den Commosense? Der Apparat über den Menschen?

Das Ergebnis schien die Voraussagen der ausländischen Beobachter und die Befürchtungen der Sachkundigen zu bestätigen. Zunächst einmal brachte die Wahl die reinste Ausbildung des Zweiparteiensystems, die England seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gekannt hat. Es ist ja außerhalb Englands weithin unbekannt, daß seit den Tagen Gladstones stets mindestens eine beträchtliche Minderheitsgruppe zwischen den beiden Hauptparteien des Unterhauses eine mehr oder minder einflußreiche, oft sogar entscheidende Rolle gespielt hat. In den achtziger Jahren waren es die irischen Nationalisten unter ihrem Führer Charles Stewart Parnell, die sich

bald mit den Liberalen, bald mit den Konservativen verbündeten, so daß durch ihre Haltung mehr als eine Regierung gestürzt wurde. Seit 1906 war die Labour-Partei mit über 40 Abgeordneten im Unterhaus vertreten und wurde besonders bei der Parlamentsreform von 1910 ein wichtiger Faktor. Als nach dem Ersten Weltkrieg der rasche Abstieg der Liberalen begann, vertauschten diese bald mit Labour die Rollen. Nach der Wahl von 1929 konnte die Arbeiterpartei, die damals in der Minderheit war, nur mit Hilfe der Liberalen die Regierung bilden. Nach 1931 bot dann das Unterhaus ein Bild, welches bunter war als manches Parlament auf dem Kontinent. Es gab mehrere liberale Gruppen, die National Labour Party unter Ramsay Macdonald und am linken Flügel die Unabhängige Arbeiterpartei. Die Wahlen von 1945 brachten den ersten großen Schritt zur Vereinheitlichung. Auf der einen Seite sog Labour die früher abgesplitterten Gruppen auf, während andererseits die Konservativen die sogenannten Nationalliberalen immer fester an sich banden. Die „eigentlichen“ Liberalen, die sich als die einzigen legitimen Erben einer großen Vergangenheit betrachten, schmolzen auf ein knappes Dutzend zusammen.

Diese Entwicklung hat sich jetzt noch stärker ausgeprägt. Die Nationalliberalen waren ein Bündnis mit den Konservativen eingegangen und gelten heute trotz ihrer eifersüchtig gewahrten organisatorischen Selbständigkeit im Grunde als der linke Vorposten der Tories. Die andern Liberalen sind auf neun Abgeordnete zusammengeschrunpft. Die beiden irischen Nationalisten erklären sich aus der verfassungsrechtlichen Stellung Nordirlands, das immer noch in Westminster vertreten ist, wiewohl es in Belfast auch ein eigenes Parlament besitzt. Ganz verschwunden sind auch die wenigen unabhängigen Kandidaten, die früher zum größten Teil von den Universitäten ins Parlament entsandt wurden, deren Wahlrecht 1948 von der Labour-Regierung abgeschafft worden ist.

Das Ergebnis sind zwei große Blocks, die diesmal mit fast gleicher Stärke aus der Wahl hervorgegangen sind und in der britischen Innenpolitik einen kuriosen Gleichgewichtszustand geschaffen haben, der im Gegensatz zur Balance of Power der britischen Europapolitik nicht heilsam und aufbauend, sondern störend und lähmend wirkt. Die Überwindung dieses Zustandes, die Auflösung dieses von der widersprüchlich-ironischen Geschichte geschürzten Knotens ist die Aufgabe, vor die sich das englische Volk und seine Politiker während der nächsten Monate gestellt sehen. Auf dem Kontinent würde man in ähnlicher Lage nur allzu geneigt sein, wie einst der Große Alexander das Schwert zu ziehen, um den Knoten gewaltsam zu zerhauen. Daran, ob die Engländer die Geduld aufbringen, die harmonische Auflösung des scheinbaren Gewirrs zu erwarten, wird der Herr der Geschichte eines Tages ermessen, ob dieses Volk noch berufen ist,

seine historische Rolle als politische Vormacht des Abendlandes weiterzuführen.

Versagt das Wahlsystem?

Die lähmende Wirkung des jüngst errungenen Gleichgewichts ist offenkundig. Ohne eine Mehrheit von mindestens dreißig Stimmen ist keine Regierung mehr arbeitsfähig (jedenfalls nicht in England). Die sechs Stimmen, welche die Labour-Partei der Opposition voraus hat, sind daher vielleicht als eine arithmetische, nicht aber als eine politische Mehrheit anzusprechen. Für den politischen Betrachter scheint ein nahezu vollkommenes Gleichgewicht der innenpolitischen Kräfte hergestellt zu sein, zumal nicht nur die Abgeordneten (315 Labour gegen 308 andere), sondern auch die abgegebenen Stimmen (13,2 Millionen Labour gegen 14,7 Millionen andere) sich nahezu die Waage halten.

Das Verwirrende an diesem scheinbaren Gleichgewicht wird erst deutlich, wenn man sich klarmacht, daß die beiden Hälften der Wählerschaft von sehr verschiedenen politischen Vorstellungen ausgegangen sind, daß also auf beiden Seiten sehr verschiedene Kräfte am Werk sind. Wie können diese oder jene Kräfte aber fruchtbar werden, wenn sie in allem von Gegenkräften aufgewogen und damit zur Untätigkeit verdammt werden?

Was ist hier eigentlich geschehen? Versagt die englische Demokratie? Oder versagt vielleicht das Wahlsystem?

Die zweite Frage erscheint angesichts der Folgerungen, die sich für unsere deutschen Verhältnisse ergeben, so wichtig, daß sie in Kürze beantwortet werden muß. Die Anhänger des reinen Mehrheitswahlrechts, bei dem in jedem Wahlkreis nur ein Kandidat gewählt wird und keine Stimmen auf Landeslisten verrechnet werden, haben als ihr stärkstes Argument immer angeführt, daß dieses System bei aller scheinbaren Ungerechtigkeit doch stets für echte Mehrheiten Sorge und damit die Voraussetzung für eine starke Regierung schaffe. Die Anhänger der Verhältniswahl werden nun triumphierend das englische Wahlergebnis dafür anführen, daß dieses stärkste Argument ihrer Gegner widerlegt sei. Ist das richtig?

Es ist nicht richtig. Und die Gründe, aus denen die Befürworter der Mehrheitswahl dennoch recht behalten, die Gründe, aus denen diesmal eine brauchbare Mehrheit in England nicht zustande gekommen ist, sind zugleich auch die Gründe dafür, daß es sich für die Engländer lohnen wird, den Knoten ihrer augenblicklichen politischen Verwirrung nicht mit kühner Unbesonnenheit durchzuhauen, sondern seine Auflösung durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung abzuwarten.

Auswirkungen der Sozialrevolution

Des Rätsels Lösung liegt in der Tatsache, daß England in den letzten fünf Jahren eine Sozialrevolution durchgemacht hat, deren Ausmaß und Umfang trotz allem, was darüber außerhalb Englands geschrieben worden ist, noch immer nicht richtig begriffen worden sind — auch nicht von den Engländern selbst. Diese Revolution nahm sich ihr Recht aus dem eindeutigen Auftrag, den das britische Volk 1945 der Labour-Partei, die damals fast zwei Drittel aller Wahlkreise eroberte, erteilt hatte. In den fünf Jahren, die der Labour-Regierung nach dem Gesetz zur Verfügung standen, hat sie es verstanden, die Sozialrevolution im wesentlichen abzuschließen. (Es ist unwichtig, ob z. B. die Stahlindustrie verstaatlicht worden ist oder nicht; entscheidend ist die völlige Umgestaltung der gesellschaftlichen Struktur. Diese ist eine nicht mehr umzukehrende Tatsache.) Das ist die historische Leistung der Labour-Partei, die in ihrer ganzen Größe erst von der Nachwelt richtig gewürdigt werden wird.

Das britische Volk war bereit, der Labour-Partei so viel Zeit zu lassen, wie sie zur Ausführung des erteilten Auftrages benötigen würde. Fünf Jahre sind dafür sehr wenig. Darum hat fast die Hälfte der britischen Wählerschaft auch diesmal noch der Labour-Partei ihre Stimme gegeben. Dreizehn Millionen Männer und Frauen sind noch nicht davon überzeugt, daß die Sozialrevolution erfolgreich abgeschlossen und die Errungenschaften dieser Jahre für die Zukunft gesichert sind. So muß das starke Votum, das auch diesmal für Labour abgegeben wurde, gewertet werden. Dagegen wäre es falsch, wollte man daraus schließen, daß es in England heute dreizehn Millionen überzeugte Sozialisten gibt. Wie stark die Abneigung gegen alles ist, was den Sozialismus um des Sozialismus willen zu befürworten scheint, beweist die klare Niederlage der äußersten Linken, vor allem der fünf im Vorjahr aus der Labour-Partei ausgeschlossenen „Rebellen“. Betrüge die Lebensdauer des Parlaments sieben Jahre, wäre also erst im Jahre 1952 gewählt worden, so wäre mit großer Wahrscheinlichkeit die Zahl der für Labour abgegebenen Stimmen sehr viel niedriger und der Erfolg der Konservativen größer und eindeutiger gewesen.

Denn dieser Erfolg läßt sich bei genauerem Hinsehen auch aus dem Wahlergebnis von 1950 schon deutlich ablesen. Die Tendenz der Entwicklung führt von Labour weg und hin zu den Konservativen. Wenn diese Tendenz im Wahlergebnis noch nicht genügend klar zum Ausdruck kommt, so liegt das eben daran, daß die seit 1945 verstrichene Zeit im Verhältnis zu der Fülle und zu dem Gewicht der Ereignisse dieser Periode zu kurz war — diesmal waren die fünf Jahre eben kürzer als sonst! Das Pendel, das 1945 so gewaltig weit nach der sozialistischen Seite ausgeschlagen hatte, hat noch keine Zeit gefun-

den, ganz nach der andern Seite hinüberzuschwingen. Aber es steht nicht still — weder auf der sozialistischen Seite noch, wie mancher heute meinen mag, auf einem toten Punkt zwischen beiden Lagern.

Wir kehren noch einmal zu dem Streit der beiden Wahlsysteme zurück. Hätte England das Verhältniswahlrecht, so würde Labour rund 47 Prozent der Mandate erobert haben, während die Konservativen etwa 44 und die Liberalen und andern rund 9 Prozent gewonnen hätten. Damit wäre gegenüber dem jetzigen Zustand nichts gebessert, wohl aber hätte ein solcher Ausgang die *Tendenz* der Entwicklung nicht so klagemacht wie das heute vorliegende Ergebnis. Dieses beweist nämlich, daß in nicht weniger als 70 Wahlkreisen der Labour-Kandidat nur gewonnen hat, weil neben dem Konservativen ein aussichtsloser Liberaler kandidiert hatte. Selbst wenn man annimmt, daß in zwanzig dieser Wahlkreise die Liberalen eher für Labour als für die Tories gestimmt hätten, bleibt das Ergebnis, daß ohne den Verlust einer einzigen Stimme der Labour-Partei die Konservativen eine Mehrheit von 40 bis 50 Mandaten erreicht hätten. Mit andern Worten: ohne die Liberalen hätte die Tendenz der politischen Entwicklung in England schon jetzt ihren klaren Ausdruck im Unterhaus gefunden. Und das vermag allein das reine Mehrheitswahlrecht, welches darum den unbedingten Vorzug verdient.

Der Triumph des Commonsense

Damit wird klar, daß das störende Gleichgewicht, in welchem sich die britische Innenpolitik nach der jüngsten Wahl befindet, keine prinzipielle Wandlung der britischen Demokratie ankündigt, sondern daß es sich dabei nur um eine scheinbare Änderung handelt, um eine vorübergehende Verknäulung der politischen und geschichtlichen Fäden, die sich im Laufe der Zeit harmonisch lösen wird. Wenn diese Wahl mit einem neuerlichen Zahlenerfolg der Sozialisten geendet hätte, so wäre vielleicht eher die Frage berechtigt gewesen, ob in England eine Ablösung des Commonsense durch die Doktrin bevorstände, ob die Ratio über die Intuition den Sieg davontrüge, ob der Hang zum Perfektionismus, der auf dem Kontinent soviel Unheil angerichtet hat, nun auch auf der Insel heimisch würde, und ob in der britischen Politik der Mensch durch die Organisation abgelöst werden sollte. Aber gerade die Absage an Labour, die bei richtigem Verständnis der Tendenz aus dem Wahlergebnis abgelesen werden muß, beweist das Gegenteil. Diese Absage an die Führer der größten und unblutigsten Sozialrevolution der modernen Geschichte ist in ihrem politischen Wirklichkeitssinn nicht weniger bewundernswürdig, als es 1945 die Absage an Winston Churchill war, der sein Land und Volk soeben zum Sieg geführt hatte.

Wenn also das Ergebnis der britischen Wahlen vornehmlich als eine Bestätigung der englischen Demokratie verstanden werden muß, so bleibt doch noch die Frage nach der sachlichen Bedeutung des Umschwungs, der sich in der Haltung der Wählerschaft ankündigt. Da wäre es nun freilich falsch, mit so manchem Anhänger liberalistischer Wirtschafts- und Sozialtheorien zu meinen, das englische Volk habe sich gegen die Errungenschaften der sozialistischen Revolution gewendet. Man kann diese Dinge kaum deutlich genug aussprechen. Wenn die Konservativen mit Hilfe der Liberalen die Wahlen gewonnen und dann vielleicht einen englischen Professor Erhard mit der Umstellung ihrer Wirtschaft betraut hätten, so wäre das der sichere Tod der Konservativen gewesen. Unter den fast fünfzehn Millionen Wählern, die sich gegen eine Fortsetzung der Labour-Regierung ausgesprochen haben, möchte es wohl nicht einmal fünf Millionen geben, die einer Rückkehr zur freien Wirtschaft das Wort reden. Die Errungenschaften der sozialistischen Revolution, die allgemein mit dem Schlagwort vom Wohlfahrtsstaat gekennzeichnet werden, gelten heute bei der ganz überwiegenden Mehrheit des britischen Volkes als ebenso unveräußerlicher Besitz wie das Recht der freien Rede und der Unverletzlichkeit der Wohnung.

Der Auftrag an die Konservativen, der sich in der Tendenz der letzten Wahl bereits abzuzeichnen beginnt, und der im Falle einer baldigen zweiten Wahl noch stärker hervortreten würde, besteht ganz einfach darin, einen Weg zu finden, auf dem sich die soziale Sicherheit mit der individuellen Freiheit vereinigen läßt. Kontinentaler Scharfsinn möchte den Engländern wohl rasch beweisen, daß dieses Problem von der Quadratur des Zirkels nicht sehr verschieden sei, daß die menschliche Geschichte seit jeher lehre, wie eng bei der Freiheit die Gefahr und wie nahe der Sicherheit die Knechtschaft wohne, solche Beweisführung dürfte in England nicht verfangen. Dort hat man seit jeher die Probleme auf englische Weise gelöst. Die englischen Lösungen haben zwar dem Kontinent meistens nicht gepaßt. Der rationalistischen Klarheit der Romanen und der berufsphilosophischen Abgründigkeit der Deutschen erschienen die Systemlosigkeiten, die auf der Insel aus Commonsense und aus dem Gebot der Stunde geschaffen wurden, immer zu ungenau oder zu unvollkommen. Für England aber haben sie meistens gepaßt, und so möchte es wohl auch diesmal wieder gelingen, das vermeintlich Unerreichbare zu verwirklichen.

England kann warten

Alles, was seit dem Bekanntwerden des Wahlergebnisses in England geschehen ist, deutet darauf hin, daß die Engländer den Knoten,

zu dem die Geschichte aus Liebe zum Widersprüchlichen die Fäden der britischen Politik geschürzt hat, nicht zerhauen, sondern daß sie seine Auflösung geduldig abwarten werden. Das Ungewohnte der britischen Situation liegt — vom Standpunkt der Engländer — darin, daß das Gleichgewicht der inneren Kräfte, welches bisher die unbewußte Voraussetzung der staatlichen Stabilität war, ins politische Bewußtsein getreten ist. Der Grund für diese Erscheinung ist aber nicht eine Wesensänderung der englischen Demokratie, nicht die Ablösung des Menschen durch Doktrin und Organisation, sondern die Eigentümlichkeit des geschichtlichen Augenblickes. Es ist der Augenblick, ehe der Strom kentert. In der Unentschiedenheit dieser Stunde legt sich die Ausgewogenheit der Kräfte manchem wohl lähmend aufs Herz. Der erfahrene Schiffer aber kennt die Gezeiten und weiß zu warten, bis die Stunde reif ist.

Von den Nationalitäten

Die Weltgeschichte würde in Phantasien und Philosopheme ausarten, wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichten losreißen wollte. In den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit. Es gibt ein historisches Leben, welches sich fortschreitend von einer Nation zur andern, von einem Völkerkreis zum andern bewegt. Eben in dem Kampf der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen, sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, denn nicht so durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten... sind nicht sowohl Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlung der Begebenheiten.

Ranke, Weltgeschichte

Die soziale Frage — Deutschlands Schicksalsfrage

Wenn Kurt Schumacher gesagt hat, daß heute in Deutschland die soziale Frage die Frage des sozialen Bestehens sei, so ist damit etwas weit Tieferes gesagt, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Denn das Problem des Ausgleichs zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Deutschland — um diese veralteten Begriffe mangels neuerer und treffenderer zu gebrauchen — ist nur ein Teil jener großen geistigen Krise, in der sich zur Zeit die Welt befindet. Das Wesen dieser Krise hat wohl niemand so deutlich und schlagkräftig formuliert, wie H. G. Wells, der am Ende seines langen, von einer leidenschaftlichen optimistischen Weltanschauung beherrschten Lebens in seinem kurzen Abschiedswort an die Menschheit, der nur 30 Seiten umfassenden Studie „The mind at the end of his tether“ zu dem pessimistischen Schluß gelangte, der Mensch von heute habe die Fähigkeit verloren, die moderne Technik zu adaptieren. Er habe damit aufgehört, Mensch im eigentlichen Sinne, das heißt ein verantwortungsbewußtes und zu freier Entscheidung berufenes Wesen, zu sein, und werde von den entfesselten und souverän gewordenen Kräften der Technik in den Abgrund gerissen. Eine melancholische Prognose, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß dem Zeitalter der Humanität, der grundsätzlichen Anerkennung der Würde und des Wertes des einzelnen Menschen als des göttlichen Ebenbildes auf Erden seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts, das der absoluten Inhumanität, der frechen Verachtung des Menschen, der barbarischen Grausamkeit gefolgt ist, und in den totalitären Systemen lediglich einen besonders kennzeichnenden Ausdruck gefunden hat. Selbst wenn man indessen von diesen extremen Formen absieht: wir alle sind hineingezogen in den unaufhaltsamen Strom der Perfektionierung der Technik, das Leben jedes Einzelnen ist einem ununterbrochenen Prozeß der Zentralisierung und Totalisierung ausgesetzt, wie ihn das moderne Massendasein und die aus ihr folgende Not-

wendigkeit eines zentralen Apparates zur Massenlenkung und Massenfürsorge mit sich bringen. Es ist ein Prozeß der Entmenschlichung, der sich hier vollzieht, wir alle werden, wie der Bolschewismus das so treffend und voll freudiger Genugtuung ausdrückt, zu Schrauben an der großen Weltmaschine. Eben diese Entmenschlichung ist es, die das früheren Epochen Unfaßbare erklärt: die kaltblütige Hinschlachtung von Millionen Menschen, die sadistische Freude am Quälen und Foltern, die vielfach fast zum Staatsprinzip geworden ist, und nicht zuletzt die völlige Schamlosigkeit, die sich mit Verbrechen gegen die Menschlichkeit geradezu brüstet und sie als Großtat starker und vorurteilsloser Menschen und Völker feiert. Die Verbindung von Mensch zu Mensch, die allein ein harmonisches Gemeinschaftsleben ermöglicht, ist eben durch den Prozeß der technisierten Unmenschlichkeit, der Herabwürdigung des Menschen zum Bestandteil eines technisch-wirtschaftlichen Apparates außerordentlich erschwert. Wir haben in dem von Wells beleuchteten Prozeß der Vernichtung des Menschen durch die Technik, zu dem das Schwinden der religiösen Glaubenssubstanz das Gegenstück bildet, die letzten Konsequenzen der mechanisch-deterministischen Weltanschauung vor uns, die bereits das 19. Jahrhundert beeinflusste, sich aber erst im 20. infolge ihres Zusammentreffens mit Technik und Vermassung zu voller Wirksamkeit entfalten konnte.

Aber „wo Gefahr ist, da ist auch das Rettende nah“. Der durch die Technik scheinbar aus dem Mittelpunkt des Kosmos verdrängte, durch den Apparat der Technik zermalmt Mensch beginnt jetzt gerade wieder sein Haupt zu erheben. Das mechanisch-deterministische Weltbild, wie es fußend auf Demokrit und Descartes im 18. Jahrhundert entworfen und im 19. von Darwin und Haeckel vollendet wurde, ist durch die Entdeckung Plancks und die Ergebnisse der neuen Atomphysik unhaltbar geworden. Auf dem Wege der exakten Forschung hat es sich gezeigt, daß im Unterbau der Natur, in der Welt der Atome, das Kausalgesetz keine Gültigkeit besitzt, daß wir vielmehr nur eine statistisch zu errechnende Wahrscheinlichkeit vor uns haben. Die Begriffe „Freiheit“ und „Zufall“, die früher so streng verpönt waren, sind damit wieder zu grundlegenden Begriffen der Physik geworden, der atheistische Zwang, den das mechanische Weltbild tatsächlich ausübte, ist weggefallen. „Gott ist wieder denkbar geworden“, wie das ein deutscher Physiker in seinen verschiedenen wissenschaftlichen Werken und populären Vorträgen erschöpfend dargelegt hat. Einstein und in neuester Zeit Professor Hermann Friedmann in seinem umwälzenden Werke „Wissenschaft und Symbol“ haben die These aufgestellt, daß in dem modernen Weltbild dem Menschen sein Platz vorbehalten ist, gleichsam als fünfte Koordinate oder Dimension neben den drei Koordinaten des Raumes und der

vierten Koordinate der Zeit. Ihnen zur Seite steht der Oxforder Mathematiker und Astronom E. A. Milne, der die Entscheidung über alle Streitfragen hinsichtlich des Universums von der Zeitskala abhängig macht, die der Mensch in einem freien Akte des Denkens wählt, sowie Heisenberg, dessen berühmtes Gesetz von der Unbestimmtheit besagt, daß der Mensch als beobachtender Experimentator eine entscheidende Rolle spielt und daß es unmöglich ist, ein Elementarteilchen gleichzeitig als Partikel und als Strahlung zu beobachten, weil es durch den Akt des Beobachtens selbst verändert wird. So ist, wie das Heisenberg formuliert, „der eigentliche Kern der klassischen Physik, der Glaube an den objektiven, von jeder Beobachtung unabhängigen Ablauf von Ereignissen in Raum und Zeit angegriffen“. Wir nähern uns wieder dem mittelalterlichen geozentrischen Weltbilde, ja darüber hinaus wird ein anthropologisches Weltbild denkbar, in dem der Mensch „unterscheidet, wählet und richtet“ und wieder als Kind Gottes und Erstgeborener der Schöpfung jene Stellung einnimmt, die ihm die Froschperspektive des Materialismus zu nehmen drohte. Hier eröffnet sich der Ausweg aus der Krise der Gegenwart, die im Sinne Jakob Burckhardts eine „echte“ und vielleicht die größte bisherige der europäischen Menschheit ist. Auch die Existentialphilosophie hat diese Krise klar erkannt und die Freiheit des Menschen von den bisher für unverbrüchlich gehaltenen Naturgesetzen proklamiert. Wenn sie, um mit Jaspers zu sprechen, bei dem Grauen der Unendlichkeit stehengeblieben ist, das überall auf uns hereinschaut, nachdem „das Dach der Welt abgedeckt ist“, so wird es unsere Aufgabe sein, über diese fruchtbare Negation der bisherigen Bindung hinaus zu neuen Entscheidungen zu gelangen. Die Abkehr von den bisherigen sogenannten modernen Auffassungen der mechanisch-materialistischen Weltdeutung, wie von den bisherigen wirtschaftlichen Begriffen in der Art des Kapitalismus und des Sozialismus ist unverkennbar. Vielleicht ist es unsere deutsche Aufgabe, nach der Periode der Unmenschlichkeit, zu der wir einen so schauerlichen Beitrag geliefert haben, nun zuerst zu versuchen, bei uns selbst das Verhältnis der Menschen zueinander wieder auf jene Basis zu stellen, die unter dem Einfluß des materialistischen Denkens zum Unheil der Menschheit verlassen wurde, auf die Basis der Humanität, der gegenseitigen Achtung, des gegenseitigen Vertrauens, der hilfsbereiten Liebe — und eben dieser Versuch ist es, den Schumacher gemeint hat, wenn er die soziale Frage als Schicksalsfrage Deutschlands bezeichnet.

Man kann es deshalb gar nicht warm genug begrüßen, daß die evangelische Akademie Hermannsburg unter Leitung des Landesbischofs Dr. Hanns Lilje Tagungen veranstaltet hat, auf denen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gemeinsamer Besinnung und Be-

ratung zusammenfanden und Männer der Wissenschaft über „Das Weltbild der modernen Wissenschaft“, Pastor Döring über „Des Menschen Würde vor Gott“, Landesbischof Lilje über „Die sittliche Verantwortlichkeit in der Gesetzmäßigkeit der Wirtschaft“ sprachen, während gleichzeitig führende Persönlichkeiten der deutschen Gewerkschaften wie des deutschen Unternehmertums zu Worte kamen. Sowenig es die Aufgabe der Kirche sein mag, in die Einzelheiten der Auseinandersetzung zwischen Arbeitern und Unternehmern einzugreifen, so gewiß ist es ihre Pflicht, einen Boden zu bereiten, auf dem sich beide Parteien im Bewußtsein zusammenfinden, nicht nur Angehörige desselben Volkes und Träger des gleichen Schicksals, sondern Brüder im gemeinsamen christlichen Glauben zu sein. Denn dieser christliche Glaube ist es, der sich jetzt, nachdem die Unmenschlichkeit und der Haß ihre Orgien gefeiert und die Welt verwüstet haben, als das große, als das einzige Heilmittel für die schwer erkrankte Menschheit herauszustellen scheint. Wir Menschen sind uns durch Vermassung, Technisierung, Totalisierung, Apparatzugehörigkeit, Kriege und Grausamkeit fremd geworden; wir sind vom eigentlichen Bilde des Menschen weiter entfernt als je, und der Gedanke der Menschheit als einer großen Familie gemeinsamen Ursprunges vom Vater her hat sich in den Sprengbomben und Blutbädern des Zweiten Weltkrieges bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt. Und doch ist unsere ganze europäische Geschichte auf dieser biblischen Konzeption des Menschen aufgebaut. Mögen uns Rom und Hellas auch die Idee der bürgerlichen Freiheit vermittelt haben, der erhabene Gedanke vom Rechte des Schwachen, von der Freiheit des Sklaven, ist christlichen Ursprunges. Das Christentum hat, wie das der große englische Historiker und Kulturphilosoph Arnold J. Toynbee betont, seine historische Rolle noch keineswegs ausgespielt, es ist keineswegs eine alte und zum Absterben verurteilte geistige Bewegung. Die zweitausend Jahre seiner Wirksamkeit erscheinen vielmehr an weltgeschichtlichen Maßstäben gemessen als eine überaus kurze Zeit, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Christentum erst in Zukunft seine volle Wirksamkeit entfalten. Die so völlig mißachtete Würde des Menschen als des göttlichen Ebenbildes beginnt im Zusammenhange mit den anthropozentrischen Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft immer mehr in das Bewußtsein der Menschheit zu treten und insbesondere das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gerade in Deutschland in entscheidender Weise zu beeinflussen.

Denn in Deutschland vor allem sind durch eine katastrophenartige Entwicklung die alten Machtkämpfe zwischen diesen beiden Gruppen, die früher Naturgesetzen zu entspringen schienen, vollständig überholt, und eine Solidarität zwischen ihnen ist hergestellt,

wie sie die wirtschaftlich besser gestellten Länder in diesem Umfange kaum kennen können. Es war mehr als eine Geste, wenn der Vertreter der Gewerkschaften in Hermannsburg, Dr. Grosse, seine Ausführungen damit einleitete, daß er den Versammelten die Entschliebung der Industriegewerkschaft zur Demontagefrage bekanntgab, die soeben vom Vorstande dieser Gewerkschaft gefaßt war. Der einmütige Beifall, den diese Entschliebung bei allen Anwesenden auslöste, zeigt an einem konkreten Beispiel, wie in entscheidenden Fragen unseres Wirtschaftslebens die Unterschiede zwischen rechts und links, oben und unten, Arbeitgebern und Arbeitnehmern tatsächlich völlig zurücktreten. Mit Recht konnte Generaldirektor Friedrich denn auch von der „Einheit der Wirtschaft“ sprechen und die alten Schlagworte des Kapitalismus und des Sozialismus als in jedem Sinne überholt bezeichnen. Der Begriff des Kapitalismus ist nicht nur in Deutschland durch den wirtschaftlichen Zusammenbruch und die effektive Vernichtung der Kapitalsubstanz, er ist auch in allen anderen Ländern der Welt durch die allmähliche Entwicklung beseitigt und witzigerweise nur in einem einzigen Lande in seiner alten Bedeutung aufrechterhalten geblieben — in Sowjetrußland, wo er seine gefährlichste Form, die des Staatskapitalismus, angenommen hat, demgegenüber der Arbeiter weit wehrloser ist, als er es den Kapitalisten des Westens, selbst in den Anfängen der industriellen Revolution, etwa in England in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, gewesen sein kann. In allen Ländern des Westens stehen den heutigen Kapitalisten in den Gewerkschaften so machtvolle Organisationen gegenüber, daß nirgends mehr von einer Ausbeutung im marxistischen Sinne gesprochen werden kann, ja daß wohl der überwiegende Einfluß auf seiten der Gewerkschaften liegt.

Eine wie geringe Rolle bei der heutigen Lage der Weltwirtschaft die Frage des Eigentums an den Produktionsmitteln spielt, darüber hat sich Emery Reves in seinem mit Recht berühmt gewordenen Buche „Die Anatomie des Friedens“ in überaus einleuchtender Weise geäußert, und vermutlich hat Generaldirektor Friedrich die diesbezüglichen Äußerungen des amerikanischen Soziologen im Auge gehabt, als er feststellte, daß in der Gegenwart die Rolle des „Ausbeuters“ im Sinne von Marx durch den Staat übernommen worden sei, der durch wirtschaftlich untragbare Steuern den Mehrwert an sich ziehe. Die Macht heute ruhe, wie das auch der Gewerkschaftsvertreter Dr. Grosse in einem besonders gehaltvollen Referat in Hermannsburg ausführte, gar nicht mehr bei den sogenannten Kapitalisten, sondern bei den „Managern“, deren Auftreten als maßgebliche Schicht in der Wirtschaft zuerst von James Burnham in seinem bekannten Buche „Die Revolution der Manager“ festgestellt worden ist. Diese Manager finden wir ebenso auf der Seite der Unternehmer wie auf der der

Gewerkschaften. Für sie wird der organisatorische Leistungswille automatisch die treibende Kraft, und dieser führt sie in einen Machtaustausch hinein, in dem der Mensch als Persönlichkeit völlig vergessen und nur noch als das Mittel einer gewaltigen technischen Apparatur gewertet wird. Diesen heutigen Tendenzen gegenüber, die vielleicht noch gefährlicher sind als die früheren des Kapitalismus, gilt es sich auf die christliche Grundwahrheit zu besinnen, daß alle Menschen frei und gleich sind vor Gott und daß niemandem das Recht zusteht, andere Menschen zu beherrschen.

Es wäre natürlich ein Irrtum zu glauben, daß die nun einmal bestehenden Macht- und Interessenfragen der komplizierten Wirtschaft der Gegenwart allein durch Besinnung auf christliche Grundsätze zu lösen wären. Aber einerseits ist es schon ein Gewinn, daß wir uns, ebenso wie uns die Absolutheit der Naturgesetze zweifelhaft geworden ist, auch von dem Glauben an die absolute Gültigkeit der Wirtschaftsgesetze freigemacht und erkannt haben, daß es auch hier in erster Linie auf den Menschen ankommt. Auf allen im Wirtschaftsleben eines Volkes Tätigen liegt eine Verantwortung, die unablässig ist: alle wirtschaftlichen Probleme können nur vom Standpunkte des christlichen Gewissens richtig gelöst werden. Alles, was gegen das Gewissen geht, ist auch in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht falsch, und das oft mißverständene Wort „It pays to be a Christian“ wird auch künftig seine Geltung erweisen. Auf der anderen Seite muß, wie das Dr. Grosse in sehr treffender Weise hervorgehoben hat, die christliche Sozialethik durch zeitgemäße institutionelle Änderung unserer Sozialverfassung garantiert werden. Dabei wird das auch auf der Hermannsburger Tagung vielfach besprochene Mitbestimmungsrecht der Arbeiter eine bedeutende Rolle spielen. Wenn Generaldirektor Friedrich betont, nach seinen Erfahrungen wolle der Arbeiter vor allem in seinem Betriebe als Mensch und als Mitarbeiter anerkannt werden, während er an den großen wirtschaftlichen Fragen weniger interessiert sei, so dürfte das im allgemeinen zutreffen, obwohl nicht verkannt werden darf, daß der Arbeiter auch auf einer höheren Ebene als auf der seines eigenen Betriebes über die gesamte Wirtschaftspolitik mitbestimmen möchte, schon weil er nur im Gesamtrahmen der Wirtschaft eine möglichst weitreichende Sicherung seiner materiellen Existenz erreichen zu können glaubt. Indessen dürfte dieses Mitbestimmungsrecht in jeder wahrhaft demokratischen Verfassung so ausreichend garantiert sein, daß es überflüssig erscheint, dem Arbeiter über den Rahmen seines Mitbestimmungsrechtes im Betriebe hinaus noch Sonderrechte hinsichtlich der allgemeinen Führung der Wirtschaftspolitik einzuräumen. Das Mitbestimmungsrecht des Arbeiters in seinem eigenen Betriebe aber sollte so weit ausgedehnt werden, daß der Arbeiter den Betrieb etwa

in dem Sinne als seinen eigenen zu betrachten lernt, in dem der Bauer mit seiner Scholle verbunden ist. Über das bloße Mitbestimmungsrecht hinaus könnten Beteiligungen nach Art der Zeißschen erwogen werden, die sich freilich nur bei kleineren und mittleren Betrieben durchführen lassen dürften, da die großen ohnehin im Besitze gemeinnütziger Gesellschaften oder staatlicher Körperschaften sind.

Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang Wilhelm Röpkes „Dritter Weg zur Überwindung der Gesellschaftskrise“ bleiben, der für die künftige Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Unternehmer ausschlaggebend sein wird. Dieser Weg geht über die Dezentralisation der Industrie sowie über eine Stärkung des bäuerlichen Kerns der Volkswirtschaft. Röpke bekämpft die landläufige Auffassung von der zwangsläufigen Konzentrierung der Industrie und weist nach, daß neben der Großindustrie das Handwerk und der Handel in unbeschränkter Kraft fortbestehen, ja daß sich am Rande neuer technischer Entwicklungen neue Berufe, wie Garagisten, Auto- und Radioreparateure, herausbilden, welche die Zahl der kleinen selbständigen Existenzen vermehren. In mehr als einem Lande ist die durchschnittliche Betriebsgröße gerade in den letzten Jahrzehnten gefallen statt gestiegen, während sich Länder mit überwiegend kleinen und Mittelbetrieben (Schweiz, Belgien, Japan) nicht nur auf dem Weltmarkte behaupten, sondern in mancher Hinsicht überlegen sind. Die Aufgabe besteht nun nach Röpke darin, alle technischen und organisatorischen Möglichkeiten der Dezentralisation herauszufinden, zu vermehren und zu verwirklichen, wobei der Technik, die sich bisher mit so staunenswertem Erfolg in den Dienst der Massenvernichtung gestellt hat, die große Aufgabe zufällt, ihrerseits an der Dezentralisation mitzuhelfen und dadurch eine Quelle menschlichen Glücks zu erschließen. Ausschlaggebend aber für die Lösung der sozialen Frage dürfte es sein, daß, um mit Bischof Lilje zu sprechen, an Stelle des christlichen Jargons die christliche Liebe tritt, die, wenn sie allein herrschte, alle Probleme lösen würde. Wir werden es so weit nicht bringen: aber jeder Schritt auf diesem Wege ist ein Fortschritt, jeder Schritt auf einem anderen ein Rückschritt.

Die menschliche Ordnung

I.

In seiner Weihnachtsbotschaft des vergangenen Jahres hat Papst Pius auf die bestehende schwere Krise in den Beziehungen der Menschen untereinander hingewiesen. Im Rahmen der Lehre vom Menschen und von der Gesellschaft scheint ihr eine besondere Bedeutung zuzukommen, bedingt durch die materiellen und ideellen sowie personalen und sozialen Lebensumstände. War schon anlässlich der katholischen Erinnerungsfeiern der Jahre 1931 und 1941 eindringlicher der gemeinschaftliche Gebrauch irdischer Güter herausgestellt worden, so wurde jetzt in der Botschaft abermals betont zu der einseitigen „individualistischen“ Ordnung und dem „falschen“ Bild vom Menschen Stellung genommen. Gewiß, eine deutlichere Wendung im christlichen Lager gegen den radikalen Individualismus im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben ist nicht neu. Man braucht auf wissenschaftlicher Seite etwa nur an die Darstellungen des Paters Heinrich Pesch und des Sozialpolitikers Theodor Brauer zu erinnern. Aber die Akzentuierung der Worte des Papstes erscheint heute besonders markant.

Abgesehen von gedanklichen Strömungen, hat es zwar in der historischen Wirklichkeit kaum reinen Individualismus gegeben, wie ja auch ein echter Liberalismus geschichtlich konkret kaum bestanden hat. Denn: der Individualismus als menschliches System im völlig atomhaften und egoistischen Sinne ist lebensunfähig, und der ursprüngliche Liberalismus erstrebte als Idealzustand die auf persönliche Freiheit gegründete gesamtgesellschaftliche Harmonie. Die extreme liberalistische Ordnung, wie sie innerhalb der menschlichen Gesellschaft zunächst verwirklicht wurde und angesichts der Gegenbewegungen und Reformmaßnahmen, insbesondere sozialpolitischer Art, sich immer wieder durchzusetzen versuchte, ist tendenziell von jenen individualistischen Gedanken beherrscht. Das fortschrittliche Ergebnis im Verlaufe dieser Entwicklung war sicher unsere moderne Industrie, ohne die natürlich jede künftige Lebensordnung nicht

bestehen könnte. Jedoch gegen jene Art von individualistischen Bestrebungen, die das industrielle und übrige Leben einseitig zu beherrschen versuchten, hat sich immer erneut eine abwehrende menschlich-gesellschaftliche Kritik gerichtet. Die Kritik ist heute dabei, sich mehr auch in ausgesprochen kultureller Hinsicht gegen jenen Individualismus zu wenden, weil das stark erschütterte Leben in der Welt programmgemäß auch nach dieser Seite hin geordnet und gesichert werden soll.

II.

Jede gesamt menschliche Ordnung enthält in verschiedenem Verhältnis zueinander personale wie soziale Bestandteile, wodurch sie zu einer lebensmöglichen Gesamtordnung wird. Wieweit der eine oder der andere Bestandteil vorherrscht, oder ob eine möglichst gleichmäßige Zuordnung beider gegeben sein soll, ist natürlich eine besondere Frage, bei der die Ansichten und Meinungen erheblich auseinandergehen. Verwiesen sei nur auf die Frage des Verhältnisses von privater Nutzung und öffentlicher Nutzung materieller wie geistiger Werte. Dazu ist das Personale nicht einfach mit dem Individualistischen gleichzusetzen, da im Personalen sich eine gewisse Qualifikation des Einzelmenschlichen ausdrückt. Es wird dabei oft an Humanität gedacht. Ebenso besitzt das Soziale eine bestimmte Qualifikation des Gesamtmenschlichen, des Gesellschaftlichen. Vielfach ist hiermit die Gerechtigkeit und Fürsorglichkeit gemeint. Im tatsächlichen, fruchtbaren Zusammenleben sind Personales und Soziales keine sich ausschließenden Gegensätze, sondern ergänzen sich.

In diesem Zusammenhange darf auch objektiv gesagt werden, daß eigentlich jedes Prinzip naturgemäß mehr oder weniger nach universaler Erfassung und Ausdehnung strebt. Es sei besonders erinnert an die Idee des „Weltbürgertums“ oder an die religiöse Lehre vom „vollkommenen Ganzen“. Ja sogar ein sogenanntes gleichmäßig gemischtes und gewichtetes System strebt ins Universale, wenn es als zweckmäßig erwiesen um sich greift. Und die neuzeitliche Wirtschaftsweise hat — insbesondere in technischer und organisatorischer Hinsicht — versucht, auf nahezu alle Länder großen Einfluß zu nehmen. Die gegeneinanderstehenden Unterschiede in der umfassenden Tendenz als Form der Einbeziehung von Dingen und Menschen liegen vor allem in dem speziellen geistigen Gehalt der Maßnahmen, obgleich jene Form selbst sehr problematisch sein kann. Es darf kein Mißverständnis hervorrufen, wenn gesagt wird, daß es in der Weltgeschichte mehr oder weniger auch darum geht, welche Art von Universalität unter den Völkern gewünscht oder abgelehnt wird. Unter solchem Blickwinkel wurde eigentlich auch die Tendenz zum

reinen Individualismus als universale Lebensordnung der menschlichen Gesellschaft wegen ihrer allgemein sozialen Untauglichkeit verneint.

III.

Eine neue menschliche Ordnung als gesellschaftliches konkretes Gefüge und Gedankensystem will geschaffen sein, ehe sie ein gegebener Zustand ist. Ohne Ordnung geht es im sozialen Leben nicht. In seinen nationalökonomischen Darstellungen hatte Werner Sombart die niedergelegten Ordnungsgedanken als objektivierten Plan bezeichnet. Ein beabsichtigter sozialer Prozeß ist nur in einem geordneten Zustand herbeizuführen und kann nur auf diese Weise seine entsprechenden Ziele erreichen. Auch theologisch wurde ja im Hinblick auf das Weltgeschehen immer wieder auf den göttlichen Weltenplan und die göttliche Weltordnung hingedeutet. Diese sollte als oberstes Gesetz allgemeine Geltung besitzen. Damit war von daher der geistige Charakter der Ordnung hervorgerufen. Aber es wurde dabei auch an die mittelalterliche geregelte Körperschaft oder Ständeorganisation gedacht und auf diese Weise auf die tatsächlichen Gebilde der Ordnung mit Bezug genommen. Und seitdem um die Mitte des 18. Jahrhunderts für das Wirtschaftsleben die Ordnungsfrage in naturgesetzlicher Erklärung aufgeworfen worden ist, hat die Frage nach der vorhandenen wie der anzustrebenden ökonomischen Ordnung immer erneut eine hervorragende, umstrittene Rolle gespielt. Die Problematik gerade der Wirtschaftsordnung macht sich auch gegenwärtig eindringlich bemerkbar.

Das Denken in gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnungen erweist sich deshalb als nützlich, weil dann das Handeln nach Ordnungen bewußter und erfolgreicher ist. Ob die Gestaltung des konkreten Gefüges einer gesellschaftlichen Ordnung — etwa der industriellen Zusammensetzung und der Betriebsgliederung — hinter den entscheidenden Ordnungsgrundsätzen — etwa den staatlichen Verordnungen und Parteiprogrammen — weit zurückbleibt, oder ob die Schaffung des Systems der maßgeblichen Ordnungsgrundsätze jener weit vorseilt, ist wissenschaftlich wie praktisch von hohem Interesse. In diesem Rahmen läßt sich auch das bekannte Problem des Soll und Ist bei der Aufstellung und Erfüllung des Wirtschaftsplanes würdigen, ähnlich auch die Richtigkeit und Gerechtigkeit einer sozialpolitischen Bestimmung und Maßnahme.

IV.

Die dauerhafte gesellschaftliche Ordnung bedeutet stets eine gewisse Bindung. Sogar diejenige Ordnung, in der allgemein Freiheit

herrschen soll, erfordert prinzipiell unabdingbare Verpflichtungen, nämlich eine freie Gesinnung und Haltung von jedem Einzelnen, die den anderen nicht wesentlich behindert und nachteilig beeinträchtigt. Und für jegliche zwischenmenschliche Lebensordnung ist es eine besondere Aufgabe, innere Gesinnung und äußere Haltung der Einzelmenschen in ein bestimmtes Entsprechungsverhältnis miteinander zu bringen. Es kommt allerdings bei der Beeinflussung der breiten Schichten zunächst aufs letztere an. In der Neuzeit, in der die entscheidende Nutzung des Systems der Ordnungsprinzipien für das menschliche Zusammenleben zunehmend eine rationale Angelegenheit übergeordneter Machtinstanzen wurde, hat die erhöhte Abhängigkeit von abstrakt herrschendem Geist oft ein kritisches Gewicht erhalten. Die meisten fühlten sich hier vornehmlich einem System von Vorschriften verantwortlich. Die persönlichen Beziehungen wurden weithin erheblich schwächer. Hiermit ist auch der Fragenkreis der Bürokratie berührt. Das zeigte sich übrigens auch in der Großindustrie, wie es einst der kürzlich verstorbene Nationalökonom Joseph Schumpeter mit als erster objektiv dargestellt hatte. Die streng ordnende Rationalität in der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisation ist zweifellos inmitten der modernen Zeit an sich nicht zu missen. Doch es kommt letztlich darauf an, wie weit eine derartige Vergeistung geht und welche Macht sie entwickelt, wer an der Herbeiführung dieser entscheidenden geistigen Ordnung beteiligt ist und wessen Interesse sie dient.

Die geistige Beeinflussung und das Ideenprogramm bleiben nach wie vor selbstverständlich ein machtvolleres Mittel zur Vorbereitung wie Durchführung der zwischenmenschlichen Ordnung. Die Wissenschaft vom Menschen im umfassenden Sinne hat sich daher erneut neben der fortschreitenden Beschäftigung mit dem Sozialmenschlichen auch zunehmend mit dem Personalmenschlichen zu befassen. Derartige Betrachtungen sind außerdem geeignet, die Abwehr von Bestrebungen nach einem einseitigen Individualismus hin sowie diesen selbst verständlicher zu machen.

V.

Wenn in letzter Zeit auch wiederholt davon gesprochen wurde, daß die menschliche Ordnung, um voll lebensfähig und lebenswert zu sein, von der tätigen Liebe zum Mitmenschen durchdrungen werden müsse, so ist damit ebenfalls ein Ordnungsmotiv betont, dem bislang in der neueren Geschichte von der Staatsorganisation her eine breitere Wirksamkeit versagt blieb. Schon der idealliberale Grundsatz der gegenseitigen Sympathie, den damals die englische Moral-

philosophie forderte, hatte ja nur geringen Erfolg im Wirtschaftsleben hinterlassen. Es wäre an der Zeit, einmal, über bestimmte Ansätze hinausgehend, genauer und eingehender herauszuarbeiten, wie ein solches, brauchbares System von persönlich-sozialen Solidarbeziehungen auch in unserer neuzeitlichen gesamten Betriebsordnung auszuweisen hätte.

In der sozialen Lebensordnung muß ohne Zweifel außer einem durchführbaren, fruchtbaren Miteinander ein weit weniger reibungsvolles und verlustreiches Gegeneinander erzielt werden. Das ist das allgemeine Gesetz, das es mit der Tat zu erfüllen gilt. Daran müssen sich auch die verschiedenen Lebenskreise der heutigen Welt weiterhin versuchen und erproben. Wie an bestimmten Symptomen zu beobachten ist, hat anscheinend die Jahreswende den Blick intensiver auf diese vom Alltag und von der Geschichte auferlegte Verpflichtung gelenkt. Es ist bezeichnend, daß vor beinahe hundert Jahren die soziologischen Betrachtungen eines Auguste Comte in der weit in die Zukunft gerichteten, umfassenden Forderung ausklangen: „Liebe als Prinzip, Ordnung als Grundlage, Fortschritt als Ziel.“ Als treibendes Motiv sollte die soziale Tugend in der Lebensordnung als Gesamtorganisation den kulturellen Fortschritt als Menschheitsziel heraufführen helfen. Das ist, wie das vergangene Jahrhundert gelehrt hat, eine sehr schwere, aber immer noch unabdingbare Aufgabe.

Gestörte Ordnung

In dem Maße, in dem die allgemeine Unordnung, die das große Werk der modernen Welt zu sein scheint — diese Unordnung, die sowohl in den Gedanken, wie in den Sitten und den Dingen ebenso fühlbar wie wirksam ist — sich äußert und sich verbreitet, ihre Gefahren, Versprechungen, ihre Widerspruchskraft vergrößert, ihre Versuche, Neuerungen, Zerstörungen, Unternehmungen häuft, werden selbst die klarsten Geister verwirrt und lassen sich mitreißen durch die Fülle der Ereignisse, das Übermaß der Erfindungen, die Überstürzung der Änderungen, die sich daraus ergeben. Sie sehen um sich her nur Oberflächlichkeit, Angst, Machtmißbrauch, geistige Kraftlosigkeit, rasches Ändern der Urteile... Die Unbeständigkeit macht sich geltend als die durchschnittliche Lebenshaltung unserer Zeit auf allen Gebieten.

Und dadurch werden Beständigkeit, Dauer, Maß, die lächelnde Weisheit in dieser Welt der gewaltsamen Umwandlungen zu allerhöchsten Werten. Eine Nation ist es sich schuldig, all dies zu bewahren: es handelt sich um das Heil ihrer Seele. Aber wie soll man etwas von diesen kostbaren Kräften hüten vor der allgemeinen Verwirrung, vor der Rücksichtslosigkeit der Ereignisse, vor den unzusammenhängenden, unberechenbaren Bewegungen einer Welt, die trunken ist von entfesselten Kräften?

Paul Valéry

Amt und Geheimnis der Académie Française

Rousseau und die Problematik der Demokratie

Staatliche Organisation nach den Grundsätzen der Demokratie soll vor der Gefahr einer Recht und Frieden zerstörenden Politik bewahren. Die Lehre ist allgemein, aber der Glaube fehlt. Weil nichts anderes übrig bleibt, weil monarchische oder aristokratische Formen erst recht unmöglich scheinen, greift man zu den demokratischen Verfassungen. Die Frage, ob denn wirklich die Demokratie vor dem totalen Staat schützt, begegnet allgemeiner Skepsis, sind doch die totalen Systeme aus den Demokratien erwachsen.

In der Verwirrung unserer Tage liegt es nahe, sich auf die klassischen Denker zu besinnen. Die kontinentale Idee der Demokratie, mächtig seit der Französischen Revolution, ist durch Rousseau's „Contrat Social“ bestimmt. Versuchen wir also Rousseau einmal aktuell zu nehmen, ihn wie einen gegenwärtigen Denker in unserer Ratlosigkeit zu befragen: was ist der positive Wert der Demokratie? Sichert sie Freiheit und Gerechtigkeit?

Gleichheit statt Freiheit

An der Frage des Menschenrechts, der Freiheit des Einzelnen, wird heute vor allem sichtbar, ob ein Staat sich über seine Machtinteressen hinaus noch der Gerechtigkeit verpflichtet weiß. Auch Rousseau geht von dieser entscheidenden Frage aus. Wie kommt es, fragt er im *contrat social*, daß der freigeborene Mensch immer schon in Fesseln liegt? Der Einzelne, allein zu schwach, muß sich in eine Gemeinschaft einfügen und damit unter Herrschaft beugen, aber will doch dabei frei bleiben. Rousseau fragt daher: „Wie kann man eine Gesellschaftsform finden, die mit der gesammelten Kraft aller Person und Gut jedes Gliedes verteidigt und in der doch jeder Einzelne ganz mit allen anderen vereint nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt, wie er war?“ Die Antwort lautet: Jeder muß sich völlig aller seiner Rechte

zugunsten der Gemeinschaft begeben. Da jeder sich ganz hingibt, ist die Lage für alle gleich, darum hat niemand ein Interesse daran, sie für die anderen drückend zu machen. Da jeder sich dem Ganzen gibt, liefert er sich nicht einem Einzelnen aus. Da er gegen jedes Glied der Gemeinschaft das gleiche Recht gewinnt, das er ihm gegen sich einräumt, erhält er für alles, was er aufgibt, vollen Ausgleich und kann sich besser selbst behaupten als zuvor.

Man merkt rasch, daß diese Antwort das Problem nicht löst. Dem Einzelnen soll die Freiheit bewahrt werden, die er vor der Vergesellschaftung hatte. Diese natürliche Freiheit bleibt aber nicht erhalten. An die Stelle der Freiheit tritt die gleiche Unterwerfung unter das Ganze. Diese Gleichheit muß die Freiheit ersetzen.

Die natürliche Freiheit soll der Mensch nach Rousseau auch verlieren. Er soll ganz im Staate aufgehen. Je geringer die Privatsphäre des Bürgers ist um so besser. Rechte gegen den Staat hat er nicht. Er hat nur Rechte vom Staat, die ihm wieder entzogen werden können, wenn das allgemeine Wohl es fordert. Er hat Leben und Eigentum ohne Murren hinzugeben, dankt er doch alles nur dem Staat. Denn erst mit der Vergesellschaftung entsteht alles Recht und wahrhaft menschliche Leben. Es ist Frucht staatlicher Ordnung.

Aber wie kann der Mensch frei sein, wenn er in der Gemeinschaft Gesetzen unterworfen ist, denen er nicht zugestimmt hat? Rousseau antwortet: Der Einzelne will auch das Gesetz, gegen das er gestimmt hat. Er will, daß sich der *volonté générale* durchsetzt. Wird ein Gesetz vorgeschlagen, so lautet die Frage für den Einzelnen nicht, ob er den Inhalt dieses Gesetzes billigt oder verwirft, sondern ob dieses Gesetz dem *volonté générale* entspricht oder nicht. Sein „calcul“, ob das der Fall ist, zeigt die Abstimmung des Einzelnen an. Ergibt die Zählung der Stimmen etwas anderes, als er meinte, so heißt das nur, daß er sich in seinem Urteil über den Inhalt des *volonté générale* getäuscht hatte, nicht aber daß er das Gesetz nicht wollte. Er wollte, daß der allgemeine, nicht nur sein persönlicher Wille Gesetz werde.

Das heißt aber, wie es auch sonst bei Rousseau geschieht, zwischen dem Willen und seinem Inhalt, zwischen *volonté* und *délibération* zu scheiden. Verantwortlichkeit ist aber nur als Verantwortung für einen Inhalt, nicht als Verantwortung für einen leeren Willen möglich. Das selbständige Urteil über Recht und Unrecht wird dem einzelnen genommen, seine Aufgabe ist, den Gemeinwillen zu erraten und ihm sich anzupassen. Die persönliche sittliche Verantwortung für den Inhalt des Wollens und Handelns und damit die eigentliche Freiheit wird dem einzelnen abgenommen.

Freiheit ist dann nicht mehr verantwortliche Selbstbestimmung. Für Rousseau heißt Freiheit: keiner anderen Person unterworfen sein. Da alle gleichmäßig rechtlose Sklaven eines allmächtigen Staa-

tes werden, hat niemand mehr einem anderen persönlich, sondern nur noch dem Ganzen zu gehorchen. Gegen persönliche Macht und Abhängigkeit wendet sich dieser Freiheitsbegriff. Die Frage nach der Freiheit, die Rousseau's Denken treibt, erhält bezeichnenderweise schon zu Beginn des *contrat social* die Formulierung: Kann und darf es sein, daß einer Herr über einen anderen Menschen ist? Im Sinne dieser Frage kann Freiheit mit der Gleichheit identisch werden. Positiv gefaßt heißt dann Freiheit nicht private Freiheit, sich selbst verantwortlich zur Persönlichkeit zu bilden, sondern politisches Mitbestimmungsrecht als Ausgleich für volles Eingehen in das Ganze.

Gerechtigkeit und Staatsallmacht

Der unbegrenzten im Staate gesammelten Macht muß der persönliche Charakter genommen werden, wenn sie nicht die Freiheit vernichten soll. Gewaltenteilung soll daher die persönliche Spitze des Staates durch unpersönliche Machtträger ersetzen. Persönliche Gewalt muß, wenn sie wirklich nicht entbehrt werden kann, an ein jederzeit widerrufliches Mandat des Volkes gebunden werden. Jede unentziehbare Macht würde persönliche Abhängigkeit schaffen. Zeitweilig übertragene persönliche Gewalt soll durch Gewaltenteilung begrenzt und gegen ungerechte Anwendung gesichert werden.

Gewaltenteilung besteht für Rousseau in strenger Trennung der Gesetzgebung von der Anwendung der Gesetze. Die Gesetzgebung unterscheidet sich von der Anwendung der Gesetze dadurch, daß Gesetze der Quelle wie dem Inhalt nach immer allgemein sind. Der Quelle nach sind sie es als Akt des ganzen Volkes. Dem Inhalt nach sind sie es, weil sie nicht besondere Einzelfälle regeln, sondern die Verhältnisse abstrakt ordnen. Abstrakte Ordnung sichert die Gerechtigkeit. Ein Gesetz hebt mit der Formel „Jeder, der ...“ an und ist auf jeden einzelnen ohne Ausnahme anwendbar. Jeder einzelne weiß sich daher bei der Bildung des Gesetzes selbst betroffen. Er stimmt daher einem Gesetz nur dann zu, wenn er dessen Nutzen und Notwendigkeit auch für sich selbst begreift.

So kommt es zu dem von Rousseau selbst als „Wunder“ bezeichneten Zusammenfall von Gerechtigkeit und Interesse. Das Volk, das als Souverän nur durch allgemeine Gesetze zu handeln vermag, ist als Souverän zwar allmächtig, kann aber nie willkürlich Einzelinteressen vor das Allgemeininteresse stellen und damit ungerecht werden. Die Anwendung der wegen ihrer Allgemeinheit notwendig gerechten Gesetze muß dann ebenfalls gerecht sein.

Vorbedingung dieser Gerechtigkeit ist, daß wirklich alle Exekutive inhaltlich durch allgemeine Gesetze bestimmt werden kann. Das ist aber nicht möglich. Es gibt eine Fülle von Gebieten, die nicht generell

im voraus geordnet werden können, in denen nur nach Art und Gelegenheit der konkreten Situation eine befriedigende Regelung möglich ist.

Vor allem aber wissen wir, daß der Kunstgriff Rousseau's, durch ein Quantitatives, die Allgemeinheit des Gesetzes, ein Qualitatives, die Gerechtigkeit, zu sichern, schon daran scheitert, daß begriffliche Allgemeinheit nicht gewährleistet, daß alle tatsächlich betroffen werden. In der Form abstrakter Gesetze können ganz partikulare, individuelle Ziele verfolgt werden. Aber auch ohne jeden Mißbrauch wird schon wegen der Notwendigkeit, in der Vergangenheit liegende Fälle zu regeln, auch durch allgemeine Gesetze nicht jeder betroffen. Es steht dann von vornherein fest, wen das Gesetz belastet, etwa bei einer Schuldenregelung oder politischen Säuberung. Die tatsächlich ungleiche Lage der Bürger — Rousseau will sie möglichst beseitigen, tatsächliche Gleichheit der sozialen Situation ist für ihn Voraussetzung gesunden staatlichen Lebens — läßt viele über Gesetze mitbeschließen, die niemals ihre Last zu tragen brauchen. Der automatische Anruf des Einzelinteresses der zur Berücksichtigung des Gemeininteresses zwingt, fällt dann fort. Die Erwägung, auch der Urheber des Gesetzes selbst könne einmal sein Opfer werden, kann zudem keine motivierende Kraft gewinnen, wenn mit längerer Geltung des Gesetzes nicht gerechnet zu werden braucht. Gerade Rousseau gibt dem Volk, also der politisch mächtigen Mehrheit, das Recht, Gesetze jederzeit beliebig wieder aufzuheben, so daß sie eine ihr unbequeme Dauer der Gesetze nicht zu fürchten braucht.

Vor allem bleibt die Gewaltenteilung bei Rousseau eine rein begriffliche. Das Volk handelt nur als Souverän, wenn es allgemeine Gesetze gibt. Aber nichts hindert es — Rousseau gibt selbst Beispiele genug — Einzelakte vorzunehmen, also Gesetzgebung und Gesetzesanwendung in sich zu vereinigen. Das Volk, das nicht in Form allgemeiner Gesetze handelt, ist für Rousseau zwar nicht Souverän, sondern Magistrat. Die zu Mißbrauch führende, die Freiheit vernichtende Gewaltenvereinigung in einer Hand ist dann aber Tatsache. Die rein begriffliche Scheidung von Akten des Souveräns und des Magistrates Volk ist politisch wertlos. Ein politisch wirksames Gewaltengleichgewicht verlangt zwei selbständige aber aufeinander angewiesene soziale Gruppen, die sich tatsächlich als Exekutive und Legislative die Waage halten. Zwischen ihnen ist für eine ausgleichende neutrale Macht, die Justiz, Platz. Durch die Abhängigkeit aller Exekutive von der Legislative — die Magistrate sind ja nur jederzeit absetzbare Agenten des Volkes — wird dieses tatsächliche Gleichgewicht aufgehoben. Von einer dritten Macht, der Justiz, auf der heute jeder Rechtsstaat ruht, spricht Rousseau überhaupt nicht.

Formale Allgemeinheit des Gesetzes garantiert also nicht, daß alle

von ihm betroffen werden und daß es gerecht ist. Rousseau's Begründung, daß Demokratie Gerechtigkeit bedeutet, überzeugt nicht. Vor allem aber wendet sich seine Demokratie nur gegen den Mißbrauch persönlicher Macht und versagt gerade vor der großen Gefahr unserer Zeit, daß kollektive Apparaturen tyrannisch werden.

Machtstaat und Massenstaat

Wenn Demokratie die Gerechtigkeit nicht garantiert, dann scheint für sie nur noch die letztlich negative Begründung übrigzubleiben, daß staatliche Autorität anders als durch Zustimmung der Betroffenen nicht zu legitimieren ist. Aber hinter der Idee der Demokratie steht ein stärkerer Grund als dieser negative Beweis und als der Glaube an eine formale Methode. Immer wieder bricht bei Rousseau der Stolz durch, Bürger der freien Stadt Genf und ein Glied des souveränen Volkes dieser Stadt zu sein. Immer wieder wendet er sich leidenschaftlich gegen ein Erschlaffen des Bürgergeistes, das die Unbequemlichkeit staatlichen Dienstes und aktiver Mitgestaltung scheut, dem die Freiheit des Mithandelns und Mitratens im Staat kein Opfer wert ist. Es ist ihm durchaus ernst, daß der einzelne für die aufgegebene Ungebundenheit des Naturzustandes ein vollgewichtiges, ja wertvolleres Entgelt in dem Anteil an der staatlichen Herrschaft erhalten habe. In dieser politischen Freiheit, dieser aktiven Teilhabe am Ganzen, liegt ein positiver Wert. Der Stolz auf seinen kraftvollen Staat macht dem einzelnen jedes Opfer leicht, erfüllt ihn mit Liebe zum Ganzen. Die römische Republik ist das große Vorbild.

Der Staat ist für Rousseau mehr als ein Apparat, er ist eine moralische Person mit eigenem Leben, mit Geburt, Jugend, Reife, Alter und Tod. Er ist heilig, unverletzlich, allmächtig, allgerecht und unfehlbar. Er hat also göttliche Eigenschaften. Er verlangt religiöse Verehrung. Der gefühlsgeladene Begriff „Vaterland“ stellt sich bezeichnenderweise statt des nüchternen Begriffs „Staat“ immer ein, wenn Rousseau schwere Opfer des einzelnen für das Ganze fordert.

Das ist eine Begründung der Demokratie, die auch heute noch Kraft hat. Einen solchen Staat mitzutragen, kann dem einzelnen Halt, Würde und Wert geben, die aus einer großen Aufgabe erwachsen.

Aber Rousseau selbst mißtraut dem Individuum, das dazu neigt, sein partikulares Interesse eigensüchtig vor das Ganze zu stellen. Er kennt das Streben des Starken, mehr zu sein als ein Gleicher unter Gleichen. Er spricht von der „blinden Menge“, die das Gute wohl will, aber nicht weiß, was das Gute ist. So fordert Rousseau den „*législateur*“, der den Gesetzen den Inhalt gibt, dem das Volk nachträglich zustimmt. Er nimmt der Masse, die nur über *volonté* verfügt, die *délibération* ab, für die ihr die Urteilskraft fehlt. Die Zu-

stimmung erreicht der législateur nicht durch Appell an die Vernunft. Er wendet vielmehr die Mittel an, die bei der Masse ansprechen. Das bedeutet vor allem, er bedient sich der Religion bis hin zum religiösen Betrug und zur Ausnutzung des Aberglaubens. Rousseau schildert den législateur als eine Führerpersönlichkeit, die gottähnliche Kräfte der Voraussicht und Einsicht, der Autorität und des Willens hat und die unbedenklich in der Wahl der Mittel ist, so daß Moralisten sie einen schlaun Betrüger nennen mögen.

Das Bild der großen Diktatoren und Volksführer ist hier vorentworfen und geahnt. Schon in der Geburtsstunde der Demokratie zeigt sich hier die für alle modernen Massenstaaten bezeichnende, zwischen Massenverachtung, Massengängelung und Massenverehrung schwankende Haltung der Massenfürher. Sie bedürfen der Masse und begreifen sich als Ausdruck des Volkes und formen es doch wieder mit allen Mitteln, prägen und vergewaltigen es wie bloßen Rohstoff.

Gleichzeitig finden wir die eigentümliche Form politischer Argumentation vorgebildet, die das moderne Leben in unseren Massenstaaten beherrscht. Es ist die seltsame Mischung ausgeklügelter rationaler Begründung und nüchterner Interessenbetrachtung mit gefühlsmäßigem Appell, mit Anruf der Instinkte, mit Pflege des Sentiment bis hin zum Ressentiment. Es ist ein Ineinander von nüchterner Sachlichkeit und unsachlicher Demagogie. Hinzu tritt die moralische und moralisierende Begriffsbildung, die den Gegner sittlich abwertet. Scheinbar objektiv werden Begriffe gebildet und definiert, aber ihnen werden Namen gegeben, die Sentiment und Ressentiment wecken, und diese Assoziationen werden raffiniert ausgenutzt. Die klare Sachlichkeit und Nüchternheit, in deren allein menschliche Verantwortung gedeihen kann, schwinden.

Die rein diesseitige Ordnung

Der gemeine Wille ist für Rousseau absolut und immer gerecht, weil er der *volonté générale* ist. Nicht der Inhalt des Rechts schafft Gerechtigkeit. Seine Gerechtigkeit beruht auf dem Prozeß, in dem es wurde. Die Methode der Willensbildung ist entscheidend. Sie wird durch quantitative Momente bestimmt: Allgemeinheit des Gesetzesinhalts und Allgemeinheit der Zustimmung. Ein qualitativer und unendlicher, nicht zu definierender Begriff wie Gerechtigkeit wird also auf quantitative, endliche Merkmale zurückgeführt. Er wird damit definierbar und kontrollierbar. Es ist das eine Methode der Begriffsbildung, eine Umsetzung und Erfassung von Qualität in Quantität, die unser modernes wissenschaftliches, vor allem das naturwissenschaftliche, Denken beherrscht. Über Wahrheit und Wert entscheidet nicht mehr der Inhalt, sondern die Methode der Erkenntnis.

Diese typisch moderne Erkenntnishaltung wird von Rousseau auf das Gebiet der Rechts- und Staatslehre übertragen.

Recht wird als faktischer Wille verstanden. Es ist damit empirischer Feststellung zugänglich. Gerechtigkeit gleichgesetzt mit Nutzen wird rationalisierbar. Gerechtes Handeln ist nicht mehr Wagnis und eine das Gewissen belastende Aufgabe. Es ist die automatische Folge einer Methode, jede Entscheidung zu generalisieren. Dadurch werden die einzelnen gerade durch ihren Egoismus auch ohne ihren Willen gezwungen, das Gerechte, den gemeinen Nutzen zu wollen.

Die Parallele zur ökonomischen Theorie, die sich ebenfalls in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts revolutionierend durchsetzte, ist offensichtlich. Im Staat wie in der Wirtschaft wird darauf verzichtet, eine inhaltlich festgelegte Ordnung zu fordern. Freiheit rechtlicher und wirtschaftlicher Entwicklung ist das Ziel. Aber diese Entwicklung wird an eine genaue Methode der Gesetzgebung und der wirtschaftlichen Konkurrenz gebunden. An die Stelle sachlicher Festlegung tritt eine Verfahrensordnung, die nach dem allgemeinen Glauben auch ein sachlich gerechtes Ergebnis gewährleistet. Das Geheimnis der Methode besteht in dem „wunderbaren Zusammenfall von Nutzen und Gerechtigkeit“.

Der Sinn menschlichen Lebens ist für dieses Denken Selbsterhaltung; sie ist unveräußerliches Recht des Menschen. Ein solches nur noch mit endlichen, greifbaren Größen rechnendes Denken verliert die Beziehung zur Transzendenz. Die Konsequenzen werden gerade an Rousseaus Stellung zu der Frage Staat und Religion deutlich.

Christentum ist für Rousseau mit einem starken Staat unvereinbar. Für ihn war es konsequent, wenn das antike Rom diesen Glauben verfolgte. Die Lehre von einem jenseitigen Reich mit anderen Maßstäben als denen dieser Welt entwertet das Diesseits, schränkt die Herrschaft des Staates ein, nimmt dem Menschen das volle, warme Interesse für den Staat und seine irdischen Ziele. Das Christentum macht die Menschen zu Duldern und Sklaven statt zu Bürgern, die um ihren Staat leidenschaftlich kämpfen.

Gewissensfreiheit und Glaubensfreiheit darf es nach Rousseau nur in Fragen geben, die für den Staat ohne Bedeutung sind. Jeder Staat muß eine religiöse Basis haben. Der Staat kann daher das Bekenntnis zu einer „bürgerlichen Religion“ — heute würden wir sagen, zu einer Weltanschauung — fordern. Sie soll den Bürger lehren, den Staat und seine Gesetze zu lieben. Diese Weltanschauung wird nicht als religiöses Dogma, sondern als Gemeinschaftsfähigkeit, *sentiment de sociabilité*, verstanden. Ohne diesen Glauben kann man kein guter Bürger und treuer Untertan sein.

Die Konsequenzen aus der Säkularisierung des Lebens sind hier entschlossen gezogen. Der Staat wird vergottet. Wer diesen Götzen

die Verehrung versagt, begeht eine Lästerung. Wer seinen Glauben nicht bekennt, muß als Ketzer verstoßen werden. Die politische Überzeugung wird Ersatzreligion. Die Entwicklung, die zum modernen Totalitarismus führte, ist bei Rousseau vorausgesagt.

Ergebnisse

Kann uns Rousseau's Traum einer Demokratie den Weg weisen? Wir müssen diese Frage, von der wir ausgingen, verneinen. Er kann uns nicht Vorbild, aber er kann uns Belehrung und Warnung sein.

Schon von Beginn an liegt in der Demokratie die Gefahr, zum totalen Machtstaat auszuarten. Der Wille, an politischer Macht teilzuhaben, der Traum von dem kraftvollen, geschlossenen Volksstaat, sind die starken gefühlsmäßigen Antriebe einer demokratischen Verfassung. Nicht umsonst ist Rom das demokratische Vorbild, dessen Freiheit bewundert wurde, weil sie mit Macht, Größe und Herrschaft verbunden war. Es kommt alles darauf an, diese Gefahr der Demokratie richtig zu sehen und sich nicht in dem leichtsinnigen Glauben zu wiegen, nur der verbrecherische Machtrausch einzelner habe den Schrecken des totalen Staates entstehen lassen.

Neben Rousseaus Ideen hat Montesquieus Lehre von der Gewaltenteilung als einem realen Kräftegegensatz die Entwicklung demokratischer Staatsform bestimmt. Aber die Voraussetzungen dieses Kräftegleichgewichts, die voneinander unabhängigen sozialen Gruppen als Träger der drei Gewalten, sind mit dem Verfall der einstmals gegliederten Gesellschaft zur ungegliederten Masse verschwunden.

Der organisatorische Begriff der Demokratie und der Inhaltsbegriff der Demokratie treten auseinander. Lange glaubte man, mit der Demokratie als Verfassungsform auch Demokratie als Gerechtigkeit zu besitzen. Man konnte deswegen den Ausdruck in doppelter Bedeutung verwenden, einmal als Antwort auf die Frage: wer herrscht? und: wer bildet den staatlichen Willen, zugleich aber auch zur Kennzeichnung des inneren Gehalts des Staates und der Wertmaßstäbe, nach denen er seine Herrschaft übt.

Institutionelle und organisatorische Maßnahmen können die Gerechtigkeit nicht sichern. Wir müssen es wieder wagen, uns unmittelbar der Idee der Gerechtigkeit und Wahrheit zu stellen, die in unserem Gewissen spricht und sich nicht in endlichen, beweisbaren Merkmalen fassen läßt. Wir neigen dazu, die unendliche, qualitative Idee der Gerechtigkeit im Endlichen, Quantitativen, in dem ausgezählten Abstimmungsergebnis, im verkündeten, abstrakten Gesetz zu ergreifen. Diese Methode kommt unserem Drang nach Sicherheit und Ruhe entgegen. Sie erspart die beunruhigende Gewissensprüfung.

Wir haben die Methoden überschätzt — trotzdem sind sie nicht

ohne Wert. Gewaltentrennung bleibt eine stete Aufforderung zur Selbstkontrolle, weil der Machthaber sich fremder Kontrolle stellen muß. Die Allgemeinheit des Gesetzes, also die Frage, ob nicht nur der individuelle Fall, sondern auch jeder gleichartige andere Fall ebenso zu behandeln ist, bewahrt den Entscheidenden davor, sich durch persönliche Rücksicht verführen zu lassen. Aber diese Kontrollmethoden können nicht die Gewissensprüfung und die Gewissensnot, das Wagnis gerechter Entscheidung, ersparen, deren Gerechtigkeit nicht zu errechnen und zu beweisen, sondern nur zu erfahren ist, wie wir auch Schönheit nur zu erfahren vermögen.

Demokratie als Organisationsform sichert nicht Menschenrecht und Menschenwürde als Geschenk der Staatsverfassung. Aber sie macht den einzelnen verantwortlich, diese Rechte für sich und zugleich für alle ständig zu erkämpfen. Sie garantiert nicht die Gerechtigkeit, sondern stellt sie als Aufgabe. Demokratie **ist** nicht Rezept und Besitz, sondern belastet mit Verantwortung.

Demokratie als staatliches Organisationsprinzip aktiviert die Menschen für ihren Staat. Das ist ihre sittliche Leistung. Es ist zugleich in der modernen arbeitsteiligen Gesellschaft eine politische Notwendigkeit. Aber Demokratie ist kein unfehlbares Mittel, dem Staat Autorität zu geben. Rousseau sah, nach der Autorität der Herrschaft fragend, nur drei Möglichkeiten: tatsächliche Gewalt, angeborenen Herrschaftsanspruch oder Zustimmung der Gehorsamspflichtigen. Aber ein innerer qualitativer Wert, wie Autorität, kann durch äußere Tatsachen überhaupt nicht begründet werden. Gerade die allein angemessene Weise, Autorität zu schaffen, wird vergessen. Es ist die, daß sich Herrschaft durch sich selbst legitimiert, durch ihren eigenen inneren Wert und Gehalt überzeugt. Verfassungen sollen Raum dafür schaffen, daß das Gerechte durch seinen Gehalt die Zustimmung aller gewinnen und positiver Rechtssatz werden kann. Verfassungen verfälschen aber das Recht, wenn sie den Zusammenhang umkehren und die Qualität der Gerechtigkeit für alles beanspruchen, was die Zustimmung aller fand.

Ohne Gleichheit kann Gerechtigkeit nicht sein. Aber Gleichheit ist nicht der Kern der Gerechtigkeit. Die erste Forderung der Gerechtigkeit ist Achtung der Menschenwürde, die in der Freiheit zum Ausdruck kommt. Sie ist nicht Freiheit, ohne Bindung willkürlich zu handeln, sondern die unveräußerliche Möglichkeit, aus letzter Verantwortung des Gewissens freiwillig seine Pflicht vor Gott zu erfüllen. Solange wir statt der Freiheit die Gleichheit zur Grundlage allen Rechtes machen, werden wir die wahre Gerechtigkeit verfehlen.

Weil die Freiheit eine Last ist, sind wir immer wieder bereit, sie aufzugeben und sie gegen die Gleichheit einzutauschen, die wir ruhig besitzen können. Wir sind aber zur Freiheit verpflichtet, um des sitt-

lichen Gesetzes willen, dem wir vor Gott Gehorsam schulden. Suchen wir Demokratie als Gerechtigkeit und Freiheit, so können wir sie nicht in Institutionen finden, auf die wir uns immer wieder zu verlassen geneigt sind. Suchen wir ernsthaft einen neuen Anfang, so werden wir auf den Menschen, und das ist auf uns selbst, und zugleich über den Menschen und uns selbst hinaus auf Gott verwiesen.

DIE ALTEN

(Ostflüchtlinge)

Uns Alten ist die Jugend fern,
Doch gut ist's, alt zu werden,
Wenn hell am Himmel Stern an Stern
Und Friede ist auf Erden.
Gut stirbt es sich daheim, daheim,
An einem stillen Abend,
Dann ist der Tod wie Honigseim,
Ein kühler Trank und labend.

Erschlagen Sohn und Enkelkind,
Von Haus und Hof vertrieben,
So irren wir im Winterwind,
Ist niemand, den wir lieben.
Wir klagen nicht ob der Gewalt,
Wir schweigen, statt zu lärmern,
Wir sind so alt, wir sind so kalt,
Und niemand will uns wärmen.

Uns blieb nichts als der Bettelstab
Und Augen, um zu weinen.
Wie dunkel ist der Weg zum Grab,
Wie voll von spitzen Steinen.
Wir schleppen mühsam uns am Stock,
Wir wandern, wandern, wandern,
Barfuß und im zerlumpten Rock,
Der eine nach dem andern.

Gott aber weiß um unsre Not
Und wird sie gnädig wenden,
Er wird uns bald den guten Tod,
Den Freund der Alten, senden.
Wir legen Rock und Mantel ab
Und die bestaubten Schuhe.
Wir Alten finden nur im Grab,
Im Grab allein die Ruhe.

Herbert Stegemann

Geschichte — n. f. D.

Kurz vor Jahresende 1947 ging eine kurze und unscheinbare Notiz durch die Presse: Die im Auftrage des amerikanischen Kriegsministeriums im Lager Marburg an der Geschichte des Zweiten Weltkrieges arbeitenden deutschen Generale würden im Laufe des Frühjahres 1948 ihre Arbeiten beenden. Man ist überrascht zu hören, daß gerade Generale die Geschichte des Zweiten Weltkrieges schreiben sollen. Wahrscheinlich ist ihnen vom amerikanischen Kriegsministerium die Aufgabe zugedacht, das Tatsachenmaterial zusammenzutragen. Es ist sehr erwünscht, wenn das Dunkel, das noch über dem Zweiten Weltkrieg liegt, allmählich ein wenig erhellt wird. Was das deutsche Volk bisher erfahren hat, ist ja leider sehr wenig. Und doch möchte man fünf Jahre nach dem Ende des Geschehens in vielen Dingen ein wenig klarer sehen, was sich eigentlich zugetragen hat und wie die Zusammenhänge gewesen sind, nachdem jahrelang die Propaganda die Köpfe und Hirne zu vernebeln versucht hat.

Fünf Jahre nach dem Ende des ersten Weltkrieges war es für das deutsche Volk schon erheblich leichter möglich, sich über das Geschehen der Jahre 1914 bis 1918 ein erstes Bild zu machen. Die Verantwortlichen auf deutscher Seite hatten zum großen Teil bereits ihre Memoiren veröffentlicht: Ludendorff, Hindenburg, Scheer, Bethmann-Hollweg, Erzberger, Scheidemann, Kronprinz Wilhelm, Falkenhayn, Moltke, um nur einige Namen zu nennen. Der Generalstab des Feldheeres hatte noch während des Krieges mit einer Schriftenreihe „Der große Krieg in Einzeldarstellungen“ an der Klärung zu arbeiten begonnen. Aus der großen Zahl der geplanten Bände sind nur 14 Einzelhefte erschienen. Dann mußte die Schriftenreihe mit der Auflösung des Großen Generalstabes ihr Erscheinen einstellen. Ebenso gab es zu jener Zeit bereits Gesamtdarstellungen, die natürlich, wie es ja zu jener Zeit nicht anders sein konnte, zwar noch Mängel aufwiesen, aber doch schon ein ungefähres Gesamtbild vermittelten. In erster Linie sei an das verdienstvolle Werk des Schweizers Hermann Stegmann erinnert. Schließlich begann das Deutsche Reichsarchiv mit der

Auswertung des riesigen Aktenmaterials, das ihm aus den Beständen der alten deutschen Wehrmacht zur Aufbewahrung und Bearbeitung übergeben worden war. Die durch die am 30. September 1919 erfolgte Auflösung des Großen Generalstabes nicht vollendete Schriftenreihe „Der Große Krieg in Einzeldarstellungen“ fand gleichsam ihre Fortsetzung in den „Schlachten des Weltkrieges“. Von 1921 bis 1930 wurden vom Reichsarchiv 36 Bände vorgelegt. Daneben erschienen die „Erinnerungsblätter deutscher Regimenter“.

Vor allem aber war es Aufgabe des Reichsarchivs, das amtliche Werk über den Weltkrieg 1914 bis 1918 auszuarbeiten und vorzulegen, das wir im folgenden das deutsche Generalstabswerk über den Ersten Weltkrieg nennen wollen.

1925 erschienen die beiden ersten Bände. Sie behandelten die Grenzschlachten im Westen 1914 und die Befreiung Ostpreußens. Bis zum Jahre 1939 waren 12 Bände erschienen. Band 12 hatte die Ereignisse im Frühjahr 1917 behandelt. Dann kam der Zweite Weltkrieg. Gerade die Bände über die wichtigsten Ereignisse — das zweite Halbjahr 1917 und das Jahr 1918 — erschienen nicht mehr. Wenigstens nicht offiziell. Im Sommer 1943 erfuhr ich zufällig, daß Band 13, der die Ereignisse des zweiten Halbjahres 1917 darstellen sollte, ebenfalls erschienen sei. Gerade dieser Band dürfte besonderes Interesse beanspruchen. Mußte man darin doch dargestellt finden: die Flandernschlacht, die Tankschlacht und den deutschen Gegenangriff bei Cambrai, die Kerenski-Offensive und den deutschen Gegenschlag in Ostgalizien, die Eroberung von Riga, Jakobstadt und der baltischen Inseln, den Durchbruch von Flitsch und Tolmein (Zwölfte Isonzoschlacht) und das Zurückwerfen des italienischen Heeres über den Tagliamento bis zum Piave. Mein Gewährsmann erzählte mir, er habe von dem Erscheinen des Bandes 13 durch einen bekannten General, der in der dritten Obersten Heeresleitung an maßgebender und in der Reichswehr an entscheidender Stelle gestanden hatte, erfahren. Auch dieser Mann aber habe ihm das Buch nicht zeigen dürfen, denn er habe sich selbst verpflichten müssen, es niemandem zu zeigen oder gar auszuhändigen. Das war alles sehr merkwürdig. Die amtliche deutsche Darstellung über einen ganz besonders wichtigen Abschnitt des Ersten Weltkrieges erschien unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Ende des Krieges wird das amtliche Generalstabswerk wie eine geheime Kommandosache behandelt. Seltsam, sehr seltsam.

Endlich ist es mir gelungen, den Band zu lesen. Man liest und liest und ist gespannt bis zum Ende, denn schließlich muß doch irgendwo und irgendwann die Lösung dafür kommen, daß auf der ersten Seite steht: Nur zum Dienstgebrauch! Hat man schließlich die 473 Seiten durchgelesen, dann weiß man zunächst noch immer nicht,

warum das Buch diesen Vermerk trägt. Erst wenn man bedenkt, in welcher Zeit der Band erschienen ist — es war im Jahre 1942 — und wenn man weiter bedenkt, daß die Wahrheit in einem totalitären System sehr oft für staatsgefährlich gehalten wird, dann beginnt man, die Zusammenhänge zu verstehen. In einem totalitären Staat gibt es keine freie Wissenschaft, auch der Forschung wird die Aufgabe zugewiesen, bestimmten Zwecken zu dienen, die ihr von der Staatsführung vorgeschrieben werden. Oder es gibt den anderen Weg: Sind die Ergebnisse einer voraussetzungslosen Forschung der Staatsführung nicht erwünscht, dann setzt man auf die „Publikationen“ den Vermerk „n. f. D.“. Bei der Entwicklung neuer oder bei der Weiterentwicklung bereits bekannter Waffen ist ein solches Vorgehen in allen Staaten selbstverständlich. Bei der Darstellung längst abgeschlossener geschichtlicher Ereignisse liegt die Sache doch anders.

Im Dritten Reich wußten aber die maßgebenden Instanzen schon, was sie wollten. Eine nicht unwesentliche Aufgabe bestand darin, die Wahrheit zu verschleiern. Wenn wir die Sache unter diesem Gesichtspunkt betrachten, kommen wir der Lösung schon einen Schritt näher.

Nach dem Ersten Weltkrieg setzte ein jahrelanger Streit um die Frage ein, ob der Zusammenbruch des deutschen Heeres und Volkes unausbleiblich war, oder ob er rechtzeitig durch einen Verständigungsfrieden hätte verhindert werden können. Die Anhänger eines sogenannten Siegfriedens, die Rechtsparteien, vor allem die Vaterlandspartei, haben dies immer bestritten. Die Mittel- und Linksparteien, die Vertreter der sogenannten Mehrheitsparteien im Reichstag, haben immer wieder behauptet, ein Verständigungsfriede sei möglich gewesen, aber durch die Forderung der Annexionisten, vor allem der Alldeutschen, und der mindestens ideologisch zu ihnen gehörenden Kreise, die der Obersten Heeresleitung nahestanden, zunichte gemacht worden. Der Streit wogte hin und her und ist nie entschieden worden. Schließlich stand eben Standpunkt gegen Standpunkt. Für die Anhänger des Siegfriedens war von Anfang an die Friedensresolution vom Juli 1917 der Stein des Anstoßes. Sie soll den Siegeswillen im Volk und Heer geschwächt haben. Dies war vor allem der Standpunkt Ludendorffs. Dagegen wurde von den Anhängern der Friedensresolution immer wieder erklärt, ein Verständigungsfriede sei möglich gewesen. Deutschland hätte sich aber entschließen müssen, eine klare und eindeutige Erklärung über die Zukunft Belgiens, vor allem über seine uneingeschränkte Wiederherstellung, abzugeben. Als die päpstliche Diplomatie in vertraulichen Anfragen auf eine präzise Äußerung über Belgien drängte (in Verfolg des päpstlichen Friedensschrittes im August 1917), antwortete Michaelis ausweichend, obwohl man von Rom aus zu verstehen gab, daß ohne eine solche deutsche Erklärung über Belgien die ganze Friedensaktion aussichtslos sei. Für England

war es eine *conditio sine qua non*, daß Deutschland nicht die flandrische Küste beherrschte.

Als der ehemalige Reichskanzler Prinz Max von Baden im Jahre 1927 seine Memoiren erscheinen ließ, nannte er sie „Erinnerungen und Dokumente“. Des Prinzen Max, der Anfang Oktober 1918 Reichskanzler geworden war, Aufgabe war es, den Krieg zu liquidieren. Eine schon damals alles andere als dankbare Aufgabe. In vollem Bewußtsein, daß man ihm die Hauptschuld an dem Verlust des Krieges geben würde, hatte er die schwere Last des Reichskanzleramtes übernommen. Seine Memoiren sind auf Grund eingehenden Quellenstudiums entstanden. Ging doch noch immer der Streit um die entscheidende Frage: mußte der Krieg einen solchen Abschluß finden, oder gab es eine Möglichkeit, ihn durch eine Remispartie zu beenden? Prinz Max und mit ihm viele andere Männer von Rang und Namen vertraten nach wie vor gegen Ludendorff die Meinung, ein Verständigungsfriede sei möglich gewesen, trotz Poincaré und Lloyd George. Ludendorff-Friede oder Scheidemann-Friede war schließlich zu einem Glaubenssatz geworden. Gleitet aber eine Frage in Deutschland einmal auf das dogmatische Gebiet ab, dann ist es um die Lösung der Frage schlecht bestellt.

Der genannte Band 13 des Generalstabswerkes gibt in dieser wichtigen Frage einige entscheidende Aufschlüsse. Durch ein Schreiben vom 19. Juni 1917 an den Reichskanzler hatte Hindenburg eine Auseinandersetzung über die politische Führung des Krieges eingeleitet. Bethmann-Hollweg antwortete darauf am 25. Juni. Das Schreiben hatte einen stark pessimistischen Unterton. Es zeichnete ein ziemlich düsteres Bild von der Zukunft. Hindenburgs Antwortschreiben vom 7. Juli 1917 wandte sich gegen den Gedanken eines Verständigungsfriedens. Zu einem solchen werde England nicht bereit sein, solange es noch hoffen könne, daß Deutschland vor ihm zusammenbreche. „Wir können sicher sein, daß jeder englische Friedensversuch der Beweis seiner angehenden Agonie ist. Es würde meines Erachtens ein Unheil für unsere staatliche und wirtschaftliche Zukunft bedeuten, wenn wir einen solchen englischen Verständigungsfrieden annähmen.“ Einige Seiten später lesen wir: „Am 19. August äußerte General Ludendorff im Ferngespräch mit General von Kuhl“ — dem Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern —: „Wenn wir Belgien zurückgäben, könnten wir jeden Tag Frieden haben.“ Dies sind Töne, die bisher unbekannt waren. Kein Wunder, daß ein Buch, das uns solche Wahrheiten offenbart, den Vermerk enthält: nur zum Dienstgebrauch!

Hier setzt die große Bedeutung einer solchen Darstellung ein. Man halte sich einmal vor Augen: Tatsachen von solcher Tragweite wären nicht in einem unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienenen Buch

1942 vorgetragen worden, sondern hätten 10 oder 15 Jahre früher in einem Geschichtswerk gestanden, dann wäre der politischen Demagogie der Wind aus den Segeln genommen worden. Waren die Verantwortlichen in einer so ungemein wichtigen Frage der Unehrlichkeit überführt, dann bekam ihre Glaubwürdigkeit einen heftigen Stoß. Wie sehr mußte dann in einer anderen, nicht weniger wichtigen Frage, der des „Dolchstoßes“, die Glaubwürdigkeit der Verfechter der Dolchstoßlüge erschüttert werden.

Hier wird die ganze Angelegenheit hochpolitisch. Der Band 14, der die Ereignisse des Jahres 1918 enthält, ist zwar noch fertiggestellt, aber nicht mehr veröffentlicht worden, nicht einmal n. f. D. Ob das deutsche Volk und die deutsche historische Wissenschaft diesen Band noch einmal zu Gesicht bekommen werden, steht dahin. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß das Reichsarchiv gerade im letzten Band Tendenzgeschichte geschrieben haben sollte. Wurden aber die Ereignisse dargestellt, wie sie tatsächlich gewesen sind, dann mußte das Reichsarchiv zu dem Ergebnis kommen, daß es keinen Dolchstoß gegeben hat und daß diese Behauptung nichts anderes war als eine politische Zwecklüge.

Eine rechtzeitige geschichtliche Erklärung hätte somit zugleich eine eminent wichtige politische Entscheidung enthalten. Dann hätte nicht Hitler von 1933 bis 1945 in fast jeder Rede behaupten können, der Erste Weltkrieg sei durch den Dolchstoß verlorengegangen, er werde dafür sorgen, daß es nie wieder zu einem Dolchstoß komme, Deutschland werde nie kapitulieren. Damit es aber nicht dahin komme, werde er dafür sorgen, daß alle „Defaitisten“ ausgerottet würden.

Man muß sich fragen, ob das sinnlose Verlängern des Krieges bis zur Selbstvernichtung möglich gewesen wäre, wenn das deutsche Volk rechtzeitig von autoritativer Seite die Wahrheit erfahren hätte. Denn schließlich: wenn das Reichsarchiv das bestätigte, was die Führer der Mehrheitsparteien immer behauptet hatten, dann war der politischen Demagogie der NSDAP der Weg erheblich erschwert.

Hier kommen wir zu einer anderen hochbedeutenden Frage: wie konnte es geschehen, daß 20 Jahre nach Ende des Krieges in einer so wichtigen Frage noch keine Klarheit herrschte? Auch wenn das Generalstabswerk in angeblich so kurzer Zeit nicht fertiggestellt werden konnte, hätte man so wichtige Einzelheiten nicht schon vorher zur Kenntnis des deutschen Volkes bringen müssen? Geschichtschreibung heißt ja nicht nur Darstellung hinter uns liegender, abgeschlossener Vorgänge. Diese Vorgänge wirken, wie wir hier sehen, weiter und erlangen schließlich noch eine eminente Bedeutung.

Die Deutsche Gründlichkeit in Ehren. Das deutsche Generalstabswerk über den Ersten Weltkrieg sollte schließlich in umfassender Weise Aufklärung über das gigantische Geschehen von 1914 bis 1918

geben. Ließ sich aber das Werk nicht so rasch fertigstellen, dann mußten eben Einzelveröffentlichungen zunächst die Lücke schließen. Es durfte aber nicht geschehen, daß Tatsachenmaterial von weittragender politischer Bedeutung jahrelang unausgewertet im Archiv liegenblieb. Wir sehen jetzt, wie leicht das Reichsarchiv imstande gewesen wäre, dem ganzen Streit über die Frage Belgien und im weiteren Verfolg „Verständigungsfrieden“ ein Ende zu bereiten und politischen Demagogen das Handwerk zu legen. Oder wollte man das vielleicht gar nicht? Hat das Reichswehrministerium, das auf die Entstehung des Generalstabswerkes einen nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt haben dürfte, vielleicht an der Klärung der Streitfrage gar kein so großes Interesse gehabt? Trugen die Bände 1 bis 9 den Vermerk „Bearbeitet vom Reichsarchiv“, so lautete der entsprechende Vermerk für die Bände 9 bis 13 „Im Auftrage des Reichskriegsministeriums (bzw. des Oberkommandos des Heeres) bearbeitet und herausgegeben von der kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres“. Hier ergibt sich eine weitere grundsätzliche Frage: Wer ist überhaupt berufen, die Geschichte eines Krieges zu schreiben? Sind die Generäle die geeigneten Experten, dies zu tun, oder wäre es nicht am Platze, daß sich die Historiker hier ganz wesentlich beteiligen? Um jedes Mißverständnis von vornherein auszuschließen, sei vermerkt, daß nach dem Ersten Weltkrieg auch aus dem Kreise ehemaliger Offiziere sehr wertvolle Mitarbeit geleistet worden ist. Es seien hier nur die Namen Wilhelm Gröner, Wolfgang Foerster und Theobald von Schäfer genannt.

Die Historiker haben früher immer mit Recht den Standpunkt vertreten, es sei erst dann der Augenblick zu einer abschließenden Darstellung gekommen, wenn die wesentlichen Dokumente und Memoiren vorlägen, so daß sich für die Zukunft keine erhebliche Verschiebung des Gesamtbildes erwarten lasse. Dieser Standpunkt ist sicherlich grundsätzlich richtig. Wie steht es aber heute bei uns? Wenn einmal die Geschichte des Zweiten Weltkrieges geschrieben wird, dann sind die deutschen Historiker nicht in der Lage, wie dies früher üblich und selbstverständlich war, die Archive zu durchforschen. Denn diese sind nach der bedingungslosen Kapitulation vom 8. Mai 1945 zum größten Teil in die Hauptstädte der Siegerländer abtransportiert worden. Wir Deutsche sind zunächst einmal auf die Dokumente angewiesen, die uns die Siegerstaaten aus unseren eigenen früheren Beständen zur Verfügung stellen. Diese für uns Deutsche nun einmal bestehende Gegebenheit müssen wir aber hinnehmen und trotzdem versuchen zu ergründen, wie alles gekommen ist. Für die Historiker ergibt sich hier eine große und bedeutsame Aufgabe. Es dürfen nicht wieder Jahrzehnte vergehen, bis man auch nur einigermaßen über das hinter uns liegende Geschehen klar sieht. Die Mög-

lichkeit, daß gefällte Urteile später nach Auffindung weiteren Materials und nach dem Erscheinen weiterer Memoiren berichtigt werden müssen, darf nicht dahin führen, daß die Geschichte der hinter uns liegenden Jahrzehnte zunächst der Behandlung durch Parteiredner überlassen bleibt.

Eine Geschichte des Zweiten Weltkrieges von deutscher Seite können wir in absehbarer Zeit nicht erwarten. Es sind aber doch so viele Unterlagen vorhanden, daß auch heute schon an die Klärung einer Reihe von Fragen herangegangen werden kann. Es ist notwendig, daß Fehler, die bei der Darstellung des Ersten Weltkrieges gemacht worden sind, diesmal von vornherein vermieden werden.

Soldatenknechtschaft und Soldatengröße

Man kann den Anbruch der Zeit nicht genug beschleunigen, in welcher Heer und Nation ein und dasselbe sein werden, falls jene künftige Zeit weiter zu einer solchen hinführen soll, in der es Heere und Kriege nicht mehr geben wird, einer Zeit, da der Erdball nur ein einziges Volk tragen wird, das endlich einmütig sei in Ansehung seiner Gesellschaftsformen — ein Ereignis, das längst schon hätte eintreten sollen...

Wird es denn niemals erscheinen, das Gesetz, das in solchen Fällen eignisse, vor den zusammenhängenden, unberechenbaren Bewegungen gemeinheit unrecht, wenn sie sich von Menschenalter zu Menschenalter immer wieder erhebt und den Ungehorsam des Vicomte d'Orte freispricht und ehrt, weil dieser Mann Karl IX., der ihm die Ausdehnung der Pariser Bartholomäusnacht auf Dax, eine Stadt in Südfrankreich, befahl, den Bescheid gab: „Sire, ich habe den Befehl Eurer Majestät an Ihre getreuen Untertanen und Kriegsmannen weitergegeben, ich habe nur gute Bürger und brave Soldaten gefunden und nicht einen Henker.“

Und, so er dran recht getan, den Gehorsam zu verweigern, wie denn vermögen wir unter Gesetzen zu leben, die wir gar für vernünftig halten und die uns befehlen, den mit dem Tode zu bestrafen, der eben diesen blinden Gehorsam verweigert? Wir bewundern den freien Willen und wir töten ihn! Das Widersinnige kann nicht lange herrschen, so muß man wohl dahin kommen, die Umstände zu regeln, unter denen auch dem Manne der Waffe eigenes Ermessen statthaft wäre, auch eine Ranggrenze zu ziehen, von der ab es der eigenen Einsicht erlaubt wäre, frei zu schalten, und zugleich damit die Betätigung des Gewissens und der Gerechtigkeit...

Auch ist es wünschenswert, daß unverrückbare Schranken ein für alle Male dergleichen aus machtvollkommener Willkür erteilten Befehlen gesetzt würden, wie sie von der obersten Staatsgewalt ausgehen, die oft genug in unserer Geschichte in unwürdige Hände geraten ist: auf daß es nie und nimmer irgendwelchen Abenteurern, die zur Diktatur gelangten, möglich wäre, 400 000 Ehrenmänner in Mörder zu verwandeln kraft eines Gesetzes — gleich ihrer Regierung — von Eintagsdauer.

Alfred de Vigny (1798—1863)

Die Stufen zum Satanismus

Umriss einer Genealogie der KL-Idee

Die erregte Diskussion über die Äußerungen der führenden evangelischen Geistlichen von Berlin, Bischof Dibelius und Propst Grüber, zur Frage der Konzentrationslager in der russisch-besetzten Zone und die etwas später erfolgte Auflösung dieser Konzentrationslager haben das eine Gute gehabt, die Aufmerksamkeit für dieses traurigste und finsterste Thema der neuen Geschichte wach zu erhalten. Konzentrationslager sind die Symptome einer düsteren sozialen Erkrankung, nicht die Erkrankung selbst, so schauerlich diese sich auch gerade in einer solchen Geschwürbildung äußern mag. Zur Auflösung gebrachte Konzentrationslager entsprechen daher etwa einer Krebsoperation. Man muß, ehe man triumphiert, abwarten, ob die Erkrankung nicht vorerst nur unsichtbar gemacht wurde, in der Stille aber durch Metastasen an andere Stellen verteilt wird. Darüber hinaus bleibt die Frage offen, ob Operationen überhaupt die richtige Behandlungsform sind, oder ob die Erkrankungen eine Ganzheitsbehandlung erfordern, weil sie von bestimmten Lebensformen nicht abgetrennt werden können. Wenn es die gesammelte Empörung der sittlichen Menschheit wirklich erreichen sollte, den Gedanken der Konzentrationslager Schritt für Schritt in der Welt zu ächten, und wenn er, wie es die viel bestrittenen Auslassungen des Propstes Grüber nahelegen wollten, seinen Höhepunkt doch in den nationalsozialistischen KL gehabt haben sollte, so kann uns dies nicht von der leidenschaftlichen Aufmerksamkeit und genauesten Weiterverfolgung des Übels entbinden. Hierzu gehört aber nicht nur die Beobachtung kommender Entwicklungen, sondern auch eine tiefere Erkenntnis der Wege, die das satanische Unheil gegangen ist, ehe es seine vollen Triumphe feierte. Der Weg auf und ab ist ein und derselbe, sagt Heraklit. Wir müssen in die Geschichte steigen, um das verdeckte Geschehen der Zukunft abfühlen zu können.

Die grundlegenden Analysen und Deskriptionen des „System der KZ“ von Eugen Kogon in seinem „SS-Staat“ oder von David Rousset

in seinem „L'univers concentrationnaire“ haben uns die minutiösesten Querschnitte des Erscheinungskomplexes gegeben. Eine vollkommene Wesenserkenntnis ist aber nicht ohne einen Längsschnitt, ohne die Anamnese, um noch einmal medizinische Vergleiche zu gebrauchen, möglich. Je ungeheuerlicher ein Geschehen, um so lebendiger in uns die Frage nach seiner Entstehung. Wer in der Nazizeit ein schweigend mitleidender Nachbar des KL-Wesens gewesen ist, wie ein großer Teil des deutschen Volkes, soweit es nicht in den satanischen Verhärtungs- und Verstumpfungsprozeß der herrschenden Ideologie hineingezogen war, wird seine Erfahrungen und Gedanken über das damalige Geschehen auch in die Vergangenheit ausgesandt und sich eine mehr oder weniger zutreffende Genealogie der Sache zurechtgelegt haben. Andererseits leben noch heute in vielen Köpfen auch die am meisten wiederholten Behauptungen der Zweckpropaganda der Nazi weiter und erweisen, wenn man gesprächsweise auf die KL-Frage stößt, eine erstaunliche Zählebigkeit. An erster Stelle stehen hier die Beziehungen und die vermeintliche Parallelität der nationalsozialistischen KL mit den concentration-camps des Burenkrieges.

Wir sind mit diesem Stichwort, wie sich später erweisen wird, zwar nicht durch die Hauptpforte, aber doch durch ein Seitentürchen in die Entstehungsgeschichte der Konzentrationslager eingestiegen. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Tatsache der concentration-camps des Burenkrieges von erheblicher Bedeutung für das deutsche KL-Unwesen geworden ist. Das Beziehungsgeflecht beider Erscheinungen ist jedoch weit verwickelter, als es gemeinhin angesehen wird, und erst recht, als es in der Nazizeit propagiert wurde. Es bildet eine wunderliche Mischung aus echten Entsprechungen, irrigen Auffassungen, bewußten Täuschungen und sich selbst widersprechenden Rechtfertigungen. Lösen wir die sachlichen Realitäten aus diesem Komplex heraus, so besteht als Entsprechungspunkt zuerst die Tatsache der Namensübernahme. Der Ausdruck Konzentrationslager ist aus dem Englischen übersetzt und in ausdrücklicher Anlehnung an die Lager des Burenkrieges hauptsächlich deswegen übernommen worden, weil man der von vornherein erwarteten Kritik der westlichen Welt durch die Namensgleichheit die Stichhaltigkeit ihrer Einwände zum mindesten im oberflächlichen Propagandakrieg entkräften wollte. Man rechnete damit, daß Namensgleichheit weitgehend für Sachgleichheit genommen werden würde, um so mehr, als in der Tat über die Namensgleichheit hinaus eine Verwandtschaft beider Erscheinungen in ihrer moralischen Verwerflichkeit und im Leiden der betroffenen Menschen bestand. Dennoch kann diese Verwandtschaft nicht als echte Verwandtschaft bezeichnet werden. Auch die eingeweihten Naziführer, die eigentlichen Verantwortlichen der nationalsozialisti-

schen Konzentrationslager, haben dies nicht ernsthaft angenommen. Es genügte, daß es weitgehend geglaubt wurde. Weil dies nun auch heute noch oft geschieht, seien die Identitäten und die Unterschiede der beiden Erscheinungsformen des Konzentrationslagers kurz mit den Hauptdaten, die zu den concentration-camps führten, ins Gedächtnis zurückgerufen:

Nachdem Lord Roberts 1901 den Burenkrieg in einem einseitigen Dekretionsakt für beendet erklärt hatte, die Buren aber als Guerillas weiterkämpften, wurden ihre Frauen und Kinder durch die Engländer gewaltsam von den Farmen evakuiert und in camps „konzentriert“, um den Partisanen die Verpflegungsstützpunkte zu nehmen. Es handelte sich also um eine sehr fragwürdige Maßnahme gegen die Zivilbevölkerung im Zuge eines Krieges, der als Eroberungskrieg angesprochen werden mußte. In den Lagern, die dem Typus des Interniertenlagers späterer Zeit ähnelten, rissen menschenunwürdige und schließlich empörende Zustände durch das völlige Versagen der Organisation bei der Verpflegung und Seuchenbekämpfung ein. Ohne diese Zustände irgendwie beschönigen zu wollen (und sie sind auch sehr bald der Gegenstand heftigster öffentlicher Kritik der Engländer selbst geworden), muß die simple geschichtliche Tatsächlichkeit aber respektiert werden, daß es sich hier um schwere Unterlassungssünden, nicht um einen aktiven Satanismus wie in den Nazi-KL gehandelt hat. Wenn man schon Beziehungen suchen will, dann kann man sie nur über die Brücke der in beiden Fällen geübten Machtpolitik, nicht aber in der Wesensart der Lager selbst finden. Die Nazi waren Kopisten und wie alle Kopisten Übertreiber, weil eine nackte, nicht in ein organisches Schicksal eingebettete Bewußtseinsabsicht hinter allem ihren Tun stand. Sie kopierten und übertrieben die bewunderte britische Machtpolitik und kopierten sie abstrakt und namensgläubig auch noch im Gedanken der Konzentrationslager mit der für die Art ihres Denkens bezeichnenden Widersprüchlichkeit, indem sie einerseits die britischen Greuel dick herausstrichen, andererseits jedoch als Greuel der bewunderten Engländer wiederum zur Deckung des eigenen ungeheuerlichen Tuns benutzten. In eine direkte genealogische Linie der nationalsozialistischen KL gehören die camps des Burenkrieges aber nicht hinein, so hoch man auch bei der geringen Bildung der Naziführer die Wirkung der Namensgleichheit und das gemeinsame abstrakte Motiv der Rücksichtslosigkeit einschätzen will. Die wirklichen Wurzeln der KL müssen an anderen geschichtlichen Orten gesucht werden und sind zum großen Teil erst mit Kriegsende ans Tageslicht gekommen.

Wir wollen zuerst einen Wurzelstrang herauslösen, der wenig beachtet wurde, aber doch für die spezifisch deutsche Variante des Konzentrationslagers von großer Bedeutung gewesen ist, auch wenn

wirrins davor hüten wollen, den Satanismus des KL-Gedankens allzu eng an alte geschichtliche Lebenskomplexe oder schlechthin an die Dämonie der menschlichen Natur anzuschließen. Wir meinen die Beziehungen, die der Gedanke und im besonderen viele Praktiken der Konzentrationslager zum normalen Militarismus besessen haben. Konzentrationslager, Reichsarbeitsdienst, allgemeine Wehrpflicht sind fraglos drei miteinander im Zusammenhang stehende Etappen einer Erneuerung militaristischen Geistes auf Kosten des Freiheitsgedankens gewesen, auf denen der Führerstaat des Dritten Reiches zu seiner sich immer mehr personell zuspitzenden Diktatur vorangeschritten ist. Hier schuf er sich Reichsgüter, Domänen und Versuchsfelder seiner Methodik, die unter den damaligen Umständen allein die Gewähr zu bieten schien, akute politische und wirtschaftliche Probleme der Zeit in Planungen zu lösen. Wie manches Ungeheuerliche ist auch das Ungeheuerliche der Konzentrationslager aus einfachen, fast „natürlich“ und „vernünftig“ erscheinenden Anfängen hervorgegangen. Ja, es besteht die Paradoxie, daß am Beginn der KL nicht ein bewußt nach außen gerichteter konvexer, sondern ein konkaver Brutalitätsakt zu suchen ist. Als Hitler 1933 zur Macht kam, war der durchschnittliche Deutsche, insbesondere der junge Deutsche, in hohem Maße disziplinbereit und gehorsamswütig. Er hatte die Freiheit als „auflösend“ und gefährdend für die soziale Struktur kennengelernt und sehnte sich, mit Edgar Jung zu sprechen, nach einer Befreiung von der „Herrschaft der Minderwertigen“. Der eben genannte Autor, aber auch Spengler, Moeller van den Bruck und andere bedeutende Köpfe hatten an einer Ideologie für die rechtsgerichteten Massen mitgearbeitet, die nun im Nationalsozialismus zu einer zwar vom Erdentaub und der Inferiorität der „Führer“ getrüben, aber doch versuchsweise annehmbaren Verwirklichung zu kommen schien. Man war für ein genaues Denken mit dem Begriff der Freiheit nicht geschult und erkannte die Gefahr in den ersten Akten des Freiheitsentzuges auch dann vielfach nicht, wenn man dem neuen Regime ablehnend oder abwartend gegenüberstand. Die Einstellung vieler Deutscher zu den Konzentrationslagern kann noch bis in die ersten Jahre der Nazizeit dahin charakterisiert werden, daß man diese in den allgemeineren Vorstellungsbereich des Militarismus versetzte und als ein ins Rohere gesteigertes Kasernenleben betrachtete. Auch das Raunen und die Anklage in privaten Gesprächen betrafen meistens nur die sentimentale Seite der Sache, das Leiden der Betroffenen, aber selten die geistigen Grundlagen dieses Leidens, die auch ohne alle Quälereien ungeheuerlichen Akte des gesetzlosen Freiheitsentzuges.

Man darf nun annehmen, daß jene Vorstellungen von einem Leben in Strafkompagnien oder unter besonders üblen militärischen Vorgesetzten sogar den tatsächlichen Verhältnissen in den Lagern etwa

bis zu der großen Zäsur von 1934, der Niederschlagung der Röhmverschwörung und der Aufrichtung der SS-Herrschaft entsprachen. Schon unter solchen Bedingungen war gewiß der Brutalität und Willkür einzelner Aufsichtsorgane, die damals noch aus der SA genommen wurden, ein beträchtlicher Spielraum gelassen. Man besaß aber noch keine spezifische KL-Idee. Das KL existierte nur aus negativen Motiven. Es war eine Art Notlösung, mit unliebsamen, der Staatsideologie gefährlichen Personen auf die gedankenloseste Art fertig zu werden, ohne sich einer klaren Übertretung des Fünften Gebotes schuldig zu machen. Daß man es am Beginn des Satansweges noch nicht wagte, politische Gegner zu töten oder auch nur ihnen einen politischen Prozeß zu machen, sondern sie durch gewaltsame Abgrenzung ihrer Wirkungssphäre zu berauben vermeinte, konnte schließen lassen, daß man ursprünglich aus Furcht vor der eigenen Courage, an die die Öffentlichkeit und auch das eigene Gewissen noch nicht gewöhnt waren, den milderen, weniger krassen Regungen nachgab. Das in Drohungen schon lange vorher angekündigte „Köpferollen“ setzte erst später ein und richtete sich, in seltsamer Ironie, zuerst gegen die eigene ursprüngliche Gefolgschaft. Der Schlag gegen die Röhmlaute am 30. Juni 1934 war der Schritt über den Rubikon auf der Mörderlaufbahn. Mit ihm lernten die „Führer“ das Töten im Großen und das Ertragen des gesetzlosen Tötens, das für die weitere Entwicklung der KL-Idee entscheidend wurde.

Wir sehen also am Anfang der nationalsozialistischen KL-Improvisation und Unentschiedenheit, ja, vom Ende her gesehen, „Milde“. Die nächste Paradoxie war es nun aber, daß aus dieser „Milde“ die weit größere Ungeheuerlichkeit, das Schauerliche schlechthin, Zug um Zug in einer fein verteilten Kontinuität hervorging. Die „ruhige“ Natur der nazistischen Revolution hatte zum Erfolg, viele bürgerliche Elemente in einem großen Bekehrungsakte auf die Seite der Bewegung zu ziehen und dieser dadurch in den Herzen ein Kapital scheinbarer Legitimität anzusammeln, das bald für die Deckung des Regimes und seiner Untaten von Bedeutung werden sollte. Man kann es heute sagen, daß ein siegreicher Röhmputsch für Deutschland im ganzen, aber auch für die Konzentrationslagerfrage im Einzelnen eine weit geringere Katastrophe als die „ruhigere“, scheinbar gesetzliche und dem bürgerlichen Denken angepaßtere Entfaltung und Befestigung der reinen Hitlerdiktatur geworden wären. Der vitale SA-Gedanke ist am 30. Juni 1934 von der rein satanischen SS-Idee besiegt worden, und dieser Sieg bedeutete die große Wendung im System der KL, für die es äußerlich bezeichnend wurde, daß man nun erst daran ging, aus den Lagern Siedlungen, aus der Improvisation feste Einrichtungen und Bestandteile des politischen Herrschaftssystems zu machen.

Halten wir das bisherige Ergebnis noch einmal fest, so läßt sich sagen, daß eine wenn schon nicht hinreichende, so doch notwendige Bedingung für die Lager im Militarismus und dessen alt eingespielten seelischen Strukturen zu suchen ist. Nur in seiner Sphäre kannte man das Verdinglichen der Person, die Funktionalisierung des Eigenwillens zur bloßen Antenne und Transformatorstelle von außen gegebener Direktiven. Nicht einmal in den Zuchthäusern alten Stiles wurde eine ähnliche Befehlsgewalt ausgeübt. So ähnelte denn auch das ganze System der Tageseinteilung, der Unterbringung und inneren Organisation, ehe man später eigene „Erfahrungen“ gesammelt hatte, ganz dem Schema des Militärs, nur mit den Akzenten einer spezifischen Feindschaft gegen den Häftling. Insbesondere entsprach die später auf die Gipfel des Schauerlichen getriebene Empfangszeremonie für den Häftling in den Lagern zuerst wohl noch ungefähr demjenigen, was jeden jungen Rekruten am ersten Tage Kommiß erwartete: der *coup de foudre*, der Schock der Selbstzertrümmerung, auf dem dann die weitere militärische Abrichtung aufbaut. Gewiß ist auch damals in den Lagern schon gedroschen worden. Es mag vertierte, aber doch wohl noch keine diabolische Befehlshandhabung gegeben haben. In den Fällen, in denen das Gefühl der Macht bei den Schergen auf die Gleitebene der Lust an der Brutalität geriet, dürfte ihnen vorerst doch noch der entscheidende Gesichtspunkt für die späteren Entwicklungen gefehlt haben: die bewußte Ausschaltung allen natürlichen Gewissens. Diese entscheidende Wendung kann erst eingetreten sein, nachdem man den Lagern im Zusammenhange mit der Röhmrevolte und den auf sie folgenden Strukturveränderungen der Nazi-ideologie zu einer nackten Macht- und Bestialitätsphilosophie einen neuen übergreifenden Zweck unterlegte und dem Bewachungspersonal ein diesem angemessenes technisches „Gewissen“ einpflanzte. Es ist die Ausbildung der spezifischen SS-Ideologie, der esoterischen Philosophie Hitlers und seines Reichsführers SS.

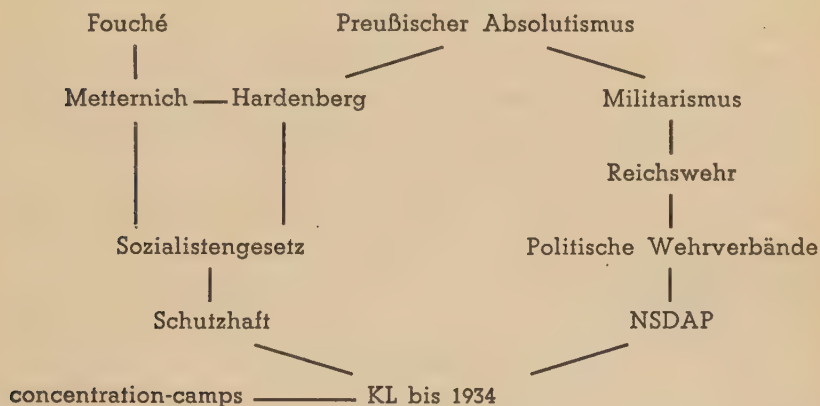
Bevor wir auf diese Philosophie und ihre Folgen für die KL-Idee eingehen, müssen wir aber noch einen anderen Wurzelstrang des Gedankens aus dem weiten Erdreich der Geschichte herausheben, an dem eine Genealogie der KL nicht vorübergehen kann. Wir sagten schon einmal, daß der Blick auf diese Fragen durch die Ungeheuerlichkeit menschlichen Leidens, das sich hier ansammelte, gewissermaßen in einen basiliskischen Bann geschlagen ist. Man vergißt in diesem Pathos, daß der tiefste Grund für die Ermöglichung solcher Erscheinungen geistiger Natur ist und mit der mehr oder minder großen Klarheit und Entschiedenheit unseres zivilen Freiheitsbegriffes zusammenhängt. Der Inbegriff der Freiheit des Individuums ist die 1679 von den Engländern zuerst in ein Gesetz gebrachte Habeas-Corpus-Akte, das Grundgesetz, nach welchem ein Bürger nur auf

Grund eines mutmaßlichen Verbrechens verhaftet werden kann und innerhalb einer ganz kurzen Frist Anspruch auf ein Verhör und ein Urteil besitzt. Diese Habeas-Corpus-Akte, die im 20. Jahrhundert ein Grundgesetz aller Rechtsstaaten war, hat in Deutschland nie auf allzu sicheren Füßen gestanden. Sie ist im Rechtsempfinden des deutschen Volkes nicht sicher und tief genug verankert gewesen, um in den Zeiten der sogenannten staatlichen Notlage nicht über Bord geworfen zu werden. Sie wurde 1914 nach Ausbruch des Krieges in der „Schutzhaft“ Rosa Luxemburgs, Franz Mehrings und Karl Liebknechts aufgehoben, als sogenannte administrative Maßnahme, die zwar auf keine Rechtmäßigkeit, aber doch auf eine über hundert Jahre alte Geschichte der Anwendung zurückging. Etappen sind in den „Sozialistengesetzen“ der Bismarckzeit und den „Demagogenverfolgungen“ des Metternich-Hardenbergschen Systems mit ihrer „Verwaltungshaft“ zu sehen, um schließlich im dynastischen Absolutismus zu enden. Von dieser historischen Basis aus läßt sich nun eine wichtige Beziehung zum Rußland Nikolaus des Ersten herstellen und damit zur „administrativen“, nicht judizierten Verschickung nach Sibirien, die wiederum die Vorform der sowjetischen Konzentrationslager gewesen ist.

Es hat in Deutschland keinen Bastillesturm gegeben. Bei aller Neigung zum Absolutismus hat uns seltsamerweise immer diejenige zu dem Absolutismus des Rechtes gefehlt. Der Grundsatz einer absoluten Sicherung der rechtlichen Person ist von uns nie voll durchgekämpft worden. Man begnügte sich mit achtzigprozentigem, neunzigprozentigem Recht sowohl unter Hardenberg wie unter Bismarck wie auch unter Wilhelm dem Zweiten. Der preußische Innenminister konnte bis 1918 *lettres de cachet* erlassen, und über den Artikel 48 der Weimarer Verfassung wurde es Hitler und Himmler ein leichtes, diese Tradition wieder aufleben zu lassen. Wenn wir nur die äußerlich-technische Seite der Sache ins Auge fassen, ist nun natürlich von der Verwaltungshaft Hardenbergs oder der Schutzhaft unter Wilhelm dem Zweiten keine Parallele zum Grauen der nationalsozialistischen Konzentrationslager zu ziehen. Dennoch stehen beide Erscheinungen in tieferem innerem Zusammenhange mit den Nazilagern, als etwa die *concentrations-camps* des Burenkrieges. Es ist dieselbe Erkrankung des Rechtsgefühls, die uns dort erst als Keim, hier aber als riesiges Psychom entgegentritt. Die Erkenntnis der wahren Zusammenhänge läßt auch heute noch viel zu wünschen übrig. Der Abscheu gegen das KL-Unwesen erschöpft sich auch heute meistens in einem Abscheu vor den dort verübten Greueln, nicht aber vor der ungesetzlichen und ungerechten, lediglich die Kollektivmacht manifestierenden Freiheitsberaubung als solcher. Die menschlich reinen und persönlich wahrhaftigen Ausführungen des Propstes Grüber über die Zustände

in den Konzentrationslagern der sowjetischen Zone hatten ihren wirklichen Angriffspunkt darin, daß sie ein deutliches Bewußtsein für diese Prinzipienfrage vermissen ließen und statt dessen die unterschiedlichen Modalitäten, die doch jeden Tag wieder geändert werden können, hervorhoben. Man mache nur einmal die Probe, in wievielen Fällen über jene Prinzipienfragen richtig geurteilt wird. Man mache die Probe mit dem umgekehrten Beispiel und frage einen Deutschen, der sich als Anhänger der „westlichen Welt“ bezeichnet, was er über Bebels Gefängnishaft, über Liebknechts Schutzhaft denkt, ob mit ihr rechtens gehandelt wurde? Die Einstellung, die in gerader Linie zur Duldung der Konzentrationslager führte, wird sich als Keim schon bei dieser Entscheidungsfrage sichtbar machen.

Unser bisheriger Stammbaum des KL-Gedankens sieht nunmehr etwa folgendermaßen aus:



Damit kommen wir nun zu der großen Zäsur von 1934, die alle diese Entwicklungslinien in einem Kristallisationsakt zusammenfaßte und die eigentliche nationalsozialistische KL-Idee gebar. Die Weltgeschichte würde sich kaum anders als am Rande in ihren ohnehin obligaten Schreckenskammern mit den deutschen KL beschäftigen, wenn diese beim Stande von 1934 stehengeblieben wären. Den Rang eines Hauptkapitels in der Geschichte der Humanität haben sie erst mit dieser Zäsur bekommen. Von diesem Zeitpunkt ab wird das KL eine Idee. Es erhebt sich aus der animalischen in die satanische Dimension und wird ein Bestandteil der Hitlerschen Philosophie. Wir nennen den Namen Hitlers noch vor demjenigen Himmlers oder anderer untergeordneter Kreaturen, da das nationalsozialistische Konzentrationslager nur aus den besonderen seelischen Voraussetzungen des „Führers“ zu erklären ist, den das deutsche Volk in grausiger Ironie bis zuletzt und vielfach auch noch bis heute gerade von

den satanischen Seiten des Dritten Reiches immer freisprechen wollte. Man kann unmenschlich und brutal aus den verschiedensten Gründen sein, aus Gleichgültigkeit und natürlicher Wesenskälte, aus sexueller Lust und animalischer Roheit, aus Unfähigkeit zur Einfühlung und Mörderraffinement. Der eigentliche Satanismus ist es aber, aus „Philosophie“ unmenschlich und brutal zu sein. Vielleicht ist Hitler wirklich der erste und bisher letzte Fall dieser Art. Daß hier die Motive seines Tuns liegen, kann aber nicht bezweifelt werden. Andererseits liegt auch in diesem „Idealismus“ der Grund dafür, daß gerade seine Untaten immer wieder Rechtfertigungen finden, obwohl sie die verheerendste und zugleich niederste Form darstellten, in der sich das Böse bisher auf der Erde gezeigt hat. Die Konzentrationslager wurden in der Hitlerschen Konzeption zu einer Institution, die als Abhärtungsschule für das Grauen weiter entwickelt wurde, die also in letzter Perversion der Verhältnisse im Grunde nicht einmal zuerst für die Insassen unterhalten wurde, sondern für alle diejenigen, die dieses Grauen aushalten lernen sollten, vom höchst Verantwortlichen selber bis hinunter zum Bewachungspersonal der SS. Das Tun und Leben dieses Mannes kristallisierte sich zuletzt immer mehr um die Aufgabe, immer Ungeheuerlicheres an bösem Tun „auszuhalten“. Er hat in der Härte, in der eiskalten Geistesverfassung eine Aufgabe seiner „Tugend“ gesehen, eine „Moral“, die ihm vielleicht seiner Natur nach bereits „gelegen“ hat, zu deren Gipfelleistungen er sich aber immer erst wieder hinbringen und hinaufsteigern mußte. Für ihn gilt der von Nietzsche so leichtfertig in die Welt hinausgerufene Satz: „Mitleid soll Sünde für dich sein.“ Härte ist für ihn die Schlüsseltugend des deutschen Politikers gewesen, wie er ihn im Rahmen einer maßlosen Aufgabe als Phantom in der Vorstellung trug. Auch der Teufel hat sein Gewissen. Auch er steuert seine Aktivität nach bestimmten Idealen, die von einem gewissen Stadium ab einen Ausbruch aus ihrer Logik kaum mehr möglich machen. Alle Berichte über die Lager in der Zeit nach 1934 lassen das Eine deutlich erkennen, daß es sich hier nicht mehr um ein systemloses Abgleiten ins Gemeine oder um natürliche Roheit, sondern um eine unter Aufmunterung und Belohnung, ja beinahe unter Zwang stehende Bestialisierung handelte. Ihr hat der bewußte Gedanke der SS-Ideologie zugrunde gelegen, den Tod und das Grauen zu „äußeren“ Vorgängen zu entwirklichen. Die SS brauchte eine Schule der Grauensabgewöhnung für die Kriegsziele des Systems. Hierfür waren die Lager unter Himmlers Direktion in erster Linie ausersehen. Man hat nun neuerdings nachweisen können, daß Himmler einer der frühesten und besten Kenner des Systems der sowjetischen Arbeitslager, die wiederum auf die zaristische administrative Zwangsverschickung nach Sibirien zurückgehen, gewesen ist. Er hat die sowjetischen Einrichtungen, die damals kaum jemand in

Deutschland kannte, genau studieren und in vielen Zügen kopieren lassen. Die Schaffung einer Sklavenschicht von Ausgestoßenen, die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft bis zum wenig hinausgezögerten Tode, die Fiktion der Bestrafung als Sinn einer im Grunde rein merkantilen Organisation, die Beaufsichtigung der „Politischen“ durch die „Kriminellen“ zum Zwecke besserer Bespitzelung und Wachhaltung der inneren Spannungen unter den Häftlingen, alle diese Merkmale der nationalsozialistischen Konzentrationslager finden wir auch im System der sowjetischen Arbeitslager, das sogar in diesem Falle wirklich einmal eine russische Priorität für sich in Anspruch nehmen kann. Auch die kommunistische Funktionärsschulung ähnelt derjenigen der Nazis darin, daß sie ein technisches an die Stelle des natürlichen Gewissens setzt. Dennoch ist der äußerste Satanismus vielleicht nur im „Bunde mit Gott“ und nicht auf dem Boden eines rein materialistischen Systems möglich. Der christliche Glaube ist: Satan kann nur als Engel, als eine hohe, in die innersten Sphären des Menschen eingedrungene Macht verstanden werden, für die es unter bestimmten Umständen für den Einzelnen kaum eine Abschirmung gibt, weil das Gewissen seine Funktion verlieren kann und keine von der gesamten Innenwelt seines Trägers unabhängige Richtschnur ist. Die politische Rechte wird aus diesem Grunde immer die größeren Gefahren der Satanisierung haben.

Wir sind aus dem Zeitalter der Konzentrationslager nicht heraus, was vielleicht die schmerzlichste aller Nachkriegserfahrungen gewesen ist. Es wird erst mit den totalitären und diktatorischen Herrschaftsformen selbst ein wirkliches Ende finden, weil es auf der Idee des politischen „Verbrechens“ in der Gestalt der anderen Gesinnung basiert, während das Recht nur das Tatverbrechen anerkennt. Immerhin hat aber nur noch die eine, die kommunistische Variante des Totalitarismus und der in seinem Schatten einhergehenden Konzentrationslager Macht und Wirklichkeit in der Welt, und das Grauen, das die Nazilager hinterlassen haben, hat doch die Idee in der ganzen Welt so korrumpiert, daß sie im Rückzuge befindlich ist. Es hängt von uns ab, aus dem Rückzug das Ende zu machen, sei es schon nicht mit aktiven Maßnahmen, die über unsere Kraft gehen, so doch damit, daß wir unermüdlich den Blick für alle Keime dieser furchtbaren sozialen Erkrankung schärfen und in Dingen der Freiheit von feinsten Empfindlichkeit werden.

Experimente mit der Menschheit

„Der Staatsmann kann nie selbst etwas schaffen“, hat Bismarck gesagt — „er kann warten und lauschen, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört — dann vorspringen und den Zipfel des Mantels fassen — das ist alles.“

Die Größe eines Staatsmanns besteht darin, das zu tun, was die Weltstunde erfordert, gleichgültig, ob er auf Grund verstandesmäßigen Erkennens oder inspirativ handelt.

Haben Lenin und Stalin mit dem Experiment des totalen Staates, das seit 1917 in der Sowjetunion durchgeführt wird, das getan, was die Weltstunde erforderte? Die gigantischen Maßstäbe des Unternehmens sind so wenig ein Beweis dafür wie die unbestreitbaren militärischen und machtpolitischen Erfolge. Man kann aber nicht leugnen, daß das, was in Rußland geschieht, ein gewaltiger Versuch zur Durchführung einer Idee ist. Die Vertreter der Idee des totalen Staates, in dem alles und jedes der Planung untergeordnet wird, setzen ihre Ansichten in dem Vorgeben durch, so zu handeln, wie die Weltstunde es von ihnen erfordere. Ein fanatischer Glaube bestimmt ihr Handeln. Sie, die Herrschenden, haben die richtige Erkenntnis gefunden, sie sind berufen, ihre Ideen konsequent durchzuführen. Irgendwelche Rücksichtnahmen auf das Individuum dürfen sie von diesem großen Ziel nicht ablenken.

Demgegenüber steht die Geisteshaltung des abendländischen Menschen, des Erben der christlichen Tradition der großen europäischen Kulturstaaten seit Beginn des Mittelalters. Dieser abendländische Mensch ist christlich im weitesten Sinn des Wortes. Anders als vor tausend Jahren ist heute christliches Fühlen in solchem Maße Besitz des Unterbewußtseins des abendländischen Menschen geworden, daß selbst derjenige, der betont, kein Christ mehr zu sein, damit weit mehr gegen sein eigenes Unterbewußtsein verstößt als gegen die Kirche, die seines Bekenntnisses nicht mehr bedarf. „Wer gerecht, gütig, versöhnlich, tapfer und demütig vor den unfäßbaren Tiefen göttlichen Ratschlusses sein Leben führt, der ist ein Christ,

auch wenn er keinen Katechismus mehr aufsagen kann und Jesus nur für einen Menschen hält" — so ist der abendländische Mensch einmal definiert worden.

Die größte Stärke und die innere Überlegenheit dieses gütigen und innerlich demütigen Menschen, für dessen Lebensform kein Raum innerhalb des totalen Staates vorhanden ist, liegen in seiner Fähigkeit, Verständnis für den stolzen, selbstbewußten und selbstherrlichen Menschen des Kollektivismus aufzubringen.

Die Befolgung des Grundsatzes „Audiatur et altera pars“ — auch die andere Seite anzuhören — ist keineswegs ein Zeichen von Schwäche.

Besonders deutlich wird dies an dem folgenden Zitat von Arthur Koestler, der wohl die schärfsten Formulierungen gegen die Allmacht des totalen Staates gefunden hat, aber dabei den Standpunkt des Gegners nicht zu kurz kommen läßt.

In dem Roman „Darkness at Noon“, der in Deutschland unter dem Titel „Sonnenfinsternis“ erschienen ist, verhört der Untersuchungsrichter Iwanoff den Angeklagten Rubaschow, einen Exponenten des totalen Regimes, dem Verstoß gegen die vom Regime vorgeschriebene ideologische Richtlinie vorgeworfen wird.

„Welch eine Schweinerei“, sagte Rubaschow, „welch eine Schweinerei haben wir aus unserem goldenen Zeitalter gemacht!“

Iwanoff lächelte. „Zugegeben“, sagte er aufgeräumt. „Aber erinnere dich an die Gracchen und Saint-Just und an die Pariser Kommune. Die großen Revolutionäre der Vergangenheit waren moralische Dilettanten. Sie waren voll guter Vorsätze und gingen an ihrem Dilettantismus zugrunde. Wir dagegen sind konsequent.“

„Jawohl“, sagte Rubaschow, „so konsequent, daß wir im Interesse einer gerechten Landverteilung fünf Millionen Bauern und ihre Familien innerhalb eines einzigen Jahres vor Hunger krepieren ließen. So konsequent, daß wir, um die Menschen von den Ketten der Lohnarbeit zu befreien, rund zehn Millionen als Zwangsarbeiter in die Arktis und in die Urwälder verschickten — unter Bedingungen, die denen der antiken Galeerensträflinge gleichen. So konsequent, daß wir, um einen Meinungsstreit zu schlichten, nur ein Argument kennen: den Tod — ob es sich um Unterseeboote, Kunstdünger oder die Parteilinie in Indochina handelt. Unsere Ingenieure arbeiten in dem ständigen Bewußtsein, daß ein Rechenfehler sie ins Zuchthaus oder aufs Schafott bringen kann; die höheren Beamten unserer Staatsverwaltung richten ihre Untergebenen zugrunde, denn sie wissen, daß sie für den kleinsten Mißgriff verantwortlich gemacht und selbst zugrunde gerichtet werden; unsere Dichter entscheiden Diskussionen über Fragen des Stils durch Denunziation an die Geheimpolizei, denn die Expressionisten betrachten die Naturalisten als

Konterrevolutionäre und vice versa. Wir sind so konsequent im Interesse der zukünftigen Generationen, daß wir der gegenwärtigen Entbehrungen in einem Ausmaß auferlegen, die die durchschnittliche Lebensdauer um ein Viertel verkürzt hat; so konsequent, daß wir im Interesse der Landesverteidigung Ausnahmebestimmungen und Übergangsgesetze erlassen, die in jedem Punkt in direktem Gegensatz zu den Zielen der Revolution stehen. Der Lebensstandard der Massen ist niedriger, als er vor der Revolution war, die Arbeitsbedingungen sind härter, die Disziplin unmenschlicher, die Akkordschinderei schlimmer als die von Kulis in kapitalistischen Kolonien; wir haben die Altersgrenze für die Todesstrafe auf 12 Jahre herabgesetzt, unsere Sexualgesetzgebung ist spießiger als die Englands, unser Führerkult byzantinischer als unter konterrevolutionären Diktaturen. Unsere Presse und unsere Schulen züchten Chauvinismus, Militarismus, Dogmatismus, Konformismus und Ignoranz. Die willkürliche Macht in den Händen unserer Regierung ist unbeschränkt und beispieillos in der Geschichte, Presse-, Meinungs- und Bewegungsfreiheit sind so gründlich abgeschafft, als ob es niemals eine Erklärung der Menschenrechte gegeben hätte. Wir haben den gigantischsten Polizeiapparat der Geschichte aufgebaut, die gegenseitige Bespitzelung zu einer nationalen Institution erhoben und physische und geistige Folter zu einem wissenschaftlichen System ausgebaut. Wir peitschen die stöhnenden Massen des Landes einem theoretischen Zukunftsglück entgegen, das nur uns allein sichtbar ist. Denn die Kräfte dieser Generation sind erschöpft, sie wurden in der Revolution verausgabt, denn diese Generation hat sich weißgeblutet, und alles, was von ihr übrigblieb, ist eine stöhnende, dumpfe, apathische Masse von Opferfleisch. Das sind die Konsequenzen unserer Konsequenz . . ."

"Und was folgt daraus?" sagte Iwanoff. „Sollen wir uns in einen Lehnstuhl setzen und Daumen drehen, weil die Konsequenzen einer Handlung niemals vollständig voraussehbar sind und infolgedessen alles Handeln vom Ubel ist? Wir haften für jede unserer Taten mit unserem Kopf — das ist alles, was man von uns erwarten kann. Auf der Gegenseite hat man nicht so viel Skrupel. Jeder alte Trottel von einem General kann mit Tausenden von lebenden Leibern experimentieren, alles, was er dabei riskiert, ist, pensioniert zu werden . . ."

"Für einen Mann von deiner Vergangenheit", fuhr Iwanoff fort, „ist diese plötzliche Auflehnung gegen Experimente etwas naiv. Jahr für Jahr sterben Millionen sinnlos als Opfer von Epidemien und Naturkatastrophen. Und da sollten wir davor zurückschrecken, einige Hunderttausend dem sinnvollsten Experiment der Geschichte zu opfern? Ganz zu schweigen von der Legion jener, die an Unterernährung und Tuberkulose, in Kohlengruben und Quecksilberminen, auf den Reisfeldern und Baumwollplantagen zugrunde gehen. Kein Hahn

kräht nach ihnen, kein Mensch fragt, warum und wofür, aber wenn wir hier ein paar tausend objektiv schädliche Leute umlegen, steht den Humanisten in der ganzen Welt der Schaum vor dem Mund. Jawohl, wir haben den parasitären Sektor der Bauernschaft liquidiert oder verhungern lassen. Es war eine chirurgische Operation, die ein für allemal durchgeführt werden mußte, aber in der guten alten Zeit vor der Revolution sind in Dürrejahre ebensoviel vor Hunger verreckt, bloß, daß ihr Tod sinn- und zwecklos war. Die Opfer der Überschwemmungen des Gelben Flusses in China gehen mitunter in die Hunderttausende. Die Natur ist großzügig in ihren sinnlosen Experimenten an der Menschheit. Und du wagst es, der Menschheit das Recht abzusprechen, an sich selbst zu experimentieren?"

Er machte eine Pause, Rubaschow schwieg. Iwanoff fuhr fort:

„Hast du jemals ein Antivivisektionstraktat gelesen? Es ist eine erschütternde und herzerreißende Lektüre, wenn du liest, wie ein armer Köter, dem man die Leber herausgeschnitten hat, vor sich hin winselt und seines Peinigers Hand leckt, wird dir ebenso übel wie heute nacht. Aber wenn es nach diesen Leuten ginge, hätten wir heute kein Serum gegen Cholera, Typhus oder Diphtherie..."

Hat der Staatsmann, der mit der Menschheit experimentiert, den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen gehört und hat er einen Zipfel des Mantels gefaßt?

Humanität

Sich in den Mitmenschen hineinversetzen, sich in sein Hoffen und Sehnen hineindenken, die Bedürfnisse seines Herzens begreifen und in das Wohl und Wehe seines Gemütes eindringen, das ist die Vorbedingung aller Nächstenliebe und Barmherzigkeit, aller Anteilnahme am Menschenbruder.

L. Baeck, „Das Wesen des Judentums“, II., 2 b, S. 235

Für einen höchst gefährlichen Grundsatz halte ich, daß jemand um einer welthistorischen Aufgabe willen berechtigt sein will, unrecht gegen Dritte zu tun. Das ist doch eben nur soviel als „der Zweck heiligt die Mittel“, in majorem dei gloriam ist alles erlaubt.

Ranke: An König Max II. von Bayern 1859

Von der Einsamkeit

Einsam ist der Mensch im Allerletzten! Einsam ist in einem besonderen Sinn der Christ unter den Menschen, in dieser Welt. Viele Lehrer der Kirche meinen, daß die Höllenstrafe wesentlich im Zusammenleben mit den Bösen, mit den Gottlosen bestehe. So mag schon in diesem Leben die härteste Last in der Vereinzelung liegen, in dem Unverstandensein, in der Isolierung. Denn nicht nur unser Herz verlangt nach Verstehen und Sympathie, sondern auch Verstand und Wille suchen Bestätigung ihrer selbst im Du der Anderen, suchen Antwort. Der Mensch ist und bleibt ein fragendes und antwortendes Wesen. Aber es gehört zu den Zeichen dieser Zeit, daß die Atomisierung aller Gemeinschaften um sich greift, daß die Vereinsamung auch innerhalb der gleich gebundenen Kreise allgemein wird. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Gründe dieser Auflösungserscheinungen zu erforschen, wir registrieren nur eine bekannte Tatsache. Selbst die wesentlichsten Verbindungen der Menschen, jene von Mann und Weib, von Eltern und Kindern, sind nicht mehr selbstverständlich, Treue und Dankbarkeit, Güte und Liebe werden seltener. Der Mensch ist arm geworden nicht nur an äußerem, sondern mehr noch an innerem Besitz.

Wenn Pascal davon sprechen konnte, daß Christus seine Agonie, seine Todesangst fortleiden müsse bis zum Ende, so muß der wahre Christ irgendwie am Todesleiden und an der Todesangst Christi, seines Meisters, teilhaben zeit seines Lebens. Das Leiden gehört nicht umsonst zum Leben, es gehört existentiell zum Wesen des Christseins.

Nun hat sich durch die zunehmende Entchristlichung und Säkularisierung des Lebens eine besondere Situation des Christenmenschen im Weltleben herausgebildet. Es scheint, daß damit die Einsamkeit des Christen völliger wird, der vielleicht nur noch das Schweigen Christi antwortet. Und doch wird der einsame Christ heute zum Träger der christlichen Verantwortung und zum Wegbereiter des kommenden Reiches Gottes. Zwar vermag erst dieser Einsame den ganzen Trost der Verheißung zu erfassen: „Fürchtet euch nicht — ich bin bei euch

alle Tage bis ans Ende der Welt!" Die Furcht Gottes, die Gottesfurcht wird wieder wesentliches Element der christlichen Grundhaltung — jener Furcht, die zugleich Anfang der Weisheit und Liebe ist.

Schuld erzeugt neue Schuld, Qual erzeugt neue Qual, Böses gebärt immer wieder Böses — wenn nicht die völlige Wende und Umkehr stattfindet — eine Kausalreihe, in der Glied mit Glied verbunden ist, wenn nicht höhere Mächte eingreifen und die Kette unterbrechen: Glaube, Opfer, Liebe, Gnade. Verzweiflung erfaßt die Besten ob der Hoffnungslosigkeit des Weltlebens, der Politik, ob des Schweigens Gottes. Muß uns nicht die Hoffnungslosigkeit der Zeit und der Welt als Zeichen erscheinen, woran wir ihre Unfruchtbarkeit erkennen wie im Gleichnis vom Feigenbaum, dessen Zeit abgelaufen ist?

Die Zeit der großen Worte ist vorbei, wir sind nicht nur mißtrauisch gegen die Zeitung und gegen die Politiker und ihre Versprechungen geworden, wir sind mißtrauisch auch gegen das Wort überhaupt geworden, wir prüfen wieder das Wort an der Wahrheit, ein Gericht hat begonnen. Was sollen uns da Worte und Theorien? — auch solche von einer Theologie des Kreuzes und ähnlicher — wenn die Basis fehlt, der Ausweis jener natürlichen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, ohne die es keine übernatürliche Ehrlichkeit und Wirklichkeit gibt? Wir prüfen den, dem die Worte so leicht aus der Feder oder über die Lippen fließen, auf Herz und Nieren. Eine neue Begegnung und Erfüllung von Wort und Wahrheit ist eine erste Voraussetzung der Wiedergeburt und Erneuerung.

Darum sind unsere Wegweiser jene, die uns den Blick für das Wesen des Wortes wieder geschärft haben, die Großen im Reiche des Geistes und des Wortes — zuletzt waren solche Richter etwa Karl Kraus in Wien und Theodor Haecker in München (wozu etwa die Mitarbeiter des „Brenner“ gehören). Karl Kraus hat als eines seiner letzten Gedichte geschrieben:

Man frage nicht, was all die Zeit ich machte.
Ich bleibe stumm,
und sage nicht warum.
Und Stille gibt es, da die Erde krachte.
Kein Wort, das traf,
man spricht nur aus dem Schlaf.
Und träumt von einer Sonne, welche lachte.
Es geht vorbei,
nachher war's einerlei.
Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.

Was ist das Wort noch heute, was vermag es noch? Warum ist es machtlos geworden in unserem Munde? Am machtlosesten im Munde der Wortführer, machtlos auch im Munde der „Diener am Worte“?

Warum strömt aus dem Worte Gottes nicht mehr die ursprüngliche Kraft, wenn die Heutigen es sprechen auf der Kanzel, in der Schule? Liegt es nur an der Verhärtung der Herzen unserer Hörer und Leser — oder kommt es schon aus einem erkalteten oder verhärteten Herzen, liegt es schon am Sprechenden? Das ist die Grundfrage der neuen Theologie und der christlichen Verkündigung: die neue Bindung des Wortes an die Wahrheit, an den Logos und damit an das Leben. Nicht nur im profanen Gebrauch ist es entleert und entweiht, wahrhaft profaniert, wir denken an die Umwertung, an die Entwertung fast aller Begriffe und Worte im Munde eines Goebbels und anderer — die Entweihung aber griff über in den sakralen Raum.

Wir müssen auf die Wurzeln zurück, wir müssen wesentlich, existentiell denken und werden. Denn wir leben im Zeitalter der Masse. Der Masse aber entspricht der Einzelne, sogar der Einsame. Allein wirst du sterben, allein mußt du leben. Das sagt: deine wesentlichen Entscheidungen — leben aber heißt sich entscheiden — wirst du allein treffen, denn die letzten Verantwortungen nimmt dir niemand ab, weil sie nichts sind als Antworten deines Gewissens auf die Stimme Gottes, die du gibst.

Wie rätseln und raten die Dichter und Denker, um das Antlitz dieser Zeit zu entziffern! Wohl hören und lesen wir überall in den Ländern des Westens die Erkenntnis, daß unsere Kultur und Zivilisation, unser humanes Dasein nur gerettet werden könne, wenn wir uns christlich „reintegrieren“, „regenerieren“. „Diese Überzeugung“, sagt etwa T. S. Eliot, „hege ich nicht nur, weil ich selbst Christ oft bin, sondern weil ich mich mit dem Studium der modernen Gesellschaft befaßt habe. Das Ende des Christentums wäre das Ende unserer ganzen Kultur...“ Jahrhunderte der neuen Barbarei würden hereinbrechen und hinweggehen, bis wieder eine neue humane Möglichkeit kommen könnte. Und vielleicht ist der Nihilismus eine notwendige Stufe des Durchgangs für die enttäuschte, illusionslose Menschheit, ehe sie wieder zur Demut und Ehrfurcht und damit zu einer neuen höheren Stufe des Realismus fähig werde und vielleicht zum Wagnis des Glaubens. Aber wir wissen nicht, was noch alles notwendig sein wird, damit dieser moderne Menschentyp wieder das Knie beugt wie jetzt vor Baal, so vor dem Kreuze, ob er dessen noch fähig wird — und in der betenden Haltung die höchste Form des Menschen erkennt, des Humanen, wie Thomas Mann gesagt hat. Eine grundsätzliche Umschichtung und Verlagerung seiner inneren Gewichte vom Verstand zum Herzen wären vorher erforderlich, die Wiederentdeckung seiner ursprünglichen, ihm unbewußten Wesensmitte, der verschütteten Seele.

Vielleicht bewirkt der lebendige Gott die Wende von sich aus. Es steht dem Gläubigen frei, zu sagen: „Wir glauben, daß Gott uns in

dieser Stunde nicht verlassen wird. Gott ist die Treue. Denken wir uns doch einmal in die unendliche Stille hinein, in die wir geraten, wenn wir vor ihn hintreten. Es geschieht wahrhaftig etwas mit dem Menschen, der zu ihm kommt, auch wenn Gott schweigt... Die endgültige neue Gemeinschaft, die aus dem Chaos von heute aufsteigende neue humane Ordnung, eine Welt, die wahrhaftig nur mehr in der Freiheit des Herzens geordnet werden kann, wegen welcher viele bis ins Innerste erschütterte Menschen aus allen Lagern oftmals Besitz, Ehre und Leben dahingegeben haben, um ihr Herz völlig den geahnten kommenden Dingen zu schenken — diese Gemeinschaft ist noch nicht." (August Zechmeister, Das Herz und das Kommende. Wien 1946 S. 60.)

Diese neue Gemeinschaft wird nur in der letzten Verbundenheit mit dem gemeinsamen Vater möglich werden. Aber einstweilen bleibt die Einsamkeit, selbst der Suchende weiß noch nichts von seinem Bruder, der mit ihm unterwegs ist. Nur das gemeinsame Leiden verbindet die „Mitleidenden“ in mystischer Verbundenheit in Christus und miteinander. Noch aber spüren wir die Leere der unendlichen Räume und ihr eisiges Schweigen aus den Abgründen. Noch antwortet Gott nur im Schweigen, und der moderne Mensch findet keine andere Antwort auf diese stumme Sprache als das eigene Schweigen. Wer löst ihm die Zunge zum Beten, wer zwingt ihn auf das Knie zur Anbetung? Nur Gott allein. Noch aber vermag er vielfach nicht zu beten wie jener König im „Hamlet“... Und sogar jene, die in der Kirche und in der sakramentalen Gemeinschaft stehen, finden selten das neue Wort, auf das es ankäme. Andere aber stehen wartend vor den Toren der Kirche und gleichen dem sterbenden Pascal, dem man in der Todesstunde mit jansenistischer Härte die Sakramente weigerte, so daß er bat, man möge ihn in das Hospital der Unheilbaren bringen, da er ein großes Verlangen habe, in der Gemeinschaft der Armen zu sterben, um, da er nicht im Haupte des mystischen Leibes kommunizieren könne, in den Gliedern zu kommunizieren. (Vgl. Guardini, Christliches Bewußtsein. Versuche über Pascal. Leipzig 1935.) So ist eine neue Gemeinschaft derer gewachsen, die Gott den Vater im leidenden, darbenden Bruder suchen, an denen sich das Wort der Verheißung erfüllen wird: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Wenn je, dann wird der Herr die Seinen in dieser Zeit der Not und der Leiden am Zeichen der tätigen Liebe erkennen, so wie sie sich gegenseitig erkennen im Einverständnis ihres Blickes.

Der Sinn der neuen „Weltlichkeit“ muß zunächst von den Christen erfaßt und wahrgenommen werden, denn „wer hellsehend und hellhörig auf das merkt, was um ihn vorgeht, der fühlt nun, daß

hie und da eine neue profane Welt heraufkommt, die aus der Idee der neuzeitlichen Freiheit stammt und eine Konsequenz des Christentums ist, in welcher die selbständigen Bereiche des Lebens in begrüßenswerter Reinheit zu sich selber finden, ohne daß der Raum ihrer Wirkung, wie in den vergangenen Jahrzehnten, widergöttlich, ja auch nur atheistisch zu sein braucht. Was unsere Zeit von anderen unterscheidet, ist der Ernst ihrer Wirklichkeit. Wer für eine neue Christlichkeit ist, hat sich auch zu dieser neuen Profanität zu bekennen. In ihr wird z. B. für klerikale und antiklerikale Affekte, mit denen gerade der Gedanke der Weltlichkeit seit Jahrhunderten belastet ist, kein Platz sein. Es herrscht das Zielbild jener aufgesammelten Sachlichkeit und Sauberkeit, das wohl eine Hierarchie von Werten kennt und anerkennt, aber gerade darum, weil diese Werte auch in sich ruhen, die zugehörige Wertantwort des Menschen eigenste Sache sein läßt." (Zechmeister a. a. O. S. 118.)

Wer, wie der christliche Humanist, zur Wirklichkeit ja sagt, der ist gefeit gegen die Versuchung des unfruchtbaren Neinsagens und Anklagens — auch solche Typen gibt es zu allen Zeiten der Kirche — und vor allem: er wird es ernst nehmen mit der christlichen Weltverantwortung. Dieser Glaube allein ermöglicht ein neues Schöpferium des Christlichen, weil er die höhere Liebe besitzt. Wie ganz anders stünde es um die Christenheit, wenn sie diesen großen lebendigen Glauben und die lebende Liebe besäße! Dann würde sie ihre besten Kräfte nicht in der Abwehr und Abgrenzung verbrauchen. Dann erst wäre wieder so etwas wie christliche Kultur, wie christliche Politik möglich. Ein christliches Bewußtsein — das wahrlich mehr und anderes ist als nur Sündenbewußtsein — wäre Voraussetzung und Frucht der neuen Glaubenshaltung.

Kein Zurück zum Mittelalter wird uns retten, sondern ein Vorwärts in die Zukunft ist unsere Aufgabe! Das Weib des Lot, daß der Verheißung nicht traut, starrt in den Untergang und erstarrt — ist dieses Bild nicht symbolisch für viele Repräsentanten der christlichen Sache? Unser Mann aber sei Moses auf dem Berge, der den Blick in das Land der Verheißung richtet, ehe er sich anschickt zum Sterben!

Mit der neuen Sachlichkeit und „Weltlichkeit“ wird eine neue Begegnung vom Christlichen her leichter möglich sein als mit jenem ungeschiedenen Zustand, den wir nur zu lange mitgeschleppt haben. Toleranz, Gewissensfreiheit, Scheidung der christlichen und weltlichen Sphären sind Voraussetzung einer neuen Durchdringung. Alle Wege müssen zu Ende gegangen werden, alle Gedanken müssen zu Ende gedacht werden. So wird aus der neuen Weltlichkeit dem Weltmenschen, also dem Laien, zweifellos eine besondere Aufgabe zufallen im Christlichen, für die er sich unbewußt seit langem vorbereitet.

Die „Welt“ ist nicht nur ihren Weg zu Ende gegangen, sie weiß selber nicht mehr weiter, aber diese Tatsache darf uns die andere nicht übersehen lassen, daß die „Welt“ inzwischen auch reif und mündig geworden ist: sie hat ein Recht auf Bejahung und Anerkennung dieser Tatsache. Das Ernstnehmen ist Voraussetzung ihrer Aufhebung und Erlösung in der Überweltlichkeit.

Nach einer alten jüdischen Legende hängt der Fortbestand der Welt davon ab, daß Gott um der Gerechten willen die Sünden der Menschheit ertrage, und zwar müßten wenigstens 36 ganz Gerechte, Vollkommene und völlig Unbekannte, völlig Einsame in der Menschheit sein... Auf diese wenigen kommt es immer an, von ihnen, den Einzelnen, hängt die Rettung und die Zukunft ab. Es war immer so; Lesen wir bei L a g a r d e nach — es war damals nicht anders als jetzt: „Wenn irgend etwas für unsere Zeit charakteristisch ist, so ist es die brutale Tyrannei des Allgemeinen, dessen, was die alte Kirche Welt nennt, mag diese Welt sich als Gewohnheit, Mode, Sitte, Kultur, Gesellschaft, Staat, Kirche verkleiden. Alle anderen Leiden sind verschwindend gering gegen den Schmerz, ein Helot zu sein, nie im Leben auch nur eine halbe Minute lang sich selbst gehören zu dürfen.

Wie die Sachen sich weiterentwickeln werden, wer will es sagen? Das ist unumstößlich gewiß, daß die Zukunft der irdischen Geschichte... an den Einzelnen hängt, nicht an der Schulung der Massen, welche schließlich ja doch nur aus einzelnen Menschen besteht, nicht am Staate, nicht an der Verfassung..., nicht an irgend etwas, was nicht unmittelbar aus Gottes Hand gekommen ist. Alles liegt an den Menschen, und an nichts hat Deutschland so großen Mangel wie an Menschen, und keinem Dinge ist Deutschland mit seiner Anbetung des Staates, der öffentlichen Meinung, der Kultur, des Erfolges so feindlich wie dem, wodurch allein es Leben und Ehre erlangen kann, dem einzelnen Menschen.“

Wie sehr es auf den Einzelnen ankommt, haben wir erlebt in der Zeit und in den Situationen, da jeder mehr oder weniger auf sich gestellt war. Wohl wissen wir uns getragen von der mystischen Verbundenheit der Gläubigen. Wir wissen uns als Glieder einer großen Front. Wir sind nicht allein und verlassen. Aber zunächst muß der Einzelne selbständig werden, muß zur christlichen Persönlichkeit gebildet werden. Je mehr Persönlichkeiten, um so stärker wird die Front. Und wer weiß, ob nicht wieder die Stunde kommt, da die Zerstreuung naht, in der jeder für sich stehen und gehen muß: die Stunde der Einsamkeit.

RUNDSCHAU

Die Saar und die Außenpolitik

Keine Nation dürfte davon freizusprechen sein, zu gewissen Zeiten in völlig veraltete Denkformen und Maßnahmen zurückzufallen.

Der Kardinal Richelieu war für Frankreich zweifellos ein bedeutender Staatsmann, und seine Methoden waren wohl auch seiner Zeit adäquat. Daraus aber zu schließen, daß sie es 300 Jahre später auch noch wären, ist etwas kindlich. Schrieb doch unlängst „Le Monde“ in einem viel beachteten Artikel auf der ersten Seite, daß die französische Position im besetzten Deutschland schwach sei, weil sie einem unbegreiflichen Anachronismus entsprochen hätte, vom illusorischen Föderalismus General Koenigs angefangen bis zu den derzeitigen Streitigkeiten über den Austausch von kleinen Gebietsteilen Württembergs und Badens. Daß aber die Saarpolitik des Quai d'Orsay in gleicher Weise rückwärts gewandt ist, haben noch nicht genügend Franzosen eingesehen, obwohl es bei manchen an Kritik nicht fehlt. Herr Hoffmann, Ministerpräsident des umstrittenen autonomen Saarstaates, erfreut sich jedenfalls keiner besonderen Wertschätzung in der französischen Öffentlichkeit. Er wird ganz offen als eine politische Figur der französischen Politik bezeichnet. Daß Außenminister Robert Schuman nach besten Kräften versucht hat, bei den Saarabkommen allzuweitgehende Festlegungen zu vermeiden, steht außer Zweifel. Aber gerade ihm fällt es besonders schwer, gegen die Dickköpfigkeit und Kurzsichtigkeit der altgedienten Diplomaten seines Ministeriums anzugehen. Die Saargruben bis zum Jahre 2000 „zu verpachten“ und das noch mit einer Preisfestsetzung, die auf Wirtschaftler nur komisch wirken kann, könnte man sogar als Schildbürgerstreich ansprechen, wenn man daran denkt, wie alt das „Tausendjährige Reich“ geworden ist. In den nächsten 50 Jahren ist entweder Europa ein einiges Ganzes — oder es existiert überhaupt nicht mehr. Eine „Saar-Frage“ kann es dann jedenfalls nicht mehr geben.

So bedauerlich diese rückschrittliche französische Politik im Hinblick auf die Saar auch sein mag, ebenso bedauerlich erscheinen uns auch die voreiligen Trompetenstöße des Bundeskanzlers Konrad Adenauer. Er konnte die Texte der Saarabkommen überhaupt noch nicht eingehend studiert haben, als er schon eine der heftigsten Fanfaren losließ. Später versuchte er dann, seine in der Welt stark ver-

nommenen falschen Töne wieder einzufangen. Er schockierte ganz Frankreich, also auch jene Teile, die keineswegs der Saarpolitik des Quai d'Orsay zustimmen, um zwei Tage später den derartig Schockierten eine liebenswürdige Union mit Deutschland anzubieten. Es darf nicht wundernehmen, daß diese Methode bei den anderen nicht gerade überzeugt hat und erfolglos blieb.

Bei kühler Durchdenkung der Reaktionen des Herrn Bundeskanzlers kann man feststellen, daß er sich in wesentlichen Punkten von innenpolitischen Motiven zu seinem Handeln leiten ließ. Vielleicht hat er als erfahrener Taktiker insofern sogar recht gehabt. Aber es ist in jedem Land verderblich, wenn seine Außenpolitik von innenpolitischen Überlegungen bestimmt wird. Deutschland sollte eigentlich in dieser Hinsicht genügend Erfahrungen gesammelt haben. Deshalb wäre es die allerhöchste Zeit, daß der durch so viele Obliegenheiten überlastete Bundeskanzler endlich für die auswärtigen Angelegenheiten ein Büro erhielte, das ihn in diesen Fragen sachkundig berät und notfalls auch bremst. Ob dieses Büro in der Form eines Staatssekretariats oder in einer anderen geschaffen wird, kann dahingestellt bleiben. Fachleute bedeutet auch nicht, daß es sich unbedingt um Mitglieder des früheren Auswärtigen Amtes handeln muß. Die überkommenen Denkformen der Karriere-Diplomaten haben sich totgelaufen und bremsen beispielsweise die Entwicklung der Politik in Frankreich außerordentlich. Aber ebensowenig, wie es der Weimarer Republik geglückt war, die Vormachtstellung und den ganz besonders gekastelten Geist der „Wilhelmstraße“ durch frisches Blut zu überwinden, so haben auch die Nazi es nicht vermocht, eine Wilhelmstraße in ihrem Sinn zu bilden: was aber leider nicht dazu geführt hat, daß die Karriere-Diplomaten die unheilvollen Auswirkungen der Nazi-Außenpolitik wirksam gehindert hätten.

Ausgewogene, auslandserfahrene Persönlichkeiten gehören für außenpolitische Beratungen in die Umgebung des Bundeskanzlers. Männer, die bei aller Anerkennung des Phänomens Bismarck nicht so töricht sind, dessen Methoden in unsere Zeit zu übertragen. Es müssen Männer sein, die den Mut besitzen, die Weltkonstellation nicht zu überschätzen, nicht zu glauben, Deutschland wäre unersetzlich, und die davon absehen können, immer wieder jene Rechte allzusehr in den Vordergrund zu schieben, die in unserem Namen gestern verachtet wurden. Je passiver sich die deutsche Außenpolitik verhält, je „kleiner“ sie sich äußerlich macht, um so eher werden sich deutschfeindliche Regungen oder Absichten bei anderen Völkern totlaufen. Die außenpolitische Situation Deutschlands ist vier Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation besser, als es selbst ein Mutiger damals zu träumen gewagt hätte. Daraus darf man aber nicht die Folgerung ziehen, eine „laute“ Politik wäre für uns angebracht, sondern genau das Gegenteil. Schließlich gibt es nur eine einzige außenpolitische Maxime für uns: alle geistige und politische Potenz darauf zu verwenden, Fehler zu vermeiden. Darin liegt die „starke“ Außenpolitik, die wir nötig haben.

Bericht der Wahrheit Mit Recht sind wir Deutschen manchmal entsetzt über die Berichte, die in der ausländischen Presse über die Zustände bei uns erscheinen. Es gibt kaum einen Fehler, der uns in irgendeiner Zeitung nicht nachgesagt würde. Aber ebenso wie sich die ausländischen Korrespondenten allzusehr auf die Schwäche der Deutschen stürzen, sehen wir auch oft die kritischen Stimmen zu scharf, während wir die ausgleichenden leicht übersehen. In der Februar-Nummer der amerikanischen Zeitschrift „The Progressive“ veröffentlicht Morris H. Rubin einen ausführlichen Bericht über Deutschland, der Beachtung verdient. Wenn man unvoreingenommen Deutschland betrachte, dann wäre der Gesamteindruck überwiegend positiv und hoffnungsvoll. Die eingeschlagene Richtung wäre gut, aber das Tempo noch langsam. Aus Deutschland würde eine echte Demokratie werden, wenn die Alliierten in vernünftiger Weise mithelfen und die letzten Reste des Morgenthau-Geistes beseitigt würden. Die Lösung der Flüchtlingsfrage stünde an erster Stelle. Sicher gäbe es Nationalisten in Deutschland, aber sie seien harmlos, weil sie nicht sehr zahlreich wären und kein Geld hätten, „wenn sie auch neuerdings von den Russen unterstützt werden, die sich davon mehr versprechen als von einer Unterstützung der Kommunisten“. Während das Flüchtlingsproblem das vordringlichste sei, spiele es in der Berichterstattung aus Deutschland nur eine geringe Rolle, „weil die meisten Korrespondenten an einer wirklich ausgewogenen Berichterstattung aus Deutschland nicht interessiert sind.“ Manche dieser Korrespondenten nähmen an, daß ihre Redaktionen nichts Positives oder Freundliches aus Deutschland hören möchten. Er habe viele Dinge, vor allem über DP-Lager gehört, die für die Entwicklung einer gesunden deutschen Mentalität nicht günstig seien. Auf die an einen amerikanischen Korrespondenten gerichtete Frage, warum er darüber nichts schreibe, erhielt er die Antwort „Sie scherzen wohl? Ich wäre auf der Stelle entlassen, wenn ich es wagte, so etwas einzusenden, weil man mich des Antisemitismus verdächtigen würde“. Schließlich bemängelt Morris H. Rubin noch, daß die „New York Times“ die Erklärung des Hohen Kommissars McCloy über das Zurückgehen des Nationalismus in Deutschland nur sehr gekürzt im Innern des Blattes gedruckt habe. Wenn derartige Berichte an der Zahl zunähmen, dann würde durch ein ruhigeres Urteil über Deutschland die gesamte Welt-politik einen Nutzen davon haben.

Tumulte in Frankreich Wieder einmal gab es in ganz Frankreich viele Streiks, die meistens von kommunistischen Agenten angezettelt waren, wenn ihnen auch im Einzelfall eine wirtschaftliche Berechtigung nicht ganz abgesprochen werden kann. Die französische Arbeiterschaft hat jedoch begriffen, daß es bei den Streikparolen nicht um ihre naturrechtlichen Ansprüche auf gerechten Lohn ging, sondern um politische Ziele. Deshalb haben sie

den Drahtziehern eine Absage erteilt, und im Großen und Ganzen brachen die Streiks zusammen. Interessant ist auch, daß sie von den Kommunisten verknüpft worden waren mit den ersten Sendungen von USA-Material für Frankreich, das im Rahmen der Atlantikpakt-Hilfe geliefert wird. Das Zusammenbrechen der Streiks trug zur Stärkung der französischen Regierung bei. Die Regierung Bidault verfügt nur über eine kleine Mehrheit in der Nationalversammlung, in der es zu allem Überfluß in den letzten Wochen nicht nur Raufereien, sondern richtige Prügeleien gab. An all diesen „Sturmzeichen“ mag man das politische Klima unseres Nachbarlandes ablesen. Wichtig ist aber, daß es der Regierung Bidault mit einer beachtlichen Mehrheit gelang, ein Anti-Sabotagegesetz durchzubringen, das die Regierung instandsetzt, allen Anschlägen gegen die Sicherheit des Landes zu begegnen. Die „Dritte Kraft“ hat sich erneut behauptet. De Gaulle, von dem seit Jahren berichtet wird, er stünde „ante portas“, verliert an Ansehen und Bedeutung. Überhaupt nimmt das nach dem Kriege verständliche Übergewicht der Generäle im öffentlichen Leben ab. Dazu hat auch die „Generals-Affäre“ beigetragen, die ganz Frankreich fast so bewegt, wie einst der Dreyfus-Prozeß. Im wesentlichen handelt es sich darum, daß der Bericht des Chefs des Generalstabes über den Krieg in Indochina nicht nur den Gegnern im Fernen Osten, sondern auch der breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis kam. Wahrscheinlich hat es Durchstechereien gegeben, denen nachzugehen für uns uninteressant ist. Das mögen die Franzosen unter sich ausmachen und feststellen, welche Generäle oder Politiker bestechlich oder politisch unzuverlässig sind. Für uns ist nur wichtig, daß in dem Bericht über Indochina die Aussichten des französischen Kolonialkampfes gegen Ho Chi Minh als ziemlich hoffnungslos bezeichnet werden. Dadurch wird wieder einmal bestätigt, daß die Zeit des europäischen Kolonialdenkens endgültig zu Ende geht. Mit militärischen Mitteln läßt sich das Selbständigkeitsstreben der eingeborenen Völker nicht mehr aufhalten, und man darf sich nicht wundern, daß diesen Völkern die kommunistische Agitation als Bundesgenosse willkommen ist. Schließlich wurde im August 1946 Ho Chi Minh in Paris noch mit allen Ehren, die einem führenden Staatsmann zustehen, empfangen und entsprechend — sogar vom Präsidenten der Republik — gefeiert. Es ist sehr schwer, der weiteren Öffentlichkeit klarzumachen, daß der gleiche Ho Chi Minh heute ein großer Verräter sei. Durch den Sieg der Roten in China steigt die Bedeutung Ho Chi Minhs und entsprechend sinkt die des Kaisers von Frankreichs Gnaden Bao Dai. Mao Tse Tung hat mit seinem Vertrag mit Stalin einen diplomatischen Erfolg davongetragen, der sein Ansehen im Fernen Osten weiter festigt. Schließlich brachte er die größten Konzessionen aus Moskau mit, die die Sowjetregierung seit 1917 je zugestanden hat. Man wird sich also in Paris ernste Gedanken über ein vollkommen neues politisches Denken für den Fernen Osten zu eigen und dementsprechend auch neue Mittel und Wege ausfindig machen müssen.

**„Die Rache
der Zehn Gebote“**

Auf der Studientagung des „Deutschen Evangelischen Ausschusses für den Dienst an Israel“, — der zweiten ihrer Art — in Kassel vom 27. 2. bis 3. 3. 1950 mit dem Thema „Kirche und Judentum“ zitierte Dr. Alfred Wiener, London, der Gründer und Leiter der bekannten Wiener Library, einer der größten Sammlungen faschistischer, antifaschistischer und Widerstandsliteratur, in seinem Vortrag „Judentum und Antisemitismus“ die Antwort eines alten jüdischen Rabbi auf die Frage, mit welchem Namen wohl spätere Geschichtsschreiber die Hitler-Zeit benennen würden. Der Rabbi sagte: „Die Rache der Zehn Gebote.“ Das ist ein sehr ernstes und nachdenkliches Wort. Es trifft aber den Kern der Sache. Denn im Grunde war diese Zeit die Auflehnung eines gottlosen Geschlechtes gegen die Religion und die Gebote Gottes.

In Vorträgen von Professor D. Rengstorff, dem Tagungsleiter, Professor Dr. Ehrenberg, Professor Lic. Mauser, Professor D. Oepke, Pastor Hedenquist, Otto Frhr. v. Taube, Dr. Pechel wurden Wege gesucht zur Wiederherstellung des gestörten Verhältnisses zwischen Kirche und Judentum. Durch ein Rundgespräch zwischen Juden und christlichen Theologen und Laien wurde die Erörterung des Problems vertieft. Deutlich wurde die bisherige Unterschätzung der Gefahr des Antisemitismus, der durchaus sich nicht nur gegen die Juden, sondern in der Konsequenz seiner Konzeption gegen die Religion überhaupt richtet. Darin liegt die heute wie je gefährliche Bedrohung des Friedens auf Erden durch ihn. So muß die Abwehr des Antisemitismus eine Angelegenheit jedes Einzelnen sein — und nicht einmal in erster Linie der Juden — wegen der Folgen für alle. Die Wurzel des Antisemitismus ist Intoleranz, also eine Gesinnungsfrage. Zu seinem Wesen gehört neben der Intoleranz die Religionsfeindschaft schlechthin. Er geht aus von einem Verdachtsurteil und bleibt im affektgebundenen Denken. Man muß ihn als eine, ernste geistige Störung der Massenseele werten. Die affektgebundene Beurteilung der Juden führt zu Lähmungen der politischen wie der sittlichen Urteilskraft und zu einem Nachlassen des sachlich-kritischen Auffassungsvermögens. Eine auf konkrete Tatsachen gegründete sittliche Urteilsbildung wird durch den bloßen Affekt ersetzt. Hand in Hand damit geht ein Absinken des Rechtsgefühls, das außer Kraft gesetzt wird und nur noch Verfehmungsurteile ausspricht. Während der sittliche Mensch seine eigene Verantwortung gegenüber allem, was lebt, empfindet und den Maßstab seines Handelns aus seinem eigenen Gewissen nimmt, wird im Antisemitismus das Gewissen als seelische Funktion des normalen Menschen ausgeschaltet. Ein Antisemit stellt sich dadurch außerhalb der Moral. Das bedeutet ein Absinken unter den Zustand des normalen Menschen. An die Stelle der unbegrenzten Verantwortung für alle wird die Gewalt einer Rasse gesetzt über alle andern. Die Folgen einer solchen moralischen Depravierung hat die Welt schauernd durch den Nationalsozialismus erlebt, zu dessen Haupttriebkraft Hitler den Antisemitismus gemacht hatte. Keiner der Nationalsozialisten

legte sich darüber Rechenschaft ab, daß er mit dem Antisemitismus für einen echten Glauben den baren Aberglauben eintauschte. Noch weniger waren sie sich bewußt, daß im Grunde durch die Darstellung der Juden als einer dämonisch-satanischen Macht sie eine ohnmächtige Angst und einen Minderwertigkeitskomplex eingestanden. Diese Angst hat dazu geführt, daß eine Meute mit mehr als 60 Millionen des deutschen Volkes hinter sich auf die wehrlose Minderheit von 600 000 Juden mit dem Zweck ihrer Ausrottung sich stürzte. In diesem Zusammenhang erhalten die neuen antisemitischen Ausbrüche erst ihren richtigen Aspekt.

In dem polnischen Film „Die letzte Etappe“ wird das grausige Geschehen in einem Frauen-Konzentrationslager in Polen in der Hitler-Zeit dargestellt. Vielfach wird versucht, solche Filme als reine Propagandamache hinzustellen. In dem Film kann von Propaganda nur in dem Sinn die Rede sein, daß Stalin als der einzige Retter gefeiert wird. Was in diesem Film an entsetzlichen Greueln, kalter, systematischer Grausamkeit und viehischen Exzessen der Nazi gezeigt wird, das bleibt hinter der Wirklichkeit noch zurück. Wer als ehrlicher Deutscher diesen Film sieht, kann schließlich nichts anderes tun, als das Gebet zu stammeln: „Herr, vergib uns unsere Schuld.“ Die Behandlung der Juden durch die Nationalsozialisten ist der Punkt, an dem das deutsche Volk als Nation in den Augen des Auslands seine Ehre verloren hat. Das muß um so klarer ausgesprochen werden, als eine neue Welle des gleichen Antisemitismus sich zeigt.

Die Ergebnisse der Tagung, vor allem der Geist, in dem Christen und Juden miteinander das Gespräch führten in vorbildlicher Haltung, werden nicht verloren sein. Es bleibt aber für uns als Volk eine unabdingbare Aufgabe noch zu erfüllen. Bisher hat nur Bundespräsident Dr. Theodor Heuss die rechten Worte gesprochen über das, was geschehen ist. Weder die Bundesregierung als solche noch die maßgebenden Parteiführer haben eine Erklärung abgegeben, die der Größe der Schuld und den berechtigten Erwartungen der Juden entspricht. Solange das nicht erfolgt, bleibt es ebenso wie in der Hitler-Zeit Pflicht des Einzelnen, sein Bekenntnis abzulegen. Denn wie damals ist auch heute leider noch die moralische Verantwortung für das Handeln des ganzen Volkes auf den Einzelnen delegiert. — Gott läßt Seiner und der Zehn Gebote nicht spotten.

Paul Strecker ✚ Am 6. 3. 1950 ist in einer Berliner Klinik an den Folgen einer Blutvergiftung der Maler und Bühnenbildner Professor Paul Strecker im Alter von 50 Jahren gestorben. Strecker gehörte zum Freundeskreis der „Deutschen Rundschau“, die verschiedentlich Beiträge von ihm veröffentlichen konnte. Denn er war nicht nur ein Maler von seltener Begabung, sondern auch ein Schriftsteller, der über eine eigene Form und eine besondere Art des Ausdruckes und der Ideen verfügte. Er verkörperte in seinem ganzen künstlerischen Schaffen einen europäischen Geist, der für ihn in der

Verbindung aller deutsch-französischen Elemente bestand. Zwischen den großen Kriegen hat er zwei Jahrzehnte in Paris verbracht, er stand unter dem Einfluß der Impressionisten und später Pablo Picassos, und es gab kaum einen lebenden Maler, Bildhauer, Dichter oder Schriftsteller in Paris, den er nicht persönlich kannte. Er verarbeitete alle Einflüsse und Eindrücke und schuf einen eigenen Stil, der hohe Ansprüche an Komposition, Form und Farbe stellte und in der Verbindung raffiniertester Nuancierungen und der Reduzierung aller Ideen auf die einfachste Form ein Werk schuf, das zeitlos bestehen wird. Viele Museen Europas und Amerikas haben Bilder von ihm erworben, manche Ausstellungen in Paris, Berlin, London und New-York fanden reichen Beifall. Und die Figurinen zu Balletten, die Bilder zu Opern und Schauspielen, die er entwarf, haben ihm in Paris wie in Berlin viele Bewunderer gebracht. Sicher war in allem der französische Einfluß zu spüren, aber sein Grundwesen war immer deutschen Ursprungs, und er berief sich selbst auch stets ausdrücklich auf seine engere Heimat, „das goldene Mainz“, das für ihn den Schnittpunkt deutsch-französischen Geistes bedeutete. Er gehörte zu den wenigen deutschen Künstlern, denen alles Provinzielle fehlte, und die mit dem Anspruch auf europäische Geltung auftreten durften. Sein allzufrüher Tod hinterläßt nicht nur bei seinen Freunden, sondern ganz allgemein eine Lücke, die nicht leicht auszufüllen sein wird.

Frank Thieß 60 Jahre Der reichen Begabung und der vielseitigen Betätigung des im Baltikum geborenen Dichters und Schriftstellers Frank Thieß wird die Jubiläumsgabe: „Frank Thieß, Werk und Dichter“ (Hamburg, Wolfgang Krüger) mit den Beiträgen von 32 Autoren aus dem In- und Auslande gerecht. Rolf Italiaander hat mit Verständnis und Liebe zu dem Autor und seinem Werke die Festschrift zusammengestellt und mit einem ausführlichen Essay, in dem er Frank Thieß als „geistigen Rebellen“ charakterisiert, eingeleitet. Diese Einleitung ist begreiflicherweise von einer Feststimmung getragen, ohne daß aber Italiaander sich verleiten ließ, mehr zu sagen, als einer objektiven Prüfung standhält. Unter den Gratulanten, von denen jeder ein Thema wählte, das mit dem Schaffen Frank Thieß' in enger oder fernerer Verbindung steht, seien genannt: Walther von Hollander, Lernet-Holenia, Manfred Hausmann, Wilhelm Lehmann, Rudolf Alexander Schröder, Klaus Herrmann und Kasimir Edschmid; von den Verlegern: Wolfgang Krüger und Paul von Zsolnay; von den Gelehrten: Karl Geiler, Pascual Jordan, J. Marx; von den Musikern: Wilhelm Furtwängler; von den Politikern: Kurt Hiller, Willy Haas. Vom Ausland kamen Glückwünsche von Hermann Broch, Mario Galletti, Ernst Alker, Friedrich Hagen, P. H. Meertens, Jef Last, um nur einige zu nennen. Die warme Anerkennung, die aus allen Beiträgen spricht, beweist die Weltgeltung des Dichters Frank Thieß, dessen Romane in vielen Übersetzungen erschienen sind.

Frank Thieß hat niemals seine baltische Eigenart verleugnet. Beson-

dere Bedeutung gewann er als ein Streiter für die Freiheit des Geistes mit seinem Buche „Das Reich der Dämonen“, das in der Hitler-Zeit von Hand zu Hand ging als ein Zeugnis des geistigen Widerstandes. Seine Vielseitigkeit und seinen Wagemut, vor keinem Thema zurückzuschrecken, beweisen auch sein Roman „Caruso“ und sein Buch über Puccini. Seine Frische und seinen unverzagten Mut hat er sich erhalten. Der nun Sechzigjährige darf mit innerer Befriedigung auf seine Lebensleistung zurückblicken, die er, wie alle seine Freunde hoffen, nicht als abgeschlossen betrachten wird.

„Flöten und Dolche“ Den Titel dieses Novellenbandes von Heinrich Mann kann man in gewissem Sinne als kennzeichnend für sein ganzes reiches literarisches Werk ansprechen. Freilich sind die Flötentöne in diesem immer zwiespältig gebliebenen Werk nicht eben häufig, während in vielen seiner Bücher die Dolchspitzen nur so funkeln. So vor allem in seinen zeitkritischen Romanen wie im „Untertan“, im „Professor Unrat“, in „Der Kopf“, „Schlaraffenland“, „Zwischen den Rassen“. Heinrich Mann verstand besser zu hassen als zu lieben, und wenn er haßte, machte dieser scharfe Kopf sich bewußt blind für die Fehler der Seite, die den Gegensatz zu den Objekten seines Hasses bildete. Heinrich Mann, der so leidenschaftliche Angriffe gegen das Wilhelminische Zeitalter und Hitler („Lidice“) führte, gegen die Dekadenz der Jahre um 1900, gegen jedes Spießertum, hat niemals ein Wort in der Öffentlichkeit gesprochen gegen den Terror, die Blutherrschaft und die Konzentrationslager in Sowjetrußland. Er hat dafür die rückhaltlose Anerkennung aller dem Osten verpflichteten Literaten gefunden — und den inneren Abstand Klardenkender, nicht gegenüber dem Dichter und Schriftsteller Heinrich Mann, aber gegenüber dem Politiker. Milde Töne aus sozialem Empfinden fand er für das Elend der unteren Klassen in seinem Roman „Die Armen“, den Käthe Kollwitz für würdig fand, zu illustrieren, und für die Bohemekreise („Die kleine Stadt“ und seine Komödie „Schauspielerin“). Seine letzten Werke, die Biographie des Königs Henri IV. und „Ein Zeitalter wird betrachtet“, zeigen ein Streben nach Objektivität, wenn er auch den Roi Henri etwas einseitig nur als echten Volkskönig sehen wollte. Seine Essaibände „Geist und Macht“ und „Sieben Jahre“ sind bedeutsame politische Beiträge zu Tagesfragen. In der Öffentlichkeit galt Heinrich Mann als ein Vorkämpfer der Demokratie und der Humanität, aber seine Humanität und seine Liebe zur Demokratie waren ausschließlich von seinem Verstande bestimmt, während das Herz nicht zu Worte kam, und niemals eine echte Ethik. Es ist immer eine Atmosphäre der Zwiespältigkeit um diesen Lübecker Patriziersohn geblieben, wozu wohl nicht in geringem Maße der ihn überstrahlende Ruhm des jüngeren Bruders Thomas beigetragen hat. Fesselnd im Werke Heinrich Manns ist der ausgesprochen romanische Einschlag, der ihn auch wohl zunächst zu gesellschaftskritischen Romanen getrieben hat. Sein ganzer Haß galt dem Wilhelminischen Zeitalter, dem er innerlich viel tiefer verhaßt war,

als er sich wohl selber eingestanden hat. Einige seiner Werke werden als Zeitdokumente bleiben, so „Der Untertan“ und „Professor Unrat“, dem Marlene Dietrich ihren „Blauen Engel“ verdankt, „Die Jagd nach Liebe“ und „Die Göttinnen“. Dem im 79. Lebensjahre nun gestorbenen Dichter und Schriftsteller soll der Kranz nicht versagt bleiben, der wohl in seinem Leben auch Dornen tief in seine Stirn gedrückt hat.

Gleichberechtigung? In der Bundesrepublik werden der eifrig betriebenen Schulung der kommunistischen Jugend keinerlei Schranken gesetzt, obwohl sie systematisch zum Kampf gegen die Demokratie gedrillt wird. Wie aber steht es mit der nichtkommunistischen Jugend in Sowjetdeutschland? Da ist die Jugend, besonders die christliche, vom Kindesalter an den schwersten Bedrückungen ausgesetzt. Wer nicht der FDJ angehört, ist wehrlos dem Terror der Staatsjugend und der Junglehrerschaft und seelischen Leiden, die Narben hinterlassen müssen, überantwortet. Seit 1947 wurde ein starker Rückgang der FDJ bemerkbar. Darauf setzte erhöhter Zwang ein: durch die Schule. Natürlich redet man dauernd von „Freiheit“, wer aber nicht Mitglied der Hitler- — pardon — Staatsjugend ist, erhält keine Stipendien und ist von allen Vergünstigungen ausgeschlossen. Linientreue ist der allein maßgebende Faktor. Auch ein miserabler Schüler, der zur FDJ gehört, bekommt die besten Noten, der beste Schüler, der nicht mitmacht, die schlechtesten. Groteskerweise bestimmen die FDJ-Aktivisten als Vertrauensschüler die Noten ihrer Kameraden, die nicht dazu gehören, mit Sitz und Stimme in der Zeugniskommission und können ihren den ihren Gaben gemäßen Weg ins Leben für immer versperren. Auch die Toleranz hat ihre Grenzen. Es ist kein Zeichen einer freiheitlichen, demokratischen Gesinnung, den Feinden der Demokratie alle Rechte zu lassen, während die demokratischen Deutschen in der Ostzone — Kinder wie Eltern — rechtlos sind. Aber auch zu diesem Unrecht schweigt der Westen! Verbrechen gegen Jugendliche sind aber immer Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Es ist auch schwer zu begreifen, daß die östlichen Hetzsender in der Bundesrepublik zehn offizielle Büros unterhalten mit gut geschulten Korrespondenten, sprich Agenten, während im Osten kein einziger Vertreter westlicher Sender zugelassen ist. Man sollte die Übernahme der Bach-Kantaten vom Sender Leipzig auch einmal unter diesem Gesichtspunkt sehen.

GUSTAV RENÉ HOCKE

Heilsplan oder Vernichtungsplan?

Das nachfolgende Fragment ist der „Spanischen Treppe“, dem neuen Roman von Gustav René Hocke, entnommen. Dieser Roman, der demnächst in der Nymphenburger Verlags-handlung erscheint, entwickelt sich um den Konflikt, in den eine weltoffene, deutsch-europäische Schicht durch den Widerstreit zwischen moralisch verpflichtetem Individuum und amoralischem Staat geraten ist. Im wesentlichen verläuft die Handlung in Rom kurz vor und während des Zweiten Weltkrieges.

Zivil! Kopfschüttelnd schaute Jonas zu, wie sich Doren mit begeistertem Gekrächze im Atelier umzog. Die Uniform warf Doren in eine Ecke, zog sich eine graue Hose an, schlüpfte in ein blütenweißes Hemd, band sich eine einfarbige Krawatte um und zog ein kastanienfarbenes Sportjackett an. „Halt die Schnauze!“ knurrte Jonas. „Die Nachbarschaft wird dich für wahnsinnig halten. Na Prost!“

Hin und wieder machte Doren wie im Anfang seines Romaufenthalts mit Jonas Streifzüge durch Rom: die spanische Treppe, die Piazza Navona, Santa Maria in Trastevere, den Gianicolo und immer wieder den Capitolsplatz mit dem Blick auf die Fora... Man spürte, wie die Stadt zu grübeln begann, Einkehr hielt, immer deutlicher erkannte...

Während eines solchen Streifzuges durch Rom — es war kurz nach dem Fall von Stalingrad — konnte Doren in der Nähe des Petersplatzes kaum noch weitergehen, da sein Knie ihm in unerträglicher Weise zu schmerzen begann.

„Du könntest dich dort ausruhen“, sagte Jonas und wies mit dem Finger auf einen Palazzo der Via della Conciliazione in der Nähe des Petersplatzes. „Das ist ein Kloster... Ich kenne den alten Abt Gregorius gut! Er ist einer der gelehrtesten und zugleich frömmsten Priester in Rom.“

Der Abt begrüßte Jonas mit besonderer Vertraulichkeit und bot Doren einen bequemen Sessel an.

„Wieder tief versunken?“ bemerkte Jonas und wies auf ein Buch auf dem Schreibtisch des Abtes.

Gregorius lächelte, und dabei vertieften sich die vielen Fältchen in seinem eckig-harten, aber vergeistigten Bauerngesicht. „Ganz unmoderne Kost“, erwiderte er. „Die Ethik des Aristoteles.“

„O, Aristoteles ... Aristoteles und Stalingrad“, sagte Doren, der die Ruhe, die weltferne Abgeschlossenheit des Klosters plötzlich als aufreizend empfand.

„Sind Sie schon lange in Rom, Herr Doren?“ fragte Gregorius freundlich und tat, als habe er die Bemerkung überhört.

Doren gab ihm kurz Bescheid, aber Jonas ergänzte seinen unwirschen Bericht. Während Jonas erzählte, fiel Doren die angespannte Aufmerksamkeit des Abtes auf; er war ein guter Zuhörer, seine kleinen, ebenso klugen wie wohlwollenden Augen unter buschigen, weißen Brauen waren fest, aber unaufdringlich auf Jonas gerichtet. Wenn er besonders gefesselt erschien, fuhr er sich leicht über das zurückgekämmte, noch immer dichte Haar. „Eine unerfreuliche Zeit für Künstler“, schloß Jonas ab.

„Vielleicht“, meinte Gregorius gelassen und ließ leicht die Schultern zusammensinken. „Hat es jedoch je erfreuliche Zeiten für Künstler gegeben? Heute ist es zweifellos besonders schlimm, aber leicht war es früher auch nicht unbedingt. Ich glaube, daß die Art, wie ein Mensch mit seiner Zeit fertig wird, von der Kraft seiner Persönlichkeit abhängt. Kleine Künstlerpersönlichkeiten zerbrechen in schwierigen Zeitläuften, große wachsen in ihnen.“

Doren blickte durch das offene Fenster auf den Petersplatz hinaus, scharf gedrängt in der günstigen Perspektive, wirkte er wie in einem Rahmen. Man hörte das Surren der Filobusse und das Getrappel der Pferde einiger Droschken, auf dem weiten Platz verloren sie sich im Raum, ohne diese Laute hätte das Bild wie ein Blick in einen florentinischen Guckkasten gewirkt.

„Das ist leicht zu sagen“, erklärte Doren und versuchte, die Erregung in seiner Stimme nicht spüren zu lassen. „In dieser Zurückgezogenheit! Glauben Sie, irgendein Mensch könnte heute — sofern er draußen mitten im Strudel lebt — noch ganz eigene Entscheidungen treffen, die ja erst ein persönliches Leben ermöglichen?“

„Haben Sie je daran gezweifelt?“ fragte Gregorius rasch und neigte den Kopf leicht zur Seite, als wolle er Doren aus einem andern Blickwinkel besser erkennen.

„Was soll zum Beispiel ein einfacher Landser tun, der einberufen wird?“ unterstützte Jonas Doren. „Er muß hinaus ... Er muß töten ... Der heutige Staat beherrscht den Menschen in einer Weise, die ihm keinerlei Raum mehr für persönliche Entscheidungen läßt ... Sehr oft auch nicht für sittliche — auch wenn es solche sind, die von Aristoteles oder von Thomas von Aquin herrühren.“

„Sie wollen mich herausfordern“, stellte der Abt mit einem leisen Lächeln fest. „Sie wissen doch, lieber Jonas, daß das bei mir nicht nötig ist. Wo steht denn das alles geschrieben, was Sie da sagen? Lassen wir doch einmal den einfachen Landser beiseite. Das ist eine

Verallgemeinerung. Nehmen wir einmal den sittlich bewußten einzelnen Menschen, ob er Landser ist oder nicht. Selbstverständlich kann sich ein solcher Mensch entscheiden — auch gegen den Staat. Er muß nur damit rechnen, eingesperrt oder erschossen zu werden. Wer als sittliche Einzelpersonlichkeit den Staat verneint, weil ihm dieser Staat sittenlos erscheint, der hat den freien Willen, es zu tun." Er machte eine kleine Pause. „Mut gehört freilich dazu."

„Und wie denken Sie selbst darüber, Sie ganz persönlich?" fragte Doren rasch.

„Wollen Sie das genau wissen?" Gregorius zeigte in seiner Gegenfrage keine Spur von Überraschung.

„Ich glaube, es würde uns damit mehr gedient werden als mit allgemeinen Redensarten", entgegnete Doren scharf und bedauerte im gleichen Augenblick, dem Alten gegenüber so unhöflich gewesen zu sein.

Gregorius blieb unberührt. „Ich bin Priester", erklärte er. „Kein Politiker. Ich liebe meine Heimat ... Sehen Sie hier!" Er kehrte Doren die Rückseite eines umfangreichen Zettelkastens auf seinem Schreibtisch zu und wies auf darauf geklebte schlichte bunte Ansichtskarten bayerischer Gebirgslandschaften. Er zeigte mit dem Finger auf eine Alm. „Hier habe ich als kleiner Junge das Vieh gehütet. Ja, ich liebe meine Heimat." Er machte eine Pause und fuhr sich durch das Haar. „Aber ich hasse Satan."

„Das ist mir noch nicht klar, Hochwürden", drängte Doren ungeduldig. „Ist es ein Zufall, daß ich während der Zeit, die ich gegen meinen Willen im Kriege verbringen mußte, nie auf den Gedanken gekommen bin, in einer Predigt Trost zu suchen? Wir sprachen von sittlichen Grundsätzen! Können Sie mir erklären, was unser Staat noch mit Sittlichkeit zu tun hat? Darf ich dieser Frage einen geziemenden Hintergrund geben, damit sie ebenfalls nicht zu ... zu abstrakt erscheint! Neulich lernte ich im Lazarett einen deutschen Hauptmann kennen. Er war zur Betreuung der Truppe, wie man so sinnvoll sagt, vom Osten nach Süden versetzt worden. Im Osten hatte er einen Infanterieverband geführt, dann hatte man ihn wohl nicht mehr recht für tauglich befunden und zu sanfterem Tun hierher geschickt. Der Mann fiel mir auf. Er lachte nie. Er lächelte nicht einmal. Selten habe ich so gepeinigte Augen gesehen. Wir faßten Vertrauen zueinander. Eines Tages fragte ich ihn, was er im Osten erlebt hatte. Er war dankbar, sprechen zu dürfen. Das begriff ich sofort. Abend berichtete er, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, und er ist kein Schwätzer, kein vaterlandsloser Geselle, kein Schwindler, durchaus das, was man einen aufrechten Mann nennt; im Zivilleben ist er Autofachmann. Erschießungen von jüdischen Männern und Greisen, Frauen und Kindern sah er. Ich wollte es ihm nicht glauben, er

schüttelte nur müde den Kopf. Seine eigene Sekretärin, eine Ukrainerin, die man für eine Jüdin hielt, obwohl sie keine war ... Sie wurde aus seinem Büro gezerrt und vor seinen Augen niedergeschossen. Als er protestierte, wurde er selbst bedroht und sodann angezeigt. Nur mit größter Mühe konnte er sich aus der Schlinge ziehen. Wer sind die Schuldigen? Warum taten sie es? Viele von ihnen glaubten, eine Mission zu erfüllen, einer Welterlösung zu dienen; die wenigsten handelten wahrscheinlich nicht einmal aus Grausamkeit. Sie nahmen unbewußt vielleicht teil an einer Art kultischen Geschehens, und der Befehl des allerhöchsten Kriegsherrn ward ihnen zum geoffenbarten Wort, vor dem das Menschenleben nichts mehr galt. Ist das überhaupt noch zu begreifen? Warum konnten manche von ihnen ganze Gruppen von Menschen mitunter sogar lachend vernichten? Rächt sich da nicht die große Sünde der Väter, gelehrt zu haben, der Mensch sei nicht unsterblich, er sei nur Stoff, nur vergängliche Materie? Ist das nicht das Kennzeichen des heutigen Massenmenschen, daß er nicht mehr an die Unsterblichkeit des Menschen glaubt! Und was ist mit Stalingrad? Da werden Tausende eigene Leute, die ebenso unschuldig sind wie die kleinen polnischen Juden, einem ichsüchtigen Starrsinn geopfert, Soldaten nämlich, die sich nie wünschten, Soldaten zu werden und die immer ehrenhaft blieben! Soll da wirklich jede einzelne dieser sittlichen Persönlichkeiten zusehen und ... mit dem Groll im Herzen ... abwarten ... weiter mitmachen?"

Gregorius schwieg, hörte aber mit angestrengter Aufmerksamkeit zu. Er schien jedes Wort Dorens auf die Waagschale zu legen. Kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht. Ein kurzes Schweigen entstand.

„Warum hast du mir das noch nicht erzählt?“ fragte Jonas. „Wie gut, wie notwendig, das alles zu wissen, finden Sie nicht, Hochwürden?“ Er erhob die Stimme und fügte bitter hinzu: „Ich erinnere mich, vor Jahren nach dem Judenpogrom des Jahres 1938, mit einem katholischen Geistlichen in Berlin ein ähnliches Gespräch gehabt zu haben. Er erklärte mir, daß der Einzelmensch sich nicht gegen den Obrigkeitsstaat auflehnen dürfe. Es stehe nicht im Recht des Einzelnen, zu revoltieren, denn die amoralischen Taten dieses Staates könnten im Heilsplan von der Vorsehung vorherbestimmt sein. Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich erkläre Ihnen offen, Hochwürden, daß auch ich diesen Theologen verachtet habe und mein Verständnis für eine Theologie verlor, die ...“

„Halt!“ rief Abt Gregorius. Er erhob sich und begann mit festen Schritten hin und her zu gehen.

Doren hielt den Atem an. Was würde er jetzt sagen? Jonas, der noch etwas hinzufügen wollte, bändigte sich.

Mit einer harten Bewegung preßte Gregorius die Hände ineinander, „Sie sind nicht die Einzigen, die heute so fordernd, so gebieterisch sprechen“, sagte er mit kaum erkennbar bewegter Stimme. „Mehr noch. Viele fragen, so wie Sie mich fragen, denn Sie fragen mich doch?“

Doren und Jonas nickten zustimmend.

„In letzter Zeit“, fuhr Gregorius fort, „haben wir Berichte erhalten, die das, was dieser Hauptmann Ihnen erzählte, tatsächlich als richtig erscheinen lassen.“ Er machte eine Pause und zog die Brauen zusammen. „Dieser Geistliche, Herr Jonas, mit dem Sie sprachen, zögerte er mit seiner Meinung, oder machte er einen sehr selbstsicheren Eindruck auf Sie?“

„O, sehr selbstsicher“, antwortete Jonas.

„Das habe ich mir gedacht.“ Er schwieg und ging nachdenklich einige Schritte hin und her. Dann fuhr er fort. „Ich wiederhole, daß ich kein Politiker, sondern Priester bin. Aber heute muß auch der Priester Stellung nehmen, obwohl er sich in die Gefahr begibt, daß diejenigen, die er tadelt, ihm Politisierung seiner Würde vorwerfen, während diejenigen, auf deren Seite er sich stellt, sein Tun zwar loben, es aber für ihre eigenen Zwecke mißbrauchen. Das ist, wie Sie klug genug zu wissen sind, auch die schwierige Lage, in der sich der Vatikan — nicht nur heute befindet.

Doch Ihre Frage zuerst! Es geht Ihnen offenbar darum, zu wissen, ob der Christ das Recht hat, sich gegen den Staat aufzulehnen, wenn der Staat gewissenlos die Würde des Menschen, also Gottes Ebenbild, zu vernichten beginnt. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist! Das, Freunde, gilt nur dann, wenn dieser Kaiser Gottes Ebenbild achtet.

Sie müssen das allgemeine und unveränderliche christliche Naturrecht vom begrenzten, veränderlichen positiven Recht des Staates unterscheiden. Die tiefste Quelle des Naturrechts ist Gott. Der Ursprung des positiven Rechts ist der Zweck.

Das ist vielfach in Abrede gestellt worden, und damit fing das Übel an. Der Philosoph Grotius lehrte, alles Recht beruhe auf einer natürlichen Übereinkunft des Menschen. Hier wird das Recht zu einer Schöpfung der unabhängigen menschlichen Vernunft gemacht. Andere leiten es von wechselnden Gesellschaftsformen, andere vom Volk und andere wieder von der Rasse ab. Ist das in der Welt so neu? Wie ist es bei uns in Deutschland? Der Legist Bismarck, der Rechtsphilosoph Stahl, lehrte, das Recht sei zwar in Gott gegründet, aber doch nur mittelbar. Merken Sie die höfische Reverenz? Gott gäbe, so behauptet Stahl, die Grundsätze, gestaltet würden sie jedoch im Staate. Hören Sie: im Staate! Das Recht wäre somit, nach Stahl, ein positives, geschaffenes Recht und ein sogenanntes von Gott

gesetztes Naturrecht gäbe es für sich gar nicht. Doch Stahl belehrt uns noch weiter ... Da die menschliche Ordnung selbständig in sich sei, könne das positive Recht des Staates sogar mit Gottes Weltordnung in Widerstreit treten, ja, der Staat könne das Recht sogar in sein Gegenteil verkehren, das Unvernünftige und Ungerechte anordnen. Auch in dieser gottwidrigen Art behalte es seine gültige Kraft. Stahl hat natürlich nicht behauptet, der Staat dürfe ungerechte Gesetze erlassen. So deutlich spricht sich ein Rechtsphilosoph nicht aus. Er hat jedoch gelehrt, daß ein Gesetz dieser Art, wenn es vom Staate geschaffen sei, dennoch rechtsgültig sei. Und nun die Folgen! Der Untertan dürfe sich — auch wenn er sich auf das Naturrecht beruft — nicht widersetzen; er müsse vielmehr dem Gesetz des Staates gehorchen. Ist Ihnen das klar? Sie müßten somit dem ungerechten Gesetz gehorchen!!

Nein, Freunde! Heute wissen wir es genauer als gestern: diese Lehre dürfen wir Christen nicht gelten lassen. An dem Bestehen eines göttlich gesetzten Naturrechts, im Gegensatz zum positiven Recht, darf man nicht rütteln, es sei, man wolle sich und seine Umwelt vernichten! Das Naturrecht existiert vor allem positiven Recht und unabhängig davon. Und das Naturrecht besitzt für sich allein, auch ohne das positive Recht, volle Rechtskraft. Es gibt tatsächlich Rechte, die überall, von allen Einzelnen und Völkern als unantastbare Rechte anerkannt werden: das Recht auf das persönliche Leben, das Recht auf Anerkennung der Persönlichkeit, das Recht auf seelische und körperliche Selbsterhaltung.

Die christliche Lehre lautet: betrachte das Naturrecht stets als ein solches, das dem Staat und seinen Gesetzen vorangeht. Trotz Staat und trotz staatlicher Gesetze besitzt es verpflichtende Kraft. Deshalb muß bei einem Konflikt zwischen dem natürlichen und dem positiven Recht das letztere dem ersten weichen.

Wenn man Sie mit der Bemerkung zurückweisen würde, die Rechtsätze des Naturrechts seien zu unbestimmt, so können Sie mit gutem Grund entgegnen, die zehn Gebote seien die obersten Gesetze, die es gibt. Wer gegen sie verstößt, verstößt gegen das Naturrecht. Wer sie erfüllt, hält sich daran.

Wir dürfen einen Schritt weitergehen, glaube ich. Oft wird gesagt, die Grundgebote des Naturrechts hätten keine bindende Kraft, weil sie nicht vom Staate sanktioniert werden. Auch das ist falsch. Diese Kraft gibt der göttliche Wille — und nicht ein Volk, ein Staat, eine Klasse, eine Rasse oder irgendeine Menschengruppe. Wäre der Staat letzter und höchster Rechtssouverän, so wären politischer Mord, Geiselerchießungen, Raub im Namen des Staates erlaubt, falls er es befiehlt. Das kann ein Christ, für den das Naturrecht bindend ist, nie bejahen. Es ist Aufgabe des Staates, sein positives Recht mit dem

Naturrecht in Einklang zu bringen. Geschieht das nicht, so ist grundsätzlich kein Christ mehr verpflichtet, ihm zu gehorchen, ihm die Treue zu halten. Für den Christen kann kein positives Rechtsgesetz Gültigkeit haben, das mit dem Naturrecht in Widerspruch steht."

"Das wird für Christen, so wie Sie es sagen, recht klar, Hochwürden", sagte Doren, der langsam aufzuatmen begann. „Aber wie ist es für solche, die sich nicht als Christen empfinden und ... doch anständige Menschen sind und bleiben wollen. Sind sie zum absoluten Gehorsam verpflichtet, selbst wenn der Staat amoralisch ist?"

"Nehmen Sie im Ernst an, die Kirche würde diese Fragen bejahen?" fragte Gregorius erstaunt. „Oder auch nur irgendein normaler liberaler Rechtsstaat? Pestalozzis Wort, daß der Staat für den Menschen da sei und nicht der Mensch für den Staat, faßt die Überzeugung aller Rechtsstaaten zusammen. Man kann nicht als Einzelner moralisch, für den Staat jedoch unmoralisch sein. Jeder Mensch — ob Christ oder nicht — ist vor Gott immer selbst und ganz allein für das verantwortlich, was er tut — auch für im Namen des Staats begangene Verbrechen, selbst wenn es für diese Untaten noch kein allgemein gültiges irdisches Strafrecht gibt. Mehr noch! Ich sage es Ihnen ganz deutlich! Jeder Mensch — ob Christ oder nicht — ist verpflichtet, den amoralischen Staat zu bekämpfen, sobald er eindeutig erkennt, daß er amoralisch ist, und es ist mit seinem Gewissen nicht mehr verantworten kann, ihm zu dienen. Als Christ ist er nicht allein deswegen dazu verpflichtet, weil dieser Staat etwa die Kirche angreift. Er ist es schon dann, wenn der amoralische Staat dem Menschen, dem Ebenbild Gottes, gegenüber gewissenlos wird."

"Und mehr noch!" drängte Doren, dem nun allmählich bewußt wurde, was er auf Sizilien erlebt hatte. „Darf er diesen Staat, dem er doch angehört, bekämpfen, obwohl sich dieser Staat in einem mörderischen Krieg befindet? Die meisten fahren entsetzt zurück, wenn man auch nur die Möglichkeit mit ihnen erörtert."

Gregorius setzte sich. Er ließ die Schultern zusammensinken, als entspanne er sich, um besser in sich hineinlauschen zu können. Weder die leiseste Ironie, noch ein auch nur angedeuteter Vorwurf lag in seinen Worten als er entgegnete: „Jedes ungeduldige Wort, das man spricht, wenn man nach inneren Gründen sucht, um nicht töricht oder böse zu handeln, ist verderblich."

Eine kleine Pause entstand. Gregorius blickte seine beiden Besucher prüfend an. Es war Jonas, der das Schweigen brach.

"Verzeihen Sie uns, Hochwürden! Sie haben uns Gelegenheit gegeben, offen, ja gelegentlich fast unverschämt mit Ihnen zu sprechen, und ... und ich bin sicher, Sie haben uns bis hierher schon wesentlich geholfen. Es sind jedoch noch mehr Fragen, die uns quälen und die wir oft mit unseren Mitteln sehr unbefriedigend beantworten konnten."

Sagen Sie uns noch... Wie ist es mit dem Einwand jenes Berliner Priesters, die amoralischen Taten eines Staates könnten im Heilsplan vorgesehen sein?"

Abt Gregorius gab nicht sofort Antwort. Er hielt jetzt die Augen gesenkt und fuhr genau dort fort, wo er aufgehört hatte: „Ich bin selbst jedoch jung genug geblieben, um zu verstehen, wie berechtigt Ihre Fragen sind. Ich will nicht ausweichen. Ich will mein Bestes versuchen, denn es ist feige zu sagen, daß ein Christ nicht zu viel fragen soll. Stalingrad! Ja, ein apokalyptisches Bild! Der Heilsplan Gottes? Sie rühren damit an das tiefste Geheimnis unseres Glaubens. Wer will es erklären? Hier müssen wir schon demütig auf Gott vertrauen. Aber resignieren? Unsere Unvollkommenheit nur mit dem Hinweis auf den vielleicht notwendigen Sinn des Bösen im Heilsplan einfach hinnehmen? So einfach ist das nicht! Die Antwort, die der Priester in Berlin Ihnen gab, ist zumindest voreilig, unvollkommen, ja höchtmütig gewesen. Gewiß: wir glauben, daß alles Böse unter der Herrschaft der göttlichen Vorsehung steht. Alles Wirkliche, das Gute wie das Böse, ist in den Plan seiner ewigen Ratschlüsse aufgenommen. Wir glauben, daß die physischen, seelischen und geistigen Übel, die dem Sein und Wirken kreatürlicher Wesen anhaftenden Unvollkommenheiten, von Gott im Sein mit vorgesehen sind... als Mittel zu höheren Zwecken..."

Er stockte. Seine hagere Gestalt schien sich noch stärker zusammenzuziehen. Es war, als spanne sich ein Bogen. Allmählich veränderte sich sein Antlitz, die schmerzliche Durchsichtigkeit seiner Augen wich einem glimmenden Feuer.

„Das Leid, junge Freunde“, fuhr er fort, „ist schöpferisch wie das Glück. Weh dem, der sich beiden verschließt. Nie wird er Willen und Seligkeit Gottes in sich spüren. Nie wird alles Leid zu tilgen, nie wird alles Glück vollkommen sein. Die Erbsünde wirkt in uns. Doch... Das sind zwei Schalen, die wir abwägend in der Hand halten können. Dort“ — er wies auf die Peterskirche — „erscheint das Böse gleichsam noch abgegrenzt, auf den Willen Gottes bezogen und das Glück als Vorstufe der Seligkeit. Ja, in diesem Abgewogenen, Aufeinanderbezogenen der Vorsehung können die Bösen, auch wenn sie gegen den Willen Gottes zu handeln scheinen, die Absichten des ersten Bewegers nicht vereiteln. Hier hat das Böse noch weckenden Auftrag, den stachelnden Sinn, der unser Herz aufrütteln kann, wenn es träge geworden ist. Hüten wir uns davor, dieses Geheimnis zu verflachen! Es rührt an die unerklärliche Tiefe Gottes in wirkendem Sein. Aber nun..."

Er zögerte wieder, hob den Blick durchdringend auf die Besucher und sprach plötzlich mit erhöhter Stimme weiter: „Aber nun wechseln Sie diese Kernlehre unseres Glaubens nicht mit einem orien-

talischen Fatalismus oder mit einem schwächlichen religiös verbrämten Opportunismus. Oder, wenn Sie es schon nicht tun, so dulden Sie entsprechend nie, daß andere es wagen. Als Christen bekämpfen wir das Böse, damit es nicht überhand nimmt, damit es nicht zu einer unheimlich aufgehenden Saat wird, die es dem Antichrist gestattet, die Herrschaft über die Menschen ganz an sich zu reißen. O, es ist schwierig, junge Freunde, das richtige Wort zu finden, ohne das Geheimnis zu verletzen! Sieht es gegenwärtig nicht so aus, als ob der Antichrist den Menschen tatsächlich aus dem Heilsplan herauszureißen im Begriffe ist, und das ist ja sein höchstes Ziel!? Ist er nicht auf dem besten Wege, die menschliche Willensfreiheit zu vernichten? Müßte man deswegen nicht gerade heute die volle Willensfreiheit des Christen aufrufen? Seine unantastbar eigene sittliche Verantwortlichkeit? Müßte nicht gerade jetzt der Christ handeln, um Gottes Willen gegen den antichristlichen Geist auf Erden zu verwirklichen? Gott und der Antichrist liegen heute stärker als je in der Menschheitsgeschichte um die Verwirklichung des Heilsplans im Streite miteinander.

Sie werden fragen: Was ist der Antichrist? Das Wort wird, wie Sie wissen werden, heute viel mißbraucht. Paulus nennt ihn den Menschen der Gesetzlosigkeit, den Sohn des Verderbens, der sich über Gott und alles Heilige erhebt. Es gibt viele Antichristen. Dieser Begriff bezieht sich also wahrscheinlich weniger auf eine einzige Person als auf immer wiederkehrende Personen und Zustände, die in der Welt des Menschen als Mächte Satans auf Erden wirken. Ja, die Antichristen sind Verkleidungen Satans, und lediglich der Spießer will die Existenz Satans nicht wahr haben. Satan ist das sehr recht, denn darüber freut er sich ebenso wie über seinen schlechten Ruf.

Sie erinnern sich, daß Luzifer ursprünglich von Gott beauftragt war, im Sinne seines Gesetzes über die Welt zu herrschen. Luzifer verliebte sich in die eigene Macht, fiel von Gott ab und wurde Satan. Seither hat er nicht aufgehört, in wechselnder antichristlicher Gestalt die Menschheit Gott entreißen zu wollen. Das ist ein Mysterium. Wie innerhalb der Kirche, solange das Unkraut nicht vom Weizen gesondert ist, neben der heiligen Mystik die unheilige Mystik besteht, so bewegt sich neben dem Mysterium Gottes das Mysterium der Anomie, des Gesetzlosen. Und dieser immer wieder erscheinende Antichrist — er wirkt auch heute wieder. Nur mit ganz anderen, schrecklicheren Mitteln in einer neuen, entscheidenden Weltstunde.

Der Antichrist hält heute zunächst den Willen zum Guten im Menschen mit einer Staatsmaschinerie gefesselt, wie die Welt sie noch nie gekannt hat."

Er wurde unterbrochen. Ein Pater brachte ihm einige Briefe. Er setzte seine Brille auf. Keinerlei Spur von Ungehaltenheit war in seinen

Zügen zu lesen. „Bitte, entschuldigen Sie mich für eine kurze Weile“, sagte er. „Es sind dringende Angelegenheiten, Notrufe.“

Jonas und Doren zogen sich ans Fenster zurück und blickten auf den Petersplatz hinaus. Der Dom funkelte in der untergehenden Sonne. Wie kriechende bunte Tupfen stiegen Männer, Frauen und Kinder die Travertinstufen hinan. Silbern sprühten die Fontänen. An den Säulenhallen Berninis hockten Mütter mit ihren Kindern wie an einem versteinerten Waldrand...

Sie hörten, wie Abt Gregorius hinter sie trat, und wandten sich um. „Noch nie hat man dort drüben mehr Notschreie einer gequälten Menschheit vernommen“, wies er auf den Vatikan. „Der Heilige Vater betet inbrünstig um Frieden. Was in seiner Kraft steht, versucht er, um der Vernichtung Einhalt zu gebieten. Hunderte Botschaften gehen täglich von hier in die Welt. Und doch ist dieser winzige Staat dort umstritten... wie schon so oft — diesmal jedoch in neuer Weise. Man will die Kirche in der Ignoranz der Menschen absterben lassen...“

„Sie waren unterbrochen worden, Hochwürden“, mahnte ihn Jonas mit unverhüllter Ungeduld.

„Gewiß, gewiß, liebe Freunde“, entgegnete Gregorius ernst. „Sie ahnen nicht, wie an unsere Tore geklopft wird. Die Briefe, die ich soeben erhielt... auch Notschreie körperlichen und seelischen Leids. Setzen Sie sich doch, Herr Doren. Der Frieden, den Sie hier wahrnehmen, trägt. Der Vatikan ist heute zu einem riesigen Hafen zerbrochenen menschlichen Daseins in der ganzen Welt geworden. Sie ahnen es nicht, welcher Tragödien wir Zeugen werden. Tod, Elend, Martern, Verzweiflung... Aber es ist merkwürdig! Früher drängte das Leid die Menschen zu Gott hin. Heute treibt es die meisten von ihm fort. Ist das auch eins der Zeichen der Wende? Ist das nicht das erste Zeichen für diesen inneren Sieg des Antichrist? Wodurch hat er es erreicht? Durch die Lehren, die er heute anwendet, sage ich, durch die Ideologien. Ja, was sind diese modernen Ideologien? Es sind Ideen, mit denen Politiker freien Raum für ihre Taten fordern, oder Ideen, mit denen sie ihre Taten rechtfertigen, merkwürdige, künstlich konstruierte geistige Gebilde, halb Politik, halb Philosophie. Eine neue wissenschaftliche Halbwelt bilden sie für das kritische, ansonsten aber harmlose Auge, deren sich in vielfältiger Form die heutigen Politiker bedienen, um ihre demagogischen Verführungskünste wirksamer zu gestalten. Der Einzelne ist dann spurlos in der Masse verschwunden. Er hat allerdings nur ein einziges Hirn, ein einziges Riesenmaul und ein einziges Paar Riesenohren. Der dämonische Bastard des modernen Antichrist ist erzeugt, denn heute verkauft man dem Teufel nicht mehr einzeln seine Seele, sondern in Massen. Und für diese entpersönlichten Mengen sind diese Ideolo-

gien, diese bunt aufgemachten Demagogenweisheiten, diese zerredeten, unermüdlich wiedergekäuten Plattheiten: neue Religionen.

„Anders die Wahrheit: Der Mensch, der im Sein Gottes ruht, ist ein geschlossenes, kreishaftes Universum. Wahr ist, daß alle geistigen, seelischen und stofflichen Kräfte in ihm wirken. Der Vernichtungsplan Satans hat seinen ersten großen Erfolg in der heutigen Welt darin, daß er diese Einheit zunächst einmal gründlich zerschlagen hat. Letzte entscheidende Kraft jedoch, ganz klares Wissen, was man tun und wie man handeln soll, gibt einzig die aus dem Absoluten, aus dem umfassenden, vielgegliederten Sein, die aus Gott stammende Moral, niemals diejenige, die nur auf irgendeine der Fragmente des Seins bezogen ist.“

Die hundert Falten im Antlitz Gregorius' belebten sich; sein Gesicht weitete sich; er sah uralte aus und schien mit diesem von innen her erleuchteten Gesicht doch ohne Alter zu sein. Er verstummte und blickte auf die Ansichtskarten an seinem Zettelkasten. Die Geräusche des Petersplatzes drangen aus unwirklicher Ferne ins Zimmer.

„Will ein einzelner Mensch aus der Gottnähe handeln“, fuhr er fort, „dann kann es für ihn keinen Kompromiß mehr mit dem Bösen geben. Seine einzige Lebensaufgabe wird es dann, Christus wieder in den Mittelpunkt zu stellen und die Macht des Antichrists zu überwinden.“

Sonst... Sonst tritt endgültig die Epoche geistiger Verdunkelung ein, die die Hindus als Kali-Juga bezeichnen, jene Ära, da der Mensch sich von den göttlichen Quellen seines Daseins entfernt hat und, angelockt vom Abgrund der stofflichen Welt, in die Tiefe stürzt. Das würde die Herrschaft Satans und das Ende des Abendlandes bedeuten.“

Gregorius versuchte zu lächeln, um auch äußerlich die Brücke des Herzens zu zeigen, die ihn mit seinen beiden Zuhörern verband. Aber seine Lippen verzogen sich nur in schmerzlicher Weise; das Blut war fast ganz aus ihnen gewichen. Seine Augen jedoch glänzten weiter in jünglinghafter Frische.

Jonas, der den Abt ja schon seit geraumer Zeit kannte, sprach nach kurzem Schweigen zuerst. Die Worte hatten ihn sichtlich aufgewühlt. Was mußte Gregorius in seinem langen Leben alles erfahren und durchlitten haben, daß dieses tiefe Wissen um Mensch und Welt dennoch so lebendig, so erregend blieb und in nichts der fahlen Weisheit Pandekten-Verliebter glich!

„Wie soll ich Ihnen sagen“, begann Jonas stotternd, „was ... wie tief Ihre Worte in uns eingedrungen sind, denn ich weiß, daß mein Freund Doren empfindet wie ich, deswegen sind wir ja Freunde. Wie vorlaut waren wir anfangs, und wie haben Sie verschwendet! Eine Ungeduld werden Sie uns jedoch noch verzeihen und sie unserer

Jugend, die ... die auf Verwirklichung drängt, verzeihen. Wenn das Böse sich so verkörpern kann ... Ich zweifle daran nicht mehr ... dann bin ich als Deutscher bei solchem Wissen gezwungen, ganz klar zu folgern, daß der Usurpator, der jetzt in Deutschland die Macht hat, eine solche Verkörperung darstellt. Wie es auch immer in der übrigen Welt aussehen mag — dort ist ja, weiß Gott, auch nicht alles christlich — so habe ich als Deutscher doch in erster Linie mit Deutschen zu tun! Ich muß also erkennen, daß ich zunächst mein eigenes Haus sauber haben muß, bevor ich es wagen darf, über die Schwelle anderer Häuser zu urteilen. Wenn jedoch in dieser Verkörperung des Antichrists in Deutschland alles Anfang und Ende nimmt, so gibt es doch nur einen Weg, Hochwürden! Diese Gestalt muß beseitigt werden! Die Kirche erlaubt doch den Tyrannenmord!"

„Ob mit seinem Ende alles zu Ende sein wird?“ entgegnete Gregorius, ohne Überraschung zu zeigen. „Die Gestalt läßt sich auslöschen, aber der Ungeist? Frißt er nicht wie eine Seuche um sich, und breitet er sich nicht über die ganze Welt aus? Gewiß haben Sie sich nur um das Schicksal der Heimat zu kümmern, aber Sie bleiben auch für alles, was in der Menschheit geschieht, im christlichen Sinne mitverantwortlich. Was ist eine Gestalt? Sofern es sich darum handelt, zunächst einem Zustand von vielen Zuständen ein Ende zu bereiten, gut, es ist sogar Ihre Pflicht — so klar wie heute alles geworden ist — den Tyrannen zu überwinden. Es wird jedoch der höchsten Wachsamkeit aller Christen bedürfen, um die letzten Spuren des Antichrist in der Heimat und in der ganzen Welt — auch nach Auslöschen der Gestalt — zu beseitigen. Doch der Anfang? Ja, er kann und sollte gemacht werden! Wenn der Tod des Tyrannen Millionen befreien würde, wer kann daran zweifeln, daß dieses Töten eine rechtliche Tat wäre! Viele, allzu viele verwechseln das Christentum noch mit weichlicher Frömmerei und religiös-ästhetischer Selbstgenügsamkeit. Wie oft spricht man vom Bilde des Herrn, der die Schänder des Tempels verjagte, und wie selten handelt man danach. Unsere Vorväter haben kräftiger, kühner, entschlossener gedacht als wir heute. Sie haben den Tyrannenmord erlaubt. Erinnern Sie sich an das, was ich über das Naturrecht sagte. Fest steht, daß eine menschliche Autorität, die ein positives Rechtsgesetz erläßt, welches mit dem Naturrecht in Widerspruch steht, sich damit gegen das göttliche Recht, also gegen Gott auflehnt. Das Wort *Mars ex lex* ist eine rechtliche Erfindung Satans. Es gibt kein *ius belli infinitum*. Auch für Kriegführende bleiben die Normen des Rechts und der Sittlichkeit in Kraft. Gegen dieses naturrechtliche Grundgesetz hat der Tyrann tausendfach verstoßen, also muß er beseitigt werden.“

„Ist denn ... der Tyrannenmord nicht an bestimmte Voraussetzungen gebunden?“ fragte Jonas erregt.

„Unsere ältesten Theologen“, entgegnete Gregorius geduldig, „haben den Usurpator, der den legitimen Souverän verdrängt und sich selbst in den Besitz der höchsten Gewalt setzt, als Hochverräter und Verbrecher bezeichnet. In diesem Falle dürfe Gewalt gegen Gewalt gesetzt werden. Falls es kein anderes Mittel gäbe, den Feind des Staates unschädlich zu machen, so sei sie erlaubt. Erlaubt ist es zunächst dem legitimen Souverän, den Usurpator vor einem ordentlichen Gericht anzuklagen; ist es ihm jedoch nicht möglich, seine Richtergewalt ordentlich auszuüben, so ist es jedem seiner Untertanen erlaubt. Verstehen Sie? Jedem!“

Sie handeln in diesem Falle nicht als private Menschen, sondern kraft eines ipso facto Ihnen übertragenen Mandats des Staates gegen den Staatsfeind. So haben unsere scholastischen Lehrer den Tyrannenmord erlaubt. Auch Luther, Melancthon und Calvin haben ihn gutgeheißen. Sprechen wir offen. Sie wollen keine Ausflüchte — und Vertröstungen! Die Eigenschaften hochverräterischer Usurpation treffen für Hitler zu! Eine Anzahl von Parteien — darunter auch die Katholiken — haben im Reichstag dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt, weil man irrtümlich annahm, Hitler werde beim Regieren von selbst mäßig werden. Ich erklärte Ihnen schon, daß es nicht das Vorrecht der Katholiken ist, das Antlitz des Antichrists erkennen zu können. Sehr rasch zeigte es sich, welch' furchtbarer Irrtum begangen worden war. Der Reichstag wurde aufgelöst, und damit die Verfassung gebrochen. Millionen Deutscher, die Hitler nie gewählt haben, wurden damit ausgeschaltet. Der legitime Souverän der Weimarer Republik war das Volk. Hitler machte also sofort einen großen Teil des Volkes rechtlos. Dann begann er im Innern, seine politischen Gegner zu beseitigen, unterdrückte die geistige Freiheit, die Kirche, das Recht. Schließlich brach er — ohne das Volk zu befragen — einen Krieg vom Zaun, unterdrückte Europa, entschied sich für eine amoralische Kriegsführung und treibt jetzt zu einer sinn- und gewissenlosen Weiterführung des Krieges. Nach der Lehre der Kirche ist die Befreiung der Welt von einem solchen Verrat am göttlichen Naturrecht keine Sünde. Jeder Geistliche, der sich nicht opportunistisch vor der Wahrheit drückt oder nicht feige ist, wird Ihnen ex cathedra das gleiche sagen müssen. Ich weiß, daß viele es in Deutschland gesagt haben und deswegen aufgehängt worden sind. Dennoch ... Christ sein, heißt alles unter Gottes Gebot stellen, auch wenn es mehr furchtsame als mutige Naturen gibt.“

„Sehr wahr!“ rief Jonas. „Aber warum hat man uns das nicht vorher gesagt? Sofort, nachdem der Irrtum als Irrtum erkannt worden war? Da ist doch etwas nicht in Ordnung?“

„Die Kirche“, entgegnete Gregorius, „ist keine politische Macht. Sie hat sofort lauter denn je Gottes Gebote gepredigt, aber nur wenige

hörten. Sie hat Einspruch erhoben, weil man sie auch mit dem Konkordat betrog, das ebenfalls geschlossen wurde, um den guten Willen durch guten Willen zu verpflichten. Auch das war ein Irrtum. Unsere Auffassung vom Menschen war vielleicht nicht pessimistisch genug. Vielleicht leiteten uns auch falsche politische Erwägungen! Vielleicht hatten wir zu viel unberechtigte Angst vor dem Volk und viel berechnete Angst vor dem vom anderen Extrem herkommenden Umsturz. Vieles strömt da zusammen, und das Ergebnis ist: wir irrten uns in einer rein politischen Entscheidung. Wer irrt nicht?"

Er schwieg, senkte die Augen, erhob jedoch jäh mit einer energischen Bewegung den Kopf und blickte abwechselnd Jonas und Doren durchdringend in die Augen.

„Seien Sie auf der Hut, liebe Freunde! So listig ist der Antichrist, daß er Ihr Herz, wenn Sie ihn bekämpfen, durch Ihren eigenen Haß gefährden könnte! Sorgen Sie, daß Sie Ihr eigener Haß in diesem Kampf nicht überwältige. Höchstes Wohlgefallen wird Ihr Kampf nur dann erringen, wenn er der Liebe dient, da er die Liebe wiederherstellen will. Wehe, wenn er dazu führen würde, einen Haß für einen anderen zu setzen. Haß um Hasses willen, Kampf um des Kampfes willen, Umsturz um des Umsturzes willen, sind teuflisch in ihrem Wesen. Jetzt sehen wir Satan im totalitären Ungeist verkörpert. Glauben Sie etwa, daß er sich im freiheitlichen Geist nicht verkörpern könne? Eine weitere List des Teufels besteht auch darin, daß er immer glauben macht, er sei immer nur etwas ganz Bestimmtes. Sagte ich Ihnen nicht schon, daß er alles sein kann, sobald man eines vergißt: die Selbstprüfung, die Gewissenserforschung. Die Kunst des Teufels besteht darin, sich unserer zu bemächtigen, wenn wir vor Selbstgerechtigkeit glänzen wie reife, aber wurmstichige Äpfel in der Sonne.

Im Leben der Völker sind immer nur diejenigen Einzelnen vor dem Gesetz schuldig, die Verbrechen auf sich geladen haben, nicht aber das verführte oder verirrt Volk. Wenn der Tyrannenmord erlaubt ist, so nur deswegen, weil der Tyrann die stärkste Wurzel des Bösen ist. Ist die erstickende Wurzel vernichtet, so ist das Volk wieder frei. Die Wurzel unseres Volkes heißt wie diejenige jedes andern: Sehnsucht nach Frieden. Ist sie von dieser um sie verklammerten Wurzel des Bösen erlöst, so kann das Volk wieder zum Guten emporblühen, falls es sich vor Gott — nicht vor dem Gesetz — dennoch im christlichen Sinne gemeinsam mit der ganzen übrigen Menschheit mitschuldig fühlt an allem Leid in der Welt.

Für diesen Frieden dürfen Sie sich mit ganzer umstürzlerischer Kraft einsetzen, sofern Sie nicht ichtsüchtige Ziele damit verfolgen. Ich weiß, daß die Besten in diesem Kampf nicht Vorteile in letzter Stunde bei den andern Kriegführenden zu erreichen hoffen. Sie führen diesen

Kampf, um ihre innere Freiheit, um die ihres Volkes und um den Frieden der Menschheit. Lassen Sie sich weder von Rechnern, Komplotflingen oder Zweiflern von diesem Wege ablenken. Gott möge dann den Siegern die tiefere Einsicht schenken, damit neue Ungerechtigkeiten vermieden werden.

Ihr Ziel sei daher nicht Haß, Mißtrauen, Rechthaberei, selbstzufriedener Triumph und Vergeltung. Versöhnung und Frieden soll es sein! Dann sind Sie gerechtfertigt. Selbstprüfung, vergessen Sie es nicht, ist dazu ständig notwendig. Der Wille, Gottes Gesetz richtig zu beachten. Nicht um die Kluft im eigenen Volke und zwischen den Völkern zu vergrößern, ist der Eingriff in das Walten der Vorsehung gestattet. Er ist es nur, um die Liebe herzustellen, die der Antichrist vernichten will."

Zum Abschied tat Georg Doren etwas, was er nie getan hatte, er küßte dankend den Ring an der Hand des Abtes, die Gregorius ihm, wieder zusammengesunken in seine schlichte Unscheinbarkeit, zum Abschied mit gütigem Lächeln reichte.

„Kommen Sie bald wieder“, forderte Gregorius ihn auf. „Sie sind in diesem Hause stets willkommen.“

Auf dem Wege zum Petersplatz sprachen Doren und Jonas kein Wort. Sie stiegen in eine Pferdedroschke.

Es war kühl, vom Gianicolo stieg ein Duft keimender Sträucher herab, wie kurz der Frühling in Rom war!

Im Schritt ging die Droschke über die Engelsbrücke. Zögernd, selbstverloren, wanderten Liebespaare unter den Platanen beiderseits der Muraglie. Wie friedlich diese Welt war. Gleichmäßig, in schützender Umarmung geborgen, konnten Sorge und Freude in dieser Stadt gebettet liegen. Gehörte auch dies nicht zum Geheimnis dieser Stadt, die sich stets erneuert hatte, daß das Menschliche in ihr auf diesen doppelten Mittelpunkt bezogen war, auch dann, wenn es von Blasphemie, Frivolität, ja vom Sarkasmus verhüllt war! Opferte diese Stadt nicht ständig Gott, indem sie das menschliche Maß verehrte und es geordnet, stufenweise, Jahresring um Jahresring zum Unendlichen hin entfaltete! Ja, das Volk, dieses Volk, das jetzt in die Omnibusse ein- und ausstieg, noch rasch in einen Laden eilte, Lampen in Handwerkerstuben an der Piazza del Orologio anzündete, Beamte, die in Parioli stirnrunzelnd ein Abendblatt entfalteten, Hausfrauen, die an Fenstern gegenüber dem Pantheon Fische auf einem Holzfeuer brieten, Kaufleute, die in den Kleinbürgerwohnungen bei Piazza Capranica sparsam den südlichen Frascati mit Wasser vermischten, und die Arbeiter bei San Lorenzo, die jetzt schon unbehaglich an das Frühaufstehen des nächsten Morgens dachten, ja, dieses Volk, dachte vielleicht bewußt nicht so, aber es empfand ähnlich. Die vielen ehrwürdigen Steine, die beißende Kälte der Tramontana, die Schwüle des Scirocco

hatten es so geformt, über alle Schwächen, über alle Zornausbrüche, über alles Keifen und schrilles Schreien hinaus. Nicht aus Müdigkeit hatte es das gesetzzerfasernde Abenteuer! O nein! Es war nicht müde. Aus Höflichkeit des Herzens, aus feinstem Gehör, aus kräftigem Spürsinn heraus hatte es das gesetzlos Angreifende. Auch von ihnen war Abt Gregorius ein Stück. Bayerische Erdhaftigkeit und Aufrichtigkeit hatten sich während der vielen Jahrzehnte, die er in Rom weilte, zu einem verfeinerten Schwingen geformt. Norden und Süden! Welche Möglichkeiten, welcher Ausgleich, wenn es im Friedlichen, Schöpferischen geschah. Aber die andern beiden aus Norden und Süden, das lichtreklamenhaft pompöse Dioskurenpaar: stählern nannten sie den verderblichen Bund. Als wenn das Herz nicht stärker wäre als Stahl!

Beide Freunde empfanden und dachten ähnliches, als sie die Altstadt auf dem Heimwege durchquerten. Als sie über die Piazza Colonna fuhren, musterte sie ein berittener Polizist neugierig von oben herab.

Vor den Cafés waren bereits Tische und Stühle aufgestellt. Der nahende Frühling beschwingte den schnurgeraden Corso wie ein langes Band, auf dem die schon lichten Frauenkleider bunte Tupfen bildeten.

„Steigen wir hier aus“, schlug Jonas vor. „Ich muß mir noch Zigaretten besorgen.“ Während Jonas am Piazza San Silvestro einkaufte, wartete Doren draußen und versuchte zu begreifen, wieso er wieder in Rom war. Erneut holte erst allmählich seine Seele den so rasch hergeflohenen Körper ein.

Durch die Via della Vite stiegen sie zum Spanischen Platz hinauf. Vor der Spanischen Treppe räumten die Händler gerade ihre Stände. Doren kaufte einige Rosen für Lydia und blickte Stück um Stück die hundertundsiebenunddreißig Stufen empor, während der Verkäufer ihm die Zweige einwickelte. Er fuhr sich mit einem leisen Stöhnen über die Augen. Wie wenig hatte gefehlt und er hätte Geliebte, Treppe und Blumen nie mehr sehen können.

Macht an sich tut es nicht, sie ist ein Instrument, bei dem es erst darauf ankommt, wozu man es braucht, ob man es überhaupt zu brauchen versteht.

Man wird wenig wichtige Kriege nennen können, in denen sich nicht nachweisen ließe, daß die wahre moralische Energie den Sieg behauptete.

Ranke: Politisches Gespräch

FILMRUNDSCHAU

Zur Situation des sowjetischen Films

I.

Wenn wir von den konterrevolutionären, bourgeoisen und zaristischen „Bösewichten“ der Feindlager hier einmal absehen, so zeigt uns der Mensch des heutigen sowjetischen Films vier Gesichter: das behäbig-zufriedene des braven Durchschnittstowarischtsch, der hat, was er braucht, dem es gut geht, das scharf profilierte, ekstatische des erwachenden Proletariats, des um sein Recht, seine Freiheit kämpfenden Arbeiters, das ungemein ausdrucksstarke, verwiterte des russischen Bauern und das unbewegliche, zweckhaft versachlichte des sowjetischen Soldaten und Rotarmisten. Weitere Spielarten, etwa der reine Geistesarbeiter, der Künstler, der Kaufmann, der Unternehmer und Industrielle, sind selten und werden fast immer entweder karikiert oder als Reaktionäre, Renegaten und Asoziale gezeigt. Einzig der politisch ausgerichtete Wissenschaftler macht hier eine Ausnahme. Eine Zwischenstellung nimmt noch der Agitator ein, ist er Bolschewik, dann verkörpert er meist eine gar nicht einmal unsympathische und unkomplizierte Art von politisch geschultem Halbintellektuellen, als

Vertreter der Feindseite jedoch trägt er meist ausgesprochen diabolische Züge.

Diese Zwie- und Vielgesichtigkeit des Menschen im sowjetischen Film bereitet uns Deutschen natürlich ziemliches Kopfzerbrechen. Wir begreifen beispielsweise nur schwer, daß ein Soldatenvolk wie das russische, auf der einen Seite den Frieden lieben und auf der anderen derart militante Ambitionen hegen kann, daß kaum ein Film frei von ihnen ist. Hinzu kommt noch die schablonenhaft-sture Unkompliziertheit dieser sowjetischen Filmcharaktere. Sie werden immer gut oder böse, schwarz oder weiß angelegt, Zwischenschattierungen sind ausgeschlossen. Ebenso gibt es keinen bolschewikischen Schurken. Gauner sind immer die andern. Infolgedessen ist es völlig ausgeschlossen, sich einen modernen sowjetischen Kriminalfilm vorzustellen. Denn das Leben in der UdSSR (im Film wohlgemerkt nur) ist derart geordnet, die sozialen Gegensätze (im Film) sind derart ausgeglichen, daß ein Dieb, gar ein Mörder einfach undenkbar ist, und ihn filmisch darzustellen als ein grober Verstoß gegen die These vom sorgenfreien und glücklichen Leben in

der Sowjetunion angesehen würde. Es gilt also zu unterscheiden zwischen dem sowjetischen Menschen im Film und dem russischen Menschen der Wirklichkeit, denn diesen zeigt der sowjetische Film nicht. Sondern was er zeigt, ist eine Fiktion, ist die Angabe eines Zieles, einer Marschroute, ist ein Wunschbild, eine Imagination, kein perfektes, etwa schon verwirklichtes Endergebnis. Er ist nicht so, wie ihn der Film zeigt, der russische Mensch — er soll so sein: der Film als Erziehungsfaktor und Vorwegnahme eines angestrebten Züchtungsprodukts. Daher noch einmal: den Menschen wie er ist: in seiner diametralen Schuldbeladenheit, seiner Zerrissenheit, seiner ganzen, so diffizilen psychologischen Beschaffenheit — ihn zeigt der sowjetische Film nicht.

II.

Die Frau („Frau“ im streng europäischen Sinne verstanden) spielt, ganz entgegen den deutschen und anglo-amerikanischen Gepflogenheiten, nur eine untergeordnete Rolle im sowjetischen Film. Er ist maskulin. Das weibliche Element ordnet sich daher, wenn es mal auftaucht, fast stets männlichen Funktionsbereichen unter. Hier allerdings begegnet es uns dann erschreckend vermännlicht und von einer bestürzenden Armut an Charme und echter Fraulichkeit. Immer beschäftigt sich diese sowjetische (Film-) Frau, mit Politik oder doch mit sozialen Problemen. Nie scheut sie körperliche Arbeit. Stets greift sie aktiv und erstaunlich tatkräftig (sei es als wissenschaftliche Arbeiterin, Lehrerin, Chefin einer Peltztierfarm, Traktoristin oder Kolchosvorsteherin) ins öffentliche Leben mit ein.

Ihr Verhältnis zum Manne wird bestimmt von einem uns oft reichlich burschikos, ja verkrampft anmutenden, kameradschäftlich-roughbeinigen Gefühl der Gleichberechtigung, wenn nicht der spöttischen Überlegenheit. Dem Liebesabenteuer steht sie ziemlich gleichgültig, auf jeden Fall bedeutend illusionsloser gegenüber als ihre westlichen Filmschwestern. Für sie ist der Mann Arbeitskamerad, Genosse, selten mehr. Liebeszenen sind daher rar im sowjetischen Film. Laufen sie trotzdem mit unter, werden sie sorgsam „entschärft“ und tunlichst bis zur Biedermeier-Sentimentalität banalisiert oder aber ins Simpel-Groteske verrückt. Man spürt: Liebe wird hier als eine Art Zeitvertreib, oder gar als Luxus empfunden. Dazu muß man wissen, daß es einen eigentlichen Schönheitstyp, ohne den z. B. der europäische Film nicht denkbar wäre, in diesen Filmen nicht gibt. Seine Frauen sind meist sogar alles andere als „schön“ und „hübsch“ nach unseren Begriffen. Sie sind robust, zäh, selbständig, energisch; sie stehen ihren Mann.

III.

Es taucht nun die Frage auf: wenn der sowjetische Film den Menschen anders zeigt als er ist, warum tut er es dann, er muß doch einen Zweck damit verfolgen. Er hat allerdings einen Zweck, und zwar, wenn man will, sogar einen ethischen. Er will einen neuen Menschentyp: das anspruchslose, befriedigte Kollektivwesen, das wunschlose Proletariat propagieren. Inwieweit auch das eine Fiktion ist, steht auf einem anderen Blatt. Hier bleibt festzuhalten: der sowjetische Film ist in keinem seiner Streifen zwecklos, er ist nie-

mals ein fragiles, lediglich ästhetisch-künstlerische Forderungen erfüllendes L'art-pour-l'art-Gebilde, sondern er hat eine fest umrissene Aufgabe, eine ideologische Funktion. Und die zwingt ihn, formend vorauszuweisen, prophetisch zu proklamieren und künstlerische Gesichtspunkte hintanzusetzen. Er ist also zuerst einmal Sprachrohr, These, Manifest und Proklamation.

Es ist zum Verständnis des sowjetischen Films wichtig, sich das klarzumachen. Denn das Publikum dieses Films (und er denkt ausschließlich an sein Publikum, selbst auf Kosten der inneren Wahrhaftigkeit), das Publikum ist der primitive und unverbildete Massenmensch: der Moskauer Fabrikarbeiter, der Leningrader Traktorenführer, der Soldat aus dem kleinen Dorf in der Ukraine, der usbekische Plantagenarbeiter. Man bedenke, es finden sich da plötzlich Menschen vor der Leinwand, deren Väter noch Analphabeten, deren Großväter noch Leibeigene waren.

Und die Sowjets sind sich denn auch der großen massenpsychologischen Wirkung des Films, dieses wirksamsten und gefährlichsten modernen Propagandainstruments, sehr wohl bewußt. Das zeigt, wenn man einmal alle europäischen Wertmaßstäbe beiseite läßt, ein aufmerksamer Blick noch auf den geringsten und künstlerisch unbedeutendsten Streifen sofort. Wie hier auf die ja oft noch völlig kindliche Psyche des Zuschauers Rücksicht genommen, wie immer wieder seinen bescheidenen Wünschen Rechnung getragen und er selbst als sich gegen alle Fährnisse behauptendes Kollektivwesen in den Mittelpunkt gerückt wird, das ist — auf seine Art — nicht ohne Geschick. Allerdings treten gerade hier nun

auch offen die Grenzen des sowjetischen Films zutage.

IV.

Ist es nun aber nicht so, daß die Hartnäckigkeit, mit welcher dieser Film immer wieder die gleichen dutzendfach variierten Miniaturarbeitsparadiese entwirft und — lediglich äußerlich — nüanciert, immer wieder den gleichen Menschentyp propagiert, ein schon mehr als deutlicher Beweis für das Nichtvorhandensein dieses Typs und die Unvollkommenheit der augenblicklichen Einrichtungen ist? Hieran ist etwas Wahres. Versuchen wir einmal, objektiv zu sein: Der Bolschewismus ist jung, und Sowjetrußland hat ein zentralistisches Staatssystem. Es muß ihm also im Interesse seines innerstaatlichen Zusammenhalts alles darauf ankommen, seine riesige und eben erst „bekehrte“ Völkerfamilie so schnell, so nachdrücklich und so beweiskräftig wie möglich von der „Richtigkeit“ seiner Idee zu überzeugen. Daß die Propaganda (also auch der Film) hier erst einen winzigen Bruchteil der gestellten Riesenaufgabe bewältigt hat, dafür sind nicht zuletzt der fatale Nachdruck und die ermüdende Zähigkeit ein Beweis, mit denen der sowjetische Film immer wieder die Stationen und geplanten Teilstrecken zum Endziel einer hundertprozentigen Bolschewisierung vorwegnimmt.

Auf die heute mit Recht so oft gestellte Frage: warum sind diese Filme nur alle so langweilig (sprich doktrinär, unproblematisch, agitatorisch)? lautet daher die Antwort: weil der sowjetische Film nichts als eins der Hauptmittel zur Propagierung des Bolschewismus ist, und weil das angestrebte bolschewistische Wunsch-

bild und die heutige sowjetische Wirklichkeit sich noch in keiner Weise zur Deckung bringen lassen. (Und wohl auch nicht bringen lassen werden.)

V.

Da der sowjetische Film, wie wir festgestellt haben, ganz auf den einfachen Menschen zugeschnitten ist und auf eine künstlerisch-ästhetisierende Wertung verzichtet, ist er, parallel dazu, natürlich auch im Technischen von großer, jetzt aber oft äußerst sympathisch anmutender Einfachheit. Er kennt nicht die gewagten und amüsanten Überblendungen des französischen Films. Er ist sparsam mit Tricks und Montagen, die Bildschnitte sind hart und übergangslos. Die Kamera scheut getüfelte Beleuchtungseffekte, es wird weder umständlich gefiltert, noch werden Einstellungen erst großartig „gebaut“. Es wird rechtschaffen fotografiert.

Am ehesten läßt sich die sowjetische Art zu filmen noch mit der von anspruchslos fotografierenden Wochenschaupersonen vergleichen. Was durchaus nicht abschätzig, aber auch nicht immer gerade lobend gemeint zu sein braucht. Eine gewisse Unbeholfenheit, allein schon in der Aufteilung des Raums, scheint allen sowjetischen Kameraleuten zu eigen zu sein. Mit Zimmern und Interieurs wissen sie eben nicht viel anzufangen. Die Akteure verlieren sich dann häufig, und die Kamera ist sich meist unschlüssig, wie sie sie dann angehen soll, und flieht zuletzt fast stets in die Totale. Solchen Bildern haftet dann etwas von Amateurgruppenaufnahmen an. Sobald jedoch die Wände unwichtig werden und Landschaft und Himmel, Städte und

Dörfer die Kulisse abgeben, vor allem: sobald es um das menschliche Antlitz geht, da sind die sowjetischen Kameraleute in ihrem Element. Und hier leisten sie oft sogar Unmittelbareres und Echteres als die Franzosen.

VI.

Einmal ein in sich geschlossenes, ausgewogenes und nicht unter politischem Einfluß stehendes Menschenschicksal zu gestalten, ist Sowjetregisseuren nur selten vergönnt. Immer hat ihnen die Tendenz über der Gestaltung zu stehen. Immer ist der soziale Aspekt der ausschlaggebende, und sind sie verurteilt, Auftrags- und Maßarbeiter zu sein. Daß unter diesen Umständen der Regisseurnachwuchs (zwar nicht gerade verkümmert, aber) in Bahnen gepreßt wird, die eine unbefangene künstlerische Grundbegabung im Handumdrehen unterminieren, dürfte klar sein. Sind doch z. B. künstlerische Experimente nur insofern erwünscht, als sie sich von Staats wegen günstig in dessen genormte Zweckmäßigkeitsapparatur einfügen lassen. Und muß doch (dem Niveau des Filmpublikums entsprechend, ganz zwangsläufig) alles andere, und sei es noch so avantgardistisch, es sich gefallen lassen, als „destruktiv“, „dekadent“ und „formalistisch“ verdammt zu werden. (Das bezieht sich natürlich nicht auf technische Neuerungen, hier ist dieser Film durchaus auf der Höhe.) Unternimmt ein Regisseur nun trotzdem einmal das Wagnis, künstlerische Wahrhaftigkeit und befohlene Linientreue unter einen Hut bringen zu wollen, so entstehen, wie zahllose Beispiele zeigen, Zwitter, aber niemals Kunstwerke. All das ist mit ein Grund, warum die Werke der Großen, also

etwa Pudowkins und Eisensteins, bisher noch immer nicht übertroffen oder auch nur annähernd wieder erreicht worden sind. Der Nachwuchs wird eben andere Wege zu gehen gezwungen.

VII.

Mit das Faszinierendste am sowjetischen Film ist sein unerschöpfliches Reservoir an Charakterdarstellern. Allerdings muß hier zugleich auch festgestellt werden, daß die Wandlungsfähigkeit des sowjetischen Filmschauspielers (beispielsweise an der des französischen gemessen) erstaunlich gering ist. Man erlebt häufig Fehlbesetzungen, verkrampt oder auch oft geradezu falsch angelegte Rollen, von den häufigen mimischen Unsicherheiten ganz zu schweigen. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß dieser Filmschauspieler eigentlich gar nicht „spielt“, sondern „ist“: er selbst oder seinesgleichen nämlich. Sobald er sich dagegen mit einer fremden, d. h. seiner Charakteranlage nicht kongruenten Rolle abfinden muß, verliert er seine Unbefangtheit, wird unsicher und unerträglich theatralisch. Hat er dagegen die „richtige“ Rolle, so ist sein sympathischstes Merkmal jetzt seine geradezu bestürzende, ja, brutale Natürlichkeit, die so nicht einmal von italienischen Laiendarstellern erreicht wird. Der sowjetische Schauspieler ist also nicht irgendein Mimen-Commis, er verkörpert vielmehr das Leben schlechthin, und zwar das ungeschminkte, alltägliche, gewöhnliche. Seine Gestik ist knapp und beherrscht. Seine Komik ist deftig, seine Erschütterung elementar, seine Mimik ausdrucksvoll und ruppigbewegt. Glatte Dutzendgesichter, amerikanisierte Keep-smiling-Fassaden

gibt es bei ihm nicht. Die Gesichter des sowjetischen Schauspielers, auch die der Frauen, haben alle schon ihr Schicksalsmal weg, die der Männer sind oft wahre Labyrinth von Falten, Furchen, Haaren und Runzeln, man könnte stundenlang in ihnen forschen. Außergewöhnlich hoch ist auch die Zahl qualifizierter älterer Schauspielerinnen, in deren von weiser Menschlichkeit gezeichneten Zügen immer noch irgendwo ein Quentchen verschmitzter Komik und freundlich-versöhnenden Humors aufblitzt. Nicht vergessen werden dürfen hier auch die sowjetischen Filmkinder. Die Jungen sind natürliche, aufgeweckte Burschen zumeist, oft jedoch stehen sie gefährlich hart an der Grenze allzu frühreifen Erwachsenenentums. Die Mädchen scheinen da ungefährdeter zu sein.

VIII.

Kein anderes Land weist eine so große Zahl festumrissener Standard-Spielarten auf wie die UdSSR. Da gibt es, um nur die wichtigsten zu nennen, den Revolutionsfilm, den Dokumentarfilm, den Agitationsfilm, den Kriegsfilm, den historischen, den Kulturfilm, den Unterhaltungsfilm und den Märchenfilm. Allen gemeinsam ist der Hang zum Erziehen, Bessern und Belehren. Allen gemeinsam ist ferner die stereotype Tendenz zum Sozialen, selbst noch die meist sehr schönen Märchenfilme sind von ihr nicht frei.

Wohl mit das Grandioseste, was sowjetische Filmleute bisher geschaffen haben, sind ihre Revolutionsfilme. Es sind ausnahmslos Streifen älteren Datums, durchschnittlich etwa acht bis zwölf Jahre alt, meist alles andere als technisch vollkommen, aber von einer elektrisierenden Ver-

dichtung im Atmosphärischen, einem explosiven Spannungsgehalt, einer Brutalität in Schnitt und Kameraführung, die schlechthin meisterhaft ist. Man spürt: hier stand noch eine junge und unverwässerte Idee dahinter, hier waren Regisseur, Kameramann und Schauspieler noch unmittelbar beteiligt. Doch schon die Dokumentarfilme, die neueren Agitations- und historischen Filme (obwohl es gerade unter den Dokumentarfilmen auch heute noch Werke von imponierender Wucht und Geschlossenheit gibt) fallen weit gegen jene früheren Filme ab. Man merkt es sofort: der Abstand ist zu groß, es fehlt die Begeisterung und der revolutionäre Elan. Einzig Schlachtszenen haben auch heute noch hin und wieder pudowkinschen Atem und sind streckenweise noch von der berstenden Realistik jener alten Revolutionsfilme erfüllt.

IX.

Aber dieser echte Realismus verblaßt im heutigen sowjetischen Film immer mehr zu einem Pseudorealismus aus zweiter Hand, der auf nichts (als eine potemkinsche Glanzfassade aus ist und die Wirklichkeit verschleiern, statt ihr ins Auge zu sehen. Das trifft in erster Linie natürlich auf den Unterhaltungsfilm, zuletzt aber eben doch auch auf fast alle

übrigen Spielarten zu. Und hier hätte nun die eigentliche Kritik am sowjetischen Film einzusetzen. Denn er gibt, das Paradox sei gestattet, ein geglättetes Zerrbild der Wirklichkeit. Hollywood verzichtet auf die Wirklichkeit. Moskau befiehlt, sie zu kaschieren. Was ist unredlicher? Fraglos das letztere.

Mag sich die Filmindustrie eines Landes immerhin geschlossen in den Dienst einer politischen Idee stellen und es wirklich auf nichts anderes als auf die soziale Integrität des kleinen Mannes abgesehen haben — gut. Aber sobald eine Filmindustrie wie die sowjetische (die von Haus aus und unpolitisch betrachtet, wie keine andere zur Blutspenderin des daniederliegenden Weltfilms prädestiniert wäre) die Wirklichkeit zu verbiegen und zu verschleiern beginnt und das für sie ausgibt, was sie selbst eigenmächtig und berechnend an ihre Stelle gesetzt hat: die geschniegelte Dutzendillusion nämlich, ein krisenfestes, sonniges, unproblematisches, automatisch funktionierendes Ameisendasein ohne Armut, ohne Hunger, ohne Verbrechen, ohne Klassen- und Rangunterschiede: dann trifft sie der Vorwurf absichtlich betriebener Volksverdummung und propagandistischer Verschleierungstaktik mit ganzer Schwere.

Wolfdietrich Schnurre

Demokratie im Angriff

Über Demokratie ist bekanntlich in Deutschland nach dem Zusammenbruch so viel geredet und geschrieben worden, daß man den Sinn und Kern des Wortes erst entstellt und dann totgeschlagen hat. Heute geht jeder unwillkürlich in Abwehrstellung, wenn er nur das Wort Demokratie hört. Es kommt hinzu, daß zum zweitenmal in der Geschichte unseres Volkes die Demokratie nicht als ein Ziel eigener Sehnsucht auf den Barrikaden erkämpft, sondern als ein Gebot der Sieger uns auferlegt wurde. Und unter ihnen befand sich eine Macht, die eine so eigenartige Auffassung von Demokratie hat, daß sie aufs Haar dem System gleicht, von welchem uns zu befreien die andern ins Feld gezogen waren. Auch in demokratischen Ländern des Westens finden sich Ansätze totalitärer Maximen, und mancher Staat versucht in Bezirke überzugreifen, deren Pflege ganz dem Einzelnen vorbehalten bleiben sollte. Immerhin aber ist eine „graue“ Demokratie, um ein Wort Arthur Koestlers zu gebrauchen, unter allen Umständen einer Gewaltherrschaft vorzuziehen.

Es ist müßig, noch einmal die vielfachen Gründe für das vorläufige Scheitern der Einführung der Demokratie in Deutschland zu untersuchen, um nach üblichem Schema dann doch nur den oder jenen, d. h. bei dem dann entstehenden Kreislauf: alle als die Schuldigen anzuprangern, jeder den andern, niemand sich selbst.

Wir glauben, es liegt an der Methode der Erzieher, daß der Begriff der Demokratie in Deutschland gerade bei der Jugend keine werbende Kraft ausgeübt hat. Man hat nämlich weitgehend vergessen, auf die dem Begriff der wahren Demokratie innewohnende Schönheit und Kraft hinzuweisen. Das ist eine auch auf anderen Gebieten zu beobachtende Erscheinung. Durch die massiven Angriffe der Nazi, der Faschisten und der andern Totalitären ließen sich die Anhänger der großen Begriffe der Menschheit von vornherein in eine kraft- und saftlose Abwehr drängen, anstatt die Werte ihrer Ideen und Überzeugungen kämpfend in die Reihen der Gegner zu tragen.

Mag sein, daß es den freien Menschen widerstrebt, von ihren Selbstverständlichkeiten und den ihnen heiligen Begriffen viel und laut zu

reden. Das „Anders-Sein“ allein ist schon eine starke und auf die Länge überzeugende Waffe.

Das haben wir in der Hitler-Zeit und in der Abwehr des Totalitarismus genügend erfahren. Das stillschweigende Kontrastieren eines echten Lebens und wahrer gelebter Freiheit macht die Menschen, an denen noch etwas dran ist, nachdenklich und überzeugt viele durch den Vergleich mit dem Roboterdasein, das kein Leben ist.

Aber in Zeiten, in denen der Gegner im Generalangriff ist, genügen die Haltung und das Vorleben allein nicht. Auch auf der moralischen Ebene ist der Angriff die beste Verteidigung.

Das gilt selbst auf der Ebene der höchsten Werte.

Es scheint ein Widerspruch in sich, wenn man vom „Christentum im Angriff“ sprechen wollte. Und doch wäre es in der Nazizeit richtig gewesen, wie übrigens auch heute, die unausschöpfbaren Werte und Schönheiten des christlichen Glaubens wie jeder echten Religion als Waffen des Angriffs gegen den Ungeist und die Gottesfeindschaft zu benutzen.

Gerade dann, wenn man den Reichtum dieses Besitzes und ewigen Gutes auf seine Fähigkeit, als Waffe zu dienen, durchmustert, erkennt man erst ganz die Fülle dessen, was göttliche Gnade uns schenkte. Die Erhabenheit des zu Vertretenden verhindert allein schon seinen Mißbrauch.

Für die Demokratie aber gilt die Forderung in erhöhtem Maße.

Ich erinnere mich sehr lebhaft an ein Beispiel, das der begabte und tapfere, viel zu früh verstorbene Schweizer Journalist Eduard Behrens, gebürtig aus Biel, in der Hitlerzeit gegeben hat. Er war als Korrespondent der „National-Zeitung“, Basel, in Berlin und arbeitete vor und nach dem 30. Juni 1934 aufs engste mit uns zusammen und unterstützte — wie auch sein Nachfolger — unsere Widerstandsarbeit wesentlich durch das schnelle Bekanntgeben von Nachrichten in der Schweizer Presse. Eduard Behrens teilte das Schicksal der meisten aufrechten Auslandskorrespondenten: er wurde wie gleichfalls sein Nachfolger Böschenstein ausgewiesen, nachdem auch die bösartigsten Schikanen der Gestapo sich ihm gegenüber als wirkungslos erwiesen hatten.

Als ich ihn 1936 in der Schweiz wiedersah, war er Herausgeber einer sonntäglich erscheinenden Wochenzeitung, die den Untertitel führte „Demokratie im Angriff“. Das leuchtete mir sowohl als Prinzip ein, wie es auch als eine gute Waffe klorrte. Ich glaube, sein Beispiel könnte auch unsern Tagen den richtigen Weg zeigen. (Sein damaliger Mitherausgeber ist inzwischen auf dem sonderbaren Irrweg so mancher protestantischer Theologen zum unfreiwilligen Propagandisten des Bolschewismus und seiner deutschen Trabanten geworden.)

Jedenfalls erwies es sich damals als wirksam, aggressiv die positiven

Werte der Demokratie herauszustellen. In der letzten Zeit haben wir von diesen positiven Werten wenig gehört. Stattdessen ist immer sehr viel davon die Rede gewesen, was alles „undemokratisch“ wäre. Damit erschöpfte sich meist die Weisheit der Leute mit erhobenem Zeigefinger. So kam es, daß manche, grade auch in den älteren Generationen, ihren Begriff der Demokratie als eine Art fahrbaren Krankenstuhl für Halbgelähmte benutzt haben, um an Klippen vorbeizusteuern und im letzten Grund Entscheidungen auszuweichen und sich von der Pflicht zum Handeln freizusprechen. Es genügt aber doch wahrlich nicht, etwas als undemokratisch zu bezeichnen und es dabei bewenden zu lassen. Denn Demokratie ist kein theoretisches Exerzierreglement, sondern bedeutet Verpflichtung zum Handeln und nicht nur Kritik und Abwehr undemokratischen Tuns. Demokratie fordert Übernahme von Verantwortung, einer Verantwortung für jedes menschliche Tun auf dieser Erde. Denn die Übernahme echter Verantwortung ist das einzig gültige Kennzeichen für den wahrhaft freien Menschen.



Ein großer Teil der älteren Generation in Deutschland hat vergessen und ein großer Teil unserer Jugend kann es gar nicht wissen, was Freiheit heißt: das unbeschreibliche und einzige menschliche Glück, als ein freier Mensch zu leben, nicht nur zu existieren, und seine Überzeugung jederzeit ohne Hemmung und Besorgnis vertreten zu können. Das Glück und die Schönheit der Freiheit — und das heißt zu gleicher Zeit der Demokratie — zu verkünden, das ist der Weg, auch die Herzen unserer Jugend zu erreichen.

Das würde ihr auch zu gleicher Zeit die Kontinuation eines deutschen Geschichtsbewußtseins geben, dessen Fehlen die Besten unter ihr empfinden und beklagen. Denn wie es einen Stammbaum des deutschen „Untertanen“ mit dem Lakaientrack im Tornister gibt, so gibt es auch einen Stammbaum der Deutschen, denen Freiheit das höchste Gut bedeutete und die für die Freiheit gelebt haben und auch für sie zu sterben wußten: von Ulrich von Hutten bis zu Graf Stauffenberg. Und es gab eine Zeit, in der das Gefühl für das Wesen der Freiheit Gemeingut aller Deutschen war.

Fügt man dazu einen Abriß der Geistes- und Literaturgeschichte mit den großen deutschen Denkern und Dichtern, deren Streben nach Freiheit und deshalb auch nach Wahrheit ging, so erhält die Jugend auch die Kontinuation der geistigen Tradition. Aus Geschichte und Geistesgeschichte fällt eine Fülle von Beispielen an.

Der Stammbaum derer, die knechtselig sind, reicht gleichfalls in unsere Tage. Das sind die Leute, die in einer beispiellosen Unverschämtheit nur fünf Jahre nach dem furchtbarsten Zusammenbruch unseres Volkes genau die gleichen Rezepte anzupreisen wagen, nach denen wir zugrunde gerichtet worden sind. Das sind alle die Leute,

die aus Charakterschwäche oder Furcht vor Verantwortung sich wieder nach „der Gnade des Befehls“ und dem neuen „Führer“ sehnen und als Ideal nichts anderes als die menschlich unwürdige Existenz in Unfreiheit anstreben. Sie stellen Forderungen von vorgestern auf, natürlich mit dem Brustton des nationalen Pathos, die nur auf dem Wege der Gewalt zu erfüllen sind, und haben anscheinend das wahre Gesicht des Krieges schon vergessen, dessen Erneuerung unsere endgültige Vernichtung als Volk bedeuten würde. Sie stehen ungefähr auf der gleichen Linie mit den unbescheidenen Menschen, die sich berufen fühlen, im Vordergrund politischer Gremien zu arbeiten, obwohl sie schon einmal auf das Kläglichste versagt haben.

Es gibt keine menschenwürdige Existenz ohne Freiheit. Als dunkle Folie bekräftigt das Los der geknechteten Menschen in den Ländern der Unfreiheit die Wahrheit dieses Satzes.

*

Vorbildlich für ein Leben in demokratischer Freiheit sind die drei Grundgedanken, die Thomas Jefferson in der Unabhängigkeitserklärung niederlegte: 1. „Wir halten die Wahrheiten für selbstverständlich, daß alle Menschen gleich und unabhängig geschaffen sind, daß sie aus diesem Gleichgeschaffensein immanente und unveräußerliche Rechte herleiten, darunter das Recht auf Erhaltung des Lebens, auf Freiheit und auf das Streben nach Glück.“ 2. „Daß zur Sicherung dieser Rechte Regierungen eingesetzt sind, die ihre rechtmäßige Gewalt von der Zustimmung der Regierten herleiten.“ 3. „Daß, wann immer irgendeine Regierung diese Rechte zu zerstören droht, es das Recht des Volkes ist, sie zu ändern oder ganz abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen, die auf solchen Grundsätzen beruht und deren Gewalt so organisiert ist, daß sie den Regierten am ehesten Sicherheit und Glück zu verschaffen verspricht.“

■

Die Freiheit beruht auf der Anerkennung der Menschenrechte. Auch hiervon ist viel — zu viel — geredet worden. Kürzlich hat Karl Geiler, Präsident der deutschen Europa-Akademie, eindringlich auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Menschenrechte neu zu begründen. Die Idee der Menschenrechte müsse als ethisches Absolutum dem bolschewistischen Dogma entgegengesetzt werden, und die ganze demokratische Welt, geeint in dem Glauben an die ewigen Werte der Menschenwürde und der Humanität, würde dem Dysangelium des Bolschewismus eine Lehre von stärkerer Werbekraft entgegenstellen. Nach Geiler würde eine Aktivierung der Menschenrechte zugleich eine Regeneration der Demokratie bedeuten. Freilich dürfe man sich an Proklamationen nicht genügen lassen, sondern die Menschenrechte als bindende Normen einsetzen.

●

Man zeige doch den Menschen, anstatt sie zu schelten oder zu

tadeln, den Reiz und das Glück eines Lebens in Freiheit. Sie werden dann auch die hohe Pflicht, die zu gleicher Zeit eine tiefe innere Befriedigung schafft, erkennen: die Übernahme echter Verantwortung. Diese Verantwortung beginnt im engsten Kreise der Familie und der Gemeinde. Man wird dann lernen, sich gegen jeden Übergriff des Staates in die private Sphäre auf das Energischste zu wehren. Man wird dann auch erkennen, wie maßlos heute wieder die Aufgeblasenheit und der Geltungsdrang der Bürokratie, ob staatlich, städtisch oder in den Parteien, verbunden mit einem nerventötenden Leerlauf, sind. Dann wird man begreifen, daß man mit allen Mitteln, auch mit denen des echten Humors, gegen die Krankheit ankämpfen muß, die aus dem deutschen Untertanenkomplex entstand und ihn dauernd am Leben erhält und vertieft. Nur der freie Mensch kennt die Entlastung durch das echte Lachen. Er wird — und dafür liegen Tausende von Zeugnissen vor — jeden Weg mitgehen, der zum Entscheidungskampf gegen das Bonzentum in jeder Form führt.

Es schadet nichts, wenn manche Leute glauben, über die „Radikale Mitte“ Werner Fincks nur lachen zu dürfen. Die Menschen, die es als Subjekte angeht, haben drinnen und draußen den Sinn der Aktion begriffen, und die Objekte werden ihn eines Tages spüren. Doch darüber ein ander Mal . . .

Wenn man beginnt in den Kategorien der freien Menschen zu denken, wird man bald mit Erschrecken spüren, wie eng der Käfig ist, in dem ein jeder von uns lebt. Die Gewöhnung an schlimme Dinge, gegen welche die heftigste Auflehnung täglich Pflicht wäre, erniedrigt den Menschen. Das führt dahin, daß wir die Gitter unseres Käfigs nicht mehr als Gitter spüren, sondern daß sie uns an den Leib gewachsen erscheinen, als ob es ein Anzug nach Maß wäre. Dabei liegt es so, daß alles zugrunde gehen und die Freiheit in der Welt aussterben muß, wenn wir uns noch weiter so gefangenhalten lassen und jeden als Feind ansehen und beschimpfen, der nicht mit uns im gleichen Gefängnis der anerzogenen Überzeugungen, Meinungen und allein-seeligmachenden Programme sitzt.



Die Freiheit ist ein großes und verpflichtendes Geschenk. Man muß aber sich auch über ihre Grenzen klar sein. Der russische Philosoph Berdjajew sagt, daß es bei den vielfältigen Bindungen eines jeden Menschen Freiheit auf dieser Welt nicht geben könne und daß das Wesen der wahren Freiheit eben die Toleranz wäre. Toleranz ist nun in keiner Weise eine knochenweiche Selbstaufgabe, sondern Toleranz kann nur geübt werden von Menschen, die ihres eigenen Seins sicher sind und grade deshalb ihre eigenen Grenzen achten. Ein solcher Mensch wird auch nicht geneigt sein, Toleranz denen gegenüber zu

üben, die auf Befehl ihrer Herren nicht gewillt sind, in ihrem unduldsamen Fanatismus gegen irgend jemand Toleranz zu üben.

Der innerlich wahrhaft freie Mensch wird ohne Zwang in der Gemeinschaft freier Menschen die Grenzen anerkennen, die jede Individualität im Interesse des allgemeinen Besten zu achten hat. Er wird aber auch mit peinlicher Sorgfalt darauf achten, daß diese Grenzen durch staatliche und bürokratische Willkür nicht weiter in die private Sphäre vorgerückt werden, als es unbedingt notwendig ist.

Nach den vielen Fehlschlägen von Erziehung, Umerziehung und Wiedererziehung sollte man wenigstens der Demokratie im Angriff eine faire Chance geben. Mit der Abwehr allein ist es nicht mehr getan.

Hörnersignal . . .

Hörnersignal, o Fanfare
schmetternden Lichts —
Frühling bricht auf — offenbare
hinter den Masken das Wahre
unsres Gesichts.

Nicht unser Weinen noch Lachen
ist, was wir sind.
Anschein von früher. Uns machen
zahllose Tote, die wachen,
wieder zum Kind.

Jeder, der Jüngste der Wächter,
älter als wir
weit überholten Geschlechter,
bis in die Sehnsucht Geschwächter,
stumm vor der Tür.

Wenn wir nicht endlich uns sehen,
nüchtern und neu,
klein, wie wir vor ihnen stehen,
werden wir hilflos vergehen,
leichter als Spreu,

hilflos, für immer verloren,
Larven und blind.

Reiße, auf Knien beschworen,
reiße von Augen und Ohren
endlich die Maske uns Toren
ab, o entfesselter Wind.

Hildegard Ahemm

Verliert Stalin den Kalten Krieg?

Wo in den letzten Jahren über die Hintergründe der amerikanischen Außenpolitik gesprochen wurde, fiel meistens der Name George Kennans, des Leiters der Planungsabteilung im State Department, der allgemein als der Initiator der Politik angesehen wird, die zuerst Außenminister Marshall und nach ihm Dean Acheson gegenüber der Sowjetunion verwirklicht haben. Diese Vermutung besteht zu Recht. Kennan hat als der gar nicht so sehr geheimnisvolle „Mr. X“ seinerzeit den großen Artikel in der Zeitschrift „Foreign Affairs“ geschrieben, in welchem die Politik des Containment, der Eindämmung der kommunistischen Expansion, umrissen wurde. Und vor wenigen Wochen hat Kennan, der inzwischen einen zweijährigen Studienurlaub angetreten hat, in einem neuen Aufsatz, der diesmal unter seinem vollen Namen erschien, die Richtigkeit dieser Politik nochmals begründet und verteidigt.

Trotzdem wäre es falsch, in George Kennan die einzige Hintergrundgestalt der amerikanischen Außenpolitik zu sehen. Neben ihm wirken andere Kräfte und Personen, die nicht immer leicht zu erkennen oder zu bestimmen sind. Nicht alle sitzen in amtlichen Stellungen, sondern mancher kluge Kopf versucht auf andere Weise, Einfluß auf die amerikanische Politik zu gewinnen. Der aussichtsreichste Weg dorthin führt gerade in den Vereinigten Staaten über die öffentliche Meinung, die wohl in keinem andern Lande der Welt eine ähnliche Bedeutung besitzt. Auch eine noch so große Mehrheit im Kongreß kann einer amerikanischen Regierung auf die Dauer nichts nützen, wenn es ihr nicht gelingt, außerdem die Unterstützung der breiten Öffentlichkeit für eine bestimmte Politik zu gewinnen. Daher pflegt die Regierung sogar vor wichtigen neuen Entschlüssen einen Aufklärungsfeldzug im ganzen Lande zu unternehmen, der die Öffentlichkeit mit den geplanten Maßnahmen vertraut machen und ihre Unterstützung gewinnen soll. Das bedeutendste Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit war die Aufklärungskampagne für den Marshall-Plan. (Diese politische Methode ist das diametrale Gegenteil

der Kabinettspolitik des 18. und 19. Jahrhunderts, deren häufig unheilvolle Nachwirkung in Europa und nicht zuletzt in Bonn immer noch zu verspüren ist.)

Unter den Männern, die über die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten Einfluß auf die amerikanische Außenpolitik zu gewinnen versuchen, nimmt James Burnham eine führende Stellung ein. Obwohl sein Name in Deutschland seit dem Erscheinen seines Buches über die Manager nicht mehr unbekannt ist, weiß man hier über die Persönlichkeit des Verfassers wenig oder gar nichts. Der heute Fünf- undvierzigjährige blickt schon jetzt auf eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn zurück. Nach Abschluß seines Studiums in Princeton verbrachte Burnham mehrere Jahre mit Reisen und Studien in vielen Ländern Europas, bis er 1929 als Dozent an die Universität New York zurückkehrte, wo er heute einen Lehrstuhl für Soziologie innehat. Neben seinem Fachgebiet liest er zeitweilig auch über Philosophie, Literaturwissenschaft und Mathematik und ist damit ein weiterer Beweis dafür, wie falsch die Ansicht ist, daß auf den amerikanischen Universitäten nur ödes Spezialistentum zu finden sei.

Wie sehr viele amerikanische Intellektuelle seiner Generation fühlte sich Burnham frühzeitig zum Marxismus hingezogen. Während der dreißiger Jahre spielte er eine aktive Rolle in der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung und versuchte damals, eine neue, revolutionäre kommunistische Partei aufzubauen, die von Moskau unabhängig sein sollte. Im Verlauf dieser Bemühungen kam er in enge Berührung mit dem in Mexiko in der Verbannung lebenden Leo Trotzki. Burnham gab damals die Zeitschrift „The New International“ heraus, die jahrelang als das führende Organ der marxistischen Theorie galt.

Schon Ende der dreißiger Jahre setzte dann die innere Entwicklung ein, die Burnham allmählich immer weiter vom Kommunismus und überhaupt vom Marxismus entfernen sollte. 1940 kam es, während er noch mit der Abfassung von „The Managerial Revolution“ beschäftigt war, zum endgültigen Bruch mit Trotzki und dem Kommunismus. Diese Abkehr tritt in dem genannten Buch bereits deutlich hervor. Die geistige und politische Entwicklung Burnhams hatte damit aber nicht etwa ihr Ziel erreicht, sondern einen neuen, wichtigen Abschnitt begonnen. Die nächste Etappe war das 1943 in Amerika erschienene Buch „The Machiavellians“ (eine deutsche Ausgabe ist 1948 in der Schweiz erschienen). Hierin wird mehr noch als in dem Werk über die Manager deutlich, daß Burnham sich als eigentliche Lebensaufgabe die Entmythologisierung der Politik gesetzt hat. In Machiavelli sieht er nicht das Ungeheuer, sondern den seinerzeit weit voraus-eilenden Vertreter einer wissenschaftlich nüchtern verstandenen Politik, als dessen späte Nachfahren er in seinem Buch Gaetano Mosca, Georges Sorel, Robert Michels und Vilfredo Pareto behandelt.

Die Entwicklung, die Burnham vom Bannerträger des Marxismus zum erbitterten Gegner des Weltkommunismus und zum leidenschaftlichen Verteidiger der menschlichen Freiheit durchgemacht hat, läßt sich an seinem bisherigen Werk deutlich ablesen. Es ist eine geistige Entwicklung, deren Früchte Burnham aber nicht in der Studierstube des Gelehrten konserviert oder vertrocknen läßt, sondern in den Dienst der praktischen Politik seines Landes und der Welt zu stellen versucht. Aus dem Gefühl der politischen Verantwortung heraus veröffentlichte er 1947 sein Buch „The Struggle for the World“. Den unmittelbaren Anstoß zu diesem Buch hatte der Abwurf der beiden Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki gegeben, deren geistige und moralische Wirkung ja gerade unter den amerikanischen Wissenschaftlern beträchtlich gewesen ist. Burnham hatte erkannt, wie fürchterlich sich diese neuen Massenvernichtungsmittel in den Händen von Menschen auswirken müßten, deren offen verkündetes Ziel die Errichtung der kommunistischen Weltherrschaft ist. Die Bedeutung dieses Buches kann man heute nur ermessen, wenn man sich die Haltung der amerikanischen Öffentlichkeit im Jahre 1946 in die Erinnerung ruft. Der Optimismus Franklin Roosevelts beherrschte immer noch die politischen Vorstellungen, so daß eine konstruktive Zusammenarbeit zwischen Ost und West nur eine Frage der Zeit zu sein schien. In diese Träume fuhr das Buch Burnhams wie eine Fanfare hinein. Es kamen natürlich auch andere Faktoren hinzu, und die Sowjetunion selbst hat viel getan, um die Illusionen der Amerikaner zu zerstören. Gleichwohl ist nicht mehr fraglich, daß „The Struggle for the World“ zu dem Umschwung der amerikanischen öffentlichen Meinung entscheidend beigetragen und auch auf die Entwicklung der amerikanischen Außenpolitik Einfluß ausgeübt hat. Burnham empfahl darin den Abschied vom Appeasement, das durch eine defensive Außenpolitik ersetzt werden mußte (wie sie dann ja in Kennans Containment schon bald verwirklicht wurde); auch diese defensive Phase sollte aber nur ein Übergangsstadium sein, an welches sich eine offensive Politik anschließen sollte. Als Ziel der weltpolitischen Entwicklung sieht Burnham einen Weltstaat, der, solange ein freiwilliger Zusammenschluß der Nationen nicht zu erwarten ist, unter amerikanischer Führung zu errichten wäre.

Burnham war, als er 1946 „The Struggle for the World“ schrieb, pessimistisch gestimmt. Die Entwicklung der amerikanischen Politik vollzog sich, wie er heute selbst zugibt, schneller, als er damals erwartet hatte. Die defensive Politik des Containment ist schon seit zwei Jahren die erklärte Außenpolitik der Vereinigten Staaten. Aber auch die Gegenkräfte haben sich entwickelt. Die Sowjetunion besitzt heute Atombomben oder doch mindestens das Geheimnis ihrer Herstellung. Die Expansion des Kommunismus in Asien hat bewiesen, daß die Ein-

dämmung noch höchst unvollkommen ist. Angesichts dieser Tatsachen hat Burnham erneut ein Sturmsignal gebläzt. Vor wenigen Monaten ist in den Vereinigten Staaten sein neuestes Buch erschienen, das den provozierenden Titel trägt: „The Coming Defeat of Communism“.

Dieses neue Buch vertritt die bemerkenswerte These, daß die Vereinigten Staaten innerhalb der nächsten Jahre den Kommunismus als weltpolitischen Faktor und Bedrohung der westlichen Welt beseitigen könnten, ohne dieserhalb einen totalen Krieg zu entfesseln. Burnham stellt also gerade das als möglich hin, was alle vernünftigen Menschen ersehnen. Daß er es nicht aus einem billigen Optimismus oder gar aus politischer Romantik tut, dafür bürgen sein geistiger Werdegang und sein leidenschaftliches Streben, die Politik auf eine nüchternwissenschaftliche Grundlage zu stellen. Die verantwortlichen Männer der amerikanischen Politik werden sich mit diesem Buch also jedenfalls auseinandersetzen müssen. Das werden aber außerdem innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten alle Menschen tun müssen, die in der Politik nicht nur ein Wirken dämonischer Kräfte sehen, sondern die höchste Aufgabe, die dem menschlichen Geist gestellt wird.

Burnhams neues Buch ist eine Fortsetzung und Präzisierung der Gedanken, die er in „The Struggle for the World“ vorgetragen hatte. Das Appeasement sei begraben und habe kaum Aussicht auf Wiederkehr. Mit dem Containment sei der erste große Schritt in die richtige Richtung getan worden. In der dritten Phase müsse nunmehr die amerikanische Außenpolitik zur Offensive übergehen. Burnham ist überzeugt, daß ein dauerhaftes, endgültiges Arrangement mit dem Kommunismus unmöglich sei, weil dieser niemals auf sein Ziel, die ganze Welt zu erobern, verzichten werde. Es gebe daher nur die beiden Alternativen einer kommunistischen Weltherrschaft oder der Zerstörung des Weltkommunismus. Diese müsse aber erfolgen, solange das noch möglich sei. Möglich sei sie, solange der Kreml nicht über eine große Zahl von Atomwaffen und anderen Massenvernichtungsmitteln verfüge. Das werde wahrscheinlich nur noch relativ kurze Zeit, vielleicht zwei bis drei Jahre lang der Fall sein. Bis dahin müßten die Vereinigten Staaten den Kommunismus als weltpolitischen Faktor ausgeschaltet haben.

Die Darstellung Burnhams geht von einer gründlichen Kritik der amerikanischen Außenpolitik aus, von der er sagt, daß sie zwar die richtige Richtung verfolge, aber nicht weit genug gehe. Hier scheiden sich die Wege Burnhams und Kennans. Für den Betrachter der amerikanischen Außenpolitik — von deren Richtigkeit oder Verkehrtheit heute das Schicksal der ganzen Welt abhängt — ist dabei sehr wichtig zu erkennen, daß der Unterschied zwischen beiden nicht eine Verschiedenheit der Methode, sondern eine Verschiedenheit der geistigen Voraussetzung ist. In der Methode sind sich beide sogar bis zu

einem gewissen Grade einig. Auch Kennan bekennt sich zur Führung des Kalten Krieges und lehnt den Schießkrieg als Mittel zur Lösung der gegenwärtigen Spannung ab. Er schreibt aber in seinem jüngsten Aufsatz in „Reader's Digest“ folgenden Satz: „Der Kalte Krieg wird erst dann ganz zu unseren Gunsten entschieden sein, wenn diejenigen, deren Ziele und Beschlüsse heute die internationale Gemeinschaft in ständiger Unruhe halten, zu der Einsicht gelangt sind, daß ihre Bemühungen, politische Macht über andere Völker zu gewinnen oder aufrechtzuerhalten, ihren eigenen Interessen schaden.“ In diesem Satz schwingt die Überzeugung mit, daß eine solche Einsicht der führenden Männer der Sowjetunion denkbar sei. Gerade das aber verneint Burnham.

Man wird Burnhams Auffassung nicht leicht abtun können. Er hat, was die Beurteilung der sowjetischen Politik angeht, zweifellos eines vor Kennan voraus: er ist selbst jahrelang ein überzeugter Kommunist gewesen. Er ist durch die geistige Schule des Marxismus gegangen und kann denken wie ein Kommunist. Da er außerdem einer der besten Soziologen unserer Zeit ist, verdient alles, was er über die geistige und psychologische Situation des heutigen Kommunismus sagt, größte Aufmerksamkeit. Er hält eine Sinneswandlung des Kreml für undenkbar; er glaubt nicht, daß das Politbüro der sowjetischen Kommunisten jemals auf die Errichtung der kommunistischen Welt-herrschaft verzichten werde. Darum verlangt er, daß der Weltkommunismus lieber heute als morgen vernichtet werde.

Der Weg, auf dem er die Erreichung dieses Zieles für möglich hält, ist im Prinzip nicht neu: er will die Kommunisten mit ihren eigenen Waffen schlagen. Amerika und die ganze westliche Welt sollen sich aus den erstarrten Formen einer traditionellen Diplomatie und konventionellen Kriegführung lösen und sich die Methoden des Kalten Krieges, wie ihn die Kommunisten seit Jahren führen, zu eigen machen. Burnham proklamiert den Zustand des politisch-untergründigen Widerstandskrieges gegen den Weltkommunismus. Er weiß wohl, daß schon manche Maßnahmen dieser Art in den Dienst der defensiven Eindämmungspolitik gestellt worden sind. Er verlangt aber mehr: er verlangt den offensiven Untergrundkrieg aller westlichen Völker gegen den Kommunismus.

Das Aufregende an dem neuen Buch Burnhams ist nun, daß es einen ganzen Katalog von Maßnahmen vorschlägt, die nach Ansicht des Verfassers unfehlbar das von ihm erstrebte Ziel erreichen müssen. Von der Errichtung eines besonderen Amtes für „Kalte Kriegführung“, welches dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu unterstellen wäre, über genaue Mindestforderungen, die einer — heute vorhandenen oder künftig entstehenden — innersowjetischen Widerstandsbewegung an Stelle der „bedingungslosen Kapitulation“ des letzten

Kriege mitgeteilt werden sollen, bis zur Ausbildung der Flüchtlinge und Vertriebenen, vom Ausbau der Rundfunkpropaganda über die Heranziehung der Gewerkschaften in allen Ländern bis zur Zusammenarbeit mit Vatikan und Islam, von der Förderung des Titoismus über die Zusammenarbeit mit dem Gaullismus bis zur Organisation einer chinesischen Widerstandsbewegung ist in diesem Katalog so ziemlich alles enthalten, was eine amerikanische Außenpolitik, die sich Burnhams Auffassung zu eigen machen sollte, planen und tun mußte.

Die Offenheit, mit der Burnham diese Dinge erörtert, könnte bei manchen Lesern vielleicht den Eindruck mangelnder Ernsthaftigkeit hervorrufen. Nichts wäre abwegiger. Diese Offenheit erklärt sich ganz einfach aus der Überzeugung des Verfassers, daß auf kurze Frist, also auf zwei oder drei Jahre, die Sowjetunion noch so schwach sei, daß sie einer entschlossenen Politik der Vereinigten Staaten nichts Wirksames entgegensetzen könne. Außerdem aber ist diese Offenheit auch das Ergebnis der brennenden Sorge, mit der Burnham seit einigen Jahren die weltpolitische Entwicklung verfolgt. Er glaubt, daß nur noch drastische Maßnahmen das drohende Unheil abwenden können, aber er glaubt andererseits auch, daß es wirklich abzuwenden sei.

Der europäische Leser wird mit manchen Einzelheiten des Buches nicht einverstanden sein. Beispielsweise wird er die schroffe Ablehnung, die Burnham dem Gedanken der „Dritten Macht“ zuteil werden läßt, häufig nicht billigen. Aber er sollte die oft sehr kritische Durchleuchtung der politischen Scheinwelt dieses Nachkriegseuropas nicht mit den Schatten europäischer Vorurteile verdunkeln. Burnham ist schonungslos in seiner Analyse, aber er ist frei von jeglichem Nationalismus; das Urteil, welches er über die amerikanische Geschäftswelt fällt, ist wohl das Schärfste, was seit langem von irgendeinem Autor über die führende Schicht seines Landes gesagt worden ist. Burnham ist kein Nationalist; er will den Sturz der Sowjetunion nicht, um die Macht der Vereinigten Staaten zu vergrößern. Er ist ein fanatischer Vorkämpfer der Freiheit; darum hält er den Sturz des Weltkommunismus für die einzige vordringliche Aufgabe der amerikanischen und europäischen Politik.

Es bleibt abzuwarten, ob die amerikanische Außenpolitik sich die Forderungen Burnhams zu eigen macht. Manche Anzeichen sprechen dafür, andere kann man auch anders auslegen. Niemand wird sich aber der eindringlichen Wucht dieses Buches entziehen können, das beinahe mit der Eintönigkeit des catonischen „Ceterum censeo . . .“ die Vernichtung der kommunistischen Weltmacht fordert.

Die deutsche Frage einmal anders gesehen

Jetzt ist der Augenblick gekommen, unter das, was wir noch kürzlich als eine Bedrohung der Welt erlebten, einen Strich zu machen und zu fragen, welche Ursachen diese uns alle angehenden Erscheinungen hatten. Denn erst, wenn man die Ursachen von etwas erkennt, kann man sagen, daß man etwas gelernt hat. Und dann erst hat man das Recht, einen vergangenen Zeitabschnitt als abgeschlossen zu betrachten und seine Zeugnisse ad acta zu legen.

Zwar ist vieles geschehen, manches unternommen worden, und allerlei wurde schon geklärt und analysiert. Doch ging man der deutschen Frage niemals ganz auf den Grund. Sozusagen eine realistische Scheu hielt die meisten, die sich damit befaßten, davon ab, die Kernfrage zu stellen. Man war überzeugt, daß nur ein handfester Realismus bei allem Tun maßgebend sein dürfte, und man ließ sich von der Maxime leiten, daß, nach so vielen unerhörten Leiden der Schicksalsjahre, reales Handeln, nicht Theoretisieren angemessen wäre, um den Problemen zu begegnen, welche der Nazismus für die ganze Welt aufgeworfen hatte. So löblich eine solche werktätig-praktische und politisch-realistische Einstellung auch den meisten Lebensdingen gegenüber — und besonders bei politischen Fragen von Weltausmaß — sein mag, so erweist es sich doch je länger, um so mehr, daß diese Haltung allein dem deutschen Problem gegenüber nicht gewachsen ist. Man muß also den von allen Politikern so sehr verabscheuten und verachteten Weg der Theorie betreten, um im Praktischen voranzukommen. Und warum? Weil in diesem Ausnahmefalle die theoretischste Theorie die praktischste Haltung ist. Denn alles Deutsche und deshalb auch seine politischen Lebensäußerungen sind eng mit theoretischen Überzeugungen und Vorstellungen verknüpft. Daß dies so ist, ist eben deutsch. Theorie ist etwas, das für einen Deutschen mehr gilt als alles Praktische. Und da der deutsche Krieg unser aller Schicksal war, betrifft es auch uns, wenn wir diesen Boden aufsuchen und auf ihm eine Klärung herbeizuführen trachten.

Um gleich mit einer der Fragen zu beginnen, die die Welt beschäftigen, mit der Umerziehung des deutschen Volkes zu humanen und demokratischen Methoden: wie kann eine Umerziehung möglich sein, wenn nicht derjenige, der umlernen soll, selbst davon überzeugt ist, daß das, was er lernt, der richtigere Weg ist, und daß das, was er bisher als richtig ansah, einen Irrtum, wenn nicht gar ein Verbrechen darstellt? Wie kann aber einer, der gewohnt ist, sich auf die Argumente seiner Dichter und Denker zu berufen, das einsehen, so lange eben diese Argumente ihm nicht widerlegt sind oder so lange nicht zum mindesten ihm der Nachweis geführt wurde, daß er von den hohen Maximen seiner erlauchtesten Vorbilder einen irr tümlichen, ja verfälschenden Gebrauch gemacht hat? Es ist nötig — und zwar nicht wegen des Seelenheils der Deutschen (das andere Völker vielleicht gleichgültig lassen mag), sondern wegen unserer eigenen Friedensliebe und um unserer eigenen Aufbaubereitschaft willen — den sogenannten „deutschen Idealismus“ ruhig sachlich in Augenschein zu nehmen und einmal völlig auf seinen Boden zu treten, um zu fragen, wie es mit oder trotz dieser großen und gehaltvollen Geistesbewegung dahin kommen konnte, wo Deutschland und mit ihm die Welt heute stehen.

Der deutsche Idealismus ist auf der absoluten Gültigkeit des autonomen Ich gegründet. Das Ich des Menschen ist nach der Lehre der Philosophen und Dichter des deutschen Idealismus nicht nur als Bewußtsein der Gesetzgeber der Natur (Kant), sondern auch als Gewissen das höchste Kriterium alles Handelns (Fichte). Ein solches absolutes Ich, das mit dem Totalanspruche eines philosophischen Richters auftritt, bedarf, um in der Welt des Lebendigen Realität zu werden, eines Repräsentanten, und dieser Repräsentant ist in dem sittlichen Ich jedes empirischen Menschen gegeben. So erschien Hegel Napoleon als der Repräsentant des Weltgeistes, und einer späteren Zeit mochte Wilhelm II., ja sogar Hitler als solcher erscheinen. Unter diesem Gesichtswinkel war Napoleon nicht nur ein französischer General, der Erfolg hatte, sondern der Handlanger der absoluten Idee, die sich mittels seiner durchsetzen wollte. Auch Hitler war nicht nur irgendein Führer, sondern der Führer schlechthin, der von der Vorsehung gesandte, nämlich die Verkörperung der absoluten Idee des Führertums, und somit hatte sein Wille totalverbindliche Geltung, unabhängig von allem Räumlichen und Zeitlichen, also unbegrenzt für alle Länder, Völker und Zeitalter. Man sieht, daß hier der Idee, dem Ideal der Platz göttlicher Allgemeingültigkeit eingeräumt wird. Indem die so überweltlich hochgreifende Idee mittels eines Repräsentanten „verwirklicht“ wird, um sie zum Realismus des Lebens zurückzuführen und mit der tatsächlichen Welt zu verbinden, die sie zu überfliegen droht, indem also die absolute Idee durch ein sie verkörperndes Individuum

real-idealistisch vertreten wird, bekommt sie lebendige Gestalt, wird im Gewissen eines realen Subjektes zur Idæe der F.eiheit, ohne dabei etwas von ihrem kategorialen Anspruch auf Allgemeingültigkeit zu verlieren. Umgekehrt aber — und das ist entscheidend — wird ein Individuum, das sie verkörpert, seiner relativen Natur als begrenztes Wesen zum Trotz von dem Strahl absoluten Glanzes getroffen, und seine Handlungsweise ist lediglich auf das Kriterium des Gewissens gestellt, in welchem sich eben jenes absolut Göttliche offenbart. Sollte nun diese schwer greifbare und mit irdischen Maßen unmeßbare geistige Substanz, die das Gewissen bedeutet, selbst in Verderb und Niedergang geraten, wie es in der nachphilosophischen deutschen Entwicklung der Fall gewesen ist, so bedeutet der geringste Verfall der hohen, von allen irdischen Rücksichten unabhängigen ethischen Verantwortung bereits den Übergang zu dem größten Greuelabgrund der Weltgeschichte. Das aber war gerade der Vorgang in Deutschland. Vielleicht wäre dasselbe in jedem Lande der Welt unter den gleichen Umständen eingetreten, wenn anderswo ebenfalls jene gleiche subjektivistische Entwicklung stattgefunden hätte, die alle äußeren Hemmungen zugunsten des persönlichen Gewissens aufhebt. Die zu hoch getriebene Forderung der Gewissensfreiheit in der deutschen idealistischen Philosophie mußte jedenfalls mit Notwendigkeit dieses Mißraten nach sich ziehen. Denn zu hohe Anforderungen bringen das Gegenteil hervor. Je höher der Himmel, desto tiefer die Hölle!

Es gibt Leute, die im Hegelschen Idealismus einen Ich-Naturalismus sehen. Sicher ist, daß ein solcher Idealismus einen Materialismus in sich barg. Nicht durch Zufall ist der Begründer des historischen Materialismus, Karl Marx, ein Schüler Hegels. Denn was unternahm Hegel? Er materialisierte selbst das Immaterielle. Sein Idealismus stellt eine Materialisierung der Idee dar. Eben deshalb ist seine idealistische Philosophie so eindrucksvoll, weil sie das Ideelle mit den vitalen Kräften des geschichtlichen Lebens versieht. Den von Luther auseinandergerissenen Kosmos — der unerreichbare Gottesstaat und der seinen eigenen Gesetzen folgende Menschenstaat — fügt er in eins zusammen, indem er der unerreichbaren Idee einen vitalen Repräsentanten in der Geschichte gibt. So wird die Säkularisierung des Religiösen, die mit Luther in Deutschland begann, durch den ehemaligen Theologen des Tübinger Stiftes (Hegel) bis zur letzten einheitlichen Konsequenz geführt: Gott wird gleich Idee gesetzt und diese säkularisiert.

Machen wir das an einem Beispiele klar: an der Vorstellung, die der Deutsche mit dem Begriff „Adel“ verbindet.

Andere Länder kennen Geburtsadel, Besitzadel, Geldadel, und diese haben Privilegien im Staat. Ein solcher Adelsbegriff aber erscheint

dem das Letzte fordernden Gewissen des Deutschen als ungenügend, ja als ungerecht. Er verlangt mehr. Er verlangt Absolutes. In Deutschland soll nicht irgendein Adel, der zufällig durch materielle Güter privilegiert ist, herrschen, sondern der wirkliche Adel: der „Adel an sich“. Da ein „An-Sich“ jedoch nicht in der Welt des Alltags existiert und anderseits die materiellen Kriterien der Geburt, des Besitzes oder des Geldes nicht genügen sollen, bedarf es eines anderen und höheren Kriteriums als jener. Dieses war im vergangenen Jahrhundert das humanistische Bildungsideal, dargestellt durch das humanistische Staatsexamen. Der vom Humboldtischen Bildungswesen geprüfte staatliche Stellenanwärter war nicht nur ein Graduierte, sondern ein approbierter Geistesadliger. Dieser Geistesadel erstreckte sich zum Schluß auf jeden wilhelminischen Landrat, dessen Entscheidungen auf diese Weise unanfechtbar, absolut wurden. Dann aber trat nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 ein kultureller Umschwung ein: aus den erfolgreichen Liberalen von 1848 wurden die karrierebeflissenen Stellen- und Amtsanwärter im neuen Kaiserreiche. Das Ideal, dem sie ihren Aufstieg verdankten, trat in den Hintergrund, und nach einer Zeit des Scheinhumanismus wagte sich der bloße, nur noch mit abgegriffenem Wortflitter umkleidete Materialismus immer offener hervor. An die Stelle der Philosophie des Idealismus trat die Philosophie der Macht. Dennoch wurde der Anspruch eines absoluten Adels aufrechterhalten. Wie aber konnte unter den abgewandelten Verhältnissen ein Kriterium gefunden werden, wenn das bisherige humanistisch-geistige Kriterium nicht mehr galt? — Ganz einfach: an Stelle des Bildungsexamens trat der Erfolg. Der Erfolg wurde sozusagen zur Prüfungsinstanz des neuen Adels. Das Leben, nicht mehr die Schule, die man jetzt verachtete — nachdem man sie vorher überschätzt hatte — veranstaltete die Graduierung. Wer Erfolg im Leben hatte, war der Lebenstüchtige, der Starke, der Adlige (Nietzsche). Und da nur Erfolg, nichts anderes galt, war es gleichgültig, wie und auf wie lange er errungen wurde. So kam Hitler und mit ihm die Nazi an die Macht. Denn sie hatten Erfolg, waren also die Starken. Sie boten das neuartige Beispiel, daß nicht einmal die eigentliche Stärke (die hatten andere auch), sondern die Ordinärheit entscheidend für die höchsten Posten im Staate war. Nur die Ordinärsten konnten regieren und nebeneinander bestehen. Ordinärheit wurde so der neue deutsche Adel.

Man fragt, wie das möglich sein konnte. Nun, eben hier zeigt sich die Gefährlichkeit der Nachwirkung des deutschen Idealismus, auf die schon hingewiesen wurde. Bereits einmal, vor mehr als hundert Jahren, hatte sich diese Gefährlichkeit gezeigt, damals sozusagen an der Quelle selbst. Aus dem Kolleg des Idealisten Fichte kam ein Student und Schüler des deutschen subjektiven Idealismus. Dieser,

Carl Ludwig Sand mit Namen, kaufte sich seinem absoluten Gewissen gemäß einen Dolch, schlich sich bei dem Dichter und Staatsminister von Kotzebue ein und erstach ihn in seinem Arbeitszimmer, dicht neben den Wohnräumen seiner Familie. Man begriff dies damals nicht — denn es gab noch keine Nazi — und die Richter hatten, wie aus den alten Untersuchungsakten verwirrend hervorgeht, alle Pein, dem Mörder aus der Idee Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er war nicht wahnsinnig, wie man zuerst vermutete, sondern bei Verstand, ja sogar ein Theologe und Philosoph mit Fichteschen Ideen. Seine Begriffe waren ein wenig verstiegen, aber doch logisch geordnet. Ein Motiv zu der Greuelthat konnte niemand entdecken: der Mörder hatte sein Opfer vorher nie gesehen und stand in keiner irgendwie gearteten Beziehung zu ihm. Er hatte keinen Haß. Er handelte aus kalter Überlegung. — Hier zeigte das „absolute Ich“ Fichtes seine erste Begegnung mit der Wirklichkeit! Das sittliche Ich als absoluter Gesetzgeber der Handlungen — diese Lehre produzierte hier ihr erstes Resultat im Leben. Da ein absolutes sittliches Ich außer in der Idee nirgends vorhanden ist, muß ein relatives Ich, ein wirres, durchschnittliches, moralisch unsicheres und in seinen Einsichten getrübtcs Menschen-Ich sein Stellvertreter in der Welt der Erscheinungen sein. (Gerade so wie später der approbierte Landrat die „Staatsvernunft“ repräsentierte. Siehe oben.) Indem der junge Philosophenschüler Sand diese Repräsentation der Idee vornahm, bekam sein wirres, getrübtcs Ich den Grad und die Autorität des Absoluten. Das wirre Ich vermutete in dem russischen Staatsrat von Kotzebue einen Vaterlandsverräter. Das wirre Ich sah auch in einem Morde keine abstoßende Tat, und es berief sich auf die absolute Gesetzgeber- und Richter-autonomie, als es sich die Gewissenslosung gab: „Stoß zu!“ Später ist an die Stelle Carl Ludwig Sands der „Führer“ getreten. Ausdrücklich der Führer, nicht ein Führer. Auch er ein wirres, unglückliches, dazu deklassiertes Subjekt, dem die Einsicht und die Moral fehlten. Aber das „absolute Subjekt“, das er in Deutschland noch immer als Schema bereitfand und das gerade seinen es verkörpernden Repräsentanten verloren hatte, gewährte ihm Zuschlupf. Seitdem so das deklassierte Ich ins absolute Ich hineingelangen konnte, hat jede seiner wirrsten und grauenhaftesten Taten die Sanktion der höchsten autoritären Rechtfertigung in Deutschland für sich gehabt.

Dies ist der Grund, wie sogar Ordinärheit, für jeden gesunden Menschenverstand das genaue Gegenteil von Noblesse, zum Kriterium des Adelsmenschen im Dritten Reiche werden konnte.

Man muß lange darüber nachsinnen, um so viele Hirngespinnste aufzudecken: doch dies erscheint als der einzige Weg, die Vergangenheit endgültig zu überwinden. Wer die Deutschen zur Demokratie erziehen will, muß davon wissen. Denn das Wort Verantwortlichkeit

allein genügt nicht. Es hat in Deutschland eine andere Bedeutung. Der Deutsche, dem man demokratisches Denken mit dem Begriff der Selbstverantwortung und der persönlichen Freiheit erklären will, wird gemäß seiner „idealistischen“ Vorstellungsart erwidern: „Eben diese Selbstverantwortlichkeit zwingt mich zu dem unbedingten Gehorsam gegenüber dem Befehl der absoluten Idee, denn diese ist mein Gewissen. Und was die Freiheit anbetrifft, so ist die Gewissensfreiheit höher und wichtiger als die bloß materielle.“ Ein Deutscher wird also auf jemand, der ihn Freiheit und Verantwortung lehrt, wie auf einen Veräußerlicher seiner hohen innerlichen Ansprüche verächtlich herabblicken. Es ist darum nötig, ihm das Fehlerhafte im Theoretischen nachzuweisen, wie es in diesem Aufsatz versucht worden ist. Oder besser gesagt: nicht dem Durchschnittsdeutschen, der sich in diesen Fragen auf die ihn umgebende Tradition und die ihn tragende Begrifflichkeit der deutschen Geistesgeschichte verläßt. Die subtile Schulung muß an den Universitäten, an ihrem Lehrkörper beginnen, bei jenen Geistern, die für den Durchschnittsdeutschen Autorität sind. Diese glauben auch heute noch, Deutschland mit einem wieder-aufgewärmten Neu-Idealismus, durch einen Neu-Fichteanismus, Neu-Hegelianismus usw. aufbauen zu können. Eine neue Grundlage jedoch kann nur aus der Erkenntnis kommen. Eine solche aber muß die politische Geistesgeschichte in Deutschland, die von Luther zu Hegel führte, neu betrachten und ohne jede Beschönigung sehen.

Die Wahrheit dieser Entwicklung ist nämlich diese: Zur Zeit der Reformation stand Deutschland auf einer politisch-sozialen Höhe, die bis in die weitesten Volksschichten jenes Selbstbewußtsein weckte, welches allein zu politisch-sozialen Reformen auf nationaler Basis durch selbsteigene Initiative befähigt, wie sie in England im siebzehnten, in Frankreich und Amerika im achtzehnten Jahrhundert durchgesetzt werden konnten. Das sechzehnte Jahrhundert war geschichtlich die Epoche für Deutschlands Wiedergeburt. Was aber geschah? Deutschland brachte zwar eine Reform zustande, aber eine solche, die — weit entfernt davon, national zu werden — vielmehr die Nation innerlich spaltete. Die wahrhaft politisch-soziale Reformation auf nationaler Grundlage wurde im Blute der deutschen Bauern erstickt!

So sagt ein Geschichtsschreiber jener Zeit: „Wäre die Erhebung der deutschen Bauern gegen verrottete feudale Zustände nicht so schmähsch von den Koryphäen der deutschen Kultur und Zivilisation verlassen und verraten worden, so hätte das deutsche Volk schon damals seinen regelmäßigen Entwicklungsgang im modernen Leben genommen und mit den übrigen europäischen Kulturvölkern gleichen Schritt gehalten. Die Macht des im Mittelalter so gewaltigen ‚deutschen Schwertes‘ hätte sich in die edlere und höhere Macht des modernen deutschen Geistes und Fleißes umgestaltet. Das Schicksal

wollte es anders. Karl V., der den Traum eines universalen deutsch-römischen Reiches verwirklichen wollte, verließ eines Phantoms wegen die politisch-soziale Reform, durch deren Unterstützung er Deutschland von Zersplitterung und feudalem Unwesen befreien, kurz, ein modernes Reich schaffen konnte zum Heile aller nach nationaler Wiedergeburt seufzenden modernen Völker und zum Schrecken ihrer mittelalterlichen Kriegsherren. Aus seinem entgegengesetzten Verhalten erfolgte das umgekehrte Resultat. Der hohe Adel konnte sich vom Kaiser unabhängig machen, indem er sich der religiösen Reformation anschloß, vom Volke, indem er die politisch-soziale Reformation erdrückte. Gefördert wurde dieses antinationale Werk nicht nur durch die verkehrte Politik des Deutschen Kaisers, sondern auch die politische Unfähigkeit des deutschen Reformators."

Er fügt seinen Ausführungen hinzu, daß die zweite Gelegenheit, nämlich die große französische Revolution, die dem Westen die demokratische Freiheit brachte, infolge der geschichtlichen Konsequenz wiederum für Deutschland verpaßt werden mußte. Denn als das Volk im Jahre 1813 endlich aufstand, erkämpfte es sich nicht die Freiheit, sondern die neue Reaktion. Auch der Geist der Besten beugte sich der Reaktion und flüchtete in die Romantik. Der Reformator, der seine Gottesidee für zu hoch gehalten hatte, um sie Bauern anzuvertrauen, und der sich deshalb lieber auf den hohen Adel stützte, fand seinen Nachfolger in dem Philosophen, der seine absolute Freiheitsidee so hoch hielt, daß er lieber mit den Staatsrepräsentanten, den „Stellvertretern“ der Idee, paktierte als mit dem ungebildeten Volke. Hatte die Revolution von 1789 das absolute Herrschertum des Monarchen abgesetzt, so setzte die Philosophie des deutschen Idealismus das absolute Herrschertum der Idee wieder ein, und es war nun leicht, einen Repräsentanten dafür zu finden, der seinerseits noch unangreifbarer werden mußte als früher der absolute König. Denn dieser erhielt seine Macht nur durch seine eigene physische Gewalt; jener aber hatte nicht nur die physische Gewalt, sondern auch die absolute sittliche Rechtfertigung von der überirdischen Freiheitsidee her. Die einseitige Gewissensreformation wurde so in Deutschland zur Verhinderung der politisch-sozialen Reformation: das Gewissen selbst zu einem Gespenst, zu einem begrifflichen Dämon, der alle Greuel politischer und sozialer Gewaltherrschaft mit den hohen Begriffen des Idealismus rechtfertigte!

Dies gilt es zu erkennen, um einen ganz neuen Anfang zu finden zu einem neuen demokratischen Deutschland. Denn dies ist zum Schutze des Friedens und aller Völker notwendig. Und daher ist geistesgeschichtliche Besinnung im Falle der politischen Umwandlung des besiegten Deutschland nicht Theorie, sondern Praxis: weil sie allem praktischen Handeln, das in Deutschland Erfolg haben soll, vorausgehen muß.

Die Kurden in der Weltpolitik

„Durchs wilde Kurdistan“ heißt ein Buch von Karl May, das wir mehr oder weniger alle in unserer Jugend gelesen und aus dem wir die ersten Vorstellungen vom Vorderen Orient empfangen haben. Was er darstellt, kommt in vielem der Wirklichkeit jener Zeit, in manchem auch der unserer Tage nahe. Das gilt u. a. von der Tatsache, daß die Kurden nur eins — wenn auch das größte — der Völker sind, die in Kurdistan, dem Gebiet am Oberlauf von Euphrat und Tigris, wohnen. Das Schicksal hat sie in den letzten Jahrzehnten nicht ganz so grausam angefaßt wie etwa die Armenier, aber geschont hat es sie auch nicht. Freiheitliebend und räuberisch, selbstbewußt und waffenkundig, starke Nehmer, aber auch starke Schläger und Widerschläger, wie sie sind, haben sie sich in ihren Sitzen und Weidegebieten im wesentlichen behauptet, aber viel Blut gelassen. Rassisch nicht ganz eindeutig zu bestimmen, von vorwiegend iranischer Sprache, bilden sie durchaus ein gemeinsames Volk, nicht nur eine Zahl von Stämmen. Aber freilich spielt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit innerhalb der Stammesbünde, deren es über hundert gibt, der Stämme und Großfamilien die ausschlaggebende Rolle, nicht ein mit europäischen Maßstäben zu bestimmendes Nationalgefühl. Auch im religiösen Glauben stellen sie keine Einheit dar. Eine Minderheit unter ihnen bekennt sich wie die Perser zum schiitischen Islam, die Mehrheit sind Sunniten. Das Sektenwesen, das zum Teil islamfremde Elemente aufweist, spielt eine große Rolle. Auch die Jesiden, die man zu Unrecht Teufelsanbeter nennt, gehören zu den Kurden, bilden aber eine besondere Gruppe und würden eine kurdische Schicksalsgemeinschaft nicht ohne weiteres anerkennen. Es gibt auch bei den Kurden den das Lebensgefühl, aber auch die politische Willensbildung so grundlegend beherrschenden Unterschied zwischen Nomaden und Seßhaften. Manche erkennen diesem Volk, das auf seinem weit zerstreuten Wohngebiet dreieinhalb bis vier Millionen umfaßt, ob seiner Ruhelosigkeit und oft erprobten Unbändigkeit überhaupt staatsbildende Eigenschaften ab. Auch Gabe

und Neigung zur schöpferischen Arbeit, ja überhaupt zur Arbeit, wird ihnen, aber zu Unrecht, abgesprochen. Die prachtvoll gewachsenen, muskulösen Gestalten, die ich in Bagdad zwischen Zollamt und Tigriskähnen mit hinlänglichem Arbeitseifer staunenswerte Lasten tragen sah, waren sämtlich Kurden. Die Eigenheit, nicht zur Lust, sondern nur aus harter Lebensnot zu arbeiten, teilen sie mit anderen Völkern. Vielleicht hätte aber doch bei anderen Eigenschaften die weitgehende Unzugänglichkeit der Berge Kurdistans diesem Volk ein staatliches Sonderdasein vergönnt, aber eben zu einer „Eidgenossenschaft“ haben sie sich niemals zusammengefunden. So blieben sie unter der freilich lange maßvoll geübten Herrschaft der größeren Nachbarvölker. Weder die Türken noch die Perser sind in der Weltkriegszeit jemals ganz bei ihnen durchgedrungen. Von Persien und von den arabischen Nachfolgestaaten des ottomanischen Reiches gilt das auch für die spätere Zeit, für die kemalistische Türkei aber vielleicht nicht mehr seit 1930. Gelegentlich hat das gemeinsame Interesse ihrer Staatsvölker, die Kurden niederzuhalten, gemeinsame Aktionen gegen sie veranlaßt. So gelang es in den 80er Jahren, als der Kurdenscheich Obeiduli Täbris und Urmia belagerte und bis Maku vordrang, nur dem vereinten Aufgebot persischer, türkischer und russischer Truppen, seiner Herr zu werden. Aber die Kurden waren nicht immer Feinde ihrer Staaten, ihre soldatischen Tugenden wurden auch in deren Dienst gestellt. Bei der leichten Reiterei der osmanischen Armee und als persische Grenzwächter waren sie hochgeschätzt. Lagen aber diese Staaten miteinander im Krieg, so suchten sie die Kurden des Gegners für sich zu gewinnen. Das war z. B. im Krimkrieg der Fall, als die Russen sich Erfolge durch Aufwiegelung der türkischen Kurden unter Schederchan und später Jezdanaschir sicherten, zu deren Niederwerfung es britischer Hilfe bedurfte.

Hier treten die Engländer ins kurdische Blickfeld, die dann viel später, nach dem ersten Weltkrieg, für sie eine wechselvolle Rolle spielten. Damals eröffnete sich für die Kurden vorübergehend die Möglichkeit, einen Staat zu bilden: die ottomanische Türkei war besiegt, ihr nichttürkischer Landbesitz wurde neu verteilt. Die Engländer waren es, die für einen Kurdenstaat unter britischer Oberherrschaft warben. Schon im Mai 1918 setzten sie in Kirkuk, dem heutigen Erdölzentrum, den Kurdenscheich Mahmud als Gouverneur ein — um ihn später zu bekämpfen, als er ihnen zu groß wurde. Der niemals verwirklichte Friedensvertrag von Sèvres vom August 1920 schuf ein Kurdistan als Staat, aber er stand auf dem Papier. Unschlüssigkeit und Uneinigkeit der Großmächte, Fehler der Kurden selbst, vor allem aber der Aufstieg der Türkei Kemals, der sich in seinem Freiheitskampf zuerst nach Osten wandte und hier „das Sèvresporzellan zerschlug“, sorgten dafür, daß dieser Plan nicht politische Wirklichkeit wurde. Mit

dem Friedensvertrag von Lausanne, der den von Sèvres ersetzte, und die Kurdenfrage ignorierte, und mit der späteren Lösung der Mossulfrage wurden die kurdischen Träume begraben. Anstatt einen eigenen Staat zu gewinnen, hatten die Kurden nun anstatt drei gleich fünf verschiedene Oberherren. Denn von den Nachfolgestaaten des Sultanreiches schlossen nicht weniger als drei, die kemalistische Türkei, Syrien und der Irak, Siedlungsgebiete der Kurden ein. Für diese als Nomadenvolk durchschnitten die neuen Grenzen auch ihre Wanderrouen. Indes muß gesagt werden, daß sie sich daran nicht kehrten und daß es einen Eisernen Vorhang in Kurdistan niemals gab. Ruhig blieben die Kurden nicht. Man zählt acht größere Aufstände allein zwischen 1923 und 1942. Sie blieben meist auf ein Teilgebiet beschränkt, obschon sie sich vielfach auf die anderen auswirkten. Seit 1927 gab es auch eine allkurdische Vereinigung „Khoibun“ (Unabhängigkeit). Aber wo immer die allkurdische Parole erklang, wie zuletzt wohl im Frühjahr 1946 im persischen Mehabad, wo der aus dem Irak kommende Molla Mustafa el Barzani ein Großkurdistan ausrief, wurde sie nicht befolgt. Niemals gab es eine gesamtkurdische Erhebung.

Vor allem führen die Kurden in der Sowjetunion ein Sonderleben, verständlich genug bei der eigenartigen Nationalitätenpolitik der Sowjets, die völkische Eigenständigkeit nach außen mit bolschewistischer Durchdringung und straffer Zentralleitung in den politisch wesentlichen Fragen verbindet. Es sind ihrer nur 80 000, die zur größeren Hälfte in der Bundesrepublik Aserbeidschan, zur kleineren in Sowjetarmenien wohnen. Die neue Türkei anerkennt ein Eigenleben im Staat, von dessen Bevölkerung die Kurden mit 1,7 Millionen — die Zahl ist nur geschätzt und ist sehr angefochten! — immerhin ein Zehntel ausmachen, nicht. Gerade der Zentralismus der kemalistischen Staatsführung, auch seine laue Haltung dem Islam gegenüber und seine Feindschaft gegen jede politische Regung der islamischen Geistlichkeit, brachten die Kurden gegen den neuen Staat auf. Durch den großen Aufstand von 1925 kam zeitweise ein großes Stück Ostanatoliens in kurdische Hand. Der Aufstand wurde mit großem Kräfteaufwand, aber auch mit Härte niedergeschlagen. Achtundvierzig kurdische Führer, unter ihnen Scheich Said, die Seele des Aufstandes, endeten in Diarbekir am Galgen. Die späteren Erhebungen, z. B. die von 1930/31 im Araratgebiet, waren unbedeutender. Nachrichtensperre und Verbot der Reise nach dem östlichen Kleinasien für Fremde erschweren die genaue Unterrichtung über die Lage, aber sicher ist, daß sich die türkische Herrschaft befestigt hat. Ihr kommt zugute, daß im zweiten Weltkrieg die Türkei sich heraushalten konnte, daß sie aber von 1939 bis jetzt ein starkes Heer unterhalten muß. Innerhalb des Iraks sind den Kurden, die mit 500 000 ein Sechstel der Bevölkerung

bilden, mehrfach Sonderrechte bis zur Autonomie zugesagt worden. Aber befriedigt wurden ihre Wünsche niemals. In den zahlreichen Aufständen wurde die Bagdader Regierung nicht ohne britische Hilfe mit den Kurden fertig. Das war in den 20er und 30er Jahren ebenso wie in den Erhebungen von 1943 und 1945, in denen der oben genannte Mustafa Barzani und Scheich Latif, Sohn des Mahmud, die Kurden anführten. 1945 bedurfte es eines großen Truppenaufgebots unter General Renton, und die Royal Air Force mußte, nicht zum erstenmal, kurdische Dörfer bombardieren. Und dennoch dienten tausend Kurden im zweiten Weltkrieg auch unter britischer Flagge als Fallschirmabspringer! Nach wie vor bilden die Kurden im ungefestigten Staat Irak eine ungelöste Frage, mit der noch am besten ein so energischer und doch wendiger Politiker wie Nuri Said fertig wird, die aber den Irak an voller Entfaltung seiner Kraft hindert. Dies zeigte sich im Palästinakrieg, an dem sich der Irak mit Rücksicht auf befürchtete Kurdenunruhen nur schwach militärisch beteiligen konnte, was eine Parteinahme der Presse Israels für kurdische Interessen zur Folge hatte.

In Persien gab der zweite Weltkrieg den Kurden mächtigen Auftrieb. Wurde doch das Land 1942 von den Alliierten, und zwar im Norden von den Sowjets, besetzt und die Macht der Teheraner Regierung draußen, in den Provinzen, gründlich gemindert. Die Sowjets ließen iranische Truppen nur zögernd und in geringer Zahl zu, als 1942 kurdische Unruhen ausbrachen. Später, 1946, läuft eine neue kurdische Erhebung parallel mit der Unabhängigkeitsbewegung Aserbeidschans. Nicht umsonst schlossen beide kurzlebigen Staaten, das unabhängige Aserbeidschan und der in Mehabad ausgerufene Kurdenstaat, ein zwanzigjähriges Bündnis miteinander. Schon Ende 1946 aber gelang es Teheran, zugleich mit einer günstigen Lösung der Aserbeidschaner Frage mit den Kurden gänzlich fertig zu werden. Einige ihrer Führer flohen in die Sowjetunion. Es heißt, die Sowjets hätten bei ihrem Abzug aus Nordiran auch zahlreiche junge Kurden mitgenommen, um sie — wie die Angehörigen anderer asiatischer Völker — zu politischen Agenten auszubilden. In einer Note vom Frühjahr 1948 erhebt Iran den Vorwurf, die Sowjets förderten auf ihrem Gebiet kurdische Verschwörer und deren Machenschaften. Die 1,2 Millionen Kurden bilden für Persien eine latente Gefahr, mag sie auch geringer sein als für den Irak das dortige Kurdenelement. In dieser Zahl sind übrigens 300 000 Kurden inbegriffen, die, völlig getrennt von den anderen, im Nordosten des Landes, in der Provinz Chorassan, wohnen, Nachkommen einst dorthin verpflanzter Grenz- wächter gegen die Turkmenen.

Das Interesse der Sowjetunion an den Kurden ergibt sich aus ihrem Gegensatz zu Persien, zur Türkei und zu den Machthabern über die

mesopotamischen Ölquellen. Es ist um so unproblematischer für die Sowjetunion selbst, als ihre eigenen Kurden kein Element der Unruhe bilden. Als natürliche Förderin der Kurden wird sie die Verfechterin eines Großkurdistan und die Hüterin des Kurdentums. Eriwan, die Hauptstadt Sowjetarmeniens, ist dafür das geistige Zentrum. In die dortige Akademie der Wissenschaften sind als *membres auxiliaires* zwei kurdische Persönlichkeiten aufgenommen, die ein Institut für Kurdenkunde betreuen und sich rege an den Sendungen in kurdischer Sprache des Senders Eriwan beteiligen: der Dichter Emin Advan und die an der Universität Leningrad ausgebildete Philologin Nuriye Gulatova.

Nicht als ob der Westen kein Interesse für die kurdische Frage zeigte. So wird u. a. in Paris Kurdisch an der dortigen *Ecole des langues orientales* gelehrt, und der Professor des Kurdischen, Emir Kamuran Bederchan, Mitglied einer berühmten kurdischen Familie, gibt ein gegen England und gegen die Araber gerichtetes Bulletin über die Kurdenfrage heraus. In Paris ist auch 1947 eine Schrift „*Les Kurdes et le droit*“ erschienen, deren Zahlenangaben über die Kurden in den einzelnen Ländern freilich fantastisch sind.

Neuerdings wendet sich auch das Interesse der „Stimme Amerikas“ dem Kurdischen zu. Endlich haben die Kurden sozusagen ihren ewigen Gesandten im Westen. Es ist dies Scherif Pascha, der schon nach dem ersten Weltkrieg und dann in Genf für die kurdische Sache, die ja auch den Völkerbund öfter beschäftigte, wirkte und der, schon als sehr alter Herr, noch Ende 1948 im Palais Chaillot seine prokurdischen Drucksachen verteilte. Aber all das fällt gegen den Rückhalt nicht ins Gewicht, den die Sowjets der kurdischen Sache geben. Daß auffallend viele Kurden im Dienst des Kommunismus im Orient stehen, ist dabei nicht erstaunlich. Zu ihnen gehört die Familie Chadirdschi im Irak und der bekannte Chalid Bagdasch in Syrien. So ist ausreichend dafür gesorgt, daß die kurdische Frage nicht zur Ruhe kommt, sondern ein Element der Weltpolitik im Vorderen Orient bleibt.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Luc de Clapiers Marquis de Vauvenargues (1694—1747)

Reflektionen und Maximen

Wenn ein Gedanke zu schwach ist, um einen einfachen Ausdruck zu vertragen, so taugt er nichts.

Die Dunkelheit ist das Reich des Irrtums.

Die Klarheit ist der Schmuck der tiefen Gedanken.

Oft stellt sich uns ein Gedanke als eine neue Wahrheit dar und wir geben uns Mühe, ihn zu entwickeln: dann sehen wir plötzlich, daß er nur eine Binsenwahrheit ist.

Die Vernunft und die Freiheit sind unvereinbar mit der Schwäche. Die Knechtschaft erniedrigt die Menschen so sehr, daß sie sie schließlich lieben lernen.

Man kann nur gerecht sein, wenn man menschlich ist.

Die Dummköpfe verstehen die Menschen mit Geist nicht.

Wenn Dummköpfe uns verachten, so kränkt uns das weniger, als wenn geistvolle Leute uns nur mäßig schätzen.

Es ist nicht wahr, daß der Mensch in der Armut besser ist als im Reichtum.

Von der Zeit und den Menschen kann man alles erwarten, aber auch alles fürchten.

Die Maximen der Menschen enthüllen ihr Herz.

Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen.

Um große Dinge zu vollbringen, muß man leben, als sollte man niemals sterben.

Die Gnade ist besser als die Gerechtigkeit.

Wer alles leiden kann, darf alles wagen.

Es ist nicht wahr, daß die Gleichheit ein Gesetz der Natur ist. Die Natur hat nichts Gleiches geschaffen. Ihr höchstes Gesetz ist Unterordnung und Abhängigkeit.

Wenn sich die Menschen nicht gegenseitig schmeichelten, gäbe es keine Gesellschaft.

Wer die Menschen verachtet, ist darum noch kein großer Mann.

Die „Emigrantenpresse“

Über wenig ist in den Jahren des nationalsozialistischen Regimes das deutsche Volk bewußt falscher unterrichtet worden, als über Charakter und Bedeutung der „Emigrantenpresse“. Während die Regierung einerseits von Anfang an alle Berichte der über die Grenzen geflüchteten politischen und rassischen Emigranten als „Greuelmärchen“ einer vor gerechter Strafe davongelaufenen Verbrecherclique abzutun versuchte und das Ausland warnte, ihnen Glauben zu schenken, bewies die Vehemenz ihrer Angriffe auf die Flüchtlinge andererseits, daß man sich der Gefahr, die dem Regime aus der Emigration erwuchs, wohl bewußt war. Die Vehemenz steigerte sich noch, als in den folgenden Monaten in Paris, Prag, Amsterdam und später an anderen Orten Zeitungen, Zeitschriften und Buchverlage gegründet wurden, deren Leitung und Mitarbeiterstab sich vornehmlich aus Flüchtlingen zusammensetzten und die alle dem nationalsozialistischen Regime gegenüber feindlich eingestellt waren. Am 10. Oktober 1933 erließ die „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“ eine Warnung vor diesen Zeitschriften, nannte die bekanntesten Mitarbeiter und erklärte: „Wer heute in Deutschland Bücher kauft von Schriftstellern, die draußen im Ausland Deutschland aufs schmäählichste beschmutzen und teilweise ganz bewußt zum Kriege gegen Deutschland hetzen, macht sich des Landesverrats schuldig.“ — Es war weniger eine Warnung an die Leser jener Autoren als an diese selbst, um sie zu veranlassen, ihre Mitarbeit an diesen Zeitschriften einzustellen.

Die Charakterisierung, die hier von der „Emigrantenpresse“ und ihren Mitarbeitern gegeben wurde, steht in krassem Widerspruch zur Wahrheit. Schon der Ausdruck „Emigrantenpresse“ war irreführend. Mit ihm wurden in Berlin alle Presseerzeugnisse abgestempelt, an denen Flüchtlinge mitarbeiteten, ja im Grunde alle, die anti-nationalsozialistisch eingestellt waren. Als Blätter der Emigration können im

engeren Sinne nur die bezeichnet werden, die ihr bewußt dienten und es als ihre Aufgabe betrachteten, auf Beseitigung des Gewaltregimes und Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände in Deutschland hinzuarbeiten. Nicht jedes von Emigranten geschriebene Blatt ist ein Organ der Emigration gewesen. In Prag z. B. wurden nach 1933 von tschechoslowakischen Staatsbürgern mehrere deutschsprachige, antinationalsozialistische Blätter gegründet, deren Leitung in Emigrantenhänden lag und die hauptsächlich von Flüchtlingen gelesen wurden und dennoch keine wahren Emigrantenblätter waren, weil sie die Ereignisse in Deutschland vom Gesichtspunkt des tschechoslowakischen Staatsbürgers deutscher Nationalität aus sahen. Ähnliches gilt für die weitsichtigen, aber kurzlebigen „Europäischen Hefte“ des Karl-Kraus-Schülers Willi Schlamm, der an die Dinge den Wertmesser eines europäischen Sozialismus legte, und ebenso für die sozialistische „Freiheit“ des tapferen Max Braun in Saarbrücken, der sich im Saarkampf für die Unabhängigkeit seiner Heimat einsetzte und sich lediglich von den Interessen seiner Landsleute leiten ließ. In besonderem Maße gilt es für die in den Kriegsjahren in London erschienene „Zeitung“, die ein von der englischen Regierung subventioniertes Blatt gewesen ist. Und es gilt auch in erheblichem Maße für das weitestverbreitete und meistgelesene Blatt der deutschen Flüchtlinge, den vom ehemaligen Ullstein-Redakteur Manfred George geleiteten New-Yorker „Aufbau“, der den Interessen der deutschsprachigen jüdischen Immigration, nicht aber der deutschen Emigration dient und dienen will. Dennoch soll nicht bestritten werden, daß dieses Blatt, das, nachdem aus finanziellen oder politischen Gründen alle europäischen Emigrantenblätter ihr Erscheinen hatten einstellen müssen, zu internationaler Bedeutung gelangt ist, zumal auf kulturellem Gebiet der Emigration wertvolle Dienste geleistet hat. Wenn einmal die Geschichte der deutschen Emigration geschrieben werden sollte, wird der New-Yorker „Aufbau“ eine der wichtigsten Quellen sein.

In Europa hat es in den Jahren 1933 bis 1945 rund zwei Dutzend wirkliche deutsche Emigrantenblätter gegeben, die der österreichischen und sudetendeutschen Flüchtlinge nicht einbegriffen. Die wichtigsten unter ihnen waren:

A. I. Z. (Arbeiter-Illustrierte-Zeitung), Prag, 1936 in „V. I.“ (Volks-Illustrierte) umgewandelt, Leitung F. C. Weiskopf, F. Beer . . .	1933—1937
Das Neue Tagebuch, Paris, Herausgeber Leopold Schwarzschild .	1933—1940
Das Wort, Moskau, Schriftleiter: Bertold Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel	1936—1939
Deutsche Volkszeitung, Paris, Schriftleiter Bruno Frei, Nachfolgerin des „Gegenangriff“, Saargebiet und Prag	1936—1939

Deutschlandberichte, Prag und Paris, herausgegeben im Auftrag des Parteivorstands der Deutschen Sozialdemokratie von Erich Rinner	1933—1939
Die Deutsche Revolution, Prag, Herausgeber Otto Strasser	1934—1938
Die Freie Tribüne, London, Leiter Heinz Schmidt	1943—1945
Die Neue Weltbühne, Wien, Prag, Paris, Schriftleiter 1933/34 Willi Schlamm, später Hermann Budzislawski	1933—1939
Die Sozialistische Warte, Paris, herausgegeben vom Internat. Sozialistischen Kampfbund, Leiter Willi Eichler	1934—1939
Die Zukunft, Paris-Straßburg, Herausgeber Willi Münzenberg ..	1938—1939
Gegenangriff, Saargebiet und Prag, später in „Deutsche Volkszeitung“ umgewandelt, Schriftleiter Bruno Frei	1933—1936
Internationale Literatur, Moskau, in der Redaktion saß Johannes R. Becher, Untertitel später: „Deutsche Blätter“	seit 1932
Maß und Wert, Zürich, herausgegeben von Thomas Mann und Konrad Falke	1937—1939
Neue Deutsche Blätter, Prag, Herausgeber Oskar Maria Graf, Wieland Herzfelde, Anna Seghers, Jan Petersen	1933—1935
Neuer Vorwärts, Karlsbad und Paris, Chefredakteur 1933/34 Friedrich Stampfer, ab 1934 Dr. Curt Geyer	1933—1940
Pariser Tageblatt, Paris, Chefredakteur Georg Bernhard	1933—1935
Pariser Tageszeitung, Paris, Chefredakteur Georg Bernhard	1935—1940
Sammlung, Amsterdam, Leiter Klaus Mann, Patronat Andre Gide, Aldous Huxley, Heinrich Mann	1933—1935
Simpl, Prag, Satirische Wochenschrift, später umgewandelt in „Simplicus“, Hauptmitarbeiter Th. Th. Heine	1934—1935
V. I. (Volks-Illustrierte), Prag, Nachfolgerin der A. I. Z.	1936—1938
Westland, Saarbrücken, Schriftleiter Thalheimer, wurde im November 1934 von Goebbels aufgekauft	1933—1934
Zeitschrift für Sozialismus, Karlsbad, Herausgeber Rudolf Hilferding und Curt Geyer	1933—1936

Alle diese Blätter hatten teils politischen, teils literarischen Charakter. Neben ihnen gab es für kürzere oder längere Zeit noch ein paar kleinere, wie in Prag die sozialistische Illustrierte „IWZ“ und das „ABC“, in Paris „Das Blaue Heft“ und den „Deutschen Schriftsteller“, in Oldenzaal in Holland die katholische Zeitschrift „Der deutsche Weg“ und in Antwerpen, herausgegeben von dem Leiter der Deutschen Freidenkerbewegung, Max Sievers, die Zeitschrift „Freies Deutschland“. Daneben existierten in fast allen Asylländern vervielfältigte Publikationen kleiner politischer Gruppen und kultureller Organisationen, wie die der „Gruppe Neu-Beginnen“ in Prag, die „Sozialistischen Mitteilungen“ in London, die „Blätter des Freien Deutschen Kulturbunds“, London, die Nachrichtenblätter der Thomas-Mann-Gruppe, London, und die Rundbriefe des „Freiheitsbundes Deutscher Sozialisten“ (Dr. Kurt Hiller) und der „Deutschen Liga für

Menschenrechte" (Otto Lehmann-Rußbüldt). In Prag hat es ferner für einige Jahre eine Pressekorrespondenz „Aeropress" unter Leitung von Hans Jäger und Bernhard Koch gegeben, die ebenfalls den Interessen der deutschen Emigration gedient hat.

Die wichtigsten Emigrantenblätter in Amerika waren (neben dem bereits genannten „Aufbau") Gerhard Segers „Neue Volkszeitung", New York, „Das Andere Deutschland" in Argentinien, „Das Freie Deutschland" in Mexiko und „Die deutschen Blätter" in Chile.

Prag und Paris sind die Hauptsitze der deutschen Emigrantenpresse gewesen. Um die Gründe hierfür zu erkennen und um zu einem Urteil über den Wirkungsbereich der Zeitungen und Zeitschriften zu gelangen, ist es notwendig, ein Wort über die Emigration selbst zu sagen. Von allen großen Emigrationen der letzten Jahrzehnte ist die deutsche die kleinste gewesen. Die nachstehende Tabelle dürfte am besten die Größe der deutschen Emigration in den Jahren 1933 bis 1937 und die Verschiebungen zeigen, die sie in dieser Zeit durchgemacht hat. In den beiden Jahren 1938/39 sind noch über 100 000 Juden und mehrere tausend Nichtjuden aus Deutschland emigriert. Eine genaue Ziffer darüber liegt bisher nicht vor.

Verteilung der deutschen Emigranten 1933—1937*)

Asylland	April 1934	Juni 1935	Ende 1937*)	
			nichtarisch	arisch
Frankreich	25 000	10 000	6 000	5 000
Polen (Repatrianten)	8 000			
Tschechoslowakei	3 500	1 600	2 000	1 500
Holland	3 600	4 000	5 000	1 000
England	2 000	2 500	4 000	500
Belgien	2 300	600		
Schweiz	2 500	500		
Skandinavien	2 500	1 000	2 100	600
Österreich	800	900	1 500	unbekannt
Saar und Luxemburg	1 000		200	50
Spanien und Portugal	1 000	2 000		
Italien	800	1 100	2 000	unbekannt
Andere europäische Länder	2 000	1 500	10 250	8 000
U.S.A. und Kanada	2 500	6 000	15 000	1 500
Palästina	10 000	27 000	43 000	
Südamerika		3 000	21 000	600
Südafrika		300	4 000	
Andere Überseeländer		500	2 000	300
Repatrianten		18 000	20 000	
	63 500	80 500	138 050	19 050

*) Die Ziffern für Ende 1937 wurden einem Artikel Kurt Zielenzigers aus dem Jahre 1938 in der Amsterdamer Zeitschrift „Population" entnommen.

Während der ersten zwei Jahre hielten sich also fünf Sechstel der Flüchtlinge in europäischen Ländern auf, dann erst setzte in ständig steigendem Maße die Abwanderung der rassischen Emigranten nach Übersee — Palästina, Nord- und Südamerika — ein. Die politischen Emigranten blieben zunächst in Europa, und erst durch die Kriegseignisse wurden viele von ihnen nach anderen Kontinenten verschlagen.

Frankreich hatte anfangs den Hauptstrom aufgenommen, England ist erst 1938 und in den Kriegsjahren zum Hauptasylland der Emigranten aus Zentral-Europa geworden. Doch während sich in den westlichen Ländern die Flüchtlinge größtenteils aus Schichten des bisher begütert gewesenen Bürgertums zusammensetzten, waren es in der Tschechoslowakei und teilweise auch in den nordischen Staaten, Holland und Belgien Angehörige der Arbeiterklasse und des Kleinbürgertums, die hier Asyl gefunden hatten. Diese soziale Zusammensetzung hat den verschiedenen Emigrationszentren ihr eigenes Gepräge gegeben. Paris ist zumal in den ersten Jahren der Sammelpunkt der bürgerlichen und geistigen, Prag der politischen Emigration gewesen, wo sich der sozialdemokratische Parteivorstand, ehemalige kommunistische Abgeordnete, leitende Männer der Sozialistischen Arbeiterpartei und Otto Strasser und sein Kreis niedergelassen hatten.

Dieser Unterschied in der Zusammensetzung der Emigration in Paris und Prag hat natürlich seinen Ausdruck im Charakter der Zeitschriften gefunden, die an beiden Orten gegründet wurden. In Paris mit seinen Zehntausenden von teilweise nicht unbemittelten Flüchtlingen, denen hier kein linkes deutschsprachiges Blatt zur Verfügung stand, waren alle Voraussetzungen zur Gründung einer bürgerlichen Tageszeitung der Emigration gegeben, und so wurde hier Ende 1933 mit den Mitteln eines vermögenden, in Paris ansässigen russischen Emigranten unter Georg Bernhards Leitung das demokratische „Pariser Tageblatt“ ins Leben gerufen, das sich 1935 unter wenig erfreulichen Begleitumständen von seinem Besitzer lossagte und seinen Namen in „Pariser Tageszeitung“ umwandelte. — Vorher schon hatte Leopold Schwarzschild, der langjährige Herausgeber des alten „Tagebuch“, diese Zeitschrift unter dem Titel „Neues Tagebuch“ in Paris wieder aufleben lassen. Ihnen folgten in den nächsten Jahren zwei Blätter sozialistischer Richtung: „Die Sozialistische Warte“ (Willi Eichler) und „Zukunft“ von Willi Münzenberg, die das Motto hatte: „Ein neues Deutschland — Ein neues Europa.“

In Prag, wo mehrere große deutschsprachige Zeitungen existierten und weder das Kapital noch ein genügender Leserkreis für eine Tages-

zeitung vorhanden war, konnte nur an die Gründung von Wochen- oder Monatsblättern gedacht werden. Trotz der ungünstigen lokalen Bedingungen ist Prag bis Ende 1937 der Erscheinungsort einer beträchtlichen Zahl von Emigranten-Zeitschriften gewesen, und erst, als durch die ständig wachsende Spannung der Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und dem Reiche das Erscheinen dieser Blätter für den Staat eine ernste politische Belastung wurde, verlegten diese, soweit sie ihr Erscheinen nicht einstellten, ihren Sitz nach Paris, das damit auch das Zentrum der politischen Emigration wurde.

Aus den Ziffern der Emigration selbst geht hervor, daß die Auflagenhöhe ihrer Organe nicht sehr bedeutend gewesen sein kann. Von den politischen Blättern haben nur die „Pariser Tageszeitung“ und „Die Neue Weltbühne“ größere Verbreitung gefunden, selbst „Der Neue Vorwärts“ hat in den späteren Jahren nur eine Auflage von 5000 Exemplaren gehabt. Noch geringer waren die Auflageziffern bei den literarischen, kulturellen und wissenschaftlichen Blättern. „Maß und Wert“, „Sammlung“, „Neues Tagebuch“ und die „Zeitschrift für Sozialismus“ haben zwar auch in Nicht-Emigranten-Kreisen zahlreiche Leser gefunden, dennoch gingen bei den meisten die Auflagen nicht über wenige Tausend hinaus. Andere ähnliche Blätter von beachtlichem Niveau, wie „Das Wort“, „Internationale Literatur“ und die „Neuen Deutschen Blätter“ mußten sich, wenigstens in den westlichen Ländern, mit noch geringerer Verbreitung begnügen.

Der Grund für diese geringen Auflagen lag weder in der Qualität der Blätter, noch am Interesse der Leser, sondern in der Hauptsache an der Armut, die die meisten Emigranten zu tragen hatten, da ihnen in vielen Ländern Erwerbstätigkeit untersagt war. Dies wirkte sich natürlich am empfindlichsten im Absatz von Büchern und Zeitschriften aus. Viele kleinere Blätter hatten oft nicht das Geld, Papier und Druck zu bezahlen, erschienen unregelmäßig, und alle Blätter dieser Art waren nach wenigen Jahren genötigt, aus finanziellen Gründen ihr Erscheinen ganz einzustellen. Die nicht wegen ihrer politischen Leitartikel, sondern ihrer kulturellen Beiträge wegen viel gelesene „Neue Weltbühne“ wurde auf Grund ihrer linksradikalen Haltung bei Ausbruch des Krieges verboten, die „Pariser Tageszeitung“, „Das Neue Tagebuch“ und „Neuer Vorwärts“ dagegen konnten bis Mai 1940 erscheinen, d. h. bis die Kriegseignisse die Emigranten zur Flucht aus Paris zwangen.

Was ist der Sinn, was die Aufgabe der Emigrantenpresse gewesen? Konnte wirklich ernstlich ein Mensch glauben, daß die Flüchtlinge „im Ausland Deutschland aufs schmachlichste beschmutzen und teil-

weise ganz bewußt zum Kriege hetzen" würden? — Der Sinn war, nachdem das nationalsozialistische Gewaltregime jede oppositionelle Regung in Deutschland unterdrückte, der Welt zu beweisen, daß außer der gleichgeschalteten Meinung noch eine andere, freie, nicht dem Druck unterworfenen deutsche Meinung existiere, die berechtigt war, auch im Namen all jener zu sprechen, die im Reich zum Schweigen verurteilt waren. — Die Aufgaben dieser freien deutschen Presse waren verschiedener Art. Neben der allgemeinen, ihre Leser zu informieren, hatte sie die besondere, die an den deutschen Geschehnissen speziell interessierten Flüchtlinge genauer zu unterrichten, als dies den Auslandszeitungen möglich war. Die einzelnen Blätter versuchten je nach ihrer politischen Einstellung ihren über viele Länder verstreuten Gesinnungsfreunden eine gemeinsame Grundlage des Denkens zu geben, in oft nicht leichter, ja zuweilen verzweifelt scheinender Situation den Glauben an die Sache der Emigration zu stärken und außerdem in diesen in fremder Umgebung lebenden und ständig fremden Einflüssen ausgesetzten Menschen das Interesse an der deutschen Kultur wachzuhalten.

Eine zweite Aufgabe war die Aufklärung des Auslands über das, was der Nationalsozialismus mit seinem imponierenden Schaugepränge und der scheinbaren Geschlossenheit in Wahrheit sei und welche Gefahren er für die Außenwelt in sich berge. Diese Aufgabe, zu warnen, konnte mit Erfolg nur durch unbedingt zuverlässige Berichterstattung erfüllt werden, denn jede Unwahrheit hätte das Gegenteil bewirkt und wäre zum Schaden der Emigration selbst geworden. Schon aus diesem Grunde mußte die Emigrantenpresse in ihrem Nachrichtendienst besonders vorsichtig sein, und Greuelmärchen haben deshalb viel seltener in ihr als in der übrigen Presse Eingang gefunden. Ein Musterbeispiel für gewissenhafte Berichterstattung ist der Karlsbader und Pariser „Neue Vorwärts“ gewesen.

Nichts hat in der Tat in politischen Kreisen des Auslands stärkeren Eindruck gemacht als die aus Emigrantenkreisen stammenden Tatsachenberichte: die große Rede Ernst Tollers über die Bücherverbrennung und Verfolgung von Schriftstellern, Wissenschaftlern und Künstlern auf dem PEN-Kongreß in Ragusa 1933, Gerhard Segers Bericht über die Zustände im Konzentrationslager „Oranienburg“, der in sieben Sprachen übersetzt wurde, Willi Münzenbergs „Braunbücher“ und Thomas Manns Antwortschreiben an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität in Bonn. Von besonderer Wirkung sind die monatlich in Deutsch, Englisch und Französisch erschienenen, im Auftrage des Sozialdemokratischen Parteivorstands herausgege-

benen „Deutschland-Berichte“, wegen der Farbe ihres Papiers meist „Die grünen Berichte“ genannt, gewesen. Mit ihren nahezu zehntausend Seiten stellen sie wohl die umfangreichste Sammlung sorgfältig überprüfter geheimer Originalberichte aus allen Bevölkerungsschichten und Landesteilen Deutschlands dar, die existieren.

Eine dritte Aufgabe der Emigrantenpresse sollte sein, auch in Deutschland selbst aufklärend zu wirken. Zu diesem Zwecke wurden allwöchentlich Tausende von Druckschriften, teils in Kleinformat und auf Dünndruckpapier, teils getarnt als Broschüren mit unverfänglichem Titel, von den verschiedenen Parteien und Gruppen durch Grenzgänger über die Grenze geschmuggelt, um hier durch Vertrauensleute verteilt zu werden. Wohl bewiesen in den ersten Jahren mehrere Prozesse in Sachsen, Westfalen und dem Rheinland, die mit langjährigen Freiheitsstrafen für die Verteiler und Leser endeten, daß wenigstens ein Teil dieser Blätter nach Deutschland gelangt ist, aber es ist mehr als zweifelhaft, ob der Erfolg auch nur annähernd das Risiko für alle Beteiligten wert gewesen ist.

In geistiger, künstlerischer, literarischer und zumal sprachlicher Hinsicht haben die Emigrantenblätter ein hohes Niveau gehabt. Ihnen standen als Mitarbeiter Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler von internationalem Rufe zur Verfügung, deren Namen allein auch den Zeitschriften, in denen ihre Beiträge erschienen, Achtung verschafften. Und trotz der Drohung Berlins hat es keinen Emigranten von geistiger Bedeutung gegeben, der an der Bekämpfung des Nationalsozialismus mit den ihm eigenen Mitteln nicht teilgenommen hätte. In sprachlicher Hinsicht aber sind sich die Emigrantenblätter der Verantwortung weit mehr bewußt gewesen als die gleichgeschaltete Presse. Eine Schändung der Sprache, wie man sie täglich und stündlich in den Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands erlebte, hat es in den Organen der Emigration nicht gegeben.

Selbst die Tonart der Blätter hat bei aller Schärfe gegen die nationalsozialistischen Machthaber sich meist in den Grenzen bürgerlichen Anstands gehalten, und zumal in den Vorkriegsjahren ist sie meist gemäßigter als die mancher fremdsprachiger Zeitungen gewesen. Nicht aus Rücksicht auf die vor keiner Verleumdung zurückschreckenden Gegner jenseits der Grenzen, sondern im eigenen Interesse hütete man sich, in eine Sprache zu verfallen, die jenen Anlaß geboten hätte, bei der Regierung des Gastlandes berechnete Beschwerde zu erheben, die eventuell zu einer Verwarnung oder einem Verbot weiteren Erscheinens hätte führen können. Dennoch gab es kaum einen

Monat, in dem nicht irgendein Botschafter des Dritten Reiches im Namen seiner Auftraggeber gegen Äußerungen eines Emigrantenblattes protestiert hätte. Erfolg haben diese Beschwerden nur in den seltensten Fällen gehabt. Viermal, beispielsweise, hat der deutsche Botschafter in Prag Vorstellungen wegen Auslassungen im „Neuen Vorwärts“ erhoben, ohne daß auch nur einmal daraufhin Maßnahmen gegen das Blatt ergriffen worden wären. Dagegen veranlaßte die tschechoslowakische Regierung von sich aus die Beschlagnahme der Ausgabe vom 11. April 1937 dieses gemäßigten Blattes, weil darin auf die Notwendigkeit einer Revolution in Deutschland hingewiesen worden war.

Die Haltung der Emigrantenpresse dem Nationalsozialismus gegenüber ist, mit Ausnahme der „Deutschen Revolution“ Otto Strassers, einheitlich gewesen. Während dieses Blatt sich zwar gegen die deutschen Machthaber und ihre Methoden wandte, den Nationalsozialismus als Idee indes bejahte, haben alle andern Blätter ihn sowohl als Weltanschauung wie auch als politische Bewegung einmütig abgelehnt. In dieser Hinsicht hat es auch keine graduellen Unterschiede zwischen den bürgerlichen, sozialistischen und kommunistischen Zeitschriften gegeben. Mit aller Deutlichkeit haben sie immer wieder auf die Kulturfeindlichkeit und Barbarei des Nationalsozialismus hingewiesen, die Schuldigen gebrandmarkt und die Erbärmlichkeit der Mitläufer und Nutznießer des Regimes, besonders aus den Kreisen der Wissenschaft, Literatur und Kunst, an den Pranger gestellt.

Nie aber hat dieser Kampf Deutschland und dem deutschen Volke gegolten. Wohl ist in den Blättern der Emigration häufig gewissen Charaktereigenschaften des deutschen Volkes, die schon Goethe, Hölderlin, Schopenhauer, Humboldt, Heine, Börne und Nietzsche kritisch beurteilt hatten, besondere Aufmerksamkeit geschenkt worden, und es hat auch nicht an Schriftstellern gefehlt, die, überrascht durch die überwältigenden Ziffern, die bei Wahlen und Volksabstimmungen das Regime für sich buchen konnte, und enttäuscht über die Haltung der Geistigen und durch das Ausbleiben eines jeden Zeichens menschlicher Gesittung, Würde und Vernunft, am deutschen Volke verzweifeln und diesem Empfinden in der Emigrantenpresse Ausdruck gegeben haben. Aber immer wieder haben diese Zeitungen aller Richtungen bei Erörterung der die Welt befremdenden deutschen Geschehnisse auf jene Zehntausende in den Konzentrationslagern und auf den Druck hingewiesen, dem auch der Geringste im Dritten Reiche ausgesetzt war.

Das Verhältnis der Zeitschriften bzw. ihrer Leiter zueinander ist nicht immer kameradschaftlich gewesen. Es hat weder an scharfen sachlichen Auseinandersetzungen auf politischem und geistigem Gebiet noch an persönlichen Intrigen gefehlt, die zu tiefen Zerwürfnissen im Lager der Emigration geführt haben. Zumal die Beziehungen zwischen den sozialistischen und linksradikalen Blättern sind mehr als unerfreulich gewesen, und alle Versuche, sie zu bessern und eine Grundlage für eine harmonische Zusammenarbeit zu finden, sind teils am Mißtrauen der Sozialisten, teils an der Unbeständigkeit der andern Seite gescheitert.

Dennoch darf gesagt werden, daß die Gesamttätigkeit der Emigrantenpresse erfolgreich gewesen ist. Sie hat unter schwierigsten Umständen in einer fremden Atmosphäre unter den Flüchtlingen den Glauben und das Interesse an Deutschland aufrechterhalten und während langer zwölf Jahre dem Auslande immer wieder zu Bewußtsein gebracht, daß trotz aller Unterdrückung und Verfolgungen der Freiheitsgedanke auch in deutschen Menschen nicht umgebracht werden konnte.

RAHEL

„Von Jugend an ging es reich und der Wahrheit gemäß in mir her.“

Rahel

Im Mai 1771 wird dem Berliner Bankier Markus Levin in seinem Hause an der Jägerstraße eine Tochter geboren, der er den Namen Rahel gibt. Es gehört zu den tyrannischen Wunderlichkeiten dieses Mannes, daß weder Rahel noch ihre Schwester Rose oder die Brüder Markus, Moritz und Ludwig das genaue Datum ihrer Geburt kennen. Der Vater wünscht es nicht, daß Geburtstage gefeiert werden, und sein Wille beherrscht Frau und Kinder. Das innerste Wesen Markus Levins hat keine Güte, brutale Freude am Herrschen läßt keinen anderen Willen aufkommen, auch für unsinnigste Befehle fordert dieser Vater blinden Gehorsam. Ihn findet er bei der schwachen, früh gealterten Frau, bei seinen Kindern mit einer Ausnahme. — Die gesundheitlich zarte Rahel, überaus sensitiv und intelligent, hat ihren eigenen Willen, eigene Ansichten und lehnt sich früh gegen den gescheiterten, despotischen, unkultivierten Vater auf. Sie kann sich nicht ungebrochen nach ihren reichen Anlagen zu einem heiteren Menschenkind entwickeln, sie, die ein deutliches Vorgefühl dessen, was in ihr liegt, hat, wird beständig gehindert, danach zu leben. Mit unendlicher Selbstbeherrschung muß sie ihr Wesen verbergen lernen, Kräfte, die sie im späteren Leben benötigen würde, sinnlos im Kampf mit dem Vater verausgaben, der „ganze Vegetationen“ in ihr geknickt hat. Die körperlichen Mißhandlungen in der frühen Jugend hat Rahel nie verschmerzt, sie sind Ursache ihrer Überempfindlichkeit, ihrer Reizbarkeit, jenes unheilbaren Mangels an Selbstvertrauen, den man gerade bei ihr nicht begreift. Ihre Aufrichtigkeit kann sich zu fast erschreckenden Bekenntnissen versteigen, Erfolge und Bewunderung werden ihr auf Schritt und Tritt zuteil. Lebensmut und gelassenes Selbstvertrauen gewinnt sie nie, weil sie zeitlebens nicht überwinden kann, was ihr der Vater antat. — „Eine gepeinigtere Jugend erlebt man nicht, kränker war man nicht, dem Wahnsinn näher nicht“, klagt sie noch spät. Rahel wäre nicht Rahel, wenn sie nicht wüßte, wie ent-

scheidend für das Leben eines Menschen seine Kindheit ist, daß ein glückliches Naturell nur denen eignet, deren „erste Verhältnisse gesegnet sind“.

Rahel bekennt: „Wie ekelhaft, herabziehend, beleidigend, unsinnig, niedrig meine Umgebungen, denen ich nicht entfliehen kann; ein einziges Besudeln, eine Berührung macht mich schmutzig, stört meinen Adel. Dieser Kampf dauert ewig! Alles, was mir Schönes im Leben begegnet, geht mir fremd als Besuch vorüber, und mit Unwürdigen soll ich unerkant leben müssen.“ — Sie, die nichts von seinen Schönheiten ahnt und genießen darf, sie wähnt, das Judentum sei Urquell ihres Leidens. Ihr ist, „als wenn ein außerirdisch Wesen, wie ich in diese Welt getrieben wurde, mir beim Eingang diese Worte mit einem Dolch ins Herz gestoßen hätte: Ja, habe Empfindung, sieh die Welt, wie Wenige sie sehen, sei groß und edel, ein ewiges Denken kann ich dir auch nicht nehmen, eins hat man aber vergessen: sei eine Jüdin! Und nun ist mein ganzes Leben eine Verblutung.“

In dem gescheiterten Rohling Markus Levin ist kein Funke von Religiosität, sein Herz ist verkrüppelt, keiner Gläubigkeit, keiner weichen Regung fähig. Für Demütigungen, die er außerhalb des Hauses erleiden muß, rächt er sich an den Seinen, die Stellung, die er allerdings als jüdisches Familienoberhaupt innehat, skrupellos mißbrauchend. — So wird in Rahel Auflehnung gegen den Vater Auflehnung gegen ihr Judentum, Leiden an ihm, durch ihn, zum Leiden als Jüdin, zu dem kaum jemand weniger Anlaß gehabt hat als sie. — Das Elternhaus, das ihr als Höllenpfuhl in der Erinnerung bleibt, war zwar das Haus eines Juden, ein jüdisches Haus wie dasjenige Moses Mendelssohns ist es nicht gewesen.

Als Halbwüchsige, seelisch unheilbar Geschädigte, ist sich Rahel nur ihres scharfen Verstandes bewußt, auf den der gemüthlose Vater stolz zu werden beginnt. Das Mädchen verfügt über einen verletzenden Witz, an dem Markus Levin seinen Spaß hat, der Rahel bei anderen unbeliebt macht. Sie liest gern und hält eines Tages durch einen Zufall, der ihr zum Schicksal wird, einen Band von Goethes Werken in den Händen, der ihr „neue Lebensporten zu neuem unbekanntem hellem Leben gewiß erschloß“. Wie von einem Zauberstab berührt regt sich in Rahel Levin ihr großes, empfindsames, spürsames Herz. Als habe sie in Goethe ein für den Vater unzugängliches Refugium gefunden, fällt der kalte Witz von ihr ab, gleich dem Kelchblatt, das die Blüte vor Frost schützen sollte, und ihre, wie David Veith sagte, „liebe fürstliche Seele“ tritt ans Licht. Es sind zuerst Gleichaltrige, die sich angezogen fühlen und die Dachstube in Rahels Elternhaus, nach dem Tode ihres Vaters, zu ihrem ersten Salon machen.

Es spricht sich zugleich Bescheidenheit und ein erstaunliches Bewußtsein ihrer selbst in dem Wort aus: „Mein ganzes Leben lang habe

ich mich nur für Rahel gehalten und für nichts anderes". Ihre älteren Brüder, nüchterne Kaufleute, die nach der Tradition nunmehr in der Familie herrschen, verstehen sie nicht, lassen sie aber gewähren. Ludwig, ihr jüngerer Bruder, der später unter dem Namen Ludwig Robert als Schriftsteller hervortrat, liebt und bewundert sie, die ihr wesensfremde Schwester Rose hängt an ihr. Wäre die früh Verwundete nicht überempfindlich, allzu verletzbar, könnte nun alles ganz erträglich sein. So leidet sie unverhältnismäßig an den „goldenen Rücksichtslosigkeiten" en famille.

Rahels vom Vater seelisch zertretene, geistig nicht eben rege Mutter trägt eine Form des Judentums zur Schau, der kein Gehalt innewohnt. Sie vergötzt den Buchstaben, dessen Sinn sie vermutlich gar nicht kennt. — Sie verlangt von Rahel Gehorsam gegen das Gesetz. Rahels Wahrhaftigkeit vermag sich an nichts zu halten, was ihr nichts bedeutet. Die Gefühlswerte des angestammten Glaubens hat sie nie erfahren, das Judentum ist ihr das, was der Vater daraus gemacht hat: Fessel und Schande. Mit Genuß fährt sie an der Seite einer Schauspielerin am Sabbath ins Theater. Ihre Mutter in ihrem „erbarmungswürdigen Geist" weist die Tochter aus dem Hause. Später, als die alte Frau in monatelangem Leiden dahinsiecht, schmelzen Zorn und Fremdheit Rahels im Mitleiden ihrer Kindesliebe. Sie kommt täglich zur Mutter, die anfangs davon nicht berührt scheint. Erst die aufopfernde Pflege durch die verstoßene Tochter weckt in der verkümmerten Seele ein Echo. Rahel und ihre Mutter scheiden als Versöhnte, während sie sich ihres Vaters nie anders als anklagend erinnerte. Ihr im Aufschauen zu Goethe gereiftes, erschlossenes Gemüt begriff, daß dieser Frau die Kraft versagt war, die ihr selbst durch Gnade eignete: das Erlittene in Gold ummünzen und an die Mitmenschen verschwenden zu können.

Vorerst hatte sich ihr Herz noch keinem Manne zugewandt. David Veith, der später als Arzt während der Besetzung Hamburgs unter Napoleon an Erschöpfung starb, war für Rahel nur ein guter Kamerad. Sie erreichte das vierundzwanzigste Jahr, ehe 1795 zwei Erlebnisse zugleich sie überwältigten. Zuerst die Begegnung mit Goethe in Karlsbad, nach der sie äußerte: „Ich denke mir immer: gute Wünsche von den wahr innigen, von denen man so denkt, sie müßten die Sterne herabziehen, müßten auch was zustande bringen können. War das nicht eigentlich das größte Recht, daß ich Goethe sah?"

„Ich habe Unendliches von ihm gehabt, er nichts von mir" — davon ist Rahel Levin überzeugt. Ihr Abgott aber sagt von ihr: „Sie ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen — wo findet man das? Es ist etwas Seltenes. O, wir waren auch beständig zusammen, wir haben sehr freundschaftlich und vertraulich miteinander gelebt ... Es ist ein liebevolles Mädchen: sie

ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch leicht in jeder Äußerung; jenes macht, daß wir an ihr die große Originalität bewundern und dies, daß diese Originalität liebenswürdig ist, daß sie uns gefällt. Es ist nicht zu leugnen, es gibt viele, wenigstens original scheinende Menschen in der Welt: aber was sichert uns dafür, daß es nicht bloßer Schein ist? . . . Nicht so ist es bei ihr, sie ist — soweit ich sie kenne — in jedem Augenblick sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt und doch ruhig — kurz, sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte; man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten."

Im Winter desselben Jahres befindet sich der Sohn des preußischen Ministers von Finkenstein, Karl, der mit Mutter und Schwestern auf dem Gut Madlitz in Brandenburg lebt, zu Besuch in Berlin. Der von seinen Angehörigen verwöhnte, etwas hochmütige, hübsche Aristokrat empfindet die Anziehungskraft Rahels und löst in ihr ein Gefühl aus, das mit der einer solchen Persönlichkeit gemäßen Kraft aufflammt. Der weichliche junge Graf, fasziniert von der einer ihm neuen, fremden Welt entstammenden Rahel, verlobt sich mit ihr, und es scheint ihr ein Frauenlos beschieden, das die vom Vater angerichteten Schäden in ihrer Seele durch den Zauber einer unbeschreiblichen Glückseligkeit auslöscht und ungeschehen macht. Rahels Seele erschließt sich zu ihrer vollen Schönheit und läßt sie — wahrscheinlich zum einzigen Male — inne werden, „eine Hochgeborene“, dem Grafen ebenbürtig zu sein. Finkenstein aber ist es der Rahel nicht. Die Bezauberung durch ihr Wesen ist keine Liebe, seine Neigung, weder tief noch beständig genug, vermag den Standesvorurteilen der Seinen keinen Widerstand zu leisten. Die stolze, verletzte Rahel hätte vielleicht den adligen Damen getrotzt, doch ihr untrüglicher Instinkt spürt, daß Finkensteins Gefühl dem ihren nicht entspricht. In einem Kampf, einem Leiden, das so groß ist wie alles an Rahel, reißt sie sich in jahrelangem Hin und Her von dem Schwächling los, der nicht die mindeste Ahnung hat, wer dies Frauenwesen ist und was er ihm antut. Als eine Berufung Finkensteins an die Wiener Gesandtschaft den Schwankenden räumlich entfernt, rafft sie sich endlich nach fünf qualvollen Jahren zu dem Entschluß auf: „Die Jahre, die du weg bist, will ich dazu anwenden, unbekannt mit dir zu werden."

Nach einer Erkrankung, die ihrer gepeinigten Seele zu Hilfe kommt, wendet sich Rahel nach Paris. Ein Jüngling von besonderen Vorzügen des Gemütes und der leiblichen Erscheinung, Bokelmann, bringt der Verwundeten eine schwärmerische Neigung entgegen, die ihr wohlthut. Sie beantwortet seine Gefühle mit der milden Überlegenheit und Güte, die sie sich mit ihrer Enttäuschung erkaufte hat, und gestaltet die Beziehung zu einer bleibenden kostbaren Erinnerung für Bokelmann und sich selbst.

Nur ein Herz von der Kraft und dem Reichtum einer Rahel vermag ein zweites Mal zu lieben, wenn es auf solche für durchschnittliche Naturen verwüstende Weise gelitten hat.

Der spanische Gesandte führt nach ihrer Rückkehr nach Berlin 1802 den Legationssekretär Don Raphael d'Urquijo in den Salon der Rahel ein. Er ist das Urbild männlicher, kraftvoller Schönheit, versteht die Sprache Rahels, ohne sie sprechen zu können. Im Gegensatz zu Finkenstein empfindet der Spanier die Bedeutung Rahels so stark, daß er gar nicht fassen und glauben kann, von ihr geliebt zu werden. Sein Selbstbewußtsein ist ungefähr so gering wie seine Schönheit groß, diesem Mangel ist seine krankhafte Eifersucht zuzuschreiben, ein stetes Mißtrauen, mit dem er Rahel quält und demütigt. Ihm zuliebe zieht sie, die Gesellige, sich fast ganz von allen Freunden und Freundinnen zurück, ihm zuliebe versucht sie so zu sein, wie er sie sieht und haben möchte. Das Unzulänglichkeitsgefühl, das ihre Persönlichkeit in ihrem Freunde auslöst, das sein männlicher Stolz ihr zur Last legt und auf die Dauer nicht erträgt, vermag sie mit allen Opfern nicht zu verringern. D'Urquijo hat das Empfinden, um ihr genügen zu können, zeitlebens auf den Zehenspitzen stehen zu müssen, er begreift nicht, was sie an ihm liebt. Eines Tages, als er wieder eine Szene gemacht und sie unwillkürlich aufseufzt, rührt der Eifersüchtige an die kaum geschlossene Wunde: „Finkenstein hat dich ja schon schlecht behandelt, du mußt doch daran gewöhnt sein“. Von dieser Stunde an weiß Rahel: auch dieser Mann war „nur ein Schatten, von meinem Feuer koloriert“. Sie findet die Kraft, ihn seiner spanischen Geliebten, einem ganz einfachen Mädchen, zu überlassen. Jetzt ist alles, was Leidenschaft heißt, in ihr zu Asche verbrannt, zu lieben, wie sie Finkenstein und den Spanier geliebt hat, vermag sie niemals wieder.

Dafür hat dies Feuer sie aufgeschmolzen, das Leid ihr jenen untrüglichen Blick für das Wesentliche der Menschen gegeben, das überfeinerte Einfühlungsvermögen, von dem alle durchleuchtet und zur Selbstbesinnung veranlaßt werden, die ihren Weg fortan kreuzen. Nicht das Glück, nicht die Liebeserfüllung — eine Leidenschaft, zu der nur außergewöhnliche Naturen bestimmt sind, machte Rahel zur reifen Frau.

Sie ist geblieben, wie Goethe sie, noch unberührt von solchen Feuern, gesehen: in Denken und Empfinden stark. Für diese seltene Frau hält das Schicksal eine seltene Entschädigung bereit.

Sie nähert sich bereits den Vierzig, als ihr ein um vierzehn Jahre jüngerer, merkwürdiger Mann begegnet, der die Diplomatenlaufbahn gewählt hat, vorerst als Hauslehrer wirkt: Varnhagen von Ense, der Sohn eines Düsseldorfer Arztes. Er ist zu jener Zeit mit einer ebenfalls viel älteren Hamburgerin, der Witwe Fanny Herz, heimlich verlobt. Varnhagens erster Eindruck von Rahel Levin war „eine leichte,

graziöse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, Fuß und Hand auffallend klein. Das Antlitz, von reichem, schwarzem Haar umflossen, verkündigte geistiges Übergewicht, die schnellen und doch festen dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr geben oder aufnehmen. Ein leidender Ausdruck lieh den blassen Zügen eine sanfte Anmut. Sie bewegte sich in dunkler Kleidung fast schattenartig, aber frei und sicher“.

Varnhagen war keine blendende Erscheinung. Breitschultrig und blond sah er aus gescheiterten Augen in die Welt, ein schmallippiger Mund gab ihm einen etwas vertrockneten Ausdruck. Die Intelligenz überwog sein Gefühl, das sich weniger in der Fähigkeit, zu entflammen, als in großer Sensitivität äußerte. Varnhagen vermochte nicht, Rahels ein für allemal verausgabte Leidenschaft noch einmal zu erwecken. Sein Verständnis für ihr Wesen, die Behutsamkeit, mit der er sie behandelte, die Bestätigung und Verehrung, die sie erfuhr, wurden ihr aber bald so kostbar, so unentbehrlich, daß die vielfach Verwundete sich nicht mehr fähig fühlte, wiederum entsagen zu müssen. Eben darum trieb sie nun, erfahren und gereift, zur Entscheidung. Sie drängte Varnhagen, ohne Rücksicht auf sie, zu Fanny Herz zurückzukehren und frei zu entscheiden. Der Mann konnte sich nach der Begegnung mit Rahel mit seiner Verlobten nicht mehr verstehen. Ohne den Versuch, einzugreifen, wartete Rahel bangen Herzens, ob auch diese Form des Glücks, geliebt zu werden, wie sie einst liebte, ihr versagt sein würde.

Bis zu dieser Zeit konnte Rahel vielen etwas sein, am wenigsten denen, die sie am meisten liebte, aber sie verhehlte nicht, daß sie zu niemandem gehörte, niemand zu ihr. Sie galt schon seit Jahren als die berühmte Rahel, Ruhm aber wärmt nicht, und Rahel war eine Frau.

August Varnhagen von Ense kehrte aus Hamburg, äußerlich und vor allem innerlich von Fanny Herz gelöst, zu Rahel zurück. Allerdings nur für kurze Zeit. Er dachte nun an eine eigentliche Berufsausbildung, um der verehrten, bewunderten Rahel den geeigneten äußeren Rahmen verschaffen zu können. Sechs Jahre hat es noch gedauert, bis Varnhagen sich am 27. September 1814 in aller Stille mit der Fünfundvierzigjährigen, die sich zuvor taufen ließ und als nunmehrige Protestantin den Namen Friederike empfing, vermählte. Friederike Varnhagen von Ense blieb nach wie vor Rahel. — Sie begleitete ihren Gatten zuerst nach Wien und Karlsruhe, bis sie 1819 in ihr geliebtes Berlin zurückkehren konnte, um anfangs in der Französischen Straße 20, bis zu ihrem Tode in der Mauerstraße 36 an seiner Seite ein geselliges, erlebnisreiches Leben zu führen. Die Eheschließung mit dem Einunddreißigjährigen war ein schwerer Entschluß für die von einem starken Unabhängigkeitswillen beseelte,

ausgeprägt eigenartige Rahel. Sie hatte Angst vor dem „geschlossenen Zustand“ der Ehe, und Varnhagen bedurfte seiner ganzen Geduld, seines großen Einfühlungsvermögens, um diese Angst schließlich zu überwinden.

Im Jahr vor ihrer Verheiratung, dem Erhebungsjahr 1813, diente Rahel mit Hingabe als Krankenpflegerin ihrem Land. Sie nennt es „Gott helfen in seinen Kreaturen“, eine unbewußt franziskanische Haltung wie jenes Bekenntnis, „klein und gering geboren“ zu sein und dennoch dem Nächsten dienen zu dürfen. Der Jammer, den sie mit ansehen muß, veranlaßt sie zu dem Aufschrei: „Sie haben Mütter wie wir, die sich totweinten, wenn sie sie so sähen!“ Krieg wird für sie, die seine blutigen Opfer vor Augen hat, etwas Entsetzliches, und sie hofft: „Es wird eine Zeit kommen, wo Nationalstolz ebenso angesehen wird wie Eigenliebe und andere Eitelkeit und Krieg wie Schlägerei.“ Ferner als je sind wir dieser von ihr erhofften Zeit und können sie nur mit Beschämung sagen hören: „Die Welt ist nicht mehr so roh, daß die Taten sie gestalten und sie denken lehrten: dies müssen unsere besten Denker und Dichter tun: die Edelsten der Nation.“ In solchen Augenblicken denkt Rahel an Fichte und Goethe, die sie „Deutschlands beide Augen“ nennt.

Kurz nach ihrer Verheiratung weilt sie mit Goethe zugleich in seiner Vaterstadt. Es ist des Dichters Suleikazeit. — Spontan und leidenschaftlich jubelt Rahel ihm zu, als er im Wagen mit Willemers zufällig an ihr vorüberfährt. Von Varnhagen gedrängt, macht Rahel einen Besuch auf der Gerbermühle, dem Landsitz Willemers, ohne jemanden anzutreffen. Der Gedanke schien ihr vermessen, Goethe könne den Besuch erwidern, und so ist sie unvorbereitet, überrascht und überwältigt, als dies dennoch geschieht. Zehn Jahre später ist sie auf der Durchreise in Weimar mit Varnhagen als Gast am Frauenplan, das ist ihre dritte und letzte Begegnung mit dem eigentlichen Beherrscher und Erwecker ihrer besten Kräfte.

Mit diesen besten Kräften war sie den Besten ihrer Zeit dienstbar.

Wer ihren Salon betrat, geriet in den Bann ihrer Augen und war überrascht, daß die zarte Gestalt mit einer tiefen, dunkeln Altstimme sprach. Noch im Alter, von rheumatischem Leiden verkrümmt, bezaubert sie Grillparzer so, daß er bekennt, nur eine Frau wie Rahel könne ihn glücklich machen.

Varnhagen liebt sie nicht ganz ohne Eitelkeit, jedoch wie ein kostbares Gefäß, er hütet sie und umgibt sie mit fürsorglicher Zartheit. Und doch darf sie sagen: „Ich bin völlig frei von ihm, sonst hätte ich nie heiraten können.“ Varnhagen vermag sie so glücklich zu machen, wie sie mit ihrem gepeinigten Herzen irgend noch werden konnte, und das bedeutet viel bei ihr, die bekennt: „Wer meinen innersten Beifall und meine Neigung verletzt, behält mich nur als Gefangene.“

Varnhagens Name und Stellung ist ihr Schutz, seine verehrende, unermüdliche Hingabe an ihr Wesen ist Balsam für sie. Aus ihrer Dankbarkeit erwächst schließlich ihre reifste Liebe.

Sie, der eigene Kinder versagt waren, erscheint Bettina von Arnim wie eine „mystische Bonne“, als diese siebenfache glückliche Mutter Rahel mit der Enkelin ihres Lieblingsbruders Ludwig, der kleinen Elise, spielen sieht. Elise ist eine späte Freude für Rahel: „Ich liebe mit neuer, nie gekannter Zärtlichkeit einen reinen Tautropfen des Himmels.“

So, eingebettet in schützende Liebe, getragen von der Verehrung vieler, auf ganz eigene Weise glücklich, erkennt Rahel spät, daß, was sie in der Jugend litt, mit dem Judentum nichts zu tun hatte: „Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht ich das jetzt missen.“ Gegen Ende ihres Lebens sagt sie zu allem, was ihr auferlegt war, mit derselben Inbrunst ja wie zu allem, was ihr geschenkt wurde.

Es gibt wenige berühmte Zeitgenossen, die Rahels Bahn nicht gekreuzt haben, noch seltener sind diejenigen, die nicht von ihr beeindruckt waren, am seltensten jene, über die sie Worte sagte, die nicht noch heute Gültigkeit hätten. In jeder nachfolgenden Generation gab es Frauen, die von ihrem Bilde fasziniert waren, eine der schönsten Darstellungen stammt von Ellen Key.

Im Jahr nach Goethes Tod verließ auch Rahel diesen Stern. Sie starb in der ruhigen Gewißheit: „Wer mir durch den dunkeln Mutterleib half, bringt mich auch durch dunkle Erde.“

Wie über den letzten Jahrzehnten ihres Lebens wachte Varnhagen von Ense über ihren Nachruhm durch die Herausgabe ihrer Briefe und das Buch: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.“

Den Schritt, den Rahel in der Geschichte der Frau getan, hat Goethes Schwiegertochter Ottilie deutlich bezeichnet: „Der Einfluß, den wir früher unbemerkt auf die Ansichten der Männer in geselligem Verkehr oder in einer noch innigern Verbindung ausübten, gehört jetzt zu den anerkannten Einflüssen. Es ist seit Rahel uns erlaubt, Gedanken zu haben, die sich mit Gegenständen des allgemeinen Menschenwohls beschäftigen... Kein Mann bestreitet uns mehr das Recht, uns zu der Klasse der denkenden Wesen zu rechnen, selbst die nicht, die Rahel wie eine Sphinx unverstanden anstarren.“

Am stärksten und bleibendsten ist ihr Einfluß, weil sie sich im Gegensatz zu manchen ihrer begabten Zeitgenossinnen mit selbstverständlicher Natürlichkeit an die Weisung Goethes gehalten hat: „Ein Weib soll seine Weiblichkeit nicht ausziehen wollen.“

Der „Kulturkampf“ des deutschen Schriftstellers

Vortrag am 17. März 1950 in Stuttgart während der Tagung der
„Deutschen Akademie für Sprache und Dichtkunst“

Die am 28. August des Goethe-Jahres in Frankfurt gegründete Akademie für Sprache und Dichtung nennt sich eine „Deutsche Akademie“. Das heißt, sie sieht ihre Aufgaben, die sie sich gestellt hat und zu erfüllen hofft, im Rahmen des deutschen Schrifttums. Eine solche Begrenzung erwies sich als erforderlich, weil wir uns sonst der Gefahr ausgesetzt hätten, den Strom dort zu befahren, wo er sich bereits im Meer verliert, und dafür ist unser Schiff noch nicht stark genug. Deutsche Akademie, nicht „Akademie für deutsche Sprache und Dichtung“, d a n n nämlich gehörte notwendigerweise auch die Schweiz, es gehörte das österreichische Schrifttum zu uns, es gehörten zu uns die zahlreichen Schriftsteller deutscher Zunge, die im Ausland leben und eine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben. Ich bitte Sie, nicht darin etwa bedenkliche Anzeichen eines sich schlecht verhöllenden Nationalismus zu erblicken, wenn wir mit unserer Gründung uns vorerst noch gewissen unvermeidlichen Bedingungen unterstellten, die sich aus einer notwendigen Grenzsetzung ergeben. Selbstverständlich sehen die Mitglieder des Wahlkollegiums der Akademie im gesamten deutschsprachigen Schrifttum eine geistige Einheit, so wie jeder vernünftige Deutsche in West- und Ostdeutschland eine ideelle Einheit sieht. Aber die Deutsche Akademie will sich ja nicht auf den Berg der Götter setzen und von ihren Wolkensitzen gelegentlich hinunterschweben, sie will sich im Hier und Jetzt bewähren und ganz bestimmte Pläne durchzuführen suchen. Wir müssen nicht nur mit führenden deutschen Regierungs- und Verwaltungsstellen, auf deren Verständnis und Hilfe wir angewiesen sind, in einer dauernden Verbindung bleiben, wir dürfen auch zu keiner Stunde den Kontakt mit den ungemein wichtigen Schutzverbänden deutscher Autoren, d. h. mit ihren beruflichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Basen, verlieren. Ein Schriftsteller, der in New York oder Hollywood sitzt,

kann von diesen Dingen keine Ahnung haben, und niemand wird es ihm übelnehmen, daß er keine Ahnung davon hat, solange er nicht belehrend und besserwissend sich in unsere Sorgen einmischt. Wir Deutsche sind in den letzten Jahren ungemein viel belehrt worden, von Osten und von Westen, von oben und von unten, es hat nur so auf unser schadhafte Dach geprasselt, und wir haben uns auch redliche Mühe gegeben, viele politische Bibelsprüche auswendig zu lernen, aber ich meine, wenn wir das alles verdauen sollen, dann muß man uns etwas Ruhe und Selbstbesinnung lassen. Und Ruhe hat man nur, wenn nicht alle Türen weit aufstehen.

Die Türen schließen, aber die Fenster offen halten. Nur um Gotteswillen keinen provincialen Küchengeruch, nur keinen olympischen Stammtisch! Ich glaube, es ist niemand unter uns, der nicht einsähe, wieviel die geistige Verbindung mit den Literaturen anderer Völker der eigenen nützt. Nicht Abschnürung, sondern Polarisierung steigert die eigenen Kräfte. Das ist eine uralte Weisheit, die uns schon die Hellenen vorgelebt haben, die schlechthin alles aufnahmen, alles hereinließen, alles studierten und dadurch nichts von ihrem eigenen Wesen einbüßten, im Gegenteil, die Polarisierung mit fremdem Geistesgut erhob erst das eigene zur Weltbedeutung.

Ich erkläre das, um nicht mißverstanden zu werden, wenn ich sage, daß die „Deutsche Akademie“ wenigstens in den ersten Jahren einer ungestörten, auch einer von politischen und parteilichen Machtfaktoren ungestörten Arbeit an der Wiederbelebung des Sinnes für Rang und Wert der Dichtung bedarf.

Weltbürgertum, Weltliteratur — beides sind Ideale, deren Verwirklichung nicht nur eines Tages möglich, sondern bereits erfolgt ist. Leider nur in einem so begrenzt kleinen Kreise, daß man von einem praktisch verwertbaren Zustand nicht reden kann. Es kommt nämlich gar nicht darauf an, daß wir *Schriftsteller* die weltumspannende Einheit aller Dichtung begriffen haben, es kommt darauf an, daß Millionen *Leser* daran glauben. So lange noch die Mehrzahl aller Leser keinen Schimmer davon hat, was wirklich durch das Wort, durch die Sprache, durch die Dichtung an völkerverbindenden Impulsen gegeben werden kann, so lange hat es auch keinen Zweck, bei dem Aufbau einer Akademie für Sprache und Dichtung von dieser Idee auszugehen. Es kann nur einen Zweck haben, alles, was irgend möglich ist, zu tun, um der heimischen Sprache und denen, die sich als Dichter ihrer bedienen, einen Boden zu schaffen, in dem sie sich zu neuer Blüte entfaltet. Ist dies geschehen, so wird sie eines Tages ganz von selber ihren verdienten Platz in der alle Literaturen umfassenden Weltichtung gefunden haben.

Um für diese im ideellen Raum immer vorhandene Verbindung einen angemessenen Ausdruck zu finden, wird die Deutsche

Akademie einige Persönlichkeiten des Auslands, die dem deutschen Schrifttum durch ihre Werke besonders nahe stehen, zu Ehrenmitgliedern oder korrespondierenden Mitgliedern ernennen.

Soviel über den Rahmen der Akademie. Aber das Thema meines heutigen Vortrags betrifft nicht den Rahmen, sondern das Bild, und wenn ich in ihm vom „Kulturkampf“ des deutschen Schriftstellers zu sprechen wünschte, so werden Sie sich schon gedacht haben, daß damit nicht ein Kulturkampf im Sinne der Bismarck-Aera gemeint ist. Es geht heute um einen ganz anderen Kulturkampf, für den der Schriftsteller, wie ich glaube, in vorderster Linie ficht: um die Erhaltung der Kultur schlechthin. Durchaus absichtsvoll ist in dem Titel der Akademie das Wort „Sprache“ noch vor das Wort „Dichtung“ gesetzt worden. Denn die Sprache ist nicht nur ein Instrument der Dichtung, sie ist weit eher das Fundament, auf dem alle Dichtung ruht. Daß der Sinn für die Sprache, ganz allgemein gesehen, nahezu verlorengegangen ist, hat man schon oft verkündet, ich spreche es hier nicht zum erstenmal aus. Aber ich glaube doch, daß manche von denen, die es wissen und beklagen, sich noch nicht über die weittragenden Folgen dieses Verlustes klar geworden sind.

Es gibt eine Gebrauchssprache, von der man nicht erwarten kann, daß sie sich wie eine schöne Frau dauernd im Spiegel auf den Sitz ihres Kleides hin betrachtet. Wenn ich also von „unserer Sprache“ rede, so meine ich nicht die Gebrauchssprache, die lediglich Verständigungsmittel über belanglose Tatsachen ist, ich meine die Sprache als Ausdrucksmittel eines Denkniveaus. Denn auf jeden Fall ist jede Sprache die Kristallisation eines Denkprozesses, der Niederschlag einer ganz bestimmten Denkfähigkeit und Denkklarheit. Wollte man nun heute ein besonderes Charakteristikum unserer Zeit herausheben, so könnte man sagen, es ist die Denkräuflichkeit, die sich neben der Trägheit des Herzens wie ein Gas überallhin ausbreitet und nach und nach in die feinsten Gewebe des Großorganismus eines Volkes eindringt. Es gibt heute ungemein viele intelligente Menschen, aber ihre Intelligenz ist auf das spezielle Arbeitsgebiet ihres Berufes eingestellt. Innerhalb dieses Gebiets vermögen sie sich logisch und klar auszudrücken, sobald sie es verlassen, reden sie wie ein Eskimo, der sich über eine Dampfturbine äußern soll.

Wenn die mit der wachsenden Spezialisierung des Berufslebens verkoppelte Tendenz der Beschränkung auf reine Tatsachen weiter zunimmt, wird es bald nur noch eine Verständigung über die Inhalte bestimmter Sektoren geben. Und wie der Sternenhimmel bekanntlich nicht aus Sternen besteht, sondern aus der ungeheuren Leere zwischen den Sternen, so wird auch der Sternenhimmel unserer Kultur nicht mit der schimmernden Pracht der Gestirne, sondern mit der gähnenden Leere zwischen ihnen zu vergleichen sein. Die Entwicklung ist un-

vermeidlich, solange die Schichten der Bevölkerung, welche früher aus Neigung, aus Liebhaberei, aus Verantwortungsbewußtsein die eigentlichen Träger des Kulturlebens waren, sich gleichgültig, was daraus wird, in ihren Berufssektor zurückziehen. Sie sagen meist, ihnen bliebe keine Zeit, sich noch mit anderen Fragen zu befassen; das ist reine Trägheit, denn ich kenne Ärzte, die zehn Stunden täglich ihren Patienten gehören und trotzdem noch Bücher lesen.

Es ist nun die Aufgabe des Schriftstellers, durch eine peinlich geübte Pflege der Sprache das in Trägheit versunkene Denkvermögen der Menschen wieder zu wecken, ganz gleich, ob sie uns zunächst zuhören oder nicht. Wenn die Schule uns hilft, wenn die Lehrer und Erzieher uns hier zur Seite stehen, wird sehr bald wieder eine Generation aufwachsen, die nicht nur Bücher zu lesen vermag, sondern auch ihre Väter zwingen wird, den Standpunkt extremer Berufshörigkeit aufzugeben. Bei dieser Gelegenheit, und gewissermaßen in Parenthese, möchte ich aus meiner Erfahrung feststellen, daß die Frauen, die Mütter, auch die Mütter vieler Kinder, die den ganzen Tag auf den Beinen stehen und abends totmüde ins Bett sinken, mit ihren Männern verglichen, durchschnittlich mehr Verständnis für die Wichtigkeit des Buches im Kulturleben einer Nation zeigen. Es wäre überhaupt einer Untersuchung wert, wieviel das deutsche Schrifttum — und wahrscheinlich das Schrifttum der Welt — nicht dem Leser, sondern der Leserin verdankt.

Ich sagte, es sei die wichtigste Aufgabe des Schriftstellers, durch eine peinlich geübte Pflege der Sprache das mit Schlagworten, Gebrauchsworten, Modephrasen überkrustete individuelle Denkvermögen wieder anzuregen, aber er könne nur da auf Erfolg hoffen, wenn Schule und häusliche Erziehung ihm hier zur Seite stehen. Das geistige Material unserer heranwachsenden Jugend ist zu wertvoll, um es im Schlamm des gedankenlosen Slang versinken zu lassen. Ein Bekannter von mir, der in Moskau geboren ist und bis 1922 als Dolmetscher Trotzki in Rußland lebte, versicherte mir, daß die russische Sprache sich unter den Sowjets in ein kaum noch verständliches Argot verwandelt habe und man nur noch in den Theatern das schöne reine Russisch eines Puschkin oder Tolstoi höre. Auch er war der Ansicht, daß das Mißtrauen der Regierung gegenüber jeder individuellen Denkweise an dieser traurigen Entwicklung ihren Anteil habe.

Wenn die Deutsche Akademie auf die Erhaltung des kostbaren Instruments der deutschen Sprache einen so hohen Wert legt, knüpft sie damit an ehrwürdige Traditionen an. Aber es ist doch nicht zu übersehen, daß alle Pflege der Sprache reine Theorie bleibt, wenn man darüber vergißt, daß sie nur möglich ist, falls zugleich die Existenz derer, die für ihre Reinerhaltung wirken, das notwendige

Minimum an Sicherung erfährt. Die Lebensbedingungen, unter denen heute in Deutschland der Schriftsteller produzieren soll, waren selten schlechter. Wer sich heute diesen selbstmörderischen Beruf ausgewählt hat, wird — auch wenn es sich um ein wirkliches Talent handelt — unter dem Zwang der Tagessorgen vollständig zerrieben. Annette Kolb hat kürzlich in der „Deutschen Zeitung“ ausgesprochen, daß der Begriff des „freien Schriftstellers“ reiner Hohn sei. Ganz gleich, ob man sozusagen ein „arrivierter Mann“, ob man ein junger Anfänger ist — wollte man nur daran denken, wie man gute Bücher schreibt, würde man in wenigen Jahren Hungers sterben. „Allerdings ist das Leiden ein Sporn für das Genie. Nur nicht zu viel, sonst tötet es dich“, sagt Gauguin. Seit vier Jahren ist in deutschen und ausländischen Zeitungen dauernd zu lesen, daß die Rede von den Schubladen, die sich in den Jahren der Herrschaft des Nationalsozialismus angeblich gefüllt hätten, eitel Unsinn sei, andernfalls müsse das Kleid des deutschen Schrifttums heute mit Brillanten bestickt sein. Ich weiß nicht, wie sich Schubladen füllen sollen, wenn ein Teil des Volkes an der Front kämpft und der andere zwischen Dachgeschöß und Bombenkeller hin und her läuft. Außerdem können in einer Zeit ungeheurer Verwirrungen und nie dagewesener Entsetzlichkeiten Bücher, die der Gegenwart ihren Ausdruck geben sollen, gar nicht geschrieben werden, sie konnten bestenfalls im Unbewußten empfangen werden. Das Äußerste dessen, was möglich war, konnte die Spiegelung der Gegenwart im Bilde der Vergangenheit sein, und das ist auch geschehen. Man erwartete Früchte von einem Baum, der abgeschlagen worden war, das aber hätte bestenfalls Christbaumschmuck sein können. Der Baum der Dichtung mußte erst gepflanzt werden, wenn man ihn wachsen läßt, wird er auch Früchte bringen. Dichtungen sind nicht Fabrikate der Industrie, die man erzeugt, sobald Rohstoffe und Maschinen wieder vorhanden sind. Es handelt sich also heute, noch nicht fünf Jahre nach Kriegsende, lediglich darum, Voraussetzungen zu schaffen, die es jungen und älteren, unbekannten und bekannten Schriftstellern überhaupt erst möglich machen, zu produzieren.

Diese Voraussetzungen bestehen einstweilen nur in einem so begrenzten Umfange, daß, wenn die Lage sich nicht bessert, man jedem Schriftsteller, auch einem glänzend begabten, nur raten kann, seinen Federhalter von sich zu schleudern und in eine Autoreparaturwerkstätte zu gehen.

Die wirtschaftlichen Gründe der Notlage des deutschen Schriftstellers darf man als allgemein bekannt voraussetzen, aber es schadet nichts, auch sie noch kurz zu erwähnen. Sie liegen einmal darin, daß zahlreiche sogenannte Verleger, die in der Vorwährungszeit sich mit schöner Munterkeit wie apportierende Terrier auf jedes Stück Papier stürzten, dann in der darauffolgenden unausbleiblichen Krise zu-

sammenbrachen. Sie rissen nicht nur Buchhändler mit, deren Lager mit Büchern überfüllt waren, auch solide Verlagshäuser gerieten darüber ins Wanken. Auch jemand, der nichts vom Verlagsbuchhandel versteht, kann sich denken, daß solche Verlagshäuser, auch wenn ihre Eigentümer noch so viel Kredit haben sollten, es sich kaum noch leisten können, unbekannte Autoren zu drucken, deren Bücher vielleicht über Jahre hindurch nicht gekauft werden. Aber warum werden sie nicht gekauft? Einmal deshalb, weil durch den Neudruck einst verbotener oder unterdrückter Bücher eine Anstauung erzeugt worden ist, die der Überschwemmung eines sonst regulierten Kanalsystems durch anhaltende Regengüsse gleicht. Ferner, weil die Auslandsproduktion, wie das zu erwarten war, den deutschen Markt gerade zu einer Zeit überflutet, in der seine Aufnahme-Kapazität auf ein Minimum vermindert ist. Und drittens werden sie nicht gekauft, weil jene Konsumentenschicht, auf deren Schultern früher der Büchermarkt lag, heute zum großen Teil verarmt ist. Es gibt zwar in Westdeutschland heute wieder ungemein viele Leute, die Geld haben, aber sie kaufen keine Bücher, sie lesen nur Boulevardzeitschriften, Magazine, Reiselektüre, und decken ihre Bildungsbedürfnisse, soweit sie noch bestehen, im Kino. Dennoch treffen alle noch so plausiblen wirtschaftlichen Gründe, wendet man sie auf kulturelle Vorgänge, auf Erscheinungen im künstlerischen und geistigen Gebiete an, niemals das Wesentliche. Wenn es sich um Lederwaren oder Textilien handelt, kann man unschwer die Marktschwankungen wirtschaftlich oder handelspolitisch begründen. Wenn Theater nicht mehr besucht, wenn Bücher nicht mehr gekauft werden, reicht eine solche Begründung nicht aus. Denn sowohl das Interesse am Theater wie an Büchern hängt nicht am Gebrauchswert einer Ware, sondern an einer prinzipiellen Einstellung zu Kulturwerten schlechthin. Ich kann nicht ohne Schuhe und Kleider auf die Straße gehen, aber ich kann mir eine Existenz ohne Theater und ohne Bücher sehr wohl vorstellen. Daß aus einer solchen Existenz etwas unschätzbar Wichtiges und Bedeutendes verschwunden wäre, ist eine Ansicht, die zwar mehr als 2500 Jahre Geltung hat, doch darum brauchte sie heute keine Geltung mehr zu haben, denn die Mehrzahl der Menschen leben, ohne Bücher zu lesen oder ohne ins Theater zu gehen.

Wir, die wir hier versammelt sind, wissen selbstverständlich, daß ein nationales Leben ohne Kulturwerte nur noch eine zivilisierte Barbarei ist, indessen gibt unsere Überzeugung nicht den Ausschlag. Denn weil die wenigsten Menschen noch nachdenken, halten sie an der alten Phrase fest, die Schöpfungen der Kultur seien nur Schmuck des Lebens und alle Kunst diene, weil sie nur schöner Schein sei, der Unterhaltung und Zerstreuung. Was ist daran richtig? Nichts.

Richtig ist das Gegenteil. Das eigentlich „Zerstreuende“ — wörtlich

verstanden — ist das Leben. Es zerstreut uns in unnützer wie nutzvoller Tätigkeit, in Geschwätz, Gerede, Hin- und Herlaufen und ungezählten Wichtigkeiten, Nichtigkeiten, Pflichten und Neigungen, und wir vermöchten seine klappernde Mühlenhaftigkeit, seine windigen Schwankungen gar nicht zu ertragen, wenn wir nicht immer wieder aus der Zerstreuung den Weg in die Sammlung fänden und unsern flackernden Blick emporheben zu den ruhigen Sternbildern der Kunst.

Indessen auch diese innere Sammlung auf etwas, das hinter der sichtbaren Welt der scheinbaren Wirklichkeit sich verbirgt, ist nur ein Mittel zu einem Zweck von tiefster Bedeutung. Bilden wir uns doch ja nicht ein, daß es 2500 Jahre hindurch Theater und Bücher gegeben hätte, wenn sie nur dem Vergnügen dienten. So stur hält selbst der Mensch nicht an dem fest, was er für unentbehrlich hält. Vielmehr hält er dauernd Dinge für absolut unentbehrlich, von denen er 50 Jahre später nichts mehr wissen will.

Und was seine Amüsements betrifft, so ist er früher in Gladiatorenkämpfe, künstliche Seeschlachten und zu Wagenrennen genau so gerast, wie er heute zum Fußball rennt, und doch war das alles eines Tages vorüber, als wäre es nie gewesen. Aber die antike Plastik ist in ihrer ästhetischen Bewertung vollkommen unerschüttert geblieben, die attischen Tragödien, die Dialoge Platons haben in unseren Augen ihr Wertbild so wenig verändert wie die Dramen Shakespeares. Ein Schauspieler, der Ihnen heute Hektors Abschied von Andromache oder den Freiermord vorträge, würde Sie genau so ergreifen, wie er vor 2800 Jahren seine Zuhörer ergriff. Man spielt heute nicht nur Calderon und Shakespeare, man spielt auch den „Ödipus“ des Sophokles und „Die Troerinnen“ des Euripides. Und während sich die Welt bis zur Unkenntlichkeit verändert hat, haben Kunst und Dichtung den Stürmen der Zeit widerstanden. Das ist eine Erscheinung, so unwahrscheinlich und gewaltig in ihrer Größe, daß sie uns veranlassen darf, in der sogenannten Scheinwelt der Kunst eine Art von Realität zu sehen, der gegenüber alle Wirklichkeit der Geschichte zu schemenhafter Existenz herabsinkt. Sie muß einen Grund haben, der nicht nur eine so ungewöhnliche Tatsache erklärt, sondern der auch, wörtlich verstanden, ein Urgrund, eine Urschicht unseres Lebens ist. Kunst, Dichtung, Theater müssen mit ihrem Wurzelstock in dem eigentlichen Fruchtbarkeitsbereich der Kultur ruhen, sie müssen in sich etwas darstellen, das mit dem Wesen des Kulturmenschen, und das heißt des geistig-schöpferischen Menschen, unlösbar zusammenhängt. Wer aber kann das sein?

Wenn man im Buch, im Theater den Spiegel der Kultur sieht, was richtig ist, so muß man gleich hinzufügen, daß es sich dabei um einen magischen Spiegel handelt, der zugleich das Innenbild hindurchleuchten läßt. Daraus darf man folgern, daß die Dichtung den Men-

schen, der in diesen Spiegel blickt, sich selbst erkennen läßt, und zwar so, wie er in Wahrheit ist, nicht wie er in Wirklichkeit scheint. Die Geschichte der Dichtung, der epischen wie der dramatischen, beweist ohne alle Frage, daß ihre Aufgabe niemals darin bestand, Leute zu unterhalten, die aus Langeweile nicht wußten, was sie tun sollten, sondern darin, mit der Unterhaltung zugleich den Menschen über sich selbst zu belehren. Die Dichtung ist mehr als 2½ Jahrtausende hindurch das Gewissen der Völker gewesen. Hier liegt die Ursache dafür, daß Theater und Buch in dem allgemeinen Riesensterben der Geschichte leben bleiben konnten. Denn es gibt keine Kultur ohne Gewissenserforschung, ohne Einblick in das eigene Wesen, ohne Selbstprüfung und ohne zeitweilige Selbstverurteilung. Dichtung und Kunst führen, was immer ihr Gegenstand sein möge, unseren Blick auf den Menschen hin. „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch“ lehrte uns Goethe. Nun, mit gleichem Recht kann man sagen: alle Dichtung habe zu allen Zeiten nie ein anderes Ziel gehabt als die Enthüllung des Menschen.

Der Mensch als leidendes, hoffendes, gläubiges, als geistiges, strebendes, lasterhaftes, als abgründiges Wesen. Und indem der Dichter enthüllte, rührte er nicht nur den Leser oder Zuschauer, er beunruhigte ihn auch, er weckte ihn aus dem Schläfe, in den wir immer wieder zurücksinken, er quälte und verhöhnnte ihn. Es ist seine Pflicht, ihn zu beunruhigen, zu wecken, zu quälen oder zu verhöhnen. Er tut es im Bilde und in der Fabel, so wie es der Priester unmittelbar durch das mahnende Wort tut. Beide, der Dichter und der Priester, wollen, daß der Mensch sich in seiner Unzulänglichkeit und Schwäche erkenne. Denn nur, wenn er sein wahres Bild erkennt, vermag er auch aus den unerschöpflichen Kräften seines Geistes sich und die Welt zu ändern.

Die Kultur eines Volkes, jedenfalls unserer abendländischen Völker, würde durch den Verlust des Theaters, durch die wachsende Gleichgültigkeit gegenüber Sprache und Dichtung einen unübersehbaren Schaden erleiden. Dieser Schaden wäre, wie alle seelischen Schäden, anfänglich gar nicht zu bemerken. Aber er würde im Laufe der Jahre auf allen Gebieten, bis hinein in die Konstruktionsbüros der Technik und die Kanzleien der Verwaltung, spürbar werden. Denn die Träger der Zivilisation würden durch das Verschwinden von Buch und Bühne erst nach und nach gewahrt werden, daß ihnen der magische Spiegel der Selbstprüfung entzogen wurde.

Der Umweg, den wir mit dieser Betrachtung machten, war nicht zu vermeiden. Will man nämlich dem Dichter im Wertsystem der Kultur einen Platz anweisen, so hängt der Rang dieses Platzes von Gewicht und Bedeutung der geistigen Welt ab, die er repräsentiert. Es ist in diesem Zusammenhange nahezu gleichgültig, ob seine Leistung genau der Vorstellung entspricht, die man von dem hat, was im

höchsten Sinne „Dichtung“ ist. Denn erstens entscheidet über den Wert eines Dichters in letzter Instanz immer erst die Zeit, welche nach ihm kommt. Und zweitens geht es hier weder um eine Rangordnung von Lyrik, Dramatik, Idyllik, Roman oder Historie noch um Wertbestimmungen im kritischen Verstande, sondern um reine Repräsentation. Der Dichter, der Schriftsteller steht mit seiner Arbeit und seinem Werk für eine geistige Welt, auf deren grundsätzliche Anerkennung es ankommt. Es ist die Welt der Ideen, die platonische Welt der Urbilder, die niemals wechseln, während alle anderen Bilder nur Schattenspiele auf der Felswand der großen Höhle sind. Er vertritt, wo immer er es mit seiner Arbeit ernst meint, diese unvergänglichen Symbole des Lebens. Er ist der ungeweihte, weltliche Priester, gegenüber dem geweihten und geistlichen Mittler zwischen dem Ewigen und dem Sterblichen. Daher hat er ein unabdingbares Recht auf grundsätzliche Achtung. Ich wiederhole es: nicht als Person, sondern als Repräsentant. Er repräsentiert mit seinem Werk nicht eine soziale Schicht, ja es ließe sich die Behauptung aufstellen und vertreten, daß er außerhalb aller sozialen Schichten steht. Er repräsentiert das Gewissen seines Volkes.

Ich glaube, daß wir Schriftsteller das uns zugemessene Maß an Verantwortung kennen. Nicht immer sind wir uns dieser Verantwortung bewußt gewesen. Nicht immer haben wir uns vor Augen gehalten, was es heißt, durch das Wort an die Seelen der Menschen zu rühren. Wir haben auch unser Teil an der stillen und schwer wägbaren Schuld unseres Volkes. Und nicht deswegen haben wir Teil daran, weil wir nicht, wie es die Emigranten wünschten, auf die Straße gegangen sind und mit lauter Stimme protestiert haben. Der Dichter gehört nicht auf die Straße, und die Proteste einer action directe entsprechen ihm so wenig wie das Pistolenschießen. Und auch die Emigranten konnten nur darum protestieren, weil sie draußen waren. Nein, um dieses vermeintlichen Mangels an Barrikadentum ist kein Dichter zu verurteilen, sondern allein um eines möglichen Mangels an geistiger Verantwortung. Manche von uns haben geschwiegen wie ein Standbild auf einem Friedhof, und dieses Schweigen hat lauter getönt als der Jubel der Nachläufer. Andere haben versucht, um die Ecke herum ihr Bekenntnis für den Menschen und gegen den Unmenschen abzulegen, und ob dies nun nützte oder nicht nützte, es war Bekenntnis, es war Entscheidung.

Nicht im politischen Bekenntnis liegt die Pflicht des Dichters, der sich der Macht des Wortes bedient, sondern im geistigen Bekenntnis. Also in der Entschlossenheit, alles Geschehen auf seinen geistigen Rang hin zu prüfen und von dem gefundenen Ergebnis aus dem Leser die Augen zu öffnen für die Wahrheit hinter der Wirklichkeit. Doch wie immer sich Versagen oder Mut verteilt haben mochten, wir

sollten heute nicht mehr die Entscheidung über das deutsche Schrifttum ausschließlich und nur nach Gesichtspunkten fällen, die wohl ihren Wert hatten, indessen nicht als letztgültige Instanz gelten dürften. Wir können die Eisenkugel der Vergangenheit nicht dauernd hinter uns her schleppen. Wir müssen uns klarwerden, daß jede neue Zeit mit neuen Forderungen an uns herantritt und heute viel weniger die Demokratie durch alte oder neue Nazi gefährdet ist als der Mensch durch den Funktionär. Daß mithin die Verschiebung der politischen Situation nach 1945 noch keine wesentliche, keine irgendwie bemerkenswerte Verschiebung der ideellen Problematik ergeben hat. Daß demzufolge heute wie damals und wie vor 100 oder vor 1000 Jahren der Schriftsteller berufen ist, den Menschen vor dem Absturz in Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Gewöhnung an das Übel zu bewahren. Denn das Übel hat viele Gesichter, unter denen das politische nie mehr als eine Maske ist.

Der lange Umweg, den wir machten, hat uns doch Gelegenheit gegeben, eine Frage zu durchdenken, die heute unter dem atmosphärischen Druck einer politisch gespannten Gegenwart meist gar nicht mehr gestellt wird: die Frage, welche Bedeutung der Sprache und dem Schrifttum zukomme. Es ist eine historisch gewordene, historisch verbriefte Bedeutung, und man kann sie gar nicht überschätzen, selbst dann nicht, wenn man Einzelnen von uns die Anerkennung versagen wollte. Denn was immer wir leisten oder nicht zu leisten scheinen, wir stehen alle, wie wir da sind, für eine geistige Welt, die größer ist als wir selber, wir stehen als Lebende auch für die, welche nicht mehr leben. Wir stehen für das Schrifttum der Vergangenheit und der Zukunft, denn wenn man uns heute in dem, was wir zu vertreten haben, erkennt, wird man auch die, welche nach uns kommen, verkennen müssen.

Damit bin ich zu meiner Anfangsposition zurückgekehrt und darf, selbst auf die Gefahr hin, scheele Blicke einstecken zu müssen, mich mit den drei Sorgenkindern des Schriftstellers befassen, die zwischen ihm und dem Leser die Verbindung bilden: dem Verleger, dem Sortimentler und dem Kritiker.

Ich sagte schon, daß die Lage der Verleger — ich meine jetzt die, welche diesen Namen verdienen — heute ungemein schwierig ist, und der Schriftsteller zunächst wohl die Pflicht hat, seinem Verleger nicht durch unbillige Forderungen oder übertriebene Ansprüche das Leben noch schwerer zu machen. Die Zeit Homers muß für die, welche seine Epen verbreiteten, ein Idealzustand gewesen sein. Obwohl es noch keine Druckerpresse gab, verbreiteten sie sich außerordentlich rasch. Wer seine Gesänge besitzen wollte, ließ sie sich nämlich abschreiben und brauchte kein Honorar an den Verfasser zu zahlen. Die meisten Dichter im alten Hellas starben daher in kümmerlichen Ver-

hältnissen, falls nicht Tyrannen oder reiche Leute sich ihrer annahmen. Es gab keine Verleger, die an ihnen verdienten, es gab keine Buchhändler, und so war eigentlich alles in Ordnung. Wenn Schiller später den schönen Vers schrieb „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch“, so konnte dies kaum seine Meinung sein, denn er hat sich mit Goethe viel über Honorare unterhalten, und sein Verleger Cotta hat in Briefen an ihn weidlich über die durch den Verkauf ungedeckten Honorare, welche er an Goethe zahlen mußte, geseufzt. Der Ruhm ist nicht das Höchste, der Ruhm ist eine Strapaze, eine humoristische Schikane der Götter, das Höchste ist die Leistung, und man kann auf die Dauer nichts Großes leisten, wenn man zwischen zwei lyrischen Strophen darüber nachdenken muß, wovon man die Monatsmiete bezahlt. Die wirtschaftliche Situation des Schriftstellers, sogar vieler, die schon einen bekannten Namen haben, ist heute so bejammernswert, daß eine Mischung zwischen Idealismus und Wahnsinn dazu gehört, bei diesem Geschäft zu bleiben. Es gibt sicher manche Verleger, die daran ein gut Teil Schuld tragen, aber soweit meine Einsicht in die Verhältnisse reicht, kann ich versichern, daß im allgemeinen die Verleger nicht den schlechten Ruf verdienen, den sie Gott weiß wie bekommen haben und nun mit Würde tragen. Eines aber darf man, eines muß man von ihnen verlangen: daß sie sich dessen bewußt bleiben, die Bücher, welche sie verlegen, nicht selber geschrieben zu haben. Sie müssen sich bewußt bleiben, daß der Schriftsteller nicht die Rolle des Arbeiters in einer Fabrik spielt, sondern eher dem Ingenieur und Konstrukteur zu vergleichen ist, ohne dessen geistige Arbeit das ganze Unternehmen sehr bald zusammenkrachen würde. Wenn Träumer es für selbstverständlich halten, daß ein Verleger an seinen Autor die Honorare, die ihm aus dem Verkauf seiner Bücher zufallen, pünktlich auszahlt, dann sollte es erst recht selbstverständlich sein, daß er es nicht mit der Geste des Papas tut, der seinem kleinen Sohn das versprochene Taschengeld einhändigt.

Zwischen Verlag und Sortiment, zwischen Verleger und Buchhändler hat sich nun in den letzten Jahren ein wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis herausgebildet, das den Verleger gelegentlich veranlaßte, seinen Zahlungspflichten an den Autor nicht nachzukommen, weil der Buchhändler ihn nicht bezahlt habe. Offenbar zahlt jeder nur einen Teil dessen, was er zahlen muß, und nur an das Finanzamt müssen wir alle alles zahlen. Sortiment und Verlag hängen unlösbar miteinander in einer vertrackten wirtschaftlichen Lage, die ihrerseits eine Folge dessen ist, daß das Angebot die Nachfrage weit übersteigt. Wenn wir als Schriftsteller nun einen Wunsch an das Sortiment richten wollen, kann er niemals lauten, das Sortiment möge Massenbestellungen aufgeben, um sich damit auf dem schnell-

sten Wege zu ruinieren. Unser Wunsch kann nur der sein, der erfahrene Buchhändler möge wie in der guten alten Zeit wieder Bücher lesen und seine jungen Angestellten dahin erziehen, daß sie nicht im Buche eine Ware sehen, wobei es ihnen ganz gleichgültig ist, was sie empfehlen und was sie verkaufen. Wenn ich nämlich vorhin von dem notwendigen kulturellen Verantwortungsgefühl des Schriftstellers sprach, so möchte ich auch dem Buchhändler in Erinnerung rufen, daß in seiner Hand der Schlüssel zur Tür des wirklich wertvollen Schrifttums liegt. Besonders in kleinen Städten hängt vielfach allein von ihm oder doch in erster Linie von ihm die Lesefreudigkeit und der literarische Geschmack des Publikums ab.

Drittens die Buchkritik. Sie ist von jeher das Stiefkind der Kritik gewesen. „Schreiben Sie 10, 15 Zeilen über dieses Buch, aber rasch — rasch, und machen Sie keinen langen literarischen Vortrag daraus.“ Aber das ist noch nicht das Schlimmste. 10, 15 Zeilen, gut geschrieben, Frucht einer sorgfältigen Lektüre, Ergebnis eines Wissens um Art und Wesen eines Kunstwerks — warum nicht? Wir sind bescheidene Leute, wir würden damit zufrieden sein. Doch genau so wie in den ersten Jahren der Nazizeit forsche Fußballer der Literatur, die — verzeihen Sie die Trope — nur mit ihren Hühneraugen Bücher lasen, ihre journalistischen Lehrlingsjahre mit Buchkritiken einleiteten und dabei dauernd auf das Reglement der Partei schielten, so wurden auch nach 1945 für dieses Unternehmen unbefleckte Empfänger von Rezensionsexemplaren gewonnen. Sie hatten in seltenen Fällen von einem Schriftsteller mehr gelesen als dieses eine Buch, das sie nun durch die Wringmaschine ihres kritischen Verstandes drehten, wobei die dadurch zustande kommenden Plattheiten noch das Beste daran waren. Das Schlimmste waren die Fehlurteile und die Vorurteile. In diesem Zusammenhange galten Lob oder Tadel gleich wenig, und ich bin sicher, daß jeder von uns lieber von einem erfahrenen und gescheiten Manne getadelt, als von einem ahnungslosen Pfefferling gelobt sein will.

So fing es nach 1945 an, und weil ohnehin jedes Buch gekauft wurde, ganz gleich, ob es Goethes Faust oder leere Seiten enthielt, konnte das alles uns, rein praktisch genommen, nicht schaden. Indessen der alte Lehrsatz „*principiis obsta*“ hatte sich auch hier als richtig erwiesen. Eine Sache, die falsch begonnen wird, kann schwer wieder in die richtigen Bahnen geleitet werden. Durch das Lizenzsystem sind anfänglich in die Redaktionen zwar Männer mit blütenweißer politischer Weste geraten, aber es waren nicht selten wahre Athleten an literarischer Unwissenheit, zudem in dem gefährlichen Irrtum befangen, daß man ein neues Leben nur von der Politik her aufbauen müsse und die Kultur bestenfalls die Rolle eines Beiwagens spiele.

Ich weiß, daß sich inzwischen viel geändert hat und daß viele

Zeitungen, nachdem die leitenden Posten des Kulturteils neu besetzt wurden, auch dem Schrifttum gegenüber eine veränderte Stellung bezogen haben. Doch was zu Anfang unter dem Übergewicht der Politik übersehen wurde, läßt sich nicht von heute auf morgen wieder reparieren. Ich selber habe in meiner Jugend jahrelang in den Redaktionen großer Zeitungen gearbeitet und kenne die Schwierigkeiten, mit denen die Presse fertig zu werden hat. Platzmangel — es ist keine Phrase. Abhängigkeiten nach allen Seiten — sie bestehen auch bei unabhängigen Blättern, und nur ein Narr würde sie nicht ernst nehmen. Aber nicht im Platzmangel und nicht in den Abhängigkeiten ist das eigentliche Problem zu suchen, sondern allein darin, daß man dem Schrifttum nur in einigen führenden Zeitungen die Bedeutung zumißt, welche es verdient. Im allgemeinen rangiert es günstigstenfalls auf der Ebene des Films. Vor wenigen Tagen las ich in einem sonst sehr ernst zu nehmenden Blatte eine umfangreiche Besprechung eines spannenden Kriminalfilms und in derselben Nummer die Kritik über einen wirklich bedeutenden Roman der Gegenwart. Der Buchbesprechung waren weniger Zeilen eingeräumt worden als der Filmbesprechung.

Buch, Theater, Musik und ihre wissenschaftlichen Grenzgebiete, man kann sie wohl räumlich in einer Zeitung von Politik und Wirtschaft trennen, aber man darf sie mit dieser Trennung nicht wertmäßig staffeln.

Es ist kein größerer Irrtum denkbar, als nur in Kunst und Dichtung das Gesicht einer Kultur zu sehen. Und nichts verkehrter, als anzunehmen, daß eine Kultur sich nicht auch auf Gebieten, die anscheinend nichts mit ihr zu tun haben, manifestiere. Die unheilvolle Spezialisierungstendenz unseres Jahrhunderts hat dahin geführt, daß eine Unzahl von Arbeits- und Lebensgebieten ohne Berührung nebeneinander herlaufen, oder daß ihre Verbindungen ausschließlich solche technischer und zweckmäßiger Art sind. So kann ein Fabrikdirektor erklären, er läse keine Romane, weil sie ihm nichts zu sagen hätten. Ja, für wen schreiben wir denn eigentlich? Hat Homer nur für kriegslustige Stammesfürsten gedichtet? Hat Shakespeare nur für Könige und Verbrecher, Zauberer und Hexen seine Dramen geschrieben? Hat Dostojewski nur für Nihilisten, Kriminelle und Idioten Romane verfaßt? Weder Bücher noch Theaterstücke hätten den geringsten Sinn, wenn sie sich nur an die wenden wollten, die durch ihr Berufsinteresse eine Beziehung zum Stoffe haben. Die Inhaltsästhetik ist die niedrigste Form der Wertung, und ich habe den Eindruck, daß wir uns wieder einer solchen grundfalschen Einschätzung nähern. Wie oft habe ich lesen müssen: „Was sagt uns heute dieser oder jener Stoff! Wir wollen, daß der Schriftsteller die Probleme der Gegenwart entschlossen anpacke!“ Eine wahrhaft blödsinnige Forderung, solange

damit gemeint ist, daß die Stoffwahl unseren aktuellen Lebensinteressen zu entsprechen habe. In den kommunistischen Ländern ist dieses Verlangen üblich, doch Kunst und Dichtung gehen über seiner Erfüllung zugrunde.

Die Probleme der Gegenwart. O ja, ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn man darauf verzichtet, sie stofflich zu begreifen und sie in ihrer Tiefe erfaßt. Dann nämlich gibt es nur ein Problem, und dies Problem ist von einer brennenden Aktualität: der Mensch. Die Spezialisierung, die Kollektivierung, die Politisierung — sie gefährden nicht den Staat und nicht die Zivilisation, sondern allein den Menschen. Wollen wir unsere Kultur erhalten, so müssen wir zuerst den Menschen erhalten, denn es gibt keine Kultur, die nicht auf einem echten Menschentum und nicht auf den Mächten der Vergeistigung und Beseelung ruht. Der Mensch, das einzige Wesen unter aller Kreatur, das sich sittlich entscheiden, das aus dem Bewußtsein der Verantwortung handeln, das durch seine Gesinnung und beseelte Beziehung zu anderen Menschen seiner geistigen Freiheit bewußt werden kann, dieser Mensch ist allein der Gegenstand aller wirklichen Dichtung gewesen. Für die Kultur zu kämpfen heißt nichts anderes, als dafür zu kämpfen, daß er nicht im Strudel der Vermassung versinke.

In diesem Kampfe stehen wir alle zusammen, und ich bitte Sie, ob Journalisten oder Verleger, ob Buchhändler oder Leser, uns bei diesem Kampfe nicht allein zu lassen. Rundfunk, Bühne, Presse, Verlag — ihrer aller Wirken zielt letztlich auf die Erhaltung der moralischen Kräfte unseres Volkes, ja aller Völker des in seinen Fundamenten bereits erschütterten Abendlandes. Sollten wir uns nun in diesem Ziele einig sein, dann will ich Sie, ob Kritiker oder Verleger, nicht um Nachsicht, sondern um Strenge bitten. Hier geht es um Höchstes und Entscheidendes, und also wäre hier Schonung oder freundliches Wohlwollen keine Hilfe. Prüfen Sie, was wir schreiben, nicht nur auf seinen sprachlichen und ästhetischen Wert, prüfen Sie es auf seinen Wert, den es für den Menschen hat und für seinen Widerstand gegen die drohende Welt des Nihilismus und der Unfreiheit. Wir wollen, wir dürfen zu keiner Stunde vergessen, daß eine verratene und verführte Jugend nunmehr mit vollem Rechte von uns erwartet, daß wir den furchtbaren Ernst der Stunde weder mit politischen Phrasen noch mit geistreichen Spielereien verhüllen. Nur wenn wir Schriftsteller den Mut aufbringen, wie ein großer Arzt der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und den kranken Leib unseres Volkes bis auf die Knochen zu durchleuchten, nur dann dürfen auch wir, als lebende Repräsentanten einer jahrtausendealten Kunst, die Achtung verlangen, um die ich Sie dem Schrifttum gegenüber bat.

RUNDSCHAU

Totale Diplomatie Das Wort Achesons von der „totalen Diplomatie“, mit dem er aus dem Kulissenspiel des Kongresses in die Öffentlichkeit flüchtete, hat für unsere Ohren keinen guten Klang und nimmt sich auch in den USA, die allem Totalitären den Kampf angesagt haben, etwas eigen aus. Die Sache selbst ist gut. Wenn es auch eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte, daß eine Außenpolitik einheitlich gelenkt wird und sich auf alle politischen, wirtschaftlichen und militärischen Kräfte des Landes stützt, was mit „total“ wohl gemeint war. Der Praxis stehen in den USA allerdings Schwierigkeiten entgegen. Sie liegen einmal in der Tatsache, daß Acheson, obwohl ein ausgezeichnete Fachmann und eine Persönlichkeit seltenen Formats, parteipolitisch kein starker Mann ist, wie es der Secretary of State, als der zweite Mann in der Nachfolge des Präsidenten, sonst zu sein pflegt. Truman dagegen, der unter diesen Umständen mehr denn je der einzige wäre, der wirklich eine totale Außenpolitik führen könnte, da nur er das ganze Orchester seiner Regierung beherrscht, fühlt sich wiederum auf diesem Gebiet nicht sehr stark. Die innerpolitische Schwäche des Außenministers und die außenpolitische Schwäche des Präsidenten haben die Diplomatie so, im Zeichen der kommenden Kongreß- und Gouverneurswahlen, mehr als gut, ist zum Zankapfel zwischen den Parteien werden lassen. Von den Übertreibungen eines McCarthy kann man dabei absehen, obwohl auch ihre Wirkungen nicht unterschätzt werden dürfen. Sie waren allerdings bisher eher positiv, und der Parteigegensatz hat durch den Einbau Dulles' in das State Department einen Stoßdämpfer erhalten, der die Biparteilichkeit der Außenpolitik nicht nur wiederherstellt, sondern auch auf Asien ausdehnt.

Noch nicht überbrückt dagegen sind andere Gegensätze: die Gegensätze innerhalb des bunten Kabinetts Truman, in dem den Fair Dealern so konservative Elemente wie Finanzminister Snyder oder Handelsminister Sawyer gegenüberstehen. Vor allem der Gegensatz Acheson—Johnson. Während Acheson SOS-Signale gibt und nach Totalität ruft, bremst Verteidigungsminister Johnson, ohne den Außenpolitik kaum gemacht werden kann, und erklärt, daß alles in bester Ordnung sei. Bei solchen Widersprüchen innerhalb der Regierung kann es dem Kongreß kaum verdacht werden, wenn er nicht mitziehen will. Auch hier muß eine Brücke gefunden werden.

Im Hintergrunde des ganzen Dilemmas stehen die diplomatische Niederlage in China, wo die USA stets besonders empfindlich sind, und die Problematik ihrer heutigen außenpolitischen Stellung überhaupt. Die Grundzüge der Diplomatie sind klar: Aufbau und Führung eines demokratischen, atlantischen Systems. Die Schwierigkeiten ergeben sich aus der Durchführung. Denn es handelt sich nicht nur um ein positives, sondern vor allem um ein Anti-System, das gegen die größte totalitäre Macht gerichtet und daher vielfach gezwungen ist, ihr mit gleichen Methoden zu begegnen. Das bringt die USA in schiefe Lagen in der Wahl ihrer Verbündeten (Griechenland, Türkei, Korea, Tschiang Kai Shek, der französische Kolonialismus in Indochina), wie es auch viele der Widersprüche in der Besatzungs- und Europapolitik erklärt, in der Demokratie und Strategie eine unglückliche Zwangsehe schließen mußten. Die Wurzeln aber liegen in dem Zusammenbruch des Systems von Yalta und Potsdam. Und die bei weitem ernsteste Opposition gegen Acheson spricht daher nicht aus den Angriffen McCarthy's, sondern aus den Worten Senator Bridges: „Soll unsere gesamte Außenpolitik nur noch dem Ziel dienen, die Fehler zu vertuschen, die der kriegsmüde Präsident beging, oder gibt es auch noch positive Motive? Wie lange sollen wir noch versuchen, Roosevelts Ausverkauf der USA in Yalta zu rechtfertigen?“ Man ruft Acheson und meint Roosevelt. Das ist es. Wobei dahingestellt bleiben muß, ob wirklich zu Recht und ob sich in absehbarer Zeit eine wirksamere Außenpolitik finden ließe, als die heutige. Aber das wird im Großen Wahljahr 1950 nicht so genau gewogen, und wenn die Republikaner auch bereit waren, sich durch die Ernennung Dulles' von McCarthy abzusetzen, so doch keineswegs von ihrem eigentlichen Ziel — der endlichen Beseitigung der 18jährigen Ära Roosevelt.

Léon Blum Mit Léon Blum ist am 30. März 1950 einer der weisesten Staatsmänner Frankreichs aus dem Leben geschieden. Er stand vor der Vollendung seines 78. Lebensjahres, konnte also auf eine ganze Epoche zurückblicken, die für die Verwirrung unserer Tage verantwortlich zu machen ist. Daß er, befragt, die nicht rechtzeitige und dann später unvollkommene Beantwortung der sozialen Fragen als den Anfang unseres Unglücks bezeichnet hätte, ist ziemlich sicher. Ihm kommt das Verdienst zu, zu allen Zeiten „sich selber treu“ geblieben zu sein. Von der Verteidigung Dreyfus' angefangen bis zur Bekämpfung der brüderlichen faschistischen und bolschewistischen Methoden. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er in nazistischen Konzentrationslagern (zwei Jahre Buchenwald) gelebt und daß er später wie durch ein Wunder dieser Hölle entronnen — niemals über seine Leidenszeit sprach. Der Höhepunkt seines politischen Lebens war wohl seine Ministerpräsidentenschaft 1936, als er durch das Zustandekommen der sogenannten „Volksfront“ Frankreich einen bevorstehenden Bürgerkrieg ersparte und der Reaktion eine entscheidende Niederlage beibrachte. Unser Nachbar hat noch nicht vollkommen

realisiert, was es diesem Gentleman des Sozialismus alles verdankt. — Vieles ließe sich von ihm berichten. Spannend könnte man seine politischen Fehden aufzeichnen, seinen Esprit, seine Ironie und sein großes Herz wie seinen klaren Verstand loben; auch von seinen literarischen Werken, ob über Stendhal, die „Neuen Gespräche mit Eckermann“ oder sein Buch von der Ehe, wäre Interessantes zu sagen. Eine Biographie über ihn drängt sich geradezu auf. Aber an der Spitze all seiner Verdienste und Gaben wäre vor allem jene Eigenschaft zu preisen, die heute so selten geworden und doch das einzige Zeugnis europäischen Geistes ist: die Toleranz. Léon Blum, der aus reichem Hause kam und ein angesehener Pariser Anwalt wurde, stellte in seinem vierten Jahrzehnt sein Leben unter die moralische Verpflichtung, den Schwachen zu helfen. Deshalb wurde er überzeugter Sozialist. Aber die Einseitigkeit oder sogar den Haß, diese Verführungsmittel des Massenzeitalters, übernahm er nie. So ist es kein Wunder, daß seine Partei, deren geistiger Vater er bis zuletzt geblieben ist, numerisch starke Einbußen erlitt. Ein großes, starkes Leben, das unter dem Zeichen der Skepsis stand, endete somit nicht ohne einen tragischen Akzent: den der Vereinsamung alles wahrhaft Großen und Guten.

... und Moskau Den moralischen Tiefstand der Bolschewiken kann niemand besser charakterisieren als ihre Presse, die sich in beispielloser Rohheit am Grabe eines großen Menschen folgendermaßen in der „Literaturnaja Gaseta“, Moskau, 5. 4. 1950, äußert: „Léon Blum kämpfte sein Leben lang gegen die Arbeiterklasse, gegen die Werktätigen. Selbst die letzten Stunden seines Lebens waren dem Kampf gegen die Sowjetunion geweiht... Blum hat im Laufe seines Lebens sehr viel geschrieben. Man kann behaupten, daß dieser stimmwütige und böse Hahn mit Hilfe aller seiner Federn geschrieben hat. Und jedes seiner Worte war erfüllt von rasendem Haß gegen alles, was schafft und arbeitet...“

Für die Freunde Blums bedeutet sein Tod ein Unglück. Für die Menschheit hingegen ist es ein Unglück, daß die anderen Blums weiterleben und -wirken. Die rechten Sozialisten sind die ärgsten Feinde des Friedens und der Demokratie.“

Falscher Zungenschlag Die Außenpolitik ist ein sehr schwieriges Gebiet, weil sie niemals ganz erlernbar ist und vor allem Takt voraussetzt. Takt aber muß man haben. Der große französische Dichter und Diplomat Jean Giraudoux pflegte zu sagen, daß ganze Völker gewöhnlich an Taktfehlern zugrunde gehen würden. Die Taktfehler beginnen damit, daß man die eigene Position falsch einschätzt, wobei es allzu menschlich ist, daß man sie zu stark sieht. Diese falsche Sicht kann bis zur Aufgeblasenheit eines Ochsenfrosches gehen. Sieht man aber schon einmal falsch, dann ist es nicht

nur eine deutsche Eigentümlichkeit, immer vor der Tür des Nächsten zu kehren, anstatt vor seiner eigenen. Das ist selbst dann unangebracht, wenn es in Interviews führender Politiker oder gar des Kanzlers selbst geschieht. Eine Ketten-Reaktion von Interviews wird ebenfalls zu Taktfehlern. Wo bleibt die außenpolitisch bindende Erklärung vor dem Bundestag? Wo bleibt die längst erwartete Reaktion des außenpolitischen Ausschusses? Wo bleiben die dringend notwendigen regelmäßigen außenpolitischen Aussprachen zwischen dem Kanzler und der Opposition? Hat Gustav Stresemann nicht sogar regelmäßig Breitscheid, Hoetzsch, Kaas und Schreiber mit nach Genf genommen? Wenn nun in den einsamen Interviews den ausländischen Mächten Noten erteilt werden, so führt das zwangsläufig dazu, daß umgekehrt neue Angriffe auf unser Versagen von gestern und heute und das Aufwärmen nicht zu verleugnender häßlicher Tatbestände unserer Vergangenheit erfolgen. Wenn sich dann den Gegnern auch noch besonders viel Material bietet, nicht nur bei den Hedlers und Feitenhansls, sondern auch bei den angeblich „Gesitteten“, dann sollte man erst recht vorsichtig sein. Die Versuche, nach Überwindung der Kollektivschuld-These jetzt für das deutsche Volk eine Kollektiv-Unschuld-These zu konstruieren, nehmen zu. Eine hannoversche bürgerliche Zeitung schrieb kürzlich, Hitler habe 1939 zwar den Krieg ausgelöst, aber er sei nicht die Ursache des Krieges gewesen. Das war sozusagen der Versuch eines Dolchstoß-Legendchens, denn wer wollte schließlich der „Größte Feldherr aller Zeiten“ werden, was er uns inzwischen ja hinreichend bewiesen hat. Der Chefredakteur einer Hamburger Zeitung ließ sich nicht lumpen und meinte gleich, die Franzosen hätten „offenbar vollkommen vergessen“, daß 1939 nicht Deutschland Frankreich, sondern Frankreich Deutschland den Krieg erklärt hätte. Wörtlich schrieb er dann weiter: „Die deutsch-französischen Feindseligkeiten wurden nicht von Hitler, sondern von der Regierung Daladier begonnen. Die Tatsache, daß sie für Frankreich unglücklich verliefen, verleiht der französischen Regierung weder moralisch noch rechtlich noch vor der Geschichte einen Titel auf Kriegsentschädigung oder deutsches Gebiet. Dieser ist ihr vielmehr ausschließlich durch die militärischen Erfolge ihrer Alliierten zugefallen.“ Man reibt sich einige Male die Augen, aber es steht wirklich so zu lesen. Und es ist nur ein schwacher Trost, daß die Zeitung, die solch gefährlichen Unfug druckte, inzwischen in Konkurs geriet. Denn es wird neue Zeitungen geben, die sich derartig falsche Zungenschläge und derart geschickte Schüsse ins eigene Tor nicht entgehen lassen werden. Wann werden wir wohl vernünftig, wann wächst uns der nötige Takt zu?

Cypern Vor einiger Zeit stimmte die griechische Bevölkerung Cyperns fast einhellig für den Anschluß an das Mutterland. Das war seit langem die erste Nachricht über dieses Eiland, das die Zeitgeschichte im Winkel gelassen zu haben scheint, wie es in einem ent-

legenen Winkel des Mittelmeeres liegt. Nicht weit von der syrischen Küste liegt Cypern, aber der Palästinakrieg hat es nicht berührt. Türkisches Festland hat es im Norden und Osten in unmittelbarer Nachbarschaft, aber die Wiedergeburt der Türkei vor einem Menschenalter hat Cypern, das 300 Jahre lang zum osmanischen Reich gehörte und ein Fünftel (80 000 von 400 000) türkische Einwohner hat, ebensowenig berührt wie der immerwährende Druck der Sowjetunion auf den Staat Kemal Atatürks. Endlich ist Cypern eine, wenn auch die abgelegenste, der vielen griechischen Mittelmeerinseln. Sie gehörte nie politisch zu Griechenland. Aber heute strebt sie dorthin und fühlt sich als „unerlöst“. Denn kulturell ist sie durchaus ein Bestandteil der griechischen Welt. Die alte Tradition, wonach die Kirche in den Zeiten der Fremdherrschaft das nationale Leben der Griechen erhielt und sie führte, ist auf Cypern lebendig geblieben. Zur Volksabstimmung hatte das Haupt der „autokephalen“, d. h. unabhängigen, griechisch-orthodoxen Kirche auf Cypern, Erzbischof Makarios, aufgerufen, die Geistlichkeit hatte sie organisiert, die Kirchen waren die Wahllokale. Über 95 Prozent erklärten sich durch Unterschrift für den Anschluß an das Mutterland. Ein „privates Plebiszit“ freilich nur, das an den Machtverhältnissen nichts ändert, und doch eine eindrucksvolle Demonstration des Volkswillens!

Die Parole „Enosis“, d. h. Einheit, ist auch in Griechenland populär. In der Presse, bei den nichtverantwortlichen Parlamentariern und in der Öffentlichkeit schlug die Begeisterung für die Sache der Cyprioten hohe Wellen. Es ist wirklich ein Anliegen des ganzen griechischen Volkes. Die Regierung aber muß bremsend wirken, und immer wieder haben die Staatsmänner es ausgesprochen, daß die für das Land lebenswichtige Freundschaft zu Großbritannien allem anderen vorgehen müsse. England aber will die Insel nicht hergeben, und nur sehr gegen den Willen des britischen Gouverneurs wurde die Abstimmung überhaupt durchgeführt. Zwar könnte angesichts der Elastizität des britischen Weltreichs eine Entlassung der Insel aus dem unmittelbaren Herrschaftsverhältnis — heute ist Cypern Kronkolonie — durchaus in Betracht kommen. Heute ist aber davon keine Rede. Cypern ist eine Säule der britischen Mittelmeermacht, sie muß vorläufig in britischer Hand bleiben. Seine Häfen und zwölf Flughäfen dürfen vor allem keine potentiellen Stützpunkte eines Feindes werden. Die effektive Stärke Englands auf der Insel — 2000 Mann — ist nicht das Wesentliche, aber sie genügt völlig zur Aufrechterhaltung der Macht.

Die Türken auf der Insel wollen den jetzigen Zustand lieber erhalten als unter griechische Herrschaft kommen. Sie halten gute Verbindung mit der Türkei, wo neuerdings lebhaftes Interesse für das Auslandtürkentum besteht. Aber um eine Irredenta handelt es sich hier nicht, das haben auch türkische Minister unzweideutig erklärt. Die Kabinette von London, Athen und Ankara, sie wollen alle nichts von einem Wechsel wissen.

Unter diesen Umständen ist die unheimliche Bundesgenossenschaft, welche die orthodoxe Kirche auf Cypern bei ihrem Anschluß-Ple-

biszit gefunden hat, gar nicht seltsam: die Kommunisten. Manche glauben, das Patriarchat von Alexandria, dem man neuerdings sehr im Gegensatz zum Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel positive Beziehungen zum Moskauer Patriarchat nachsagt, habe seine Hand im Spiel. Der auf der Insel erstaunlich stark vertretene Kommunismus hatte zuerst gegen den Anschluß gearbeitet, später eine eigene Irredentabewegung organisiert und schließlich die Parole ausgegeben, das Plebiszit der Kirche zu unterstützen. Wie anderswo in der Welt, werden auch hier nationale Bestrebungen letzten Endes der Sache Moskaus dienstbar gemacht, die britische Herrschaft wird geschwächt, zu einer Zeit und in einem Gebiet, da es gilt, alle Kräfte zu sammeln. Auch hier tritt uns also der Gegensatz zwischen Ost und West entgegen, auch hier kompliziert durch den Willen zur nationalen Selbstbestimmung, der sich soeben kraftvoll zu Wort gemeldet hat.

Griechische Regierung Welch ein Fortschritt in Griechenland, daß die letzte große Frage nicht mehr war, wie das Land vor dem kommunistischen Würgegriff zu retten, sondern nur, von welchen Politikern und Parteien es zu regieren sei! Diese Frage wurde schließlich in der naheliegenden Form einer Koalition der Mitte gelöst, aber nicht aus eigener Kraft, sondern erst nach Eingreifen des amerikanischen Gesandten. Der Ausgang der Wahlen im März hatte die Kräfte im Parlament so verteilt, daß es besonders schwer war, ein Kabinett zustande zu bringen. Besonders darum, weil eine der Spielregeln der parlamentarischen Demokratie außer Anwendung bleiben sollte: die trotz aller Verluste noch immer stärkste Partei, die Volkspartei unter Tsaldaris, sollte nicht beteiligt werden, weil sie sich als Regierungspartei von gestern allzu unbeliebt gemacht hatte. Ein Minderheitskabinett der Liberalen unter Venizelos aber erschien eben der amerikanischen „Schutzmacht“, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weder arbeitsfähig noch genügend weit entfernt vom Verdacht autoritärer Regierungsformen. Das erstere kann ein Staat verlangen, dessen Waffen- und dessen Wirtschaftshilfe Griechenland das Leben sichert und der in dieser Grenzmark gegen den Osten stabile Verhältnisse anstreben muß. Die Stützung auf den Volkswillen im breiteren Maß soll vor der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten den Vorwurf entkräften, man stütze in Athen ein undemokratisches Regime. Nicht zum erstenmal in der neugriechischen Geschichte mischt sich ein „großer Bruder“ in die inneren Verhältnisse ein, auch seit dem Beginn der amerikanischen Hilfe ist dies nicht der erste Fall. Das sieht man in Athen, wo man wie überall lieber in echter Selbstbestimmung leben möchte, nicht gern. Aber es war diesmal nicht nur zu erwarten, sondern auch von Nutzen, — wenn nur die nun gefundene Lösung Bestand hat. Sicher ist das nicht, weil die parlamentarische Stütze der neuen Regierung schwach ist, wenn auch gerade ausreichend, und weil der Ministerpräsident, der alte General Plastiras, kein Meister der Zusammenarbeit mit Andersgesonnenen ist. — Wäre

Venizelos Premier geblieben — er wich vor dem amerikanischen Einspruch —, so wäre die Erinnerung an die Zeit vor über 30 Jahren noch lebhafter gewesen. Damals waren dem an ehrgeizigen Politikern reichen, an echten politischen Führern armen Land gleichzeitig zwei überdurchschnittliche Persönlichkeiten beschert, die noch heute nachwirken. Der König und Venizelos — das war damals die große Antithese. Denn nach anfänglichem Zusammenwirken hatten sich die beiden getrennt und bekämpft, und der Riß ging jahrzehntelang durch das griechische Volk, bis der innere Krieg der letzten Jahre und der gemeinsame kommunistische Feind den Gegensatz zwischen Königstreuen und Republikanern oder Venizelisten hinfällig machte. Im Wahlkampf spielte er denn auch keine Rolle mehr, die Formel der „gekrönten Demokratie“ nahmen alle an. Dazu trug nicht nur die Lage bei, sondern auch Eigenschaften des schon als Kronprinz „unser Paul“ genannten Königs — neben denen der hochangesehenen Königin Friederike. Aber dem legendären Ruf des Königs Konstantin kann es der Sohn nicht gleichtun. Noch weniger ragt Sophokles Venizelos an den großen Vater heran. Er ist nur einer von mehreren Parteiführern. Die kämpferische Tradition des alten Venizelisten verkörpert am ehesten Plastiras selber. Es ist lange her (1922), daß er als Sündenböcke für die Katastrophe in Kleinasien sechs Minister hinrichten ließ und den damaligen König vertrieb. Aber ein unruhiger Kopf ist er geblieben.

Abd el Krim und die Befreiung Nordafrikas In der letzten Zeit trat Abd el Krim, der vor einem Menschenalter weltberühmte Rifkabylenführer, durch mehrere Interviews hervor, deren heftiger, selbstbewußter Ton auffiel. Er sprach im Namen aller Nordafrikaner der französischen und spanischen Gebiete, die aktiven Elemente, 5 von 20 Millionen, seien bereit, auf sein Signal sich die Freiheit zu erkämpfen; auch Sowjethilfe werde man sich nicht scheuen anzunehmen. Was ist von alledem zu halten? Ist Abd el Krim Führer des unerlösten „Maghreb“, des arabischen Westens? Ist dort die Herrschaft der Kolonialmächte ernstlich bedroht? Sind dort arabischer Nationalismus und Kommunismus mögliche Bundesgenossen? Für die beiden ersten Fragen gilt: nein, für die dritte: ja. Abd el Krim ist ein ruhmbedeckter Kriegsheld, gegen ihn stritten Lyautey und Pétain, er schlug 20 000 Spanier und erlag erst der zehnfachen Zahl von Franzosen und Spaniern. Nach über 20 Jahren Verbannung amnestiert, floh er nach Kairo, wo er unermüdlich für die Befreiung Nordafrikas wirkt. Und doch, obschon alle Araberführer ihn hochachten, würde auf das Zeichen des heute 67jährigen die arabische Welt Nordafrikas keineswegs wie ein Mann aufstehen. Auch die Kolonialmächte wären gegen auch große Aufstände heute gerüstet. Überall haben die Generalgouverneure das Heft fest in der Hand, General Juin in Französisch-Marokko, General Varela in Spanisch-Marokko, M. Naegelen in Algerien und M. Mons in Tunesien, gestützt auf gute Verwaltungsappa-

rate, Militär, Polizei und nicht zuletzt auf ihre Geheimdienste. Überall aber, verschieden in Stärke und Erscheinungsform, ist der arabische Nationalismus lebendig. Am meisten politisiert sind die Tunesier mit ihren beiden Destur-Parteien, vor allem der radikaleren Neo-Destur unter Habib Burgiba, am wenigsten die Marokkaner, deren Istiklal-Partei erst sechs Jahre alt ist. Den kulturellen Kampf gegen den islamfremden Europäergeist führen am eindringlichsten die Ulemas in Algerien unter Tayib el Uqbi. Den politischen Freiheitsgedanken vertreten dort noch stärker die „Bewegung für den Triumph der demokratischen Freiheiten“ und die maßvollere (sie will zunächst ein freies Algerien innerhalb der Französischen Union!) „Demokratische Union des algerischen Manifestes“. Von den arabischen Herrschern der Protektorate stellt sich der Sultan von Marokko klug, aber entschieden in den Dienst der nationalen Sache, in Tunis tut dies der älteste Sohn des Bay, Prinz Chadly. Vom Chalifa, der spanischen Marokkozone, gilt dies kaum, dafür kompliziert dort die Nachbarschaft der international verwalteten Stadt Tanger, von der aus Agenten und Waffen eindringen können, die Lage. Nicht auf einen Nenner zu bringen, auch durch echt arabische Intrigen geschwächt, hat dennoch der arabische Nationalismus das zäh erstrebte Ziel der Befreiung gemeinsam. Die (beschränkte!) Selbstregierung der Cyrenaika unter dem Senussi-Emir, und die für 1952 versprochene Freiheit für ganz Libyen geben dem Kampf dafür besonderen Anreiz. Die Haltung der das Mittelmeer strategisch beherrschenden angelsächsischen Mächte (Amerikaner als Kolonialgegner, Briten als milde, zur Freiheit führende Kolonialherren) tut das ihre. Die freie arabische Welt, in der Arabischen Liga vereinigt, hat sich die Befreiung Nordafrikas als kürzlich auf dem Kongreß in Kairo bestätigte Aufgabe gestellt. Die Freiheitsbewegung kann ein Damm gegen den Kommunismus werden, also eine Waffe im westöstlichen Weltringen, oder ihm anheimfallen. Der Islam macht nicht immun, und die Bereitschaft zur Annahme kommunistischer Hilfe ist nicht nur von Abd el Krim betont worden, sondern u. a. vom Istiklal-Führer Abd el Jalak in Tanger und vom algerischen Nationalisten Mustafai. Diese beiden aber haben sofort dabei starke ideologische Reserven angemeldet. Man will sich nicht vor den Wagen Moskaus spannen lassen und erkennt diese Gefahr. Damit ist aber nicht gesagt, daß man ihr nicht erliegen könnte. Ein Anwendungsfall liegt klar vor Augen: Wenn Hafenarbeiter in Nordafrika sich weigern, amerikanische Waffen aus- oder französische Truppen und Waffen für Indochina einzuladen, treffen sie mit der Kolonialmacht und ihrer Autorität zugleich die Sache des Westens im Ganzen.

Verderbte Importware Alle Bestrebungen, Deutschland - Frankreich im Rahmen Europas enger zusammenzuführen, werden von den gutwilligen Menschen hüben und drüben willkommen geheißen. Dazu gehört auch das neue Handelsabkommen, das zwischen Paris und Bonn zustande kam. Der beiderseitige Waren-

verkehr hat sich schon erhöht, und es ist endlich auch leichter geworden, französische Bücher zu erhalten. Eine Übersicht über die Produktion der vergangenen Jahre ist hingegen noch schwer. Vieles, was drüben an Büchern erschienen ist, ist für uns nicht nur hoch interessant, sondern auch nützlich, da das französische Geistesleben alles andere als müde oder sogar dekadent ist. Immer noch kommen von Frankreich her geistige Anregungen, die zur Förderung des europäischen Denkens viel beitragen. Bei uns werden die literarisch-philosophischen Erzeugnisse Frankreichs außerordentlich gut aufgenommen.

Daß aber nicht alles gut ist, was herüber kommt, ist selbstverständlich. Es gibt auch verderbte Importware — in beiden Richtungen. Nicht mit erhobenem Finger, sondern nur als Beweis, daß es anderswo auch Fehlleistungen und gefährliche Wirrköpfe gibt, wollen wir auf das seltsame Buch eines gewissen Herrn Amandruz hinweisen, das in einem Pariser Verlag unter dem Titel „Ubu Justizier“ erschienen ist. Dieses Buch übertrifft allen Rommel-Rummel und Ähnliches. Es gibt sich als Kritik des internationalen Kriegsverbrecher-Prozesses in Nürnberg. Dagegen wäre nichts einzuwenden, zumal auch wir die juristische Verfahrensmethode ablehnen, nicht zuletzt, weil sie die Ururteile in manchen Punkten formaljuristisch ins Recht setzt und so ihre wahre Schuld verschleiert. Herr Amandruz aber ist gegen Nürnberg: „weil ein Amerika und Rußland dort ein Volk Europas abgeurteilt haben“. Und mit Erstaunen vernehmen wir aus französischem Munde (oder sollte ein anderer sich dahinter verstecken?), daß die Göring, Ribbentrop, Kaltenbrunner, ja sogar Streicher unschuldige weiße Täubchen waren und „freigesprochen“ hätten werden müssen. Als größtes Verbrechen erscheint es dem Autor, daß der Henker „seine Hand gegen einen Repräsentanten des europäischen Geistes erhoben hat“. Wer damit gemeint ist? Rosenberg, „dessen Werke der deutschen Kultur angehören und wie Faust oder Zarathustra alle Zeiten überdauern werden“! Wir wollen diesem Franzosen empfehlen, die „Werke“ der pfiffigen Witze Mathilde Ludendorff nicht zu übersehen. Doch die Szene wird zum Tribunal, wenn sich Herr Amandruz vor der Häresie nicht scheut, die Vollstreckung der Todesurteile in Nürnberg durch den Strang mit einer anderen Vollstreckungsart zu vergleichen, „deren man sich eines Tages bediente, um den Propheten einer neuen Mystik zu degradieren, das war vor nunmehr zweitausend Jahren, es handelt sich um die Kreuzigung ...“

Kling, Klang und Gloria Unter diesem Titel hat sich die „Deutsche Rundschau“ in der Januar-Nummer 1949 im Leitartikel mit der Frage der Remilitarisierung Westdeutschlands auseinandergesetzt. Damals glaubten manche Leser, wir schossen mit Kanonen auf Spatzen, da auch in weiter Ferne nicht ernsthaft an eine Remilitarisierung gedacht werden könnte. Und heute? Heute stehen wir mitten in der Diskussion um diese Frage. Professor Carlo Schmid, der

Vorsitzende des außenpolitischen Ausschusses des Bundestages, meinte unlängst, wir sollten uns den einzigen Sieg, den wir der Kapitulation verdankten, jetzt nicht auch noch aus den Händen winden lassen: den Sieg über den Kommiß. Wir sind nach wie vor aus außenpolitischen, moralischen und vor allem aus Gründen der europäischen Selbstbehauptung der gleichen Meinung. Damals haben wir auch darauf hingewiesen, daß „Der Rheinische Merkur“ als erste deutsche Zeitung eine Remilitarisierung der Bundesrepublik gefordert hat. Andere Blätter knüpften seinerzeit die Vermutung daran, daß diese These von gaullistischer Seite dem Koblenzer Blatt zugesteckt worden wäre. Wenn wir die französische Reaktion auf die Idee des Bundeskanzlers Adenauer, Deutschland und Frankreich müßten unabhängig von den übrigen Ländern Europas eine Union eingehen, betrachten, dann könnte man nachträglich an die Richtigkeit dieser Version glauben. Denn der einzige Politiker Frankreichs, der ganz positiv auf diesen Adenauer-Vorschlag einging, war der General de Gaulle. Dabei erinnern wir uns aber, daß es der gleiche General war, der von der französischen Besatzungszone in Deutschland als von einem Faustpfand sprach und der die partikularistische Atomisierung unseres Landes verlangt und unsere jungen Männer als französische Söldner in einer Art Fremdenlegion sehen wollte. Die durch die Vergangenheit leidgeprüften Deutschen haben das Recht, sich ihre eigenen Gedanken über die großen gaullistischen Demonstrationen mit viel Blechmusik und heiser-verschwitzten Jubelrufen seiner Anhänger zu machen. Sollte er heute in seiner Beurteilung Deutschlands gegenüber gestern wirklich umgelernt haben? Wenn er sich in seiner letzten Stellungnahme für Deutschland auf Karl den Großen und die Schlacht auf den katalaunischen Feldern beruft, dann scheint uns das sehr ungewiß. Derart romantische Reminiszenzen sind im Atombomben-Zeitalter fehl am Platz und außerdem noch gefährlich. Wir wollen eine deutsch-französische Zusammenarbeit im europäischen Rahmen überhaupt nicht unter dem militaristischen Gesichtswinkel betrachtet wissen. Mag es das Recht des Generals sein, das zu tun, so ist es unsere Pflicht, als Politiker und Zivilisten das Zusammenleben der Völker anders zu betrachten. De Gaulle kann sich ein einiges Europa nur unter dem Oberbefehl Frankreichs — womit er selbstverständlich seinen eigenen Oberbefehl meint — vorstellen. Glücklicherweise haben eine Reihe führender französischer Politiker diese Zusammenhänge klar erkannt, und sie denken genau so wie wir.

Insoweit könnte man also beruhigt sein. Beunruhigend ist jedoch die Tatsache, daß auch im englischen Parlament und vor allem im Oberhaus die Remilitarisierung der deutschen Bundesrepublik gefordert worden ist — nicht zuletzt von Winston Churchill. Auch in Amerika häufen sich die Stimmen, die unsere Remilitarisierung fordern oder sogar in Aussicht stellen. Von allen außenpolitischen Überlegungen abgesehen, glaubt man sich wieder in die Atmosphäre versetzt: „The Germans to the Front“. — Doch wir müssen die Dinge nüchtern betrachten und nehmen uns das Recht, mit dem französi-

schen Außenminister Schuman unsere Remilitarisierung als eine außenpolitische Unmöglichkeit und als militärisch für Europa unwirksam zu betrachten, und fügen hinzu, daß sie für Deutschland das Ende des sehr bescheidenen Beginns eines neuen Denkens und Seins wäre. Außerdem sollte man einmal die jungen Menschen fragen, die morgen „nur mit leichten Waffen ausgerüstet“ zwischen Elbe und Rhein kämpfen sollen. Die Landsknechte, die kein Gewissen und nichts zu verlieren haben, werden „ja“ sagen, die anderen — und das wird die übergroße Mehrzahl sein — werden sich versagen. Es wird etwa die gleiche Stimmung in einem deutschen Heer von morgen bestehen, wie sie in der französischen Armee von 1939 bestanden hat. Wir müssen wachsam sein, denn das alte verderbenbringende Karussell beginnt schon wieder sich zu drehen . . .

Das Antlitz Jesu Christi Es gehört zu den erregendsten Erfahrungen, ja zu den Wundern unserer Tage, wenn die exakte Wissenschaft religiöse oder dichterische Überlieferungen als Tatsachen feststellt. Heute wissen wir nun durch die Wissenschaft, daß das heilige Linnen von Turin tatsächlich das Grabtuch ist, in das, den Berichten der Evangelien entsprechend, der Leichnam Christi nach der Kreuzabnahme gehüllt worden ist.

Im Jahre 1898 erhielt Cavaliere Secundo Pia die Genehmigung, eine Photographie des Linnens, das seit nahezu 500 Jahren im Besitz des Hauses Savoyen sich befand, ohne sonderlich beachtet zu werden, herzustellen. Die entwickelte Platte zeigte das positive Bild des Antlitzes eines Toten, das dem im Linnen eingepprägten Negativ entsprach. Über diese Vorgänge berichtet jetzt eine kleine Schrift des protestantischen Theologen und Dichters K. A. Meissinger „Das Turiner Grablinnen“ (Gräffeling, Edmund Gans Verlag, DM 1,80). Auf die untere Hälfte des doppelt körperlangen Tuches wurde der nackte Leichnam gelegt und die obere Hälfte über ihn gebreitet, so daß sowohl Abdrücke von der Vorder- wie der Rückseite des Körpers vorhanden sind. Das Tuch war dem Gebrauch der Zeit entsprechend mit Aloe-Saft durchtränkt, um die Verwesung hintanzuhalten. Die Chemie hat nun* ihrerseits in exakter Untersuchung die Entstehung der Körperumrisse überzeugend erklärt. Der ans Kreuz geschlagene Mensch ist in einem Fieberzustand von wahrscheinlich 44 Grad Celsius gestorben, und der Leichnam war noch warm oder sogar heiß, als er in das Tuch eingeschlagen wurde. Die aus dem reichlichen Todesschweiß entstehenden Ammoniakdämpfe sind mit dem Aloe-Saft eine chemische Verbindung eingegangen, die in der Wissenschaft Aloetin heißt. Die Verbindung der Körperteile mit dem Linnen, die unmittelbar von dem Tuch berührt wurden, war intensiver als bei den tiefer liegenden Teilen. So entstand eben das, was man in der Photographie ein Negativ nennt. Photographiert man dieses Negativ, so zeigt die negative Platte ein Positiv. Die chemische Reaktion kann nicht länger als 36 Stunden gedauert haben, weil sonst die Ammoniakdämpfe auch auf die tiefer

liegenden Körperteile stärker gewirkt und die plastischen Unterschiede sich verwischt hätten. Diese 36 Stunden nun entsprechen genau der Zeit, die der Heiland nach den Berichten der Evangelien im Grabe gelegen hat. Die chemische Verbindung brauchte nach Abnahme des Tuches vom Körper längere Zeit, um die Zeichnung sichtbar hervortreten zu lassen. Bei Abnahme des Tuches war also von der Zeichnung noch nichts zu sehen. An Kopf, Händen und Füßen, an den Oberarmen und am ganzen Körper sind Blutspuren, und aus der linken Brustseite ist ein Blutstrom geflossen. Die Wissenschaft hat festgestellt, daß bei dieser letztgenannten Blutung es sich um Blut handelt, das erst nach bereits eingetretenem Tode aus dem Körper geflossen ist. Die Blutspuren an Händen und Füßen beweisen, daß es sich um einen Gekreuzigten handelt, die Blutspuren am Kopf deuten auf die Dornenkrone hin, das Blut aus der Seitenwunde auf den Lanzenstich des römischen Kriegsknechtes. Als Beweis, daß es sich um den Körper Christi handelt, führt Meissinger an, daß nur in ganz besonderen Fällen Gekreuzigte zur Bestattung freigegeben, gemeinhin aber den Tieren zum Fraß überlassen wurden. Das Gewebe ist nach dem Urteil der Fachleute altägyptischen oder syrischen Ursprungs. Die Nagelwunden an Händen und Füßen entsprechen genau der Praxis der Henker bei der Kreuzigung, welche die Nägel nicht durch den Handteller, sondern durch den Handwurzelknochen trieben. Eine Fälschung ist ausgeschlossen, weil kein Fälscher die medizinischen Spezialkenntnisse gehabt haben kann, die erst die Neuzeit erworben hat, und es den Begriff des Negativs erst seit Erfindung der Photographie gibt. Es ist hier nicht der Raum, im Einzelnen die überzeugenden Ausführungen Meissingers zu bringen, die durch die beigegebenen Bilder eindeutig erhärtet werden. Neben dem Urteil der Wissenschaft überzeugt die unbeschreibliche Hoheit des Antlitzes des Mannes, der in diesem Grabtuch gelegen hat. Meissinger folgert mit Recht: „Mit einem Wort: die Beweisgründe für die Echtheit sind erdrückend. Jeder Gerichtsmediziner, der auf der einen Seite das Linnen und auf der anderen die evangelischen Berichte prüft, muß zu dem Schluß kommen, daß in dieses Tuch niemand anders eingehüllt war als Jesus von Nazareth, der mit Faustschlägen ins Gesicht mißhandelte, am ganzen Leibe geißelte, mit Dornen gekrönte, am Kreuz gestorbene, zum Beweis seines Todes mit einem Speer durchstochene Erlöser.“ Es ist kein Zweifel mehr möglich, daß es sich hier um das wahre Antlitz Christi handelt.

Um unser kostbarstes Gut. Die am Goethe-Tage des vorigen Jahres in Frankfurt/Main verkündete „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ hielt am 17./18. März in Stuttgart ihre erste Tagung ab, um sich die äußere und innere Form zu geben. Es handelte sich um eine ausgesprochene Arbeitstagung, auf der Zwecke und Ziele der Akademie festgelegt und die Wege zu ihrer Erreichung diskutiert wurden. Eine solche Gründung wird nur

dann ihren vollen Sinn erfüllen, wenn die Ziele sehr hochgesteckt, die Wege aber in aufmerksamer Kleinarbeit und mit nüchterner Überlegung beschriftet werden. Die dringlichste Aufgabe bleibt die Säuberung und Pflege der stark verwahrlosten deutschen Sprache, unseres kostbarsten und des letzten gemeinsamen Gutes aller Deutschen. Dieses Ziel kann nur dann erreicht werden, wenn die Arbeit für die Sauberhaltung der Sprache als eine sittliche Pflicht schon in den Schulen angepackt wird. Deshalb wird eine enge Verbindung mit der Schule gesucht. Die zweite wesentliche Aufgabe ist, eine würdige Repräsentanz des deutschen Geistes zu schaffen durch die richtige Auswahl seiner Vertreter. Diese Aufgabe ist nicht ganz einfach, sie kann nur zum Erfolg gebracht werden, wenn man den einzelnen Dichter oder Schriftsteller in seiner Bedeutung als geistige Persönlichkeit würdigt, ohne kleinlich in der Vergangenheit herumzustöbern. Es muß eine Körperschaft entstehen, die Dank dem moralischen und geistigen Gewicht ihrer Mitglieder ihre Stimme zu den großen Fragen unseres Volkes erheben kann mit gültigem Anspruch auf Beachtung drinnen und draußen. Eine weitere besonders dringliche Aufgabe ist die Pflege und Förderung der schriftstellerischen Jugend, da bei einem aus Gründen äußerer Not verkommenen Nachwuchs keine lebendige Tradition geschaffen werden kann. — Diese Aufgaben können nur dann mit Erfolg in Angriff genommen werden, wenn das deutsche Volk in seiner Gesamtheit die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung als seine Angelegenheit ansieht und durch geistige wie materielle Unterstützung der Akademie ein Arbeiten als einer autonomen, von Behördeneinfluß freien Körperschaft gewährleistet wird, wobei selbstverständlich auf eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Behörden Wert gelegt wird. Der Aufruf der Akademie an das gesamte deutsche Volk steht am Schluß dieses Heftes.

Die Akademie hat auf ihrer Tagung den Versuch gemacht, durch Heranziehung von Dichtern und Schriftstellern auch aus der Ostzone eine Plattform zu suchen, auf der geistige Menschen sich — unbeschadet ihrer politischen Überzeugung — in einer ehrlichen Aussprache begegnen können. Die Stellungnahme der totalitär ausgerichteten Presse hat bewiesen, daß diese Hoffnung endgültig begraben werden muß.

Der Sitz der Akademie ist noch nicht bestimmt, in engerer Wahl stehen die Städte Darmstadt, Frankfurt, Stuttgart, Lindau. In das Präsidium wurden gewählt: Dr. Rudolf Pechel, Dr. Frank Thieß, Heinrich Berl und Professor Dr. Snell. Zum Sekretär wurde Dr. Oskar Jancke bestimmt, dessen Initiative und unermüdlicher, opferwilliger Arbeit die Verwirklichung des großen Planes zu danken ist. Eine große Anzahl namhafter deutscher Dichter, Schriftsteller, Journalisten und Gelehrter haben ihre Wahl in die Akademie angenommen. Der zum Ehrenmitglied gewählte Bundespräsident Dr. Theodor Heuss lehnte diese Ehrung ab, trat aber der Akademie als Mitglied bei! Unter lebhafter Anteilnahme des Württemberg/Badischen Kultministeriums, der Stadt Stuttgart, der Presse, des Süddeutschen Rundfunks und der Stutt-

garter Bevölkerung fand ein Vortragsabend statt, an dem der Vizepräsident Dr. Frank Thieß eine viel beachtete Rede hielt, die wir in ihren Hauptteilen in diesem Hefte zum Abdruck bringen.

Otto Heuschele, den Lesern der „Deutschen Rundschau“ seit langen Jahren bekannt, vollendet am 8. Mai das 50. Lebensjahr. Geboren in Schramberg im Schwarzwald, kam er schon in frühester Kindheit ins Württembergische, nach Waiblingen, wo er noch heute, tief in der schwäbischen Erde wurzelnd, in traditionsgebundener, pietätvoller Geistigkeit arbeitet und wirkt. Seine Heimatliebe, sein Heimatsinn, keinesfalls eine „Schwäbelei“, auch nicht regional abgegrenzt, sind ein Zug seines innersten Wesens, einer fast sinnbenehmenden, berausenden Naturverbundenheit, einer Herzensanhänglichkeit, die den Lyriker, oft von beinahe kindlichem Lebensglück durchdrungen, vom Ausdruck schlichten Empfindens bis zu hymnischer Verherrlichung vorstoßen läßt. Für Heuschele, den Erzähler und Essayisten, ist der schwäbische Raum mehr als eine gute Häuslichkeit, wo man, nur emsig schaffend, still und bescheiden lebt. Diese Landschaft bedeutet ihm Geschichte, ein Stück Geistesgeschichte, eine gewisse Realität von Bildung und Menschlichkeit, aus konservativen und liberalen Elementen gemischt. — „Zwischen Blumen und Gestirnen“ führt für den Dichter der Weg „ins neue Leben“, ohne Wehmut ohne pessimistische Traurigkeit, allein mit der Tapferkeit, mit derselben Bejahung der Lebensfülle, die noch eben die finstersten Tage überwinden half. Dabei wird nichts gleichgültig hingenommen, kein Mensch und keine Begegnung, kein Strauch, kein Schmetterling, denn in den kleinen Dingen kündigt sich häufig das Große an, Glück und Untergang, die hellen oder dunklen Mächte, Leben und Tod.

Heimat und Vergangenheit sind ihm gleichwertig, diese das Herz, jene der Kern. So ist ihm Hölderlin zu einem Weggenossen geworden, dessen sich zu erinnern er nicht müde wird, an dessen Werk teilzunehmen, an dessen Wort zu glauben er die Deutschen immer wieder auffordert. Aus Stifters Nähe, gehört seine Liebe Goethe, der Herzogin Amalia seine Verehrung, Hofmannsthal, Gundolf und Stefan Zweig eine unverbrüchliche Freundschaft. Auf Reinhold Schneider und Carossa hält er große Stücke, den Jüngeren ist er seit jeher zugetan, dafür spricht heute der „Brief an einen jungen Freund“, zeugte vor zwei Dezennien eine Anthologie, „Junge deutsche Lyrik“, die, ein kühner Griff, viel von sich reden machte. Nominativ in seinem bisherigen Schaffen ist das Hofmannsthal-Buch aus dem letzten Jahre: bedeutsam, bleibend, weil in ihm etwas vom Gesetz der Größe und Einsamkeit künstlerisch-geistigen Menschentums verkündet, einer rapid verblassenden Aristokratie noch einmal gehuldigt wird. Heuscheles Werk ist erarbeitet — gewachsen und gearbeitet. Gehämmert und gefeilt. Die deutsche Sprache, so biegsam und fügsam, kristallinisch-klar, ist ihm gültigster Ausdruck des deutschen Wesens. — Die Freunde gedenken insbeson-

dere auch des Menschen. Seiner Geradheit und Aufrichtigkeit, seiner Güte, seiner Toleranz — der gesunden Männlichkeit, die ein Zeichen jeder Freundschaft ist, des wahren Freund-Seins, das dem Menschen nicht Bedürfnis des Alltags, sondern Substanz seines Daseins, tätige Lebenshilfe sein will.

SCHICKSAL

Ein Schmerz geschah —
Wer fragt danach?
Die Nacht war nah,
grau das Gemach.

Geschah ein Glück
dem Herzen dann?
Ruf' nichts zurück —
Was liegt daran!

Geschick geschah —
Von vielen eins.
Sag' dennoch ja,
auch wenn es deins.

Johanna Kraeger

Die Vertriebenen

Wir von der Sippe der Schweigenden,
denen das laute Wort sich wehrt,
geh'n durch die dunkel-stillen Gassen,
wenn sich der Tag zum Abend kehrt.

Fürchten den eig'nen scheuen Schatten,
der um die Ecke biegt,
fürchten den Mond und sein Gezitter,
das auf der Straße liegt.

Sind am Ende nur Träumende,
ganz befangen vom Schlaf,
oder auch Lebenversäumende,
die noch kein Sterben traf.

Dora Eleonore Behrend

Wie viele Mörder gibt es heute?

Erzählung

Für Albert Camus!

„Siegesfeier...?“

Die alte Frau in Schwarz klammerte sich rücklings an den blanken Küchenherd. Ihre Frage war von dem Entsetzen gefärbt, das wie Asche auf dem faltigen Gesicht lag.

Vor ihr der Mann in Sporthemd und -hose, die eine breite blau-weißbrote Schärpe zusammenhielt, hatte die beiden Hände zögernd ausgestreckt. Darin stand ein Strauß Berganemonen mit dem Duft des Schnees.

„Ihr seid die Hauptperson, Mama.“

Der Sohn schob die Blumen bittflehend näher. Im Türrahmen die beiden geputzten Kinder an den Händen ihrer Mutter riefen fröhlich: „Unsere liebe Oma darf nicht fehlen.“

Die alte Frau lächelte nicht einmal. Reglos stand sie an dem Herd. Plötzlich schrie sie auf — fiepend wie ein Reh:

„Deine Brüder, Claude, gibt mir kein Sieg zurück.“

Claude hatte sie raschen Griffs umarmt. Seine Rechte koste die graue Wange, während die Linke den Anemonenstrauß wie ein lästiges Bündel beiseite hielt.

„Den Blutzegen gilt die Ehrung der Gemeinden“, sagte er feierlich.

Da schmetterten hell die Clairons. Der Festzug von St. Laurent hielt vor dem Haus. „Frau Vidal“, rief eine Stimme. Andere — helle wie dunkle — fielen ein, bis im Überschwang der Stunde, den das aus dem Versteck geholte Faß Gascogner gesteigert hatte, die hundert Männer, Frauen, Kinder gemeinsam schrien: „Die Heldenmutter führt den Zug.“

Als schließlich ein paar ausgelassene Burschen mit roten oder blau-weißbroten Schärpen in die Küche stürmten, nahm Frau Vidal den Arm des Sohns und verließ festen Schritts das Haus. Die Schwiegertochter mit den beiden Kindern folgte ihnen.

Von dem Jubel der Hundert begrüßt, trat sie an die Spitze des Zugs und schritt hinter den hell schmetternden Clairons fürbaß — das Entsetzen auf dem faltigen Gesicht.

In dem nahen Städtchen war der Festplatz mit Trikoloren, Blumen, Pinienzweigen prächtig ausgeschmückt. Frau Vidal in der ersten Reihe hielt den nach Schnee duftenden Anemonenstrauß wie eine Maske der Auferstehung vor das erstorbene Gesicht.

Der Maire sprach salbungsvoll, wie es der Feier des Waffenstillstands zu entsprechen schien. „Die Schlange ist zertreten, frei ist die Welt“, rief er in den seidigen Maientag. Das Tal von Gavornie habe dem Feinde widerstanden, auch als das Zepter der Herrschaft der Geiselmord wurde.

Dann las er die Namen der getöteten Leibbürger vor und schloß: „Frau Vidal aus St. Laurent hat zwei Söhne verloren.“

„Heldenmutter“, rief es aus der Menge, und die Clairons schmetterten hell das Lob der Dulderin.

Frau Vidal im Schutze der Anemonen dachte in einem fort: „Lieber Gott, laß es zu Ende — Ende — Ende sein...“ Da sah sie hinter der im Fallwind der Pyrenäen sich bauschenden Trikolore den Toten an dem Fahnenmast.

Er war entsetzlich zugerichtet: das Gesicht ein blutiger Brei, ein Bein zersplittert, der Ärmel mit den Spuren des Adlers aus der schmutzigen Uniform gefetzt.

„Der Hänge-Boche“, flüsterte Claude der Mutter zu.

Sie wußte, daß der Gemordete, den sie den Hänge-Boche genannt hatten, der Haftmeister ihrer drei Söhne gewesen war. Ihr Blick hielt wie versteint das Elendsbild an dem geschmückten Mast, welches von der sich bauschenden Fahne freigegeben und verdeckt und wieder freigegeben wurde. Die Rede des Maire klang wie der ferne Bergwind an ihr Ohr.

Doch plötzlich stand er dicht vor ihr — mit dem geöffneten Sammetkästchen, worin ein Orden lag. Er sprach: „Der Dulderin gebührt der Dank des Vaterlands.“

Als er die Münze gerade aus dem Kästchen hob, senkte Frau Vidal den Anemonenstrauß. Sie sah ihn an. Der dicke Mann trat einen Schritt zurück. Zwischen zwei Fingern hielt er das Band mit dem hüpfenden Silberstück.

Frau Vidal schrie über den Festplatz — durchdringend — hell wie das Reh in Todesangst: „Mörder“, und nach einer Pause des lähmenden Entsetzens noch einmal: „Mörder“, und endlich: „Mörder sind wir alle...“ Dabei schwenkte sie mit der Kraft des Wahnsinns den Anemonenstrauß nach dem toten Deutschen an dem Mast.

Als Claude sie berührte, sank sie lautlos zusammen. Man trug sie die kleine Freitreppe hinan in die Kanzlei der Mairie und legte sie auf die Polsterbank.

Als draußen die Clairons den Fortgang der Siegesfeier meldeten, schlug Frau Vidal die Augen auf. Sie erkannte Claude und Nanette,

die Schwiegertochter, und zu Füßen der Bank ihre Enkel Sylvester und Evelynne.

Das Bild hatte sie schon einmal gesehen — an ihrem sechzigsten Geburtstag, den sie krank im Bett verbracht hatte. Die vier waren ebenso festlich gekleidet gewesen, die Kinder hatten Blumen im Haar gehabt und das nämliche Lächeln auf den Gesichtchen, da sie fröhlich riefen: „Unsere liebe Oma wird bald gesund.“

Frau Vidal schloß rasch die Augen. Hinter den Lidern sah sie das Erinnerungsbild wieder wie kurze Zeit danach — in der Zehntelsekunde der Entscheidung, die sie zur Mörderin gemacht hatte. Sie war in dieses Haus heimlich geschlichen, hatte sich auf die Knie geworfen und den deutschen Leutnant um das Leben der drei Söhne angefleht.

„Sie sind unschuldig“, hörte sie sich wieder stammeln und danach die Worte des Offiziers: „Schaffen Sie die Partisanen herbei, die das Munitionslager des Grenzschatzes gesprengt haben.“

Sie hatte erwidert: „Ich bin eine alte Frau, die solches nicht vermag.“

„Und ich ein Offizier, der einen Befehl auszuführen hat.“

Sie hatte die Hände gerungen. „Meine Jungen waren nicht beteiligt.“

Darauf der Leutnant: „Stimmt. Sie haben Pech gehabt.“

Da war ihr das verfluchte Wort entfahren. „Einen“, hatte sie geschrien.

Der Leutnant hatte den anderen Deutschen in dem Büro angesehen — den nun erhängten „Hänge-Boche“. Der war nickend hinausgegangen.

Danach war der Leutnant ihr ritterlich begegnet. „Stehen Sie doch endlich auf, Madame! Hier ist keine Kirche“, hatte er gesagt und einen Stuhl bereitgestellt.

Er selbst war an den Schreibtisch getreten. „Ich will Ihren Wunsch erfüllen“, hatte er leise gesagt. „Wir haben elf Geiseln im Keller. Der Befehl fordert zehn als Sühne. Welchen Ihrer Söhne soll ich befreien?“ Er hatte von einem Blatt abgelesen: André, Claude, François.

Sie hatte geschrien: „Alle drei sind meine geliebten Kinder.“

Und der Leutnant darauf verwundert: „Einen haben Sie verlangt, Madame.“

Dann hatte er eine Weile durch das Fenster gesehen und sie schließlich herbeigewinkt.

An der Rückwand des Hofes hatten elf nackte Männer gestanden, darunter Hand in Hand ihre Söhne André, Claude, François.

Sie war hinter den Aktenschrank getaumelt. Die Zehntelsekunde der Entscheidung war angebrochen und schon vorbei gewesen — das Bild der vier an ihrem Geburtstagsbett. „Claude“, hatte sie geflüstert und war am Schrank entlangesackt.

Frau Vidal schlug die Augen auf und sprach in das besorgte Gesicht des Sohns: „Claude Vidal, vortreten! Sie sind begnadigt.“

Und auf dessen erstaunt fragendes Lächeln, woher die Mutter die Worte des Leutnants kenne, sagte sie: „Der am Fahnenmast hängt, ist nur der Henker deiner Brüder.“ Und nach einer Pause feierlich: „Ihr Mörder bin ich.“

Claude streichelte die schweißbedeckte Stirn. „Ihr müßt ruhen, Mama!“

Frau Vidal sah ihn durchdringend an. „Ich werde bald ungetröstet ruhen.“

Dann richtete sie sich auf und blickte die vier im Feierschmuck nacheinander lange an — Evelyne, Sylvester, Nanette und den um dieser willen geretteten Claude.

„Die Schlange ist nicht zertreten. Ihr Gift frißt weiter an den Herzen“, sagte sie und sank zurück.

Nach einer Weile kam die leise Frage: „Claude?“ Als sie dessen Ohr vor dem Munde spürte, hauchte sie: „Du ahnst nicht, wie viele Mörder es heute gibt...“

Als draußen die Clairons die Marseillaise hell zu schmettern begannen, schloß Claude die noch einmal hochgeschnellten Lider über den Augen der Toten, die ein einziges Entsetzen waren. Hatte sie geahnt, daß der Anführer der Kolonne, die den Flüchtling an der Rolandsbresche aufgestöbert, quälerisch ermordet und schließlich an den Mast der Siegesfeier geknüpft hatten, ihr Sohn Claude gewesen war?

Ein großes Volk sowie ein selbständiger Staat wird nicht allein daran erkannt, daß es seine Feinde von den Grenzen abzuwehren wisse. Die Bedingung seiner Existenz ist, daß es dem menschlichen Geiste einen neuen Ausdruck erschaffe, ihn in neuen eigenen Formen ausspreche und ihn neu offenbare. Das ist sein Auftrag von Gott.

Ranke, Frankreich und Deutschland

Goethe und die Schweiz

Ein Brief an den Herausgeber

Als wir einander zuletzt begegneten, fragten Sie mich wegen der Neuerscheinungen, die das Jubiläumsjahr zum Thema Goethe in der Schweiz hat sichtbar werden lassen. Es war zu erwarten und verständlich, daß das Thema „Goethe und die Schweiz“ viel Okkasionaliteratur erzeugte, eben das, was Sie durchaus nicht interessiert. Ihre Frage zielte auf Wesentliches. —

Der Francke-Verlag in Bern eröffnete das Goethe-Jahr mit dem Werk Fritz Strichs „Goethe und die Weltliteratur“, auf das man nicht oft genug hinweisen kann. Ich glaube nicht, daß ihm eine der Neuerscheinungen, die derselbe Verlag inzwischen publizierte, den Rang ablaufen wird, obwohl Bemerkenswertes darunter ist. Der ehemals in Deutschland tätig gewesene Professor Karl Viëtor, der heute den Lehrstuhl für deutsche Literatur an der Harvard-Universität in Cambridge im Staate Massachusetts in Amerika innehat, schrieb einen gewichtigen Band „Goethe“, der ebenfalls bei Francke erschien. Die Lektüre des Buches setzt die Kenntnis von Goethes Leben voraus und geht auf Biographisches nur insoweit ein, als dies vom Werk erfordert wird. Der Hauptakzent liegt auf ihm, von ihm aus ist die Dreiteilung des Bandes, „Natur“, „Geist“, „Weisheit“, zu verstehen. Daß der Autor, ein Literaturhistoriker, es für unter seiner Würde hält, zu hochstapeln und das Universalgenie zu spielen, daß er es vorzieht, in dem naturwissenschaftlichen Abschnitt den Urteilen von Fachleuten zu vertrauen, kennzeichnet die „intellektuelle Redlichkeit“, die dem Buch Charakter und besonderen Wert verleiht. Sie kommt auch in der schlichten, gepflegten Sprache zum Ausdruck, die es nicht für nötig findet, Goethes Gestalt und Werk mit Superlativen zu behängen. — Eine Fülle von Wissen und Erkenntnissen hat Viëtor von Goethe empfangen, sie schenkt er dem Leser auf eine Weise weiter, die zu dessen Werk hinlockt und den Leser auf Zahlloses hinweist, das er ohne diesen Führer teils nicht entdecken, teils nicht erfassen würde. Man kann auf solch vielbeschrifteten Pfaden der Goethe-Deutung dem Werk eines Gelehrten wohl nichts Schöneres nachrühmen als

Liebe und Ehrfurcht, ohne die ein Buch weder so schön noch so klug sein könnte, wie es Karl Viětors „Goethe“ ist. —

Der aus dem George-Kreis stammende Basler Professor Wolfram von den Steinen hat ebenfalls bei Francke ein Buch veröffentlicht, das sich mit dem „Zeitalter Goethes“ auseinandersetzt. Im Grunde untersucht der Autor die Phänomene, die der Erscheinung Goethes vorausgingen und die Bedingungen für den Kulturboden, dem er entstammt, zeitigten; er leuchtet die Auswirkungen der Erscheinung an und macht es sich fürwahr nicht leicht. Dem weltanschauungsgebundenen Werk von den Steinen fehlt die Objektivität Viětors, ihm fehlt auch die klare Einfachheit der Sprache. Wer sich vor der Mühe, sich ein schwer zugängliches Werk einzuverleiben, nicht scheut und von einseitigen Auffassungen nicht gestört wird, der kann großen Gewinn aus dem Buch ziehen, das mit einem fast beängstigenden Reichtum an Stoff und Wissen aufwartet. Zuletzt sei noch auf ein im Pilgram-Verlag, Wien-Linz-Zürich, erschienenenes Bändchen hingewiesen, das keine Neuerscheinung darstellt, aber die Wiederherausgabe einer vergriffenen Kostbarkeit durch den Dichter des Apostelspiels, Max Mell. Es handelt sich um die Briefe des 25jährigen Eddard Odyciec an Julian Korsar, die der polnische Poet geschrieben hat, als er mit dem Nationaldichter Adam Mickewicz, seinem Freund und Landsmann, zu Goethes Achtzigstem nach Weimar wallfahrtete. Das Bändchen, zu Goethes hundertzwanzigstem Geburtstag durch den böhmischen Priester F. Th. Bratranek, einen der wenigen Vertrauten Walthers von Goethe, übersetzt, ist „Der hochwohlgeborenen Frau von Goethe, geb. Freiin von Pogwisch, ehrfurchtsvoll und dankbar gewidmet“. Auch Mells Neuauflage enthält Bratraneks Aufsatz „Der Aufbruch Polens zur neuen Dichtung“. Die Briefe, unter dem Eindruck des soeben Erlebten geschrieben, haben noch heute den warmen Atem der Unmittelbarkeit und geben uns von der Wirkung Goethes, seinem Hause, seiner Umwelt, seiner Familie und dem hohen kulturellen Rang seines Kreises ein ergreifendes und teils beschwingendes Bild. Das Bändchen macht uns zugleich wehmütig und nachdenklich, wenn wir vernehmen, wie sich um die Festtafel mit den Deutschen außer den erwähnten jungen Polen auch die Franzosen d'Angers und Victor Hugo scharten, um mit Vertretern anderer Völker dem ersten europäischen Geiste Deutschlands, dem alten Goethe, zu huldigen. Wir erfahren zugleich, daß dieser selbst an der Ehrentafel nicht teilnahm, sondern es vorzog, bei seiner Schwiegertochter im Kreis der zwölf hübschesten Frauen Weimars zu speisen. —

Diese Bücher erschienen mir als das Wesentlichste, was in der Schweiz im Goethe-Jahr zu sehen gewesen ist. Aus Deutschland beglückte uns die Festgabe des Freien Deutschen Hochstiftes „Bilder aus dem Frankfurter Goethe-Museum“. Ein bescheidener Titel für einen

Band, der nicht nur hundert Bildreproduktionen zeigt. Er enthält nämlich als Einleitung aus Ernst Beutlers Feder die Geschichte der Gemäldesammlung am Hirschgraben, lebendig und mit viel Material, das uns neu war, gespickt.

Die Besprechung der Bilder durch Beutlers bewährte Mitarbeiterin Dr. Josefine Rumpf ist eine unerschöpfliche Fundgrube, denn was uns jeweils von der Geschichte des Bildes, des Malers und des Porträtierten berichtet wird, verrät unendlich viel Liebe, Können und Wissen einer gewissenhaften, fleißigen Frau. — Nicht nur der Kunst-, mindestens so sehr der Literaturbeflissene wird von dem Reichtum des Bandes überrascht sein. — Das Werk, mit dem Wappen des Goethe-Hauses geziert, ist in einem Frankfurter Verlag erschienen, der nach dem Haus, in dem des Dichters Mutter die letzten Lebensjahre verlebte, „Zum goldenen Brunnen“ genannt wurde.

So verschieden die Bücher voneinander sein mögen, so weisen uns doch alle auf den für uns Heutige wichtigsten, tröstlichsten Goethe hin: jenen, der, was Mißtrauen, nacheiternde Verwundung und Machtwahn trennen, aus dem Gewirr herausheben und vereinen kann. Goethe, der Ehrfürchtige, lehrt Ehrfurcht, aus ihr erwächst, was uns am nötigsten ist: Respekt vor dem Andersgearteten und seinem Lebensgesetz.

Scheint es nicht, verehrter Doktor Pechel, daß man Ihnen noch jetzt die Zeit anmerkt, da Ihnen in der Jugend Goethe als wegweisendes Gestirn sichtbar geworden? — So darf ich diesen Brief wohl schließen mit den Worten: in diesem Sinne grüßt Sie Ihre

Carmen Kahn-Wallerstein

Der große Besitz, welchen die deutsche Nation in dem letzten Jahrhundert erwarb, es ist unsere Literatur. Nach so langen Zeiten der Abspannung und Nachahmung fand endlich in ihr der deutsche Geist seinen Ausdruck; selbständig prägte er sich in ihr aus. Sie ist eines der wesentlichen Momente unserer Einheit geworden; wir wurden uns derselben in ihr zuerst wieder eigentlich bewußt. Sie bildet nunmehr die Atmosphäre, in der unsere Kindheit erwächst, unsere Jugend aufatmet, die alle Adern unseres Daseins mit eigentlichem Lebenshauche beseelt. Von allen Deutschen keiner, man gestehe es, wäre, was er ist, ohne sie.

Ranke, Über die Trennung und die Einheit von Deutschland

LITERARISCHE RUNDSCHAU

„Ostasien denkt anders“

Dieses Buch von Lily Abegg mit dem Untertitel „Versuch einer Analyse des west-östlichen Gegensatzes“ (Zürich-Freiburg i. Br., Atlantis-Verlag 1949. 425 S. DM 12,50) ist eins der besten Bücher, die es über Ostasien gibt, eine unentbehrliche Hilfe für jeden, der irgendwie mit dem Fernen Osten zu tun hat, und so sollte es, obwohl ein völlig unpolitisches Buch, überall in der Welt vornehmlich auch von denen gelesen und beherzigt werden, die praktisch-politisch auf dem heute so entscheidend wichtigen ostasiatischen Gebiete tätig sind.

Die Verfasserin, die in Zürich als Journalistin und Schriftstellerin lebt, braucht eigentlich nicht vorgestellt zu werden: sie ist weithin bekannt als frühere Ostasienkorrespondentin der „Frankfurter Zeitung“ und hat sich bereits durch zwei sehr gute Bücher über Japan und China („Yamato“ und „Chinas Erneuerung“) nicht nur als wirkliche Kennerin dieser Länder — sie hat einen großen Teil ihres Lebens dort verbracht — sondern auch als Meisterin der zugleich lebendigen und wohlfundierten Darstellung legitimiert.

Hier gibt sie nun den ersten brauchbaren Versuch einer zusammenfassenden kulturpsychologischen

Interpretation des fernöstlichen Denkens, Erlebens und Handelns, und zwar unter Heranziehung einer imponierenden Fülle von historischem Material sowohl wie von Erfahrungen aus der lebendigen Gegenwart. Sie verbindet die beiden bisher meist getrennt angewandten Methoden der Annäherung an das Wesen des Ostens: die journalistische Lebensbeobachtung und Verknüpfungskunst mit der wissenschaftlich soliden Untersuchung; sie kombiniert die Vorzüge und vermeidet die Mängel von beiden, bleibt freilich vorwiegend die sehr bedeutende Journalistin, die sie immer war. So wird der strenge Forscher vielleicht hie und da seine Vorbehalte machen. Vielleicht wäre es sogar kein Schade, wenn die von Lily Abegg aufgezeigten Phänomene und Probleme nun auch von der Fachpsychologie nochmals systematisch untersucht würden, die ihrerseits dabei nur gewinnen könnte. Es gelingt der Verfasserin auf ihrem ganz persönlichen Wege, vieles Rätselhafte im Denken, Reagieren, Handeln und Schaffen des östlichen Menschen sinnvoll zu erklären, weil sie den richtigen Zugangsweg, die wirklich aufschließenden Kategorien zu finden wußte.

Lily Abegg spricht einmal von den „erfrischend unlogischen ostasiatischen Tatsachen“ — z. B. daß China gleichzeitig ein sehr altes und ein sehr junges, ein tief geschichtliches und doch auch wieder ganz unhistorisches Land sei, oder daß im Osten eine lebhaftige Weltfreude keineswegs eine mystisch-weltferne Entrückung ausschließe, wie denn überhaupt der Satz vom Widerspruch hier nicht so gelte wie bei uns. Das auf eine höhere Stufe jenseits aller Alternativen emporführende Paradox ist ja eine der grundlegenden Denk- und Aussageformen des Ostens, und man erlebt immer wieder, daß dort nicht das „entscheidungs“-fanatische Entweder-Oder gilt, sondern das ausgleichschaffende und zugleich höherführende Sowohl-Als auch. (Ein Ostasiater kann z. B. gleichzeitig Konfuzianer — oder Shintoist — und Christ sein.) Lily Abegg bringt diesen westöstlichen Gegensatz zunächst einmal auf die Formel „Spaltungs- und Ganzheitsdenken“ und analysiert von da aus in glänzender Weise die psychische Struktur des ostasiatischen Menschen. Er lebt aus der Ganzheit seines Wesens und der Welt heraus, ohne die einzelnen seelischen Bereiche und Funktionen lebensgefährdend auseinanderzuspalten, er läßt bei allem Denken, Fühlen, Intuieren, Handeln diese Ganzheitspsyche „walten“, bei deren Aktionen stets ein beträchtlicherer Anteil des Unterbewußten mitwirkt als bei uns. Das bedeutet zugleich eine stärkere Beteiligung des „Inneren“ und eine tiefere Kenntnis der Seele — wie denn psychologische Einsichten und sogar psychotherapeutische Erfahrungen im Osten unendlich viel früher gewonnen wurden als im Westen — und so gilt der Satz: „Die

Ostasiaten kennen den Menschen besser und wir die Welt.“

Von hier aus charakterisiert Lily Abegg nun das östliche Denken im Einzelnen als ein meditatives, bildhaftes, analogisierend-reihend-assoziierendes Denken und belegt all dies in solcher Fülle, daß jeder Versuch einer Wiedergabe von vornherein aussichtslos ist. Wichtig sind vor allem auch die Begriffe „Kreislaufdenken“ und „Umzingelungsdenken“: der Ostasiater schreitet nicht logisch-systematisch, kausal-verknüpfend und zweckhaft-planend auf geradem Wege fort, sondern nähert sich einem Gegenstand versuchsweise immer wieder von verschiedenen Richtungen her, bis er ihn zwar nur ungefähr, dafür aber allseitig, sphärenhaft, in seiner Ganzheit erfaßt hat, in stets engerem Umkreisen vermag er ihn dann am entscheidenden Punkt zu packen. Und das Geschehen in Natur und Geschichte erfährt er ebenfalls nicht als geradliniges „Entwicklungs-“ und „Fortschritts“geschehen, sondern als zyklischen, immer wieder zum Ursprung zurückkehrenden „Wandel“ und als eine „Entfaltung“ aus dem Wesenskern heraus. Im Geschichtlichen heißt das: auch die älteste Vergangenheit wird immer wieder gegenwärtig, und selbst das Gegenwärtigste ist niemals gänzlich neu. Es herrscht das Gefühl „ewiger Gegenwart“, doch nicht etwa als stationärer geschichtsloser Zustand, sondern im ständigen Spiel jenes kreisläufigen Wandels. In diesem gibt es wohl Gegensätze, aber nur als einheitsbezogene, durch Wechselwirkung bewegende Polaritäten.

Aus all dem wird auch verständlich, warum der Ostasiater gegenüber dem technischen Denken und Konstruieren stets eine innere Fremdheit

behält, während er in der naturhaft-konkreten handwerklichen und künstlerischen Arbeit Höchstleistungen vollbringt. Auch im Rechtsdenken, in der Erziehung und auf zahlreichen anderen Gebieten wirkt sich jene Grundhaltung aus: überall eine Scheu vor abstrakten Prinzipien, vor allzu schematischem Planen und vor einem — geradezu als Hybris empfundenen — bewußten Eingreifen in normalerweise „von selbst“ ablaufende und zur Reife kommende Prozesse. Reife: auch dies ein Hauptbegriff zum Verständnis östlichen Menschentums, Lily Abegg schreibt gerade hierüber ein paar schöne Seiten, die wirklich die Atmosphäre des Ostens fühlbar machen, und aus denen auch klar wird, warum das Alter dort so hoch geschätzt wird.

Der Osten versteht es — dies wird auf immer neuen Gebieten gezeigt — Gegensätze, um deren Harmonisierung wir meist vergeblich ringen, zur Synthese zu führen oder besser: sie erst gar nicht auseinanderfallen zu lassen. „Gemeinschaftsgedanke ohne Kollektivismus“, „Persönlichkeitsidee ohne Individualismus“, „mystische Vernunft“: das sind einige der hierfür bedeutsamen, viel-sagenden Kapitalüberschriften, für uns sind das nie erreichte Idealziele, geladen mit Dialektik, für den Ostasiaten beinahe ein selbstverständlicher Urbesitz. Freilich darf nicht übersehen werden, daß es auch in der ostasiatischen Seele Spannungen und Tragik gibt, und die Verfasserin verweilt dabei recht häufig, wie sie denn durchaus kein romantisches Idealbild entwirft und vor der Schilderung von Schwächen und Schattenseiten durchaus nicht zurückschreckt. Auch die Unterschiede zwischen China und Japan sind ihr voll

bewußt, nur faßt sie mehr die Gemeinsamkeiten ins Auge.

Das Buch stellt aber schließlich auch eine Forderung auf: daß wir Europäer, die wir unter innerer Zerspaltung und gegensätzlichen Einseitigkeiten leiden, vom Ganzheitsdenken des Ostens Entscheidendes zu lernen bereit sein, ja daß wir uns durch Einbeziehung und Auswertung östlicher Seelenerfahrungen heilen lassen sollen (unter Aktivierung der auch in unserer Kultur an verschiedenen Stellen hervorgetretenen, dem Osten relativ verwandten, doch nicht wie dort zu voller Dominanz gelangten Kräfte) — so wie umgekehrt der Osten erst noch den wahren Geist westlicher Kultur und Technik zu entdecken und dadurch seine eigenen Einseitigkeiten zu überwinden habe. Bei uns sei ja, darauf weist Lily Abegg immer wieder hin, die modernste Naturwissenschaft und Psychologie bereits von selbst auf solche ganz neuen Wege gelangt. Ausgleich (nicht Nivellierung) auf beiden Seiten durch Erfahrung der umgreifenden Ganzheit also und damit Verwirklichung des vollen, allseitigen Menschentums — vor allem aber die Erkenntnis, daß die Welt heute eine einzige Welt ist, die auch geistig in voller Rundheit umfaßt sein will und in der Ostasien — oder Indien, oder der islamische Bereich — nicht mehr eine entlegene Ecke bleiben, um die wir uns weder äußerlich noch gar innerlich viel zu kümmern brauchten.

Ist dies eine Utopie? Wir sollten es nicht leichtthin so nennen und die Forderungen Lily Abeggs in ihrem vollen Ernst bedenken. Vor allem aber wollen wir ihr dankbar sein für ihre wirklich ins Wesentliche führende Deutung des ostasiatischen Denkens und Menschentums. D. S.

Neue Rechtsliteratur

Das heutige Völkerrecht befindet sich in einem Übergangsstadium, in dem der bisherige koordinierende Charakter des Völkerrechts als einer Rechtsgemeinschaft lediglich von souveränen Staaten sich als unvereinbar mit vielen rechtlichen Neubildungen, die sich aus dem Zwange der jüngsten Vergangenheit ergeben haben, herausstellt. Heute werden nicht nur Staaten, sondern auch Volksgruppen und Einzelne als Objekte des Völkerrechts angesehen. Ein Völkerstrafrecht ist in Bildung begriffen, das, die Schale des Staates brechend (denn *societas delinquere non potest*), den Einzelnen ergreift. Der frühere Souveränitätsbegriff ist fragwürdig geworden. Völkerrecht ist nicht mehr nur Staatenrecht, sondern über den Staaten stehendes, erzwingbares Menschenheitsrecht, das Staatenrecht bricht. Recht ist nicht mehr nur Gesetz, das allein aus dem formalen staatlichen Befehlscharakter seine Legitimation herleitet, sondern in organischem Zusammenhange mit Sittlichkeit und Religion gesehen wird. Die innere Organisation der Staaten ist für die völkerrechtliche Bewertung nicht gleichgültig. Daher sind nicht rechtmäßig konstituierte Staaten völkerrechtlich nicht handlungsfähig. Solche Staaten sind intervenierbar. Reservate der Gewaltordnung innerhalb der allgemeinen Rechtsordnung kann sich die Völkergemeinschaft nicht leisten. Den grundlegenden Wandel des Gesamtcharakters des Völkerrechts als ganzem in neueren Zeiten klarzumachen, ist das dankenswerte Bestreben v. Tombergs („Die Grundlagen des Völkerrechts als Menschenheitsrecht“. Bonn, G. Schwippert). Es

ist grobenteils werdendes Recht, dem er die Bahn zu brechen versucht.

„In Wirklichkeit ist die Einheit der Welt heute allerdings weit stärker gefährdet als 1920. Der Übergang der wirtschaftlichen Macht von der Privatwirtschaft auf die staatliche Bürokratie führt zur totalitären Ordnung, zur Rüstung und schließlich zum Kriege.“ Das sind Sätze aus dem Buche von H. Gross' „Das Gesicht der Weltwirtschaft“ (Hamburg, Hammerich & Lesser). Der Verfasser leitet aus umfangreichem, die europäischen und außereuropäischen Wirtschaftskreise betreffendem Tatsachenmaterial in den Schlußkapiteln zur Betrachtung der Spielregeln über, die die innerpolitische wirtschaftliche Vernunft Westeuropas und seine Überlieferungen verlangen. Er bezweifelt für die heutige Lage die praktische Anwendbarkeit des volkswirtschaftlichen Denkens Keynes', das von einem Überschuß an Kapitalbildung, verbunden mit hoher Arbeitslosigkeit, ausging. In dieser Situation hielt Keynes staatliche Intervention für geboten. Daraus ergab sich Verarmung der Volkswirtschaft und des Verbrauchsgütermarktes. Die Intervention machte schließlich den Staat zum investierenden Parasiten und zum Despoten. Daraus würde sich die schließliche Revolte des Arbeiters gegen den Bürokratie- und Planungsstaat ergeben. Die Kommandowirtschaft sucht der Verfasser durch eine solche, die einen höheren Produktions- und Verbrauchseffekt gewährleistet, zu ersetzen. Die Therapie des totalen Staates bedarf der Ablösung durch die Therapie der privaten und freien Initiative der Arbeiter und Unternehmer und der freien Konsumwahl. In der möglichst

dogmenfreien individualisierenden wirtschaftlichen Betrachtungsweise und in der Ablehnung alles dessen, was juristisch mit formal-gesetzlicher Befehlsmechanik oder wirtschaftlich mit dem Etikett der Wirtschaftslenkung gekennzeichnet wird, lassen sich die Ausführungen des Verfassers jenen Bestrebungen einordnen, die etwa durch die Namen Röpke, Mises, Hayek und Eucken bezeichnet werden.

Walter Euckens „Grundlagen der Nationalökonomie“ (Godesberg, H. Küpper) sind in neuer veränderter Auflage herausgekommen. Die Vorzüge dieses scharfsinnigen Werkes sind heute so weithin bekannt, daß von einer Würdigung über diesen allgemein einordnenden Hinweis hinaus an dieser Stelle abgesehen werden kann.

Wie bei Eucken auf volkswirtschaftlichem Boden, so spürt man in der juristischen Betrachtung F. v. von Hippels „Vorbedingungen einer Wiedergesundung des heutigen Rechtsdenkens“ (Marburg, E. Gräfe und Unzer-Verlag) die Reaktion gegen vereinfachende Allgemeinschemata. An Einzelbeispielen zeigend, will sie vorgefaßte Weltanschauungen „verdunsten“ lassen, die zu unlösbaren Antinomien führen und die nüchterne Würdigung der juristischen Wirklichkeit gefährden. v. Hippel wendet sich gegen persönliche Willkür und juristischen Nihilismus, indem er auf die elementaren Rechtsätze der verschiedenen Lebensgebiete verweist, die mit einer sehr glücklichen Bezeichnung als „Naturrecht im positiven Recht“ erläutert werden. Mit der Bereitschaft zur objektiven Wahrheit und Gerechtig-

keit tritt der Verfasser dem „fanatischen Wollen“ auf Kosten des Denkens und der objektiven Wahrheit entgegen und enthüllt jenes als Ergebnis der aus dem Verfall des Christentums und des Humanismus hervorgehenden Lehren Machiavellis und Hobbes' so gut wie Darwins, des marxistischen Sozialismus und individuellen Anarchismus. Sie alle vereinten sich zu Wirkungen, wie wir sie erlebt haben. — Den nationalsozialistischen Nihilismus insbesondere kritisiert W. Püschel, „Der Niedergang des Rechts im Dritten Reich“ (Reutlingen, Verlag „Die Zukunft“). Hier stellt ein Richter den allmählichen Verfall des Rechtes im Dritten Reich dar. Der Verfasser geht von den Grundrechten der deutschen Verfassung vor 1933 aus und schildert deren Verkehrung ins Gegenteil. Solche Zusammenstellungen sind schon mehrfach versucht worden. Es kann allerdings nicht genug getan werden, um die widerliche Lügenpropaganda der 12 Jahre bloßzustellen. In diesem Sinne begrüßen wir das Buch, auch wenn wir bei manchen geschichtlichen Bemerkungen des Verfassers über die Grundrechte Vorbehalte machen möchten. Als Geburtsstunde der Menschenrechte läßt sich wohl schwerlich 1786, das Jahr der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, bezeichnen. Die Menschenrechte haben vor allem allgemein-europäische, naturrechtliche Herkunft. Professor Röpkes bekannter Hinweis auf die gleichen geistigen Grundlagen des sog. Neoliberalismus und des christlichen Naturrechtes geht neuerdings in Richtung dieser geschichtlichen Erkenntnis. Besonders der grundlegende rechtsstaatliche Gesetzesbegriff ist schon in lateinischen

Folianten einsamer Denker des Mittelalters begründet worden. Diese Zusammenhänge beeinträchtigen nicht die großen Verdienste der Angelsachsen und der Franzosen um die Ausgestaltung des menschenrechtlichen Gedankens im Einzelnen. Die amerikanische Verfassung hat, durch die geschützte außenpolitische Situation der Staaten begünstigt, die Menschenrechte als unangreifbare Verfassungsgrundlage statuiert. In Amerika sind sie Schranken der Gesetzgebung. In der Weimarer Verfassung dagegen waren die Grundrechte nicht diktaturfest und durch mancherlei gesetzliche Bestimmungen eingeschränkt. Man kann daher die Weimarer Verfassung wohl nicht als apodiktisches Gegenbild der späteren glorreichen 12 Jahre hinstellen, wie der Verfasser dies zu tun vielleicht geneigt ist. In gewissem Sinne bahnte sie der Diktatur den Weg. Demokratie ist, wie ein witziger Beobachter meint, ein schwieriger Begriff: er kann ungefähr dasselbe bedeuten wie Nichtdemokratie. Beispiele liegen nahe. Aber schon Tacitus sagt: *idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset.*

Gerhard Bückling

Philosophisches Studienmaterial

Die Philosophie schreitet voran, indem sie im Gange bleibt. Man darf von ihr keinen babylonischen Turmbau des Wissens wie von der Mathematik oder den Naturwissenschaften erwarten, der im übrigen, wie wir es heute erleben, eines Tages auch wieder ins Wanken geraten kann. Es genügt vielmehr, wenn der Masse des ständig verfallenden und in die Vergessenheit absinkenden Gedankengutes ein einigermaßen entspre-

chender Zuwuchs gegenübersteht, wenn, kurz gesagt, fortlaufend genug gedacht und auf genügender Höhe, in angemessener Differenzierung gedacht wird. Die philosophische Höhe einer Zeit läßt sich aber besser am Kollektiv als an der Persönlichkeit überprüfen. Wer erstes Interesse für Philosophie hat, verfolgt deshalb mehr noch als die neuen philosophischen Bücher die Fachzeitschriften der Philosophie. Josef Hofmiller sagt: „Das Interesse für Geschichte beginnt damit, daß man eine Tageszeitung auch über dem Strich liest, das Interesse für Literatur, daß man auch das Feuilleton liest.“ Das „Feuilleton“ der Philosophie findet sich nun in den Aufsätzen der philosophischen Fachzeitschriften, wenn es auch daneben noch ein unmittelbar philosophierendes Feuilleton gibt, das mit nichten verachtet werden soll. Zu den zwei bisher in deutscher Sprache neubegründeten philosophischen Fachzeitschriften der Westzonen („Zeitschrift für philosophische Forschung“, Herausgeber Georgi Schischkoff, und „Annalen der Philosophie“, Herausgeber Jürgen v. Kempski) ist jetzt in Berlin eine dritte getreten, die „Philosophischen Studien“, die die Tradition der Kantstudien aufnehmen und bei Walter de Gruyter in den ersten vier Heften herausgekommen sind. Die Zeitschrift geht etwas breiter und ungenierter als die andern in das weite Feld der Philosophie hinein, auch dorthin, wo die Zäune der strengen Wissenschaft sich allmählich aufzulösen beginnen. Im Geleitwort heißt es, daß praktische, also vor allem ethische und religionsphilosophische Themen einen Vorrang vor den theoretischen, den logischen und erkenntnistheoretischen eingeräumt bekommen

sollen, ohne daß aber eine Seite der Philosophie ganz vernachlässigt würde, was auch in den bisher erschienenen Heften keineswegs geschehen ist.

Wir nennen z.B. aus dem Inhalt das hochtheoretische Thema der Dialektik, das von zwei Seiten aufgegriffen wurde. Wir nennen eine treffliche Untersuchung über das Für und Wider der Kantischen Gottesbeweis-Widerlegungen von Johannes Hessen, einen geistreichen, alle seine logisch-ästhetische Baumeisterkunst aufweisenden Vortrag von Ludwig Klages über „die Sprache als Quelle der Seelenkunde“, Nachrufe auf Liebert, Dessoir, Heinrich Maier, Erich Becher, eine unveröffentlichte Vorlesung Georg Simmels über Ethik und Probleme der modernen Kultur u. v. a. Neben bekannten älteren Mitarbeitern von Bubnoff bis Utitz, von Leisegang bis Justus Schwartz, tauchen jüngere, inzwischen öfter genannte Autoren wie Rudolf Schottländer, Max Bense, Otto Friedrich Bollnow, Gerhard Stammeler u. a. auf. Nur der Besprechungsstil hat bisher weder an Umfang noch an Qualität die für eine solche Zeitschrift nötige Gestalt gefunden. Das Wagnis, einer philosophischen Fachzeitschrift auch Bilder beizugeben, mag verschieden beurteilt werden, in jedem Falle aber war es überflüssig, daß sich der die Redaktion führende Mitherausgeber Alfred Werner unter die Bildergalerie reihte.

Der Verlag Walter de Gruyter ist auch sonst bemüht, seine alten philosophischen Traditionen weiterzuführen. Unter den Neuausgaben des Verlages findet sich neben größeren Werken von Nicolai Hartmann und Karl Jaspers, von letzterem auch das nach wie vor in seiner Knappheit glänzend orientierende ehemalige

Göschenbändchen über „Die geistige Situation der Zeit“. Ein ebenfalls der Zeitorientierung dienliches Werk ist die im selben Verlag erschienene Arbeit des im Herausgeberstab der Philosophischen Studien tätigen Berliner Philosophen Paul Feldkeller „Das unpersönliche Denken“. Feldkeller vollzieht eine gründliche Scheidung des persönlichen Geistes vom objektiven und unpersönlichen Geist und widmet vor allem den sehr aktuellen Fragen der „Umseele“, des „Psychoms“, der seelischen Kommunikation und Ansteckungsgefahr aus den Räumen der Massenideologien eine umsichtige, nicht nur philosophisch, sondern auch psychotherapeutisch und politisch klärende Untersuchung.

Unter den verschiedenen Kleinbuchreihen der Philosophie, die vor der Währungsreform beängstigt überhand genommen hatten, heute aber wieder zu sehr zu verebben drohen, verdient die von dem Gießener Philosophen Hermann Glockner herausgegebene und bisher in drei Bändchen erschienene „Kleine Philosophische Reihe“ Achtung und Beachtung (Friedrich Frommanns Verlag, Stuttgart). Band 1, eine „Philosophische Einleitung in die Geschichte der Philosophie“ von Glockner selbst, setzt in sehr behutsamer Weise auseinander, wie weit in der Philosophie von einem geschichtlichen Fortschreiten gesprochen werden kann und übt eine scharfsinnige Kritik u. a. am Hegelschen Prinzip der Dialektik, das den wirklichen Vorgängen im philosophischen Streit und Fortgang des Gedankens nicht voll gerecht wird und insbesondere das Moment der Persönlichkeit und ihrer Irrationalität nicht genügend berücksichtigt. Ein weiteres Bänd-

chen haut in dieselbe Kerbe der Hegelkritik. Es handelt sich um den Neudruck der kleinen Schrift Trendelenburgs „Über den letzten Unterschied der philosophischen Systeme“, aus der sich ein sicherer Begriff der philosophischen Systemtypen gewinnen läßt.

Als „Studienführer“ empfiehlt sich eine kurzgefaßte „Geschichte der Philosophie“ des Münchener Philosophen Kurt Schilling (Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg). Sie reicht von den Griechen bis zur Gegenwart, faßt die Darstellungen kurz, manchmal sehr kurz, enthält aber ausführliche jeweilige Literaturangaben und ist auch bebildert. Ein Anhang über das Studium der Philosophie und die staatlichen Prüfungsgesetze auf diesem Gebiet wird dem Studenten nicht nur sachlich dienlich sein, sondern ihm auch das rechte, lernende und arbeitende Verhältnis zur Sache nahebringen können.

Joachim Günther

Geschichtliches

Schon in seinen früheren bekannten Werken über Weltbürgertum und Nationalstaat und über die Geschichte der Staatsraison kreist die Gedankenwelt Friedrich Meiseckes um juristische Grundprobleme, die er mit einer souveränen Beherrschung der europäischen Quellen behandelt hat. Auch in seinem Buche „Die Entstehung des Historismus“ (2. Aufl., München, Leibnitz-Verlag), das als ein repräsentatives Werk der deutschen Geschichtsliteratur zu gelten hat, sind diese Fragen ein Hauptgegenstand der Betrachtung. Was der Verfasser von der Rolle des Historismus, den er neben der Reformation

als den Hauptbeitrag der Deutschen zum modernen Geist bezeichnet, aus- sagt, daß er derart zum Bestandteil des heutigen Denkens geworden sei, daß seine Spuren fast in jedem wesentlichen Urteil über menschliche Gebilde zutage treten, gilt nicht in letzter Linie fürs Recht: die Anwendung der in der deutschen Geistesbewegung von Leibniz bis Goethe gewonnenen neuen geschichtlichen Lebensprinzipien läßt den Staat nicht mehr abstrakt wie das Naturrecht erscheinen, sondern als eine von plastischen formenden Kräften gewirkte konkrete Erscheinung betrachten. Mit dieser Denkrichtung verschwi- stert sich Anfang des 19. Jahrhunderts der nationale Widerstand der europäischen Völker, in dem diese den aufgezwungenen abstrakten Menschenrechten der Jacobiner das konkrete geschichtliche Birthright des englischen Staatsrechts gegenüber- stellten. In England verkörpert sich die neue Geschichtslehre in Burke, in Deutschland gehören zu den führen- den Namen Herder, Savigny und Hegel. In Frankreich bereitete vor allem Montesquieu wichtige Ansätze vor. In der ausschließlichen Betrachtung reiner geschichtlicher Entwicklungskräfte liegt allerdings eine Gefahr. Die Geschichte läßt sich nicht völlig vom Wertgedanken trennen. Irgend- wie wird sie die säkularen Erfahrungen des Menschenlebens über die Grundbedingungen seiner Existenz zur Anschauung bringen und die individuelle mit der generalisierend abwertenden Betrachtung verbinden müssen.

Die Wiederanknüpfung des deut- schen geschichtlichen Rechtsdenkens an das naturrechtlich mehr gebun- dene Denken der Westvölker hat schon Troeltsch nach dem ersten Weltkrieg als unabweisbar bezeich-

net, und heute erleben wir, vor allem auf verfassungsrechtlichem und völkerrechtlichem Gebiete das Wiedererleben der alten Menschenrechte — sehr zum Vorteil gerade einer geschichtlichen Betrachtungsweise großer europäischer Überlieferungen. Wir sehen, daß die Menschenrechte auf den Gesetzesbegriff zurückgreifen, und es scheint uns, daß dieser heute in wesentlichen Punkten wieder an das Naturrecht nach Thomas von Aquino anknüpft. Wir empfinden auch die festeren Grundlagen dieser Betrachtungsweise nicht als typische Formen ungeschichtlich naiven Denkens und erblicken die Nachtseiten des geschichtlichen Lebens und seiner Unmoral schärfer, als das eine glücklichere Zeit tat.

Auch in dem Werke Theo Rodys, Preußen und Österreich im Ringen um die deutsche Seele (München, Verlag Schnell & Steiner), drückt sich die Beziehung der Geschichtsschreibung zu aktuellen Rechtsproblemen mit besonderer Schärfe aus. Nach dem Verfasser vertritt im Verhältnis Preußens zu Österreich Preußen den staatlichen Einheitsgedanken, während Österreich noch stärker mit der alten Reichsüberlieferung verbunden war, die den allgemeinen christlichen Gedanken verteidigte. Reichsaufgabe ist die Sendung Christi, den Völkern Frieden zu bringen und zugleich Schutz gegen alle Angriffe von außen. Dagegen vertritt Preußen die Souveränität des allmächtigen Staates.

In der Gegenüberstellung der österreichischen und preußischen Regierungs- und Lebensgesetze erleben wir die Erneuerung der wissenschaftlichen Kontroversen über die politische Natur des ersten und zweiten deutschen Kaiserreiches, etwa mit denselben Fronten, wie sie uns in

der so verdienstvollen Schneiderischen Veröffentlichung des Zwiegespräches zwischen Ficker und v. Sybel neuerdings wieder verdeutlicht worden sind. Sybel vertritt den neuen preußischen, und Ficker den alten Reichsgedanken. Speziell in dem Hinweis auf den völkerrechtlich wichtigen Friedensberuf des alten Reichs und in der Hervorhebung seiner föderalistischen Zusammenhänge erinnern die Ausführungen des Verfassers vielfach an die Gedankengänge von Constantin Frantz, der mit Recht in den verfassungsrechtlichen Werken der alten deutschen Reichspublizisten wichtige Grundsätze des aus christlicher Wurzel hervorgehenden Völkerrechtes als vorgebildet feststellt. Soweit Schneider urteilt, stehen die stärkeren geschichtlichen Gründe in der Charakterzeichnung des alten Reiches auf der Seite des Österreichers Ficker, des gelehrten Innsbrucker Kenners der alten deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. — Der Betrachtungsweise des Verfassers ist entgegenzuhalten, daß er das Verhältnis des preußischen Staates zur österreichischen Reichsidee zu einseitig und vor allem nur aus dem inneren Kraftfeld Preußen — Österreich betrachtet.

Die einseitige düstere Betrachtung Preußens verführt den Verfasser dazu, für die neueren Zeiten im Hitlerregime die legitime geschichtliche Fortsetzung der preußischen Staatsidee zu erblicken. Gerade hierzu erscheint mir Meinecke in seinem Werk über die deutsche Katastrophe Endgültiges gesagt zu haben: er meint, daß sich vielleicht fragen lasse, ob nicht Keime des späteren Unheils im Bismarckreiche wesentlich steckten. Ein Bismarck und sein Werk würden aber von der Tragik menschlicher und geschichtlicher

Größe immer unwittert bleiben. „Schlagt die Trommel! Traurig töne sie. Schleppt die gesenkten Spieße. Hat er gleich der Witwen viel und Waisen hier gemacht... So soll doch sein Gedächtnis ruhmvoll sein.“ Das Werk Hitlers müsse dagegen zu den Durchbrüchen eines satanischen Prinzips gerechnet werden. Die Gleichsetzung beider enthält die Gefahr, daß sich aus den furchtbaren Erfahrungen der Vergangenheit ein Mythos festsetzt, der mit geschichtlicher Wahrheit nichts mehr zu tun hat, sehr zum Nachteil des deutschen Volkes selbst, wenn damit z. B. einer rechtlichen Beurteilung Hilfe gewährt werden würde, die von der Kontinuität zwischen dem deutschen Staate und dem parasitären usurpatorischen Hitlertume ausgeht.

Leider hat sich auch das sonst interessante Buch F. R. Alexanders, Professors der Psychiatrie an der Universität Illinois, *Irrationale Kräfte unserer Zeit* (Stuttgart, Ernst Klett Verlag) von dem Fehler der Gleichsetzung nicht ganz frei gehalten, so wenn der Verfasser Hitler als Vollender des Erbes Friedrichs des Großen und Bismarcks bezeichnet. Interessanter als seine historischen Urteile über Europa sind schon die Folgerungen, die der Verfasser aus seinen fachwissenschaftlichen Gedankengängen heraus zieht. Er untersucht in psychologischer Analyse die Faktoren, die die neuere Zeit geschaffen haben, und sieht als hervorstechendes Merkmal unserer Zeit die Verschlechterung der zwischenstaatlichen Beziehungen als Folge des sich immer mehr verbreitenden Glaubens an die Gewalt als letzten Schiedsrichter an. Vom Marxismus zum Faschismus führt nach ihm eine gerade Linie. Der Verfasser versucht eine Analyse der demokratischen und totalitären

Systeme. Gegen die Leiden der Zeit sieht er das Heilmittel darin, die aggressive Neigung des Menschen auf den Kampf mit der Natur und auf die Selbsterhaltung abzuwenden. Er glaubt, daß Amerika die alten Ideale des selfmade-man nicht mehr aufrecht erhalten kann, daß seine Möglichkeiten weiterer wirtschaftlicher Ausdehnung erschöpft sind, und daß es neue soziale Werte finden wird. Wenn auch heute noch das Trägheitsprinzip der alten Zustände herrscht, so vertraut er doch darauf, daß die Amerikaner gegen das Opfer ihrer wirtschaftlichen Freiheit unter den günstigen Bedingungen ihrer geographischen Isolierung die geistige Freiheit gewinnen und die zerrissene Kultur wieder zusammenleimen werden. Als vorläufiges Anzeichen dieser Tendenz weist er auf die hohe Bewertung geistiger Leistungen in Amerika hin, der er die allgemeine Abwertung der Intelligenz in Europa gegenüberstellt. „Im Totenkampf liegt nicht die neue, sondern die alte Welt.“ Der Verfasser war elf Jahre nach dem ersten Weltkrieg in Europa und dann in Amerika.

Ähnliche geschichtskritische Zusammenhänge vertritt E. Schwarz, *Weltbild und Weltgeschichte* (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Buch sucht vom Ausgangspunkt der Hegelschen Philosophie aus die materialistischen und realistischen Weltanschauungsformen als irreführend nachzuweisen. Der Verfasser entwickelt den Begriff der Finalität dialektisch und setzt ihm den Begriff der Kausalität entgegen. Er sucht den Stufenbau der Welt sichtbar zu machen von der Philosophie aus auf den Gebieten der Physik, Biologie, Physiologie, Soziologie, Religion und Kunst. Die kurze Schrift von Leo Baeck, *Der*

Sinn der Geschichte. (Berlin, Karl Habel Verlags-Buchhandlung) bewegt sich reichlich in Allgemeinheiten, ohne Grundsätzliches beizutragen. G. B.

Schweizer Dichtung von heute

Das schmale Büchlein von Albert Bettex „Die Literatur der Schweiz von heute“ (Olten, Verlagssortiment) wird auch in Deutschland dankbar begrüßt werden. Nicht nur durch die geistige Abgeschlossenheit der Hitler-Zeit sind wir in Deutschland nicht annähernd ausreichend über Schweizer Literatur neueren Datums unterrichtet, vor allem nicht über die Dichter und Schriftsteller, die der Schweizer Lebenswelt ihre besondere Liebe zuwenden. Einen besseren Führer als Albert Bettex kann man sich nicht wünschen. Denn neben kritischer Besonnenheit hat er ein ausgesprochen starkes Gefühl für das Wesentliche wahrer Literatur und der Lyrik und die echte Wärme. So weiß er die Literatur von heute in die großen Zusammenhänge einzuordnen und verschmälert es, ein Namensregister in Form katalogisierter Aufzählung zu geben, sondern versteht es, jede einzelne Persönlichkeit treffend zu charakterisieren. Neben dem in Deutschland sehr bekannt gewordenen Max Frisch und einigen andern gewinnen wir, geführt von Bettex' kluger Hand, nun einen klaren Überblick über die Schweizer Literatur von heute, einen Einblick in ihr Wesen und gewinnen die Überzeugung, daß sie in ihrer Gesamtheit ein integrierender Teil der europäischen Literatur ist. R. P.

Maquis

Das Buch des Engländers George Millar „Maquis“ (Hamburg, Europäische Verlagsanstalt) ist jetzt in der deutschen Übertragung von Nino Rossi erschienen. Das Buch trägt so starke echte Züge an sich und schildert so lebendig und eindrucksvoll das tägliche Leben im französischen Maquis, daß es dokumentarischen Wert hat. Millar wurde im Auftrag der englischen Abwehr über Frankreich im Fallschirm abgeworfen und hat bis zur Befreiung Frankreichs mit den Kameraden des französischen Widerstands engstens und erfolgreich zusammengearbeitet. Das Buch ist so typisch englisch, daß man sich immer wieder fragt, wie es möglich ist, daß ein Mensch, der alle sorgfältigst ausgedachte Vorbereitung in den Kursen vor dem Antritt des eigentlichen Dienstes auf die leichte Achsel nimmt, ja sich widerborstig zeigt, trotzdem so glänzende Leistungen vollbringen kann. Er denkt nicht daran, sein eigenes Licht auf den Scheffel zu stellen, spricht im Gegenteil sehr offen von den ihn bewegenden Gefühlen, in denen die Angst eine nicht geringe Rolle spielt. Er verstand sie aber zu überwinden und gewann die volle Achtung und das Vertrauen des französischen Maquis. Den Kampf und das Leben dieser tapferen Menschen lernen wir kennen und achten grade aus dem täglichen Kampf, der seine Höhepunkte in großen Aktionen fand und oft wochenlang in Dumpfheit und steter Bedrohung ertragen werden mußte. So verdient das Buch einen guten Platz in der Widerstands-Literatur. D. R.

Venedig

Über Venedig wurden schon unzählige Bücher geschrieben. Man sollte glauben, es wäre gar nicht leicht, darüber noch etwas Neues zu sagen, und erst recht nicht, neue Bilder dazu zu veröffentlichen. Bei dem Buch von Götz Freiherr von Pölnitz (Venedig und München, Verlag Hermann Rinn. 540 S., 24 ganzs. Fotos) muß man mit einem Hinweis auf die ungewöhnlich packenden Fotos von Herbert List beginnen. Die Komposition und das Licht dieser Aufnahmen versinnbildlichen den Geist der Venediger Atmosphäre, und alles paßt vortrefflich zu der einzigartigen Größe dieser dem Meer entstiegene zauberischen Stadt. Pölnitz schildert nicht trocken und ledern, sondern frisch und mit stilistischer Eleganz, die gar nicht unangenehm an vergangene Vornehmheit und Romantik erinnert, wie Venedig ohne militärische Macht nur dank seiner großartigen Gedanken auf dem Gebiet des Handels, der Wirtschaft, der Politik und der Kunst zu einer ungewöhnlichen Bedeutung emporstieg. Es handelt sich um ein Buch, das immer zur rechten Zeit kommt, denn niemals kann zuviel auf echte Größe und Bedeutung hingewiesen werden, die nicht dem Schwert, sondern dem Geist zu verdanken ist. H.-E. H.

Grimmelshausens

„Simplicissimus“ illustriert

Die sorgfältig ausgestattete Dünndruck-Neuausgabe des „Simplicius Simplicissimus“ (Stuttgart, Dr. Riederer-Verlag. 701 S., Lw. DM 14,50) bringt den sprachlich behutsam modernisierten Text der Erstausgabe vom Jahr 1669, vermehrt um das später geschriebene 6. Buch. Die Textüber-

wachung führte Hans H. Schwalbe durch, der in seiner Einleitung nicht nur dem einmaligen Werk, sondern auch der Entstehungszeit gerecht wird. Die in Holz geschnittenen Illustrationen Karl Eckles offenbaren das innere Beteiligtsein des Stuttgarter Künstlers, der um das Dämonische einer Zeit weiß, in der das Tier von der Kette ist und Krieg und Mord mit ihrem Grauen der Vernichtung, mit der Entmenschung der Menschen ihr furchtbares Szepter schwingen, ohne doch das Leben vom Herzen aus ganz zerstören zu können. Die Welt der Herzen strahlt um so heller, je mehr die Herrschaft Satans offenbar wird. Die Zeitnähe von Grimmelshausens unsterblichem Werk mit ihren unheimlichen Parallelen zu unseren Tagen wird durch die kongenialen Illustrationen eindringlich unterstrichen. So liegt nun auch dieses klassische Buch in einer vorbildlichen Ausgabe als willkommene Gabe wieder vor. R. P.

Die Konferenz der Tiere

Erich Kästner hat mit dem Buch dieses Titels ein unbezahlbares Geschenk sowohl den Kindern wie den Erwachsenen gemacht (München, Kurt Desch, DM 6,50). Das Buch ist nach einer Idee von Jella Lepmann geschrieben und mit unübertrefflichen farbigen Bildern von Walter Trier geschmückt. Dieses von einem in gewissem Sinne tragischen Humor des Herzens geschriebene Buch ist eine einzige Anklage gegen die Torheit und Verblendung der Menschen und ein Manifest für den Frieden unter den Völkern um der Kinder aller Völker willen. Den vernünftigen Tieren war es zu dumm geworden mit den ewigen ergebnislosen Konferenzen der Staatsmänner,

denen schließlich wiederum nichts anderes einfiel als der Ausweg der Dummen: der Krieg. Der Inhalt mit seinem ganzen Reichtum an Humor und scharfer Kritik ist in einer Rezension nur anzudeuten. Wer eine wirklich innerliche Freude sich bereiten will, der greife zu diesem Buche. Er wird Erich Kästner, Jella Lepmann und Walter Trier von Herzen dankbar sein.

R. P.

Geschichte einer Straße

Im Wirrwarr der Nachkriegszeit ist ein Jubiläum still vorbeigegangen, das wohl in jedem seine Stadt liebenden Berliner sentimentale Erinnerungen geweckt hätte: der dreihundertjährige Geburtstag der Straße „Unter den Linden“. Hauptstraßen großer Städte, wie die Linden, die Champs Elysées und der Broadway mit ihrem pulsierenden Leben, haben schon immer dazu verlockt, im Spiegel ihrer Entwicklung die Geschichte der großen Metropolen nachzuzeichnen. Dieser Verlockung ist auch Claus Siebenborn erlegen und hat mit seinem liebevoll geschriebenen Büchlein „Unter den Linden“ — ein galanter Bilderbogen um Berlins berühmte Straße — die Biographie der Straße und gleichzeitig Berlins verfaßt. Die Biographie beginnt und endet in Ruinen, damals, 1647, wie heute hatte ein furchtbarer Krieg seine Spuren tief ins Antlitz der Stadt eingegraben. Wir verfolgen den Weg der „Linden“ von der Allee vor den Toren bis zur weltbekannten Prachstraße. Gleichzeitig aber zieht an uns vorbei die Entwicklung Berlins von der unbedeutenden kurfürstlichen Residenz zur Metropole. Trotz einiger sprachlicher Schwerfälligkeiten werden viele Berliner das Büchlein, das eine

wertvolle Ergänzung zur schon vorhandenen Literatur über Berlin darstellt, gern in ihren Bücherschrank stellen (Berlin, Oswald Arnold Verlag, geb. DM 8,50).

P. E. P.

Trösterin Musica

Auf Dünndruck-Papier sauber gedruckt liegt jetzt in einem ansehnlichen Leinenband die Neuauflage der lebendigen, geistreichen, mit der Anmut der Weisheit tiefschürfenden Musikbetrachtungen Alexander Berrsches vor: „Trösterin Musica“ (München, Verlag Hermann Rinn, 776 S.). Die niedergeschriebenen Gedanken geben nicht nur eine Übersicht über das Musikgeschehen zwischen 1910 und 1940, sondern sie bieten die Fülle eines Lebens, dessen Schicksal die Musik war. Die Neuauflage ist durch die Hinzufügung einiger Aufsätze und eines Nachwortes von Hans Rupé ebenso bereichert worden wie durch den Fortfall des teilweise sehr peinlichen Vorworts der Erstauflage von Karl Alexander von Müller. Die „Trösterin Musica“ tröstet in höherem Sinne auch diejenigen, die dem wohl aus Generationsgründen bedingten schiefen Urteil über Strawinsky, Hindemith u. a. nicht zustimmen.

H.-E. H.

Albert Schweitzer

Zwei wesentliche Bücher zum 75. Geburtstag Albert Schweitzers sind in Deutschland erschienen: „Albert Schweitzer“, eine Biographie von Rudolf Grabs (Berlin, Steuben-Verlag. DM 15,80), und „Albert Schweitzer: Der Urwalddoktor von Lambarene“, von Marie Woytt-Secretan (München, C. H. Beck-Verlag.

25 Abbg. DM 8,—). Mit tiefem Verständnis und Liebe wird Grabs der Persönlichkeit und dem beispiellosen Lebenswerke Schweitzers gerecht und läßt es uns miterleben bis zum Jahre 1948, also auch die letzten zehn Jahre in Lambarene. Eine Übersicht über die Lebensdaten und die Werke Albert Schweitzers ist beigefügt. Marie Woytt-Secretan, die mehrere Jahre im Urwaldspital unter ihm gearbeitet hat, erzählt in sympathischer Schlichtheit von ihren Erlebnissen mit Schweitzer. Sie würdigt in erster Linie den Arzt und den Menschen, während in dem Buche von Grabs auch der Musiker, Philosoph und Theologe Schweitzer plastisch hervortritt. Solche Bücher sind für unsere Jugend eine geeignetere Lektüre zur Erziehung zum echten Menschentum als Biographien großer Soldaten.

D. R.

Wege zur Antike

In der „Bücherei der Bildung“ ist von Fritz Taeger „Die Kultur der Antike“ erschienen (Köln-Marienburg, Hermann Schaffstein. DM 5,50). Mit dankbarer Freude wird jeder, der seine beiden Bände „Das Altertum“ kennt, die uns in der Zeit des geistigen Dunkels ein Trost und ein Zeugnis für das Schaffen echter deutscher Gelehrsamkeit waren, diesen Führer zum Verständnis der Antike begrüßen. Nur ein Mensch, der die Antike bis ins Letzte kennt wie Taeger, ist in der Lage, auf 152 Seiten alles das zu bieten, was die Grundlagen der antiken Kultur bildet. In der ersten Abteilung schildert er den antiken Menschen und seinen Lebensraum und untersucht die Frage, welchen Beitrag die einzelnen Völker zur Gesamtkultur geliefert haben. In der zweiten Abteilung

wird dann der geschichtliche Ablauf von den archaischen Kulturen des alten Orients und von Hellas bis zur Spätantike geschildert, um dann die Gegenwart und ihre Beziehung zur Antike zu untersuchen. Taeger schließt mit den Worten, daß wir, wenn wir weltoffen sind, uns selbst ganz treu sind. „Dann dürfen wir hoffen, die echte griechische Humanitas in neuer Prägung zu verwirklichen und in freiwilliger Bindung an die Gemeinschaft von Volk und Menschheit und in der Beugung vor Gottes Gesetz die dunklen Mächte zu überwinden und die hellen Kräfte zu schöpferischer Tat zu entbinden.“ Die beigefügte Zeittafel und die Karte über die Kultusstätten der Antike bedeuten eine Bereicherung.

R. P.

Gesamtausgaben und Auswahl

Im Biederstein-Verlag, München, hat das Erscheinen einer Gesamtausgabe der Werke von Nicolai Lesskow begonnen. Zwei Bände liegen bereits vor: „Charaktere und Sonderlinge“ (DM 11,50) und „Geschichten vom Lande“ (DM 9,80). Es ist die 2. Auflage der Werke dieses bedeutenden russischen Dichters, deren erstes Erscheinen wir lebhaft begrüßten, weil seine Werke den Zugang zum Wesen des wahren russischen Volkes ebnen, und weil er ein großer Dichter ist. Die Ausgabe soll sechs Bände umfassen. Herausgeber ist Johannes von Guenther. Als nächster Band soll im Herbst der Band „Leidenenschaften“ erscheinen, der sechs der Romane bringen wird. Einer besonderen Empfehlung bedarf Lesskows Werk nicht.

Von Henry von Heiseler Schaffen sind die „Ausgewählten Werke“ (Bad Salzbig und Boppard, Karl Rauch

Verlag. DM 12,80) in einem Bande erschienen, pietätvoll und sorgfältig ausgewählt und eingeleitet von seinem Sohne Bernt von Heiseler. Aufgenommen sind: Gedichte, die Dramen „Die magische Laterne“, „Die Kinder Godunofs“, „Der junge Parzival“ und das Adventsspiel „Die Nacht der Hirten“, von den Erzählungen „Der Begleiter“ und weiter Auszüge aus Tagebüchern und Aufsätzen. Eine Reihe von Anmerkungen ist gleichfalls beigelegt. Die echte Menschlichkeit und das Dichtertum Henry von Heiseler's machen diese Auswahl willkommen und wertvoll.

D. R.

Aus der Fülle des Büchereingangs

Wege zu einer echten Begegnung mit Jakob Burckhardt sind immer zu begrüßen, wenn ein Berufener sie zu zeigen versteht. Dazu rechnen wir das Buch von H. Knittermeyer „Jakob Burckhardt. Deutung und Berufung des abendländischen Menschen“ (Stuttgart, S. Hirzel. DM 9,—). Denn Knittermeyer schreibt aus abendländischer Verpflichtung heraus, um den Irrenden mit Jakob Burckhardts grundlegender Bedeutung bekannt zu machen, der stärker als irgendjemand sonst die heraufziehende Krise des abendländischen Menschen, in der wir mitten darin stehen, vorausgeahnt und ihre Gründe blosgelegt hat. Das Buch gliedert sich in die Abschnitte: I. Selbstbiographie, II. Der Begriff des Staates, III. Der Begriff der Religion, IV. Der Begriff der Kultur, V. Der Begriff der Geschichte, VI. Das Bild der Antike, VII. Das Bild des Mittelalters, VIII. Die Deutung der Gegenwart, IX. Humanitas. Das Buch will zur Lektüre von Burckhardts Werk hinführen, und nicht sie überflüssig

machen. — So weisen wir auf den Abdruck von Jakob Burckhardts „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ hin, zu dem Hermann Uhde-Bernays das Muster einer Einführung schrieb (Nürnberg, Hans Carl).

Auch die Auswahl aus Fontanes Schaffen ist willkommen, wie alles von diesem seltenen und klugen Menschen: „Lerne Denken mit dem Herzen“ (Heidelberg, Lambert Schneider). Die Auswahl traf Karl Christoffel mit einer wirklichen Kenntnis des Lebenswerkes aus den Gedichten, Romanen, Lebenserinnerungen und Briefen.

Ein fruchtbarer Gedanke ist in der von Marcel Arland zusammengestellten Auswahl französischer Prosa „Von der Liebe“ (Düsseldorf, Diederichs Verlag. DM 9,50) verwirklicht worden. Die Einleitung schrieb Udo v. Alvensleben, die Anmerkungen Kurt Weis. Die gründliche Vertrautheit mit der französischen Literatur befähigte Arland, eine schlechthin überzeugende Auswahl aus dem Schaffen dieses Volkes, das wie kein anderes das Wesen der Liebe ergründet hat, zu treffen. Die Auswahl reicht von Marie de France, von den contes de geste, von Heloisa und Isolde bis zu Barbey d'Aurevilly und stellt ein Kompendium dessen dar, was französischer Geist über die Liebe zu sagen weiß. Es fehlt kein Ton aus der Symphonie der Liebe von der reinen platonischen Liebe bis zur kalten Libertinage, von der Vergötterung der Geliebten bis zur skeptischen Verachtung, von höchster Vergeistigung zum rein Animalischen.

Nicht alle, die Rudolf Alexander Schröder als Dichter und als den großen Übersetzer verehren, wissen

um seine „Geistlichen Gedichte“ (Berlin-Zehlendorf, Suhrkamp. DM 15,—). Nach dem ersten Weltkrieg begann Rudolf Alexander Schröder, nachdem er dem Choral und seinem Wesen durch Essays nahegekommen versucht hatte, mit dem eigenen Schaffen geistlicher Lieder. Die reiche Ernte an Gedichten, von denen viele in die Gesangbücher gehören, ist in sieben Bücher gegliedert: Mitte des Lebens, Mit dem Kirchenjahr, Aus dem Psalter, Morgen und Abend, Dreingabe, Unterwegs, Acht Liederkreise aus den Jahren 1939—1948. Hier ist ein Andachtsbuch aus echt christlichem Erleben geschaffen, das Trost wie Freude in guten und dunklen Zeiten bringen kann. D. R.

Causerien

Von dem Vater der Powenzbände ist als erster Band in der Reihe der gesammelten Schriften in Einzelausgaben der Band „Causerien“ erschienen (Frankfurt/M., Suhrkamp Verlag. DM 12,80). Das ist schon eine erbauliche Lektüre, und jeder, der nur etwas von Penzoldt kennt, wird diese Sammlung sonst verstreuter Schriften gerne zur Hand nehmen. Der Band enthält: Episteln, Der dankbare Patient, Freundliche Begegnung, Die Insel, Münchner Theaterbriefe, Kleines Kunstkabinett, Tröstung. Es ist eine Fülle von Lebensfreude und -weisheit darin, ein spielerischer Humor, nicht immer ohne Schwere und viel Liebe für Menschen, Tiere und Landschaften. Ein Buch, zu dem man immer wieder gerne greifen wird, um von der heiteren Lebenserfahrung Penzoldt's zu profitieren. D. R.

„Der Eiserne Hammer“

Es wird allgemein lebhaft begrüßt werden, daß die wohl bekannte und beliebte Sammlung „Der Eiserne Hammer“ aus der Langewiesche-Bücherei (Königstein, Karl Robert Langewiesche) in guter Ausstattung und mit ausgezeichneten Reproduktionen und knappen Texten wiederum erscheint. Uns liegen vor: „Der Dom zu Naumburg“ mit ein führendem Text von Leo Bruckers und Aufnahmen von Walter Hege, „Vierzehnheiligen“, wohl die schönste und fröhlichste deutsche Barockkirche, Text von L. Schürenburg und Aufnahmen von Helga Schmidt-Glasner, und „Moritz von Schwind“ mit 31 meist farbigen Bildern und Text von Harald Busch. Der Preis von DM 2,40 je Band ist angemessen und erleichtert die Anschaffung der gerade für Geschenkw Zwecke geeigneten Büchlein. D. R.

75 Jahre Deutsche Medizinische Wochenschrift

Die bekannte „Deutsche Medizinische Wochenschrift“, die ein Jahr später als die „Deutsche Rundschau“ von Dr. Paul Börner gegründet wurde und damals im Verlag von G. Reimer in Berlin erschien, später bei Georg Thieme in Leipzig und nach dem Zusammenbruch von dem gleichen Verlag nun in Stuttgart herausgegeben wird, hat zu ihrem 75. Jubiläum eine Ausgabe auf holzfreiem Papier erscheinen lassen. Der Rechenschaftsbericht in der redaktionellen Einleitung und die Beiträge der Mitarbeiter zeigen, daß die Zeitschrift mit Fug und Recht ihre internationale Geltung wieder beanspruchen kann. D. R.

AUFRUF DER DEUTSCHEN AKADEMIE FÜR SPRACHE UND DICHTUNG

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung ist als ein Gemeinschaftswerk der Deutschen gegründet worden. Die deutschen Dichter und Schriftsteller, die sich in ihr zusammengefunden haben, um unsere Sprache und unsere Kultur vor dem drohenden Niedergang zu bewahren, setzen die Bereitschaft der ganzen deutschen Sprachgemeinschaft voraus, an diesem großen Werk mitzuhelfen. Auf diese Hilfe kommt es wesentlich an. Daher hat die Akademie auf ihrer Tagung am 17. und 18. März in Stuttgart beschlossen, sich an alle Freunde ihrer Arbeit mit der Bitte zu wenden, sie durch freiwillige Spenden zu unterstützen. Ein Kuratorium, bestehend aus Freunden der Akademie, wird sich bilden, um das Präsidium bei der Verwendung der eingehenden Stiftungsgelder und Spenden zu beraten. Da die Akademie als eine Stiftung des deutschen Volkes gedacht ist, können auch kleinste Spenden dazu beitragen, ihre Aufgaben zu verwirklichen. Einzahlungen unter der Bezeichnung „Konto Akademie“ auf Postscheckkonto München Nr. 188 58 des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller, München.

Ein Schritt vorwärts

Die erste persönliche Reaktion, die der Vorschlag des französischen Außenministers Robert Schuman auslöste, war Freude und Erleichterung, weil endlich von der Seite aus, bei der die Initiative bleiben muß, ein praktischer Vorschlag zur Verwirklichung des Vereinten Europa erfolgte. Aber gebrannte Kinder scheuen das Feuer, und man hat es sich längst abgewöhnt, vom Gefühl das nüchterne Urteil beeinflussen zu lassen. Die Erfahrung bestätigt ja auch, daß selbst die fruchtbarsten Pläne, zu denen man öffentlich nicht gut Nein sagen mag, in Kommissionen durch geschicktes Verfahren und andere Mittel ein elegantes Begräbnis finden können.

Der Vorschlag könnte mit einem Schlage die ganze politische Weltlage ändern. Das Aufsehen, die Zustimmung und die Skepsis, die er in verschiedenen politischen Zentren der Welt hervorgerufen hat, kennzeichnen seine epochale Bedeutung. Schuman hat als einer der wenigen leitenden Staatsmänner der Gegenwart den Mut, in den Gedankengängen von morgen zu denken und aus ihnen die praktischen Konsequenzen zu ziehen.

Wenn man einmal fünf oder auch nur zwei Jahre zurückdenkt, so kann man aus dem Vergleich mit damals den revolutionären Charakter des Plans und den ungeheuren Fortschritt erkennen, der sich zum Teil im Stillen im Bewußtsein der Menschen vollzogen hat. Was damals noch als Utopie erschien, ist heute eine geistige Realität, der bei entschlossenem Handeln auch bald leibhafte Gestalt gegeben werden kann. Das zu versuchen, ist allein schon ein großes Verdienst des französischen Staatsmannes.

*

Es ist schon lange die Ueberzeugung aller an einem Vereinigten Europa wirklich interessierten Kreise, daß dieses Europa nur entstehen kann, wenn zwischen Frankreich und Deutschland nicht nur eine endgültige

Flurbereinigung, sondern ein echter Zusammenschluß durchgeführt wird. Ein Haupthinderungsgrund war auf französischer Seite immer die bei der Mentalität bestimmter deutscher Kreise verständliche Besorgnis vor einer neuen Aufrüstung Deutschlands und in ihrer Folge vor deutschen Revanchegelüsten. Bei richtiger Einschätzung der ressentimentbestimmten Einwände gegen Deutschland war es dem Einsichtigen klar, daß der gradeste und sicherste Weg zu einer Ueberwindung der Schwierigkeiten zwischen beiden Völkern der wirtschaftliche sein müßte, dem erst später die politische Annäherung folgen könnte. Nun hat Robert Schuman den Mut gehabt, dieser Frage mit einem praktischen Vorschlag näher zu treten.

Dieser Vorschlag bedeutet das Abwälzen von Steinen ernstester Sorge von den Herzen der Männer, die sich über die Größe der bolschewistischen Bedrohung nicht täuschen und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es für Europa nur die eine Alternative gibt: entweder schnellster Zusammenschluß und dadurch die Rettung Europas — oder gemeinsamer Untergang. Die richtige Entscheidung kann nur der treffen, der die Größe der Gefahr richtig erkannt und infolgedessen nicht an Begriffen des überalterten nationalstaatlichen Denkens und an einem durch die Zeit längst entkernten und schief gewordenen Souveränitätsideal klebt. Diese Menschen wissen, daß es nicht um die Bewahrung traditionsgebundener Vorstellungen geht, sondern darum, ob die noch freien Völker künftig weiter in Freiheit werden leben können. Auf die Widerstrebenden treffen ebenso wie auf diejenigen deutschen Politiker, die sich in Parteigezänk verlieren, Heinrich von Kleist's Verse zu:

„Es bricht der Wolf . . .

In deine Hürde ein, und deine Hirten streiten

Um eine Handvoll Wolle sich.“

Den Mongolensturm und die bolschewistische Ideologie wird man nicht mit Gedanken und Mitteln von vorgestern aufhalten, sondern nur mit der mutigen Verwirklichung den von der geschichtlichen Entwicklung geforderten neuen Formen des staatlichen Seins und Denkens.

*

In USA ist die Initiative Schumans durchweg begrüßt worden, ebenso in Italien, während in England wie bisher stets gegenüber dem Vereinigten Europa eine bemerkenswerte Zurückhaltung sich zeigt. Aus Deutschland kam, soweit es sich heute übersehen läßt, ein durchaus zustimmendes Echo sowohl aus den Kreisen der Politik wie aus denen der Wirtschaft.

Der Gedanke, durch diesen Zusammenschluß und eine stufenweise Angleichung von der Wirtschaft aus ein für alle Mal die Möglichkeit eines

Kriege zwischen Frankreich und Deutschland auszuschließen, hat etwas Faszinierendes für die überwältigende Mehrzahl des deutschen Volkes. Es muß auch einmal gesagt werden, daß Frankreichs Politiker wieder einmal die deutschen geschlagen haben. Diese hatten nicht die Größe, bei der Erörterung des Ruhrstatuts und der Saarfrage für die Zukunft Opfer zu bringen, die der Gegenwart schmerzlich sind, und nicht den Mut, in richtiger Einschätzung der deutschen Wirklichkeit dem deutschen Nationalismus jede Konzession zu verweigern. Nun bietet Schuman einen großzügigen Verzicht seines Landes auf bestimmte wirtschaftliche Souveränitätsrechte im Interesse Europas an.

*

Man darf die Hoffnung auf eine Verwirklichung dieses einzig zum Ziel führenden Weges nicht zu hoch spannen. Die ganze Frage ist viel zu komplex, um heute schon praktische Einzelheiten der Durchführung zu erörtern, die schwierig, aber durchaus möglich ist. Die Widerstände der Männer von gestern werden nicht gering sein. Aber Bresche ist nun geschlagen, und eine klare Scheidung der Geister wird eintreten. Jetzt wird es nicht mehr möglich sein, mit dem Munde die Schaffung Europas als Notwendigkeit zu bejahen und zugleich die praktische Verwirklichung durch politische Winkelzüge zu verhindern. Das trifft in erster Linie auf England zu, gegen dessen gegenwärtige Regierung der begründete Verdacht besteht, das Vereinigte Europa nicht zu wünschen. Es geht aber auch die sozialdemokratische Partei Deutschlands in besonderem Maße an, denn jetzt muß ihre Führung zeigen, ob sie endlich den Weg der schöpferischen Opposition — und das heißt der Mitarbeit in den großen Fragen — gehen will oder es vorzieht, aus parteitaktischen Gründen lediglich Obstruktion zu treiben.

Die deutsche Aufgabe ist es, an der praktischen Verwirklichung des Schuman'schen Plans mitzuarbeiten, ohne sich irgendwie vorzudrängen. Unsere höchste Tugend heißt immer noch Geduld. Ohne die bisher leider nicht geübte Zurückhaltung kann gar zu leicht der Verdacht entstehen, daß wir Europa nicht Europas, sondern spezifisch deutscher Interessen wegen wünschen. Die Zeit müßte auch vorüber sein, daß Bundesminister, deren Ressort mit der Außenpolitik nichts zu tun hat, anstatt die ungeheure Bedeutung des Planes anzuerkennen, in echt deutscher Instinktilosigkeit sofort Ansprüche anmelden auf die Souveränität der Bundesrepublik zu Wasser und in der Luft.

*

Das energische Vorantreiben des Europäischen Gedankens muß Sache anderer Kreise sein. Diese Kreise sind vorhanden.

Nach Abschluß meines Artikels im Aprilheft der „Deutschen Rundschau“: „Demokratie im Angriff“ erhielt ich eine Schrift zugesandt, die deutsche Ausgabe der „Democratia Militans“*). Hier hat sich eine international zusammengesetzte Gruppe gebildet, von klaren Köpfen, die in den Gedanken von morgen denken und den festen Willen haben, nicht in äußeren und inneren Hemmungen, politischen Schwierigkeiten (Resignation, Fatalismus und nebulosem Idealismus) stecken zu bleiben, sondern kämpfend für die Demokratie als Herrscherin in der Welt als ersten Schritt das neue Europa zu verwirklichen. Und diese Bewegung wird von der europäischen Jugend getragen — das ist ihre stärkste Legitimation. Das sind die Menschen, die wir gesucht haben, die Europäer, die fest entschlossen sind, niemals zu resignieren, sondern unbeschadet aller Hemmungen nach der Richtschnur der objektiven Aufgabe und der zu erstrebenden Lösung zu handeln. Sie sind weiter entschlossen, rücksichtslos die Folgerungen aus allen Tatsachen zu ziehen, die für die chronisch gewordene Krise Europas und die nicht abreißende Folge der europäischen Katastrophen verantwortlich sind. Sie verschmähen es, eine Patentlösung anzupreisen, weil es sie nicht gibt. Sie wissen, daß der erste Schritt zum Erfolg die Revolutionierung der Köpfe und der Herzen sein muß, und daß alle Hindernisse auf die Länge dem wirklich intelligenten Geiste nicht zu widerstehen vermögen. Sie wollen mit allen denen zusammenarbeiten, welche durch die schweren Hemmungen sich nicht hypnotisieren lassen, keine unnötigen Fragen stellen, deren Richtschnur einzig und allein die europäische Selbstbewahrung ist, unter der sie die Einheit, ein praktisches Europäertum, kompromißlose Humanität, radikale Umerziehung des Menschen vom nationalstaatlichen zum europäischen Denken und die neue universale Demokratie verstehen.

Sie haben erkannt, daß die Krankheit Europas so tiefe Wurzeln hat, daß Beruhigungspillen mit vorübergehender Wirkung nicht mehr helfen können. Der Europäer muß von neuem glauben, lieben und leben lernen, und ohne eine geistige und geistliche Renaissance wird er niemals die Kraft finden, seines Schicksals Herr zu werden. Sie sind der Ansicht, daß „die liberale oder formale Demokratie ein Mythos, ein fataler Irrtum und letztlich ein verlässlicher Begleiter in die Katastrophe sei. Solange die Demokratie nicht als Inhalt begriffen, als Doktrin und Programm

*) Sie wird herausgegeben von der International Study Group for World Democracy (143 A Fellows Road, London NW 3). Der Vertreter für Deutschland ist Dr. Peter Demetz, IRO Children's Village in Bad Aibling.

erfaßt wird, solange sie keinen Codex des Erlaubten und des Verbotenen kennt und nicht den Mut hat, ihr „Was“ gegebenenfalls zu erzwingen, bleibt ihr Dasein stets bedroht.

Für uns ist die Demokratie nicht nur ein System unter andern, nur ein Ideal, Gefühlssache, Wunsch und Glaube, sondern die einzige objektiv geeignete Methode, alle sozialen Beziehungen und Probleme zu regeln und zu lösen. Wir betrachten die Demokratie als Manifestation des intelligenten Geistes und des ethischen Gewissens. Für uns ist die Demokratie also ein Aufruf zur ständigen Intervention, ein Aufruf, „der Entwicklung“ zu trotzen und die ethisch-rationelle Ordnung zu verwirklichen. Also nicht Laissez-faire oder Neutralität. Sondern „*Democratia militans*.“

*

Es ist eindeutig, daß die europäische Organisation niemals auf der alten Gefühls- und Anschauungslinie entstehen kann oder zu einer Restauration der alten Ordnung führen und als sekundäres Ziel behandelt werden darf. Die echte europäische Organisation verlangt ihre Menschen und ihr eigenes Credo. Für sie bleibt der Nationalist im alten Sinne nur ein Teilmensch, und eine nur teilweise Aufgabe der Souveränität muß abgelehnt werden. Ein kompromißbereites und nur halbes Europäertum zu schaffen — das lohnt nicht die Mühe, ebensowenig wie ein rein platonisches oder akademisches Europäertum in der Lage ist, die erforderliche Aktivität des europäischen Menschen zu entfesseln. Bei der Größe der Gefahr und der Stärke des Feindes bleibt ein europäisches „Minimalprogramm“ sinnlos. Es wird ganz klar ausgesprochen, daß hier unter Europa weder ein neuer Nationalismus, noch eine neue Nation, noch eine Großmacht verstanden wird. Das sind alles überlebte Formen, nichts weiter als eine Modifikation des gegenwärtigen Zustandes, aber nicht etwas schlechthin Neues. Die in der „*Democratia militans*“ vereinigte Gruppe, die sich selbst Europäische Aktivisten nennt, sieht in der Herstellung der europäischen Einheit ihre Lebensaufgabe.

Jetzt sollte sie ihre ganze Energie einsetzen, dem ersten Schritt zur Gesundung Europas, dem Plane Robert Schumans, zur Verwirklichung zu verhelfen.

Dieser Kreis hat auch begriffen, daß für die Schaffung Europas die Bereinigung scheinbar unlöslicher Probleme Voraussetzung ist. So behandelt die uns vorliegende Schrift auch das tschechisch-deutsche Problem, zu dem ein Tscheche Stellung nimmt, der mit den Deutschen zusammenarbeiten will, um für die Zukunft den mörderischen Gegensatz zwischen beiden Völkern ein für alle Mal auszuräumen.

*

An alle Politiker aber ist nun vom französischen Außenminister, der Frankreich wieder zum geistigen Wortführer Europas gemacht hat, der Ruf zur Bewährung ergangen. Wir hoffen, nicht wieder eine verpaßte Gelegenheit registrieren zu müssen.

Der Mensch ist als Mensch auf der Welt, er hat einen freien Willen, mit dem er sich gut und glücklich machen, und mit dem er sich auch zu Grunde richten kann, er hat hiezu ein Gewissen, welches ihm ohne Ausnahme vorschreibt, seine reine Menschlichkeit zu entwickeln, daß heißt, so gut und so vollkommen zu werden, als es für einen Menschen möglich ist. Hievon geht das Gewissen nie und nirgends ab, es stellt diese Forderung an sich selber immer und allzeit als Gesetz auf, weshalb wir sie auch das Sittengesetz heißen, und es verlangt, daß man diese Forderung durch eigene Kräfte, nicht durch fremde Beihilfe erfülle. Folglich gibt die Vernunft auch die Befugnis, zu fordern, daß man von andern nicht in Erfüllung dieses Gesetzes gehindert werde, und daß man die Hinderung mit Zwang hintanhalten darf, und dies ist das Recht. Weil aber jeder Mensch ein Gewissen hat, weil jeder nach der höchsten Vollkommenheit streben soll, so gibt die Vernunft jedem die gleiche Befugnis, in seiner Menschlichkeit nicht gestört werden zu dürfen, und dies ist das allgemeine menschliche Recht. Es kann so ausgesprochen werden: Recht ist ein solches Verhalten der Menschen, wodurch alle als Personen, das heißt nach höchster sittlicher Vollkommenheit strebende Wesen, nebeneinander bestehen können. Als oberstes Rechtsgebot könnte man es so sagen: Enthalte dich jeder Handlung, wodurch ein anderer in seiner Persönlichkeit, das heißt in seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit, gestört werden würde. Unser Heiland und Lehrer, Christus, hat es einst so ausgesprochen: „Was du nicht willst, daß es dir geschehe, tue du auch dem andern nicht.“

Albert Stifter. Vom Recht.

ARVID DE BODISCO

Europäische Union und Afrika

Ein weltpolitisches Problem

Seit den allerersten Anfängen der Geschichte unseres Kontinents, beginnend mit Kreta, ist Afrika eng mit Europa verbunden. Alle staatlichen, verkehrs- und handelstechnischen Strukturen um das Mittelmeer stützten sich von jeher längs der afrikanischen Nordküste auf eine Reihe von wichtigen Niederlassungen, Häfen und Befestigungen zwischen dem Nildelta und den „Säulen des Herkules“. Schon lange vor dem römischen Zeitalter waren diese Niederlassungen zu mächtigen Faktoren angewachsen. Die kommenden Jahrhunderte brachten Kämpfe gegen die neuen Machthaber in Nordafrika, aber die enge Verbindung mit Europa ist nie unterbrochen worden. Heute reichen Europas Interessen über den Küstenstrich hinaus bis zur äußersten Südspitze des riesigen schwarzen Kontinents.

Nichts wäre also natürlicher, als daß sich die Initiative der Europäischen Union auch weitestgehend auf die afrikanische Verlängerung unseres Kontinents stützte, bzw. zumindest den vitalen Interessen Europas und der gegenseitigen Verbindung Rechnung trägt. Aber gegen jede Vernunft und gegen jede Weitsicht ist das nicht der Fall.

Nachdem die Begründer des Europa-Rates von Straßburg Afrika a priori in der Struktur dieses Organismus unberücksichtigt gelassen hatten, überboten sie diesen Kardinalfehler durch einen geradezu unfäßlichen Affront. Im August 1949 beantragte der französische Delegierte Diop, ein Afrikaner, die Bildung einer „Kommission für überseeische Territorien“. Mit stichhaltigen Argumenten, seine Rede bis zum Pathos steigernd, trat er zugunsten der Einschließung Afrikas in das Werk der Europäischen Union ein: „Seit dem Berliner Vertrag vom Jahre 1885“, führte er des Nähern aus, „als Afrika in Einflußgebiete der europäischen Mächte eingeteilt wurde, ist es zu einer Verlängerung, zu einer Filiale

Europas geworden. Von Algier über den Kongo bis zum Kap der Guten Hoffnung und von Dakar bis Kenya ist Afrika eine im Raum ausgedehnte Projektion Europas: politisch, wirtschaftlich und sozial. Krieg und Frieden in Europa bedeuten Krieg und Frieden in Afrika. Wirtschaftliche Prosperität in Europa bedeutet dasselbe für Afrika. Alle Nervenstränge, die das politische, wirtschaftliche und soziale Leben Afrikas befehligen, sind unmittelbar mit dem Gehirn Europas verbunden. Es handelt sich für uns nicht darum, ein Mittel zu erfinden, um uns in die Kolonialpolitik dieser oder jener Nation einzumischen. Wir sind entschlossen, unsere Zeit nicht mit dem Kritisieren der Vergangenheit zu verlieren. Worauf es ankommt, ist der Aufbau einer gerechten Zukunft auf dem soliden Boden der wirtschaftlichen und sozialen Realitäten.“ — Dieser Vorschlag Diops — man sollte es kaum für möglich halten — wurde mit 44 Stimmen gegen 41 bei 6 Stimmenthaltungen abgelehnt. Es fehlte zwar nicht an Interventionen zugunsten des Vorschlages. Einer der Delegierten, der die seriösesten Argumente ins Feld führte, war der Präsident des Auswärtigen Ausschusses der Französischen Nationalversammlung, Edouard Bonnefous: „Wenn Europa sich nicht dazu entscheidet“, sagte er, „rasch die notwendigen Maßnahmen in den überseeischen Territorien einzuleiten, so werden andere dies tun. Was sage ich? Andere sind schon dabei, es zu tun.“ — Bonnefous schloß seine Rede mit dem sehr bemerkenswerten Satz: „Das Erwachen der afrikanischen Eliten rechnet mit nicht unbeachtlichen Sympathien jenseits des Atlantischen Ozeans (in den USA), und zwar nicht nur in gewissen Kreisen der Neger, sondern auch in Geschäftskreisen. Andererseits rechnet es mit den Sympathien Sowjetrußlands, das die rassischen und nationalen Forderungen in Afrika unterstützt. Schon aus diesen Gründen sollten die Europäer zu einer gemeinsamen Aktion in Afrika schreiten.“

Unter den Vorkämpfern der Europäischen Union hat es schon seit den dreißiger Jahren Persönlichkeiten gegeben, die für eine gemeinsame Aktion Europas in Afrika eintraten. Die prominenteste unter ihnen war der italienische Senator Giuseppe de Michelis, Präsident des Internationalen Landwirtschafts-Instituts, der auf dem Europäischen Wirtschaftskongreß in Brüssel im Mai 1935 eine groß angelegte wirtschaftlich-soziale Gemeinschaftsaktion Europas in Afrika forderte. Nach de Michelis sollten neben den Kolonialmächten auch alle Staaten Europas (ohne Kolonien*) an dieser Initiative beteiligt werden, und die Zentralkommission sollte in die Hände des 1930 von Briand gegründeten Studienausschusses für die

*) Das freie Europa von heute zählt 140 Millionen Einwohner der kolonialbesitzenden Staaten und 130 Millionen Einwohner der Staaten ohne Kolonien.

Europäische Union gelegt werden. Aber schon seinerzeit scheiterten alle konstruktiven Vorschläge. Und die heutige Einstellung des Europa-Rates ist alles andere als ermutigend.

In allen seinen Teilen bietet Afrika heute größte internationale Aktualität. Sowjetrußland betreibt eine intensive Propaganda, zu deren Bekämpfung die „OCTA“ (Organisation de Coopération Technique en Afrique) einen besonderen „Intelligence Service“ einrichten mußte; Nordamerikas Anwesenheit in Afrika nimmt immer greifbarere und sensationellere Formen an, und die Kolonialmächte selbst überbieten sich in Vier-, Fünf- und Zehnjahresplänen in den von ihnen betreuten Territorien. Beginnen wir mit dem letzteren. Der französische Plan für die „Industrie-Zone Nr. 1“ zwischen Marokko, Algier und der Sahara eröffnet Horizonte von bisher ungeahnter Weite für die Gewinnung von Bodenschätzen; der Bau der Transsahara-Eisenbahn wird die Nordküste mit dem Nigertal verbinden; die Modernisierung von Dakar beruht auf einem Projekt, das aus diesem Hafen Französisch-West-Afrikas das größte Handelszentrum der Westküste machen soll, von einer Ausdehnung (35 Quadratmeilen), die der Stadt Paris gleichkommt. Der Fünfjahresplan für Tunesien gilt der Mechanisierung der Landwirtschaft in größtem Stile und der Erhöhung der Ernteerträge (vorzugsweise Weizen, Gemüse, Wein und Oel). Für die Gesamtheit der französischen Kolonien bewilligte das Parlament weitere 125 Milliarden für Ameliorationsarbeiten. Der Zehnjahresplan für Belgisch-Kongo kostet 50 Milliarden B-Franken, ein Betrag, der jedoch zur geplanten Durchführung der Elektrifizierung noch stark erhöht werden dürfte. England seinerseits hat einen Plan zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion seiner afrikanischen Kolonien ausgearbeitet, der sogar die Vertreter des Interamerikanischen Handels- und Produktionsrates in Washington beunruhigt: innerhalb von drei Jahren könne, so meinte man, die Erzeugung der britischen Kolonien an Vieh, Pflanzenölen, Kaffee, Kakao, Tabak und Mineralien eine gefährliche Konkurrenz für die mittel- und südamerikanischen Exportmärkte bedeuten. Auch in den spanischen und portugiesischen Kolonien Afrikas sind in der letzten Zeit großangelegte Ameliorationsarbeiten und Industrieanlagen begonnen worden. In ganz Afrika sind Elektrifizierungsarbeiten im Gange, werden die Häfen erweitert und neue Schiffswerften gebaut.

In allen diesen Arbeiten sowie am Transportwesen sind außer den Kolonialmächten selbst auch zahlreiche europäische Staaten ohne Kolonien beteiligt. Aber zu den Interessenten ist seit dem letzten Kriege eine Macht dazugetreten, deren Initiative in Afrika eine entscheidende Wendung in der Weltpolitik ankündigt: die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nordamerikas Anwesenheit in Afrika bedeutet: wirtschaftliches Eindringen, strategische Vorbereitung, und hier und da Anregung von Unabhängigkeitsbestrebungen. Es ist bekannt, daß die Vereinigten Staaten in Liberien und Abessinien eine zumindest sehr einflußreiche Rolle spielen; daß die Uran-Gewinnung in Belgisch-Kongo praktisch USA-Monopol ist; daß die nordamerikanische Industrie erhebliche Teile des Marktes für landwirtschaftliche Maschinen erobert hat; daß ein Konsortium von USA-Bankiers mit einer französischen Bankgruppe über die Investierung amerikanischen Privatkapitals in Afrika verhandelt usw. Washingtons diplomatischer Apparat, der in Afrika durch zahlreiche neue Konsulate vergrößert worden ist, entwickelt eine rege Aktivität von der Südafrikanischen Union bis Aegypten; im State Department wurde eine neue Afrika-Abteilung gegründet; der „Punkt 4“ des Truman-Planes sieht finanzielle und technische Hilfe für die „schwach entwickelten Territorien“ vor: dies gilt sehr wesentlich Afrika. Eine nordamerikanische Aktiengesellschaft, „Overseas Consultants“, operiert mit Hilfe eines großen Stabes von industriellen und wirtschaftlichen Experten unter Leitung von Mr. Clifford S. Strike, der früher in den englischen Kolonien für die Regierung der USA tätig war, und im internationalen Territorium von Tanger bauen die USA eine Radio-Sendestation von buchstäblich gigantischen Ausmaßen. Die kürzlich gegründete und vorhin schon erwähnte OCTA, der Vertreter Frankreichs, Englands, Belgiens, Portugals, Rhodesias und der Südafrikanischen Union angehören, wurde beauftragt, in Beziehung zum Bureau des State Department in Washington zu treten, das sich mit der Bearbeitung des „Punktes 4“ (Truman-Plan) befaßt. Die lebensgefährlich bedrängten Italiener in Eritrea wandten sich im März dieses Jahres mit der Bitte um Hilfe nicht etwa an England oder Frankreich, sondern an die USA. Das Geld der USA rollt in Afrika, überall und reichlich. Aber wir haben auch gesehen, daß die Nordamerikaner durchaus imstande sind, Kreditanträge abzulehnen, wenn die Bedingungen ihnen nicht gefallen: so geschah es im Dezember 1949, als die „Internationale Bank für Wiederaufbau“ plötzlich ihre Verhandlungen mit einer britischen Gesellschaft für koloniale Ameliorationsarbeiten abbrach.

Die Anwesenheit Nordamerikas in Afrika ist an sich weder ein wirtschaftliches Absurdum noch a priori eine Gefahr für die höheren Interessen Europas. Aber es kommt auf die letzten Absichten der Nordamerikaner an, und ebenso sehr auf die Fähigkeit Europas, sich in der afrikanischen Frage zu einigen. In der „Tribune de Genève“ schrieb kürzlich Paul du Boche: „Nach dem letzten Kriege haben die Vereinigten Staaten die hohe strategische Bedeutung und die außerordentlich großen

wirtschaftlichen Möglichkeiten Afrikas sehr wohl verstanden. Unter dem Vorwand des Kampfes gegen das Ueberleben des „Kolonialismus“ suchen die diplomatischen, konsularischen und wirtschaftlichen Agenten Nordamerikas Gelegenheiten, um sich in die Verwaltung der europäischen Kolonien einzumischen. In dieser Politik der friedlichen Durchdringung stützt sich die Washingtoner Regierung auf den „Punkt 4“ des Truman-Planes. Wenn nötig, zögert der Präsident nicht, die UNO in sein Spiel einzufügen, und dies ist eine der seltenen Gelegenheiten, in denen er auf Sowjetrußland rechnen kann.“

Bei der Uneinigkeit Europas und dem absoluten Mangel an Solidarität in der afrikanischen Frage gibt die nordamerikanische Aktivität im schwarzen Erdteil doch sehr zu denken. Das umso mehr, als hier und da in den USA Pläne auftauchen, die Europa schon jetzt, ohne das Unglück eines etwaigen dritten Weltkrieges abzuwarten, überhaupt gänzlich aus Afrika ausschließen. So ist es zum Beispiel im Plan von Professor Einstein der Fall, der die arabische Welt in einem „Afrasia“ vereinigt sehen will (Nordafrika und der Nahe Osten) und alle Gebiete südlich der Sahara in einer Südafrikanischen Union. Dieser Plan wurde unter Mitwirkung einer Gruppe von Professoren der Universität Chicago ausgearbeitet. Offenbar ist die Fähigkeit Europas, Afrika à la longue als Hinterland bzw. als historische Verlängerung zu behaupten, amerikanischerseits so minimal eingeschätzt, daß der gesamte europäische Kolonialbesitz einfach abgeschrieben wird. Das aus einem dritten Weltkrieg entstehende Chaos wäre der Aufrechterhaltung der europäischen Interessen in Afrika gewiß nicht zuträglich. Daß aber heute schon der afrikanische Kontinent ohne jede Befragung Europas aufgeteilt wird, um die Gesamtheit des Kontinents in gänzlich neue internationale Einflußsphären zu verschieben, ist eine Angelegenheit, der ein seiner historischen Mission bewußtes Europa nicht passiv zusehen dürfte. Die Europäische Unionsbewegung und ihre offizielle Emanation, der Europa-Rat von Straßburg, sind sehr weit davon entfernt, dem afrikanischen Problem die ihm gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Vielleicht denken manche Engländer, daß in kritischer Stunde das Prestige eines geeinten Europas dem britischen Empire sehr nützlich, ja vital notwendig werden könnte. Deswegen wird in der Europäischen Unionsbewegung häufig in sehr allgemeiner Form von den „Associated Overseas Countries“ gesprochen, aber nie von einer gemeinsamen Politik in Afrika, und übrigens ebensowenig von einer europäischen Einstellung zu dem Kolonialproblem in Amerika, wo ein großer Teil des Restes des europäischen Besitzes mit fliegenden Fahnen in die Dollar-Zone hinüberwechselt. Angesichts des Verlustes der

europäischen Stellungen in Asien und der Schwächung der europäischen Stellungen in Amerika gewinnt das afrikanische Problem erstrangige Bedeutung, sowohl wirtschaftlich und strategisch als auch für die große historische Linie. Wenn die Europäische Unionsbewegung nicht verstehen sollte, die Interessen unseres Kontinents in Afrika anzukündigen und aufrechtzuerhalten und zu einer großzügigen Lösung der Frage einer Gemeinschaftsaktion bei freiem Niederlassungsrecht für alle Europäer zu gelangen, so wird Europa eine sehr große Chance, die ihm verblieb, verlieren: die Bindung mit Afrika, die von Griechen, Römern und Byzantinern durch alle Stürme hindurchgerettet wurde und stets eine Hauptsorge der großen Monarchen und weitblickenden Staatsmänner Europas war.

Ich respektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das **Werdende**, denn eben dies Werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen. Sich abschließen heißt sich einmauern, und sich einmauern ist Tod.

Theodor Fontane.

ERICH VON SELLE

SABOTAGE?

Die Verunglimpfungen des Andenkens der Männer vom 20. Juli und des deutschen Widerstandes durch die Hedler, Remer, Wonne-row und Genossen beweisen, daß die Nazi-Propaganda, so handgreiflich dumm sie in vielen Stücken war, auch heute noch ihre Wirkung tut. Da der „größte Feldherr aller Zeiten“ ja unfehlbar war, mußten alle Rückschläge, Niederlagen und der Zusammenbruch die Folgen von Sabotage sein. — In Wahrheit war die Niederlage schon allein wegen des überlegenen Rüstungspotentials der Alliierten unvermeidlich, deren militärische Führung auch nicht ständigen Eingriffen eines verbrecherischen Dilettantismus ausgesetzt war. An diesen Eingriffen waren außer Hitler die Gauleiter, Himmler, Göring, Ribbentrop, Goebbels und andere Parteigrößen beteiligt. Es hat nicht an Versuchen aufrechter Militärs gefehlt, solches Hineinfuschen von Dilettanten unwirksam zu machen. Sie fanden aber bei der militärischen Spitze keine Unterstützung. Bei so manchem der leitenden Militärs setzte aber die Kritik an Hitler erst dann ein, als die militärischen Erfolge ausblieben. An diesem Tatbestand ändern weder das Buch des englischen Generals Young über Rommel noch geschickt gemachte Berichte deutscher „Widerstandskämpfer der zwölften Stunde“ irgend etwas. Ihr Gewissen hat sie nicht zum Widerstand gezwungen, sondern lediglich die unvermeidliche Niederlage. Wir verweisen noch einmal auf das Buch von Jürgen Thorwald „Es begann an der Weichsel“, in dem mit einwandfreiem Material bewiesen wird, daß militärische Führer wie Guderian, Schörner u. a. die Ausführung von Hitlers Befehlen auch dann noch durchsetzten, als sie selber eingesehen hatten, daß er unzurechnungsfähig war. Es ist weiter zu berücksichtigen, daß schwere Fehler auch in der Führung bei einer Wehrmacht unvermeidlich waren, die nicht organisch gewachsen, sondern mit übereilten Improvisationen aufgebaut und aufgebläht war und deren Führernachwuchs wie in jedem länger dauernden Krieg sich automatisch verschlechterte. Um der böartigen Legende von der Sabotage entgegenzuwirken, geben wir einem Offizier das Wort, der bei Kriegsbeginn Hauptmann, bei Kriegsende Oberstleutnant war und einen Tatsachenbericht auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen bei der Luftwaffe, beim Heer, an der Front und in den Stäben geschrieben hat.

Die Redaktion.

Die Beurteilung der politischen Lage bei Kriegsausbruch

Einer der ersten, aber schwersten Eingriffe ging kurz vor Beginn des Krieges von Ribbentrop aus. Admiral Canaris, der Chef des Amtes Ausland / Abwehr im OKW hatte Hitler seine Ansicht unverblümt dahingehend zum Ausdruck gebracht, daß bei einer bewaffneten Auseinandersetzung mit Polen die Westmächte in den Krieg eintreten und Italien nicht sofort auf Deutschlands Seite treten würde. Ribbentrop wies diese Ansicht in schroffster Form zurück. Man könne wieder einmal sehen, daß Soldaten nichts von Politik verständen. Ciano habe ihm gerade vor einigen Tagen erklärt, daß Italien jedem Gegner Deutschlands in derselben Stunde den Krieg erklären würde und am selben Tage marschieren würde. Die Westmächte hätten bei der Rheinlandbesetzung gerast, bei Oesterreich geschrien, bei der Sudetenunternehmung gegrollt und bei der Tschechoslowakei lahm widersprochen. Im Falle Polens würden sie nicht einmal zu flüstern wagen. Canaris entgegnete ganz sachlich, daß seine Informationen aus Italien anders lauteten, man müsse sich auf horrende Unterstützungsforderungen Mussolinis gefaßt machen, ehe er seiner Bündnispflicht nachkommen würde. Die Westmächte hätten bisher Lärm gemacht, da sie sich zum Handeln nicht fähig fühlten. Ihr Betragen zeige gerade, daß sie nun zum Krieg entschlossen seien.

Am nächsten Tage lief beim OKW eine Mitteilung aus der Reichskanzlei ein, daß die Ausführungen des Admirals Canaris Hitler außerordentlich mißfallen hätten. Eine Woche später gelang es noch einmal, Canaris gegen den Willen des Chefs OKW an Hitler heranzubringen. Er trug dieselben Ansichten noch einmal mit größter Eindringlichkeit vor. Darauf erging aus der Reichskanzlei die Weisung, daß Admiral Canaris ohne besondere Aufforderung durch den Führer nicht mehr zum Vortrag bei ihm zu erscheinen habe. Er war in Ungnade gefallen. Ribbentrop hatte gesiegt.

Die wirtschaftliche Mobilmachung

Beim OKW gab es ein Amt für Wehrwirtschaft und Rüstung unter General Thomas. Dieses Amt hatte mit seinen Außenstellen den Wehrwirtschaftsinspektionen für den Kriegsfall einen sehr genauen Mobilmachungskalender für die Umstellung der Industrie von Friedens- auf Kriegsproduktion ausgearbeitet. Als mit Kriegsbeginn die ersten Maßnahmen automatisch anliefen, fühlte der Wirtschaftsminister Funk sich zurückgesetzt und erwirkte einen der berühmten „Führerbefehle“, wonach

er allein für diese Umstellung zuständig sei, da Soldaten von diesen Dingen erfahrungsgemäß nichts verstanden.

Vier Wochen später rief Minister Funk den General Thomas zu sich und verlangte die Herausgabe des Mobilmachungskalenders. Thomas erklärte ihm, daß Pläne, die von Ignoranten ausgearbeitet seien, für ihn ja wertlos sein müßten. Funk gestand daraufhin, daß er mit der Aufgabe nicht fertig würde und daß man einer Katastrophe entgegensähe, wenn man nicht sofort die kalendermäßigen Vorarbeiten des OKW ablaufen lasse.

General Thomas forderte den Minister nun auf, sein Unvermögen Hitler gegenüber einzugestehen und ihm ehrlich zu erklären, daß er eine Katastrophe vorhersage. Er, General Thomas, habe genügend oft und eindringlich auf unser mangelhaftes wirtschaftliches Potential hingewiesen, er habe jetzt keine Lust, seine Vorarbeiten jemand anderem zur Verfügung zu stellen, der sich dann bei unausbleiblichen Schwierigkeiten hinter diesen angeblich unzureichenden Vorarbeiten verstecken würde.

Funk erklärte sich außerstande, Hitler reinen Wein einzuschenken, wobei er den bezeichnenden Ausspruch tat: „Ich kann dem Führer unmöglich die wahre Lage schildern, dadurch könnte ich ihn ja unter Umständen in seinen großen Entschlüssen beeinflussen, und das ist das Verwerflichste, was ein Nationalsozialist tun kann!“ Die Frage, wie Hitler denn richtige Entschlüsse fassen sollte, wenn er über die Lage falsch unterrichtet sei, blieb unbeantwortet. Einige Tage später mußten die Kalender auf Befehl Hitlers an Funk abgegeben werden, ohne daß die Wehrmacht den geringsten Einfluß auf die Durchführung behielt. So wurde, da nur die Kalendermaßnahmen durchgeführt wurden, die Funk paßten, die wirtschaftliche Mobilmachung ein verspätetes Flickwerk, das noch viel Reibungen mit sich bringen sollte.

Eingriffe des SD

Am 8. 11. 39 geschah das mysteriöse Attentat im Bürgerbräukeller, dessen Hintergründe auch heute noch nicht geklärt sind. Fest steht, daß es der damals als Täter genannte Elser nicht gewesen ist.

Am 9. November herrschte in der Reichskanzlei große Freude. Himmeler überbrachte selbst die Nachricht, daß der SD die beiden angeblichen Hintermänner Elsers, die Leiter des britischen Nachrichtendienstes in Holland, über die Grenze gelockt und verhaftet hätte. Tatsächlich aber waren diese beiden, Mr. Best und Captain Stevens von SD-Leuten in der Uniform von Heeresoffizieren auf holländischem Boden überwältigt und

über die Grenze geschleppt worden. Die beiden Anführer dieser „Heldentat“ wurden von Hitler mit dem EK I ausgezeichnet.

Bei der Abwehr des OKW löste dieser Vorgang große Bestürzung aus. Von der Verurteilung der Methode und des Mißbrauchs der Offiziersuniform abgesehen, hatte die Angelegenheit noch eine andere, sehr ernste Seite. OKW / Abwehr hatte nämlich einen Agenten, der mit den beiden Engländern arbeitete und den deutschen Nachrichtendienst auf dem Laufenden hielt. Es war natürlich viel wichtiger, gut orientiert zu sein, als die britische Zentrale in Holland kurze Zeit matt zu setzen und dann einer neuen Organisation gegenüberzustehen, von der man nicht wußte, was sie tat.

Kein Vorrang für die Luftverteidigung

Im Herbst 1940 wurde die Luftschlacht in England nach acht Wochen ergebnislos abgebrochen. Ueber diesen Abschnitt des Krieges bestehen allgemein noch große Unklarheiten. Es ist kaum bekannt, daß Deutschland nur mit 1100 Jägern und Zerstörern in dieses Unternehmen hineinging, in dessen Verlauf 970 über England abgeschossen wurden. Wenn diese Jagd- und Zerstörerverbände auch laufend aufgefüllt wurden, so bedeuteten derartige Verluste einen Aderlaß besonders in Bezug auf den Führernachwuchs, von dem sich diese Waffe nie wieder erholt hat.

Nach dem Abbruch der Luftschlacht wurden Nacht für Nacht, so wie es die Wetterlage erlaubte, Bomberflüge gegen England unternommen. Zum Einsatz kamen jede Nacht zwischen 12 und 20 Flugzeuge, von denen im Durchschnitt 5—7 abgeschossen wurden. Es gab in den beiden Kampfgeschwadern, die diese Einsätze zu fliegen hatten, kaum eine Besatzung, die mehr als 20 Frontflüge aufzuweisen hatte. Die meisten waren bereits abgeschossen, bevor sie diese Zahl erreicht hatten.

Der spätere General Galland wies damals in einer Denkschrift darauf hin, daß Deutschland im Hinblick auf das Luftrüstungspotential des Gegners, insbesondere mit Rücksicht auf die Lieferungen aus Amerika, sich auf eine defensive Luftkriegführung mit Schwerpunkt bei der Jagdfliegerei umstellen müsse, wenn man vermeiden wolle, daß der Gegner eines Tages nicht nur eine Luftüberlegenheit, sondern die Luftherrschaft besitzen würde. Aus diesem Grund schlug er vor, die Nadelstichpolitik gegen England, die ja sowieso so wenig Eindruck machte, daß auf der Insel bei diesen Einflügen nicht einmal mehr Alarm gegeben wurde, einzustellen und dafür Jäger zu bauen.

Diese Denkschrift wurde sowohl von Göring wie von Hitler restlos abgelehnt. Die verlustreichen Einsätze wurden bis 1944 fortgesetzt, und in der Jagdfliegerei wurde zwar die Zahl der Geschwader erhöht, die Einsatzzahlen stiegen jedoch nur unwesentlich. Macht man einmal eine Rechnung auf, so würde diese ungefähr so aussehen: ein Jahr = 200 Einsatztage mit je 5 Verlusten über England = 1000 Kampfflugzeuge Abgang im Jahr. Ein Kampfflugzeug entspricht in jeder Hinsicht 2 Jagdflugzeugen. Man hätte also im Jahr 2000 Jäger mehr bauen, d. h. man hätte die Jagdfliegerei verdoppeln können. Dann wäre es nie zu einer derartigen Luftüberlegenheit, geschweige denn Luftherrschaft gekommen, wie wir sie erleben mußten.

Die Pelzsammlung

Im Juli 1941 arbeitete ein Generalstabsoffizier des Luftwaffenführungsstabes ein Exposé aus, in dem die notwendigen Vorbereitungen für einen Winterkrieg in Rußland in Bezug auf Bekleidung und Ausrüstung der Truppe aufgezeigt und gefordert wurden. Diese Arbeit wurde Göring, der Adjutantur Hitlers, dem OKW und dem Oberkommando des Heeres zugeleitet. Als Göring dieses Schriftstück zu Gesicht bekam, begann er zu toben, ließ die übrigen Exemplare durch Kuriere zurückholen, warf dem Verfasser die Ausarbeitung zerknittert an den Kopf und schrie: „Der Führer hat erklärt, der Krieg gegen Rußland ist im September zu Ende. Der Führer irrt sich nicht! Was soll da dieser Unfug mit den Winter-vorbereitungen.“

Gleichzeitige Planungen von Seiten des Heeres gelangten zwar bis in die Hände Hitlers, wurden aber gleichfalls nicht beachtet.

Drei Monate später wurde die Bevölkerung zu Pelzspenden für die frierenden Soldaten aufgerufen und die Schuld wie üblich der Wehrmachtsführung zugeschoben.

Politik der Reichskommissare

Im September 1941 wurde im Nordabschnitt der Ostfront ein sowjetischer Generalstabsobsterleutnant gefangen genommen. Bei seiner Vernehmung erklärte er unter anderem: „Wenn Ihr Deutschen es fertig bekommt, bei der russischen Bevölkerung den Eindruck zu erwecken, daß sie ihren Grund und Boden wieder als Privatbesitz erhält — ob Ihr Euch daran haltet, ist eine andere Frage — dann werdet Ihr Euch vor Ueberläufern nicht retten können. Glückt es Euch aber nicht, diesen Ein-

druck zu erwecken, dann werdet Ihr einen Partisanenkrieg erleben, von dem Ihr Euch überhaupt keine Vorstellung machen könnt.“

Diese Aussagen bestätigten lediglich die Politik, die von der Wehrmachtsführung in den besetzten Ostgebieten getrieben wurde. Man hatte bereits begonnen, die Kolchosen schrittweise abzubauen, in dem man den Arbeitern eigenes Kartoffel- und Gemüseland zuteilte. Diese Politik wurde ruckartig zunichte gemacht, als die Zivilverwaltung diese Gebiete übernahm: „Wir wollen hier keine Bauern, wir brauchen Heloten.“ Zu demselben Zeitpunkt begann der Partisanenkrieg, dessen Auswirkungen jeder Soldat, der im Osten eingesetzt war, ja zur Genüge kennen gelernt hat.

Der Düsenjäger wird Blitzbomber

Die Luftüberlegenheit der Alliierten hatte immer weiter zugenommen. Amerika war in den Krieg eingetreten, die Invasion in Frankreich war geglückt. Hitlers viel besprochene Wunderwaffen waren ausgeblieben. Bis auf den Düsenjäger. Er stellte zwar auch keine Wunderwaffe dar, bedeutete aber immerhin einen erheblichen Sprung vorwärts. Dieser Düsenjäger sollte Anfang August 1944 in Großserie aufgelegt werden. Speer als Rüstungsminister hatte diesen Termin Hitler verbindlich genannt. Kurz vor diesem Zeitpunkt stellten sich bei der Munitionszuführung für die Bordwaffen Störungen heraus. Das waren Schwierigkeiten, die bei fast jedem neuen Typ auftraten und im allgemeinen binnen 4—5 Wochen behoben wurden. Nun fand sich aber in dem Ministerium Speer niemand, der den Mut aufgebracht hätte, Hitler zu sagen, daß die Großserie erst vier Wochen später anlaufen könnte. Man wußte sich aber zu helfen. Eine Bombenabwurfvorrichtung läßt sich unter jedes Flugzeug bauen. Da man außerdem wußte, daß Hitler auf jede Offensivwaffe sofort anbiß, ging Minister Speer (der schon seit längerer Zeit zwei Statistiken führte, eine „schöne“ für Hitler und eine wahre für sich), zu Hitler und erklärte ihm, es sei viel besser, den Düsenjäger nicht als Jäger, sondern als Blitzbomber einzusetzen. Da er so schnell sei, brauchte er keine Bewaffnung, und man könnte das eingesparte Gewicht als zusätzliche Bombenlast darunter hängen. Obwohl in dem Augenblick die deutsche Kriegsführung nur Jäger, Jäger und noch einmal Jäger brauchte, ging Hitler sofort auf diesen Vorschlag ein, und die weitere Erprobung wurde vom General der Jagdflieger dem General der Kampfflieger übertragen, zu dessen Verfügung auch die fertiggewordenen Flugzeuge dieses Typs standen.

Nur mit größter Mühe gelang es General Galland, sich einige Düsenjäger zu besorgen und eine Staffel von ihnen aufzustellen. Von diesem Moment an wurden erstmalig über dem Reichsgebiet Mosquitos, die englischen Aufklärungsflugzeuge, abgeschossen.

Auf Grund dieser Erfolge und weil die Waffenschwierigkeiten inzwischen behoben waren, machte Galland einen erneuten Vorstoß, der Jagdfliegerei den Düsenjäger zurückzugeben. Nach langem, energischem Drängen wurden ihm ganze 10 % der Produktion zugesprochen. Nun konnten einzelne Gruppen auf dieses Flugzeugmuster umgerüstet werden, und die Erfolge blieben nicht aus. Aber erst nach dauerndem weiterem Drängen gab man Mitte Dezember 1944 nach, als die Westmächte praktisch bereits die absolute Luftherrschaft hatten und es dem letzten Landser klar war, daß der Vormarsch des Gegners nur bei einer Verstärkung der Jagdwaffe aufzuhalten wäre. Aber auch unter diesen Verhältnissen blieb der Plan des Blitzbombers wirksam, und Hitler war nicht zu einer ganzen Maßnahme zu bewegen; der Jagdfliegerei wurden 50 % der Produktion zugestanden, die inzwischen durch Industriezerstörungen schon weitgehend eingeschränkt war. So blieb es bis zum Kriegsende, sodaß einer der wenigen Trümpfe in Hitlers Hand, der Düsenjäger, nicht mehr stechen konnte.

Die „Himmler“-Divisionen

Nach dem 20. Juli war Heinrich Himmler Befehlshaber des Ersatzheeres geworden. Anfang August standen nach den Berichten der NS-Presse eine Anzahl Divisionen, die sogen. Himmler-Divisionen, bereit, die er mit seinem „unerhörten nationalsozialistischen Schwung“ aus dem Boden gestampft hatte. Nun — diese Divisionen standen schon vorher da, und sie wären auch zum gleichen Zeitpunkt fertig gewesen. Sie hatten nämlich vorher keine schweren Waffen, die das Rüstungsministerium erst zu diesem Termin liefern konnte. Nachdem nun diese Walze abgenutzt war, mußte man natürlich etwas Neues erfinden. So entstand der unglückselige Einfall der Aufstellung der Volksgrenadier-Divisionen. Die alten Frontdivisionen mit Kriegserfahrung vom Kommandeur bis zum Feldküchenkoch waren personell ausgeblutet und materiell durchweg angeschlagen. Alle Vorstellungen des Oberkommandos des Heeres, diese Divisionen zuerst einmal personell und materiell voll aufzufüllen und so die Fronterfahrung der Stämme auszunutzen, ehe man an Neuaufstellungen herangehe, waren vergeblich. Himmler mußte Zahlen melden können, und Hitler wollte neue Fähnchen auf der Lagerkarte sehen.

Diese Volksgrenadier-Divisionen mit ihrem jungen unerfahrenen Menschenmaterial sind durchweg beim ersten Einsatz mit viel Schneid vorgegangen. Auf Grund schlechter Ausbildung und mangelnder Fronterfahrung wurden sie in den meisten Fällen dabei sehr verlustreich geschlagen und damit für alle Zeit verprellt, sodaß diese Divisionen mit den hohen Hausnummern mit wenigen Ausnahmen ein Schrecken ihrer Nachbarn wurden, da man nie wußte, wie lange sie halten würden.

Luftabwehr oder Denkmalsschutz

Es war Anfang September 1944. Die Westmächte hatten einen konzentrierten Angriff auf die Jagdflugplätze um Wien geflogen und auf den Rollfeldern erheblichen Schaden angerichtet. Der Maschinenausfall war gering, aber kein Flugplatz war einsatzbereit. Die Industrie und die Bevölkerung von Wien hatte keinen Jagdschutz mehr. Es mußten Arbeitskräfte heran. Zuständig war der Reichsstatthalter Baldur von Schirach, zugleich Reichsverteidigungskommissar. 300—400 Arbeiter hätten genügt. Der Reichsstatthalter erklärte, er könnte diese Anforderung nicht erfüllen. Es wurde ihm vorgehalten, daß mehrere hundert Arbeiter damit beschäftigt waren, die Denkmäler Wiens mit Ziegelschutzmauern zu umgeben. Derartige Mauern stellten zwar einen Splitterschutz dar, jedoch seien Splitterschäden an Denkmälern zu beheben. Gehe aber eine schwere Bombe in die unmittelbare Nähe eines Denkmals, so werde die Ziegelmauer nicht halten, im Gegenteil zusätzliche Zerstörungen hervorrufen. Schirach erklärte, er könnte die Arbeiten nur unterbrechen, wenn ihm der Kommandeur der Jagddivision garantierte, daß in der Zwischenzeit kein Angriff auf Wien erfolgen würde. Eine solche Garantie hätten ihm natürlich nur die Alliierten geben können. Die Wiederherstellung der Flugplätze mit luftwaffeneigenen Mitteln erforderte vier Tage. In dieser Zeit erlebte Wien zwei schwere Angriffe ohne Jagdabwehr.

Erich Koch, der Reichsverteidigungskommissar

Für das Unwesen der Reichsverteidigungskommissare dürfte es kaum ein besseres Beispiel als Erich Koch, den Gauleiter von Ostpreußen, geben. Sein unseliges Wirken hat nicht nur jeder Einwohner Ostpreußens, sondern auch jeder dort eingesetzte Soldat gespürt.

So waren z. B. alle Schleusenanlagen des Masurenkanals von einem Pionierstab sorgfältig zur Sprengung vorbereitet. Eines Tages erklärte Koch, diese Aufgabe falle in den Zuständigkeitsbereich des Reichsver-

teidigungskommissars. Er setzte die Abberufung des Pionierstabes bei Hitler durch, und an seine Stelle trat ein SA-Standartenführer, selbstverständlich mit einem größeren Stab. Als die kämpfende Truppe nun an den Masurenkanal kam, war der Standartenführer mit seinem Stab längst über alle Berge. Es lagen keine Pläne vor, kein Mensch wußte, wo die Sprengmittel lagerten, was und in welcher Reihenfolge gesprengt werden mußte. Es wurden zwar örtlich Sprengungen von Brücken und Schleusen improvisiert, aber der wirkliche Erfolg, ein Geländehindernis zu schaffen, das den sowjetischen Vormarsch empfindlich stören konnte, trat nicht ein.

Der Gauleiter hatte die Weisung ausgegeben, daß die Bevölkerung nur auf Befehl der Kreisleiter trecken durfte. Ueberall, wo die Truppe auf dem Rückzug hinkam, waren noch große Teile der Bevölkerung da, die immer noch auf ihren Treckbefehl warteten. Von ihren Kreisleitern war allerdings nirgends etwas zu sehen. Von den Kommandostellen des Heeres wurden nun Treckstraßen und Nachschubstraßen festgelegt und die Bewegungen dementsprechend geleitet. Weiter hinten hatten aber wieder Landgendarme von dem Reichsverteidigungskommissar entgegengesetzte Befehle und leiteten die Trecks wieder um, sodaß es auf allen Straßen zu Gegenverkehr kam und ein heilloses, unentwirrbares Durcheinander entstand.

Als die Truppe in das sogenannte Heilsberger Dreieck kam, eine Befestigungsanlage, die bereits vom Reichsheer ausgebaut war, wußte man zwar, daß der gesamte Stacheldraht auf Befehl Hitlers für den Atlantikwall ausgebaut war (die letzte Rolle ging im Oktober 1944 nach dem Westen), man freute sich aber auf die Betonunterstände und die dort lagernden Waffen- und Munitionsbestände. Leider lag die Aufsicht in Händen des Reichsverteidigungskommissars, die Beauftragten der Partei waren geflüchtet, die Soldaten standen vor den verschlossenen Bunkern, deren Stahltüren eine derartige deutsche Werkmannsarbeit darstellten, daß sie mit Truppenmitteln nicht aufzubekommen waren. Inzwischen war die Festung Königsberg erstmalig eingeschlossen worden. Der Gauleiter saß allerdings in einem komfortablen Bunker in Pillau-Neutief. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, täglich Lageberichte über Königsberg an das Führerhauptquartier und das OKW zu geben, in denen der Eindruck erweckt wurde, daß er sich selbst in der belagerten Festung aufhalte. Königsberg wurde wieder freigekämpft, aber jetzt war die 4. Armee um Heiligenbeil herum eingekesselt. Es entstand nun der Plan, daß diese Armee aus dem Kessel nach Königsberg ausbrechen sollte, um gleichzeitig nach Cranz bis an die kurische Nehrung durchzustoßen, das ganze Samland wieder in deutsche Hand zu bringen und alle Kräfte dort zu

einem starken Block zusammenzufassen. Flüchtlinge befanden sich im Heiligenbeiler-Kessel nicht mehr. Die Angriffsbefehle waren gegeben, Umgruppierungen durchgeführt. Es konnte losgehen. Da kam „Kommando zurück“. Erich Koch hatte von dem Vorhaben erfahren, sich hinter Hitler gesteckt, und nach dem Motto: „Kein Fußbreit deutschen Bodens wird kampflos aufgegeben“ kam der „Führerbefehl“, daß der Heiligenbeiler Kessel bis zu dem berühmten letzten Mann zu halten sei. Ein General ging wegen des Durchbruchplanes in den Ruhestand. Der Antrag seines Nachfolgers, die Truppe über das Frische Haff aus dem Kessel abzutransportieren, wurde abgelehnt. Der Abtransport erfolgte allerdings auch gegen dieses Verbot drei Tage später allerdings unter schweren Verlusten.

Generäle und Gauleiter

Von 2000 Generälen des Heeres sind rund 400 vor dem Feinde gefallen oder ihren Verwundungen erlegen. Wo aber gibt es einen gefallenen Gauleiter oder Reichsleiter? Genau wie Hitlers Aussprüche, wenn es schief gehe, werde er an der Spitze seiner Soldaten fallen, verlogen waren, genau so hat keiner der Parteigrößen auch nur eine seiner Durchhaltereden in die Tat umgesetzt. Mit zwei Ausnahmen, dem Breslauer Gauleiter Hanke, der auf Anordnung des Festungskommandanten aus der belagerten Stadt ausgeflogen wurde, um die Kapitulationsverhandlungen durch seine Anwesenheit nicht zu erschweren, und dem Hamburger Gauleiter Kaufmann, der an den Uebergabeverhandlungen der Stadt teilnahm, hat nicht einer dieser Helden bis zum Schluß auf seinem Posten ausgehalten, alle sind sie geflohen und haben sich teils mit falschen Papieren, dunklen Brillen und falschen Bärten, teils durch Gift auf Zeit oder für immer der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen versucht.

„Was wird denn hier gespielt?“

Die Verfasserin, eine überzeugte Kommunistin und deshalb scharfe Gegnerin des stalinschen Sklavenstaates, wurde als Emigrantin im Jahre 1936 von der NKWD in Moskau verhaftet, zu 5 Jahren Zwangsarbeitslager verurteilt, 9½ Jahre im westuralischen Polarkreisgebiet und schließlich in Sibirien festgehalten. Erst Ende August 1948 konnte sie nach Deutschland zurückkehren. (Siehe „Deutsche Rundschau“, Heft 1/2, 1950. 38-41.) Die Redaktion.

Zu den Frauen, deren Schicksal mich am tiefsten bewegt hat, gehört Alma König aus Berlin. Sie wurde zur selben Zeit in Odessa verhaftet wie ich in Moskau. Zweieinhalb Wochen nach ihrer Verhaftung wurde sie nach Moskau überführt, wo sie am 13. November spät abends in Butyrki*) eingeliefert wurde. Ich selbst kam in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages dorthin, und wir beiden Deutschen bekamen Plätze nebeneinander. Jede von uns hatte nur ihren Uebergangsmantel, und man wußte nicht, was tun: auf den nackten „Nary“ (Brettern) liegen und sich mit dem Mantel zudecken, oder unzugedeckt auf dem Mantel schlafen. Eine freundliche Russin gab uns eine Decke, mit der wir uns gemeinsam zudeckten.

Alma konnte ebenso wenig Russisch wie ich oder noch weniger, obwohl sie schon seit Anfang 1934 in der SU lebte. Es war ein großer Trost für uns, einander gefunden zu haben. Es gab ja so viel Gemeinsames in unserem früheren Leben, obwohl wir einander nie begegnet waren. Berlin und wieder und wieder Berlin! Da gab es genug Gesprächsstoff. Wir schwelgten in Erinnerungen an die Vergangenheit und weinten bittere Tränen im Gedenken an die Gegenwart. Alma hatte eine damals 13jährige Tochter zurückgelassen; ich erzählte von meinem 15jährigen Wolodja. Man kam einander sehr nahe.

Alma König stammte aus Arbeiterkreisen. Sie war schon in früher Jugend Mitglied der Kommunistischen Partei geworden. Ihr Mann, Hugo König, war offenbar ein sehr prominenter Parteifunktionär. Er hatte zur MO gehört, zum „Stab“, war in der Sowjetunion militärisch ausgebildet worden. Nachdem er verhaftet worden war, hatte Alma in Odessa als

*) Gefängnis in Moskau

Fabrikarbeiterin „an der Bohrmaschine“ gearbeitet, um sich und ihr Töchterchen durchzubringen. Und dann war sie selbst verhaftet worden. Das Kind sei in ein NKWD-Kinderheim gekommen, sagte man ihr. Alma war der festen Ueberzeugung, daß sich bald ihre volle Unschuld herausstellen und sie in Freiheit gesetzt werde. Von ihrem Manne meinte sie, sein einziges Vergehen könne vielleicht in „mangelnder revolutionärer Wirksamkeit“ bestehen, aber im übrigen werde er natürlich auch „nicht schuldig“ befunden werden. Wie wäre denn auch etwas anderes möglich? Seit jungen Jahren war er ununterbrochen als eifriges Mitglied der KP tätig gewesen, hatte alle möglichen wichtigen Funktionen unter Hintansetzung jeglicher persönlicher Interessen ausgeübt, hatte unter den schwierigsten Verhältnissen illegal gearbeitet, hatte mehrmals seiner politischen Tätigkeit wegen im Gefängnis gesessen, kurz, er war ein vorbildlicher aktiver Parteiarbeiter gewesen, und als solcher war er denn auch mit Frau und Kind durch die MOPR in die SU gekommen.

Nun waren aber doch, wie wir im Gefängnis erfuhren, Anfang 1937 nicht wenige der besten Mitglieder der Komintern und der MOPR verhaftet worden. Ich wagte Alma gegenüber eine leise Andeutung darauf. „Det isses ja ebend, weil wir Spitzeln jehabt haben bis in de höchsten Parteistellen rin, in de ganze Komintern und besonders in de deutsche Partei, deswejen is nu ooch mein Mann verhaftet... Aber det macht nischt. Det kommt allens raus, daß er unschuldig is“, meinte sie zuversichtlich. So also malte sich das im Kopfe dieser treuen Parteigenossin. Die anderen - Hugo Eberlein und Hermann Remmele,¹⁾ Heinz Neumann, August Creutzburg und Hans Kippenberger,²⁾ Willi Koska,³⁾ Leo Flieg,⁴⁾ Willi Leow⁵⁾ usw. — die waren selbstverständlich Verräter, Spione, Renegaten und Abtrünnige, aber ihr Mann, das wußte sie ja, war natürlich unschuldig, und das mußte und würde sich bald herausstellen. Ich wagte noch vorsichtig zu bemerken, es sei sehr schwer, in einem Lande, wo nicht der Ankläger — also die NKWD — die Schuld des in die Justizmaschine Geratenen, sondern der Verhaftete seine Unschuld zu beweisen habe, wieder mit heiler Haut herauszukommen. Da merkte ich aber schon, daß ich zu weit gegangen war. Alma meinte denn auch, ich sei wahrscheinlich so eine Art Salonkommunistin gewesen und wisse sicher genau, warum ich für meine Person daran zweifele, freigelassen zu werden. Aber bei ihrem Manne und ihr sei das etwas ganz anderes. Und zum

1.) Führende Politiker und kommunistische Funktionäre.

2.) Kommunistische Parlamentarier.

3.) Leiter der Roten Hilfe in Deutschland.

4.) Büroleiter der KPD-Zentrale im Karl-Liebknecht-Haus Berlin.

5.) Vorsitzender des Rot-Front-Kämpfer-Bundes.

Beweise erzählte sie mir, ein sehr guter Bekannter von ihnen, ebenfalls ein treuer, untadeliger Genosse, sei vor einigen Monaten in Odessa verhaftet worden, seine Angehörigen und Freunde hätten sich an Jelena Stassowa, die Leiterin der MOPR, gewandt und der betreffende Verhaftete sei richtig wieder auf freien Fuß gesetzt worden, ja, er habe sogar sein Parteibillett wiederbekommen. Ueber diese Sache sprach Alma auch später noch häufig. Sie verband damit alle ihre sehnlichsten Hoffnungen, und erst viel später — nach ihrer Verurteilung — erfuhr ich, daß der betreffende Genosse ihr eigener Mann gewesen war. Hätte sie mir das damals nicht verschwiegen, so hätte ich ihr gleich sagen können: zum zweiten Male läßt die NKWD ihr Opfer nicht aus den Krallen.

Alma jedoch ließ sich in ihrem Glauben, in einem Rechtsstaat zu leben und der NKWD ihre Unschuld beweisen zu können, durch nichts erschüttern. Nur litt sie seelisch maßlos darunter, in einem Sowjetgefängnis sitzen zu müssen. „Wenn ich mir das je hätte träumen lassen, daß ein Soldat mit dem Sowjetstern an der Mütze mich bewachen würde! Ist denn so etwas menschenmöglich! Wann wird diese Schande wieder abgewaschen werden!“ schluchzte sie. „Wo wir doch alles, alles getan haben für unsere sozialistische Heimat und so glücklich waren, endlich unseren Traum erfüllt zu sehen, daß wir mithelfen können am Aufbau des Sozialismus.“

Alma tat mir schrecklich leid, und ich war mir gleichzeitig bewußt, daß es nicht den geringsten Sinn habe, ihre Illusionen etwa zerstören zu wollen. Mit Bangen dachte ich daran, was sie wohl nach dem ersten Verhör sagen werde. Aber — ich hatte mich geirrt! Stolz erhobenen Hauptes und mit strahlendem Gesicht kam Alma nach dem ersten Verhör wieder in die Zelle. „Na siehste, wat ha ick dir jesacht?! Jar nischt liegt jejen mir vor“, verkündete sie triumphierend. Der Untersuchungsrichter war sehr lebenswürdig und verbindlich gewesen, hatte sich kameradschaftlich mit ihr unterhalten und sie mit gutem Tee und Sandwiches bewirtet. Es täte ihm leid, hatte er in jovial-herzlichem Tone geäußert, daß man sie hierher nach Moskau habe bemühen müssen, aber das sei nur auf wenige Tage, sie brauche sich nicht die geringsten Sorgen zu machen. Zur Sache habe er erklärt, daß gegen sie selbst keinerlei Anklage erhoben worden sei, nur in Verbindung mit dem Verfahren ihres Gatten — und bei ihm handele es sich auch um eine ganz geringfügige Beschuldigung — müsse man sie ein kleines Weilchen hierbehalten. Sie habe doch hoffentlich nichts dagegen. Als gute Sowjetbürgerin habe sie doch sicher selbst ein Interesse daran, bei der Aufklärung einiger kleiner Unstimmigkeiten mitzuhelfen. Alma war restlos zufrieden. Ich konnte mir

vorstellen, mit welcher Begeisterung sie diesem NKWD-Vertreter zugesichert hatte, ihm zu „helfen“, und nahm mir vor, in Almas Gegenwart vorsichtig zu sein mit kritischen Äußerungen.

Alma blieb auch weiterhin in der Gunst ihres Untersuchungsrichters, der ihr jede Hilfe und Erleichterung versprochen hatte. Sie bat um Kleidung aus dem mitgebrachten Koffer und erhielt tatsächlich einige Sachen ausgehändigt — etwas Wäsche, eine warme Decke, einen wollenen Pullover, Schuhe und ihren Morgenrock — und als sie bald darauf einen Gallenansturz erlitt, wurde sie auf zwei Wochen ins Krankenhaus gelegt — eine ganz augenfällige Vergünstigung, denn gleichzeitig ließ man andere schwer Erkrankte ruhig in unserer Massenzelle liegen. Der Aufenthalt im Krankenhaus bedeutete für Alma noch einen ganz besonderen Glücksfall. Sie erfuhr dort, daß sich ihr Mann in der Zelle genau über der unsrigen befand. Kaum zurückgekommen, versuchte Alma natürlich, mit ihrem Manne Verbindung zu bekommen. Die ganze Zelle war dabei behilflich. Durch geschickt verteilte Hilfestellungen und Ablenkungsmanöver gelang es, *viribus unitis*, Alma täglich eine kurze Unterhaltung mit ihrem Manne durch das mittlere Fenster zu ermöglichen.

In den folgenden Monaten entfremdeten wir uns etwas. Meine Freundin Walli Adler, die ich schon zwölf Jahre lang kannte, war Ende Februar in unsere Zelle gekommen, und wir gingen jetzt meist zusammen spazieren. Alma aber schloß sich an eine neuhinzugekommene Polin an, die Walli und ich vom ersten Moment an für eine NKWD-Agentin hielten und die uns infolgedessen höchst unsympathisch war. Mehr und mehr schieden sich die Geister. Walli und ich wurden immer kritischer und ketzerischer, Alma und ihre neue Freundin Bronja betonten bei jeder Gelegenheit ihren bedingungslosen Sowjetpatriotismus. Erschwerend fiel noch ins Gewicht, daß in Alma der latente tiefe Haß der Proletarierin gegen die „Intellektuellen“ immer krasser zum Durchbruch kam. Wir hatten manche Beleidigung und verächtliche Bemerkung von unserer Alma einzustecken. Aber ich nahm ihr solche überheblichen Äußerungen nicht weiter übel. Dazu hatte ich eine viel zu große Achtung vor dem Idealismus und der Selbstlosigkeit der ehrlichen Parteiarbeiterin und ein viel zu tiefes aufrichtiges Mitleid mit der betrogenen Kommunistin Alma König.

Wir nahmen weiter herzlichen Anteil an Almas Schicksal, ließen uns erzählen, daß alles weiter gut gehe beim Verhör — und hüteten im übrigen unsere Zungen. Alma berichtete uns, sie werde nun bald frei kommen. Der Untersuchungsrichter habe es ihr gesagt....

Eines Tages meldete sich Almas Mann von oben zu ungewohnter Stunde. „Ich komme fort aus dieser Zelle“, rief er. „Mädel, behalt den

Kopf oben! Mach's gut!" — „Leb wohl, Hugo! Auf baldiges Wiedersehen in der Freiheit!" schrie Alma hinauf.

Am selben Abend wurde Alma zum Verhör gerufen. Fünf oder sechs Stunden später kam sie in Tränen aufgelöst zurück. Hilfloses Entsetzen war in ihren Augen, als sie uns stockend erzählte, der Untersuchungsrichter sei nicht wiederzuerkennen gewesen. Er habe sie angeschrien und habe von ihr verlangt, sie sollte ein Protokoll unterschreiben, in dem sie zugab, vom Hochverrat ihres Mannes gewußt zu haben. „Ihren Mann werden wir erschießen, er ist ein Spion und Verräter“, hatte er gebrüllt.

Alma hat uns sicher nicht alles erzählt, was dort vorgegangen ist; denn es ist mir sonst unverständlich, warum sie ein solches Protokoll unterzeichnet hat... Ihr Jammer war herzerreißend. „Ich verstehe überhaupt nichts mehr... Was wird denn hier gespielt?“ schluchzte sie und warf sich in meine Arme. „Was hier gespielt wird, arme Alma, das wissen wir schon lange. Aber du wolltest es ja nicht einmal hören.“

Am selben Abend noch wurde Alma zur Urteilsverkündung gerufen. Sie erhielt zehn Jahre Gefängnis. Ihr Mann, erfuhren wir, war damals in die Todeszelle gebracht worden, als er sich von ihr verabschiedete. Er wurde erschossen. So dankt der Sowjetstaat den ehrlichen Proleten, die jahraus, jahrein mit Einsatz ihres Lebens gegen den Hitlernazismus und für die Integrität des ‚Vaterlands aller Werktätigen‘ gekämpft haben.

Wenn Alma König noch lebte, hätte sie im Herbst 1946 aus dem Gefängnis entlassen werden müssen. Alle meine Nachforschungen nach ihr waren jedoch erfolglos. Auch ihre Verwandten in Berlin haben nie wieder etwas von ihr gehört.

In keinem Jahrhundert und in keinem Lande sind so viele Revolutionäre umgebracht oder zu Sklaven gemacht worden wie in Sowjetrußland. Und da ich selbst sieben Jahre lang für alle Torheiten und Verbrechen, die unter dem Banner des Marxismus begangen wurden, eine Ausrede zu finden wußte, ist für mich das Schauspiel dieser dialektischen Seiltänze, mit deren Hilfe im Grunde anständige Leute ihr eigenes Gewissen betrügen, noch entmutigender als die schlichte Barbarei der Armen im Geiste. Wer die nahezu unbegrenzten Möglichkeiten dieser Akrobatenkunststücke auf dem Seil des Gewissens kennt, der weiß auch ungefähr, wie lange man darauf herumtanzen kann, bis es reißt.

Arthur Koestler, *The God that Failed*.

Das Euthanasieproblem

Das Problem der Euthanasie, der „Sterbehilfe“, ist so alt wie der ärztliche Beruf. Schon der „Eid des Hippokrates“ nimmt zu ihm Stellung: „Ich werde nicht irgendeinem ein todbringendes Mittel geben, auch wenn er es verlangt, ich werde aber auch nicht andere beeinflussen, einen solchen Rat zu geben. Ebenso werde ich keiner Frau ein Abtreibungsmittel verabreichen.“ Dies ist bis heute, zweieinhalb Jahrtausende lang, die Ueberzeugung der Aerzte geblieben mit den Ausnahmen, die die Regel bestätigen. — „Ich lehne den Standpunkt ab, daß der Arzt die bedingungslose Pflicht hat, Leben zu verlängern, ich bin überzeugt, daß sich, allen selbstsicheren Inhabern der Moral zum Trotz, die höhere Auffassung durchsetzen wird: es gibt Umstände, unter denen für den Arzt das Töten kein Verbrechen bedeutet.“ Diese Worte stammen aus der Feder eines berühmten deutschen Psychiaters, der zusammen mit Rudolf G. Bindling am Anfang des Jahrhunderts, noch vor dem ersten Weltkrieg, eine viel umstrittene Schrift verfaßte, in der die Argumente für eine Legalisierung der Tötung des Patienten durch den Arzt unter bestimmten Umständen gebracht und vertreten werden. In — man möchte fast sagen — regelmäßigen Abständen sieht sich das Verbot der Euthanasie solcher Kritik gegenüber, deren Hauptargument in mancherlei Verkleidung der Vorwurf der „Unmenschlichkeit“ ist, und die der Verstandnislosigkeit gegenüber einem ärztlich-sittlichen Verbot entspringt, das in eben dem Maße willkürlich - autoritativ und als unvernünftig erscheint, in dem seine innere Begründung übersehen oder vergessen wird. Es handelt sich hier um eine typische Krise für alles sittliche Gesetz überhaupt. Die ihm innewohnende, es ursprünglich konstituierende Weisheit gerät allzu leicht während des täglichen Gebrauchs in Vergessenheit. Das Gesetz wird schnell zu einer Formel, zu einem fertigen Rêzept für bestimmte Situationen. Eines Tages steht der Mensch mit der ihrer inneren Begründung durch Vergeßlichkeit und Oberflächlichkeit entleerten Regel da, die ihn Umwege machen heißt, deren Grund er nicht mehr

einsieht. Es kommt der Augenblick, in dem die „Vernunft“ revoltiert, man macht es zu einer Prestigefrage menschlicher Würde, sich über Gebote hinwegzusetzen, deren Sinn man nicht mehr versteht. Es ist das die sogenannte „Aufklärung“. Erst die Folgen der Gefährdung, die solches Außerachtlassen der Weisheit sittlicher Gebote unausweichlich, gesetzmäßig nach sich zieht, pflegen den Menschen dann darüber aufzuklären, daß die scheinbare Unvernunft des übertretenen Gesetzes durch die eigene mangelhafte Nachdenklichkeit vorgetäuscht wurde.

In der oben angedeuteten Lage befindet sich heute das Gebot, das dem Arzte die Tötung eines Patienten in jedem Falle untersagt und das im Paragraphen 216 des deutschen Strafgesetzbuches seinen Ausdruck als geltendes Recht gefunden hat. In den Augen vieler erscheint die ethische Grundlage eines Gesetzes fragwürdig, das dem Arzte verbietet, einen unheilbar kranken, dem Tode verfallenen Patienten, der möglicher Weise unter furchtbaren Schmerzen leidet, durch eine Injektion zu einem raschen, schmerzlosen Tode vorzeitig zu verhelfen, auch dann, wenn der Leidende selbst darum bittet. (Sinngemäß gehört auch das Verbot der Tötung unheilbar Geisteskranker hierher, ebenso die jetzt viel diskutierte Frage des Paragraphen 218 St.G.B., des Abtreibungsparagraphen. Es genügt aber die Untersuchung der angegebenen Situation, die gefundenen Argumente lassen sich leicht übertragen.) Die Verständnislosigkeit diesem Gebot gegenüber wurde in diesen Wochen wieder einmal besonders deutlich durch die Erregung, mit der öffentliche Meinung und Presse in Amerika den Fall eines Arztes aufgriffen, der eine unheilbar Kranke mit deren Einverständnis tötete, sich selbst dem Gericht stellte und gegen den jetzt verhandelt wird. Aus diesem Anlaß wird in Amerika heute in einflußreichen Kreisen daraufhin gearbeitet, durch eine Aenderung des Gesetztextes die Euthanasie, die Tötung des Patienten durch den behandelnden Arzt, unter bestimmten Bedingungen zu legalisieren.

Hier revoltiert die Vernunft gegen ein Gebot, das sie nicht mehr versteht. Die Widerlegung der Berechtigung zu dieser Revolte kann nicht mit Argumenten erfolgen, die dem Bereiche von Recht und Sittlichkeit entnommen sind. Die Auflehnung kommt ja eben von einer Seite, die das sittliche Verbot der Euthanasie als vernunftfremd empfindet. Für den Gläubigen ist die Frage mit der Antwort: „Du sollst nicht töten“ erledigt. Diese Antwort ist jedoch kein Argument von Ueberzeugungskraft gegen die rationale Auffassung, das Verbot der Euthanasie bedeute eine Grausamkeit, es widerspreche dem Grundsatz der Humanität. Die Tiefe zunehmender Verständnislosigkeit und das Mißtrauen, mit der die Vernunft

auf die Aussagen der sittlichen Gebote blickt, sind ja entstanden durch das allmähliche Vergessen, daß all diese Gebote Ergebnisse darstellen von Auseinandersetzungen des Menschen mit den immer wiederkehrenden und gleichbleibenden sittlichen Problemen. Dieser kostbarste Erfahrungsschatz unserer ganzen bisherigen Geschichte erscheint dem Menschen heute, da er Entstehung und Wurzeln vergessen hat, im Licht seiner Vernunft fragwürdig, scheint ihm oft sogar seiner Vernunft zu widersprechen. Nicht mit den fertigen Lösungen können wir argumentieren, die ja eben als solche nicht mehr erkannt werden von denen, die sich heute gegenüber dem ethischen Gebot auf Vernunft berufen, sondern wir müssen versuchen, wenigstens annäherungsweise die Ursachen wieder sichtbar zu machen und in Erinnerung zu bringen, die dieses Gebot einst zu einem Gebot werden ließen.

In einem Roman „O brave New World“ hat Aldous Huxley das karikierte Bild einer zukünftigen Welt entworfen, in der alles „vernünftig“ geregelt ist, also auch das so unzumutbar-unerfreuliche Sterben: durch Drogen der Unannehmlichkeiten enthoben und der Einsicht in die Art ihres Zustandes beraubt, werden die Patienten „bis zuletzt“ durch Fernsehvorführungen so abgelenkt, daß sie in aller Gemütlichkeit sterben und tot sind, ehe sie es merken. Das ist, allerdings sehr zugespitzt, „totale Euthanasie“. Wem bei der Parodie Huxleys nicht der Angstschweiß ausbricht, der hat kein Gewissen mehr. Der Tod ist ein Teil menschlichen Wesens, und wer kann die Vermessenheit verantworten, einen anderen Menschen um den Tod zu betrügen! Es gehört zu den Schwächen des Menschen, die der Wesentlichkeit seiner Existenz am stärksten entgegenstehen, der Trieb, die Unausweichlichkeit des eigenen Todes zu ignorieren. Die Vogel-Strauß-Politik angesichts der eigenen Vergänglichkeit ist unbewußt eine der wirklichen Ursachen für die Leidenschaftlichkeit, mit der die Euthanasie von vielen vertreten wird. Es verbirgt sich hier die Tendenz, den Tod salonfähig zu machen, ihn irgendwie nicht mehr als Kreatur erleiden zu müssen, sondern ihn in die Hand zu bekommen. (Es ist hier von der gesetzlich eingeführten Euthanasie die Rede!) Dieser Teil der Stellungnahme wird oft (in gutem Glauben) als Mitleid mit dem Sterbenden deklariert. Diese Art Mitleid erinnert fatal an den Ausspruch eines absolutistischen Granden, der die Klagen einer Bettlerin mit den Worten abschneidet: „Werft die Frau hinaus oder ihr Jammern bricht mir das Herz!“ Es gehört sehr viel dazu, einem Sterbenden das echte Mitleid zu Teil werden zu lassen, dessen er bedarf und das er von uns als Mitmensch verlangen kann. Dieses Mitleid erwächst auf dem Boden des Bewußtseins einer moralischen Inferiorität, da wir selbst ja gesund sind, und wird

gemildert durch die Sicherheit, daß auch wir sterben werden. Es ist leichter, am Bette eines Sterbenden an Euthanasie zu denken und eine Injektion zu machen, als es zu ertragen, mitanzusehen und helfen zu müssen. Körperliche Leiden Sterbender sind kein Argument im Allgemeinen, es gibt Gott lob die Mittel, Schmerzen zu nehmen, und auch der verginge sich gegen seinen Beruf als Arzt und gegen die primitivsten Gesetze der Menschlichkeit, der von ihnen nicht ausreichend Gebrauch machte. Bei dem Satz: „Ich habe es einfach nicht mehr mit ansehen können“ liegt der Ton auf dem ersten Wort. Die eigentlichen Nöte, gegen die es keine Medikamente gibt, sind seelischer Natur. Wieder ist es in Wahrheit ein Ausweichen (und nicht Mitleid), hier abkürzen zu wollen, anstatt sich den Fragen und Ängsten des Sterbenden zu stellen. Es ist ihm nicht damit geholfen, wenn wir seine Fragen dadurch abschneiden, daß wir seinen Tod beschleunigen, wir sind lediglich den Frager los und entheben uns der Peinlichkeit, auf so vieles keine Antwort geben zu können, dem Zugeständnis, über so vieles nicht nachgedacht zu haben. Dieses falsche Mitleid, eigentlich das Mitleid mit uns selbst, ist es, das bei der Frage der Euthanasie unheilbar geistig Kranker, die ja selbst nicht leiden, ganz im Vordergrund steht. (Soweit es sich nicht um den ärztlich indiskutablen, primitiv verbrecherischen Gesichtspunkt handelt, „unnütze Esser“ loszuwerden.) Es ist allerlei, durch das Dasein in dieser Form Kranker daran erinnert zu werden, daß der Homo Sapiens auch so auftreten kann, daß das Variationen unseres eigenes Wesens sein sollen, denen wir daher Hilfsbereitschaft schuldig sind. Aber man rede hier nicht von Euthanasie.

Es sei hier betont, daß mit diesen zum Teil harten Worten der gute Wille des überwiegenden Teiles derer, die sich für die gesetzliche Einführung der Euthanasie einsetzen, nicht bezweifelt werden soll, wohl aber die Klarheit dessen, was ihnen als Ziel vorschwebt.

Eine weitere Auswirkung des Gesetzes wäre die notwendige Schamlosigkeit, aus dem Sterben (jedenfalls in den betreffenden Fällen) eine res publica, eine amtliche Angelegenheit zu machen: Antrag an einen Ärzteausschuß, juristische Prüfung, Befragung des Patienten vor amtlichen Zeugen — es ist nicht schwer und unerfreulich, sich das weiter auszumalen. Die Einzelheiten ließen sich sicher durch geschickte Inszenierung in concreto mildern. Es bleibt die Tatsache, daß das Sterben eines Menschen eine Verwaltungsangelegenheit werden kann.

So unglaublich es klingen mag, so sei doch festgestellt, daß diese Perspektive keineswegs nur abstoßend, sondern auf manche Gemüter beruhigend zu wirken vermag und daher ebenfalls in der Psychologie

derer häufig zu finden ist, die sich unter der Flagge der Menschlichkeit für eine öffentlich sanktionierte Euthanasie verbinden. Es ist die Angst vor der Einsamkeit des Todes, die Neigung, selbst das Ereignis, das den Menschen seine Hilflosigkeit und damit seine wahrhafte Natur erleben läßt, in seiner Eindeutigkeit zu vertuschen. Man tritt die Verantwortung der Haltung dem eigenen und dem Tode anderer gegenüber deshalb nicht unbereitwillig an eine außerpersönliche Instanz ab, die auch in dieser Situation schon etwas „organisieren“ wird.

Die bisherigen Argumente treffen noch nicht den Kern der Sache. Sie sind auch keineswegs die alleinigen, vielleicht nicht einmal die hauptsächlichsten Gründe, deretwegen die Euthanasiefrage wieder einmal so lebhaft diskutiert wird. Jedoch spielen sie ihre Rolle, wenn auch im Hintergrund des Bewußtseins der Streitenden, so doch wirksam genug. Ganz sicher sind es aber die Gesichtspunkte, die bei einer solchen Diskussion zunächst zur Klarheit gebracht werden müssen und deren Erkenntnis die Voraussetzung ist für eine wirkliche und verantwortliche Entscheidung.

Die unserer Ansicht nach unwiderleglichen absoluten Gegenargumente gegen die gesetzlich vorgesehene Möglichkeit für einen Arzt, einen Patienten zu töten, sind ganz nüchterner, praktischer Natur und dürften auch den überzeugen, der die bisher angestellten Ueberlegungen seiner Einstellung nach als für sich selbst nicht verbindlich abzutun bereit wäre: ein Euthanasie-Gesetz wäre ein tödlicher Schlag gegen die Grundlagen des Arzttums, gegen das Verhältnis zwischen Arzt und Patient.

Das ärztliche Tun ist eine Geheimwissenschaft, d. h., der Patient weiß nicht im Einzelnen, was der Arzt an ihm tut, er soll es auch nicht wissen, und er will es im allgemeinen auch nicht (höchstens hinterher). Das hat seine guten Gründe und wird nicht etwa mit einer bestimmten Absicht so herbeigeführt, daß der Arzt seinen Patienten im Unklaren bezüglich der an ihm vorgenommenen Handlungen läßt, sondern ergibt sich zwangsläufig aus der besonderen Situation. Natürlich wird der Kranke gefragt, ob er mit einer Operation einverstanden ist, selbstverständlich erfährt er, worauf sich die Behandlung ganz allgemein richtet. Aber das Ausmaß der Risiken, die vielleicht bestehen, die möglichen Komplikationen und unter Umständen auch eventuelle Unsicherheiten und Schwierigkeiten der Erkennung seiner Krankheit erfährt der Patient nicht. Ein anderes Verhalten wäre nicht nur grausam, sondern die Diskussion z. B. von Komplikationsmöglichkeiten, die nachher garnicht eintreten, würde eine Belastung seelischer Art bedeuten, die der Genesung nur abträglich sein kann, und hülfe dem Patienten, der nichts davon versteht, überhaupt nicht. Dieses Meer von Schweigen in der Beziehung zwischen Arzt und Patient

wird vom Patienten aus durch Vertrauen überbrückt, für den Arzt bedeutet es Einsamkeit in der Verantwortung und die ständige Ermunterung zur Anspannung seiner Kräfte. Der Patient kennt die Wege im Einzelnen nicht, die der Arzt bei der Behandlung einschlagen wird, ist aber der Richtung aller dieser Wege völlig gewiß. Diese unerschütterliche Gewißheit über das vom Arzt verfolgte Ziel gibt dem Menschen, seit es Krankheit und seit es Aerzte gibt, die Möglichkeit, sich der für den Laien undurchsichtigen und oft unangenehmen Behandlung bereitwillig und vertrauensvoll zu unterziehen, die ihn von Seiten des Arztes erwartet, sobald er ihn als Kranker aufsucht. Der Arzt andererseits fühlt sich in dieser einzigartigen menschlichen Beziehung dadurch gebunden, daß er sich als Treuhänder erkennt.

Die Grundlagen dieses besonderen menschlichen Verhältnisses, die die Voraussetzungen für die Möglichkeit einer ärztlichen Behandlung darstellen, würde nun durch einen Euthanasieparagraphen mit Sicherheit wenn nicht zerstört, so doch erheblich erschüttert. Nach logischen Gesichtspunkten brauchte das nicht der Fall zu sein, denn das in Aussicht genommene Gesetz sieht ja das Einverständnis des Patienten für die Euthanasie als Voraussetzung vor. Psychologisch ändert das nicht das Geringste an der Tatsache, daß der Arzt sein Gesicht als Treuhänder der ihm blind anvertrauten Gesundheit verlieren würde. Die gesetzlich vorgesehene Möglichkeit, die es ihm erlaubte, bei der Entdeckung bestimmter Umstände von der Richtung seines Behandlungsweges abzugehen, die wir oben als die Grundlage des Vertrauensverhältnisses herausstellten, würde ein Arzttum entstehen lassen, das in der Öffentlichkeit mit vollem Recht nichts mehr mit der bisherigen Tradition gemein hat. Hinsichtlich der praktischen Konsequenzen denke man nur einmal an die tägliche, praktisch-ärztliche Erfahrung, daß Menschen in der berechtigten oder (meist) irrtümlichen Furcht, an einer lebensbedrohenden oder unheilbaren (Krebs!) Krankheit zu leiden, sich nicht zum Arzt zu gehen getrauen, weil ihnen die Sorge lieber ist als die Gewißheit des Gefürchteten. Durch diese psychologischen Zusammenhänge — die ebenfalls mit Logik nichts zu tun haben — wird nur allzu oft der Termin versäumt, in dem noch Hilfe zu bringen wäre, oder werden seelische Leiden ertragen, die durch eine einfache Untersuchung zu beseitigen wären. Die mögliche Konsequenz des Ganges zum Arzt, die sich durch einen Euthanasieparagraphen in der Vorstellung des Kranken einstellte, würde hier einfach verheerende Folgen haben. —

Die Frage der Euthanasie unheilbar Kranker, die leiden, ist zweifellos ein Problem. Die Lösung dieses Problems durch ein Gesetz ist jedoch ein

Unding. Es wurde oben schon gesagt, daß es Gott Lob in der Praxis sehr selten ist, daß man körperliche Leiden nicht durch Medikamente auf ein erträgliches Maß mildern kann. In diesen seltenen Situationen nun hat es auch ohne einen entsprechenden Paragraphen immer Aerzte gegeben, welche die ihnen anvertraute Verantwortung und Freiheit der Entscheidung dazu nahmen, ein Leiden zu beenden. Sie gibt es auch heute noch, wie der Fall des amerikanischen Arztes zeigt, von dem oben die Rede war. Hier aber haben diese Aerzte in vollem Bewußtsein gegen geltendes Recht gehandelt und sich dadurch selbst in Gefahr begeben. Das Bewußtsein dieser Gefahr ist, da wir alle Menschen sind, die einzige Gewähr für eine wirklich verantwortliche Entscheidung. Außerdem entspricht nur eine solche Tat, durch die der Arzt die Ruhe seines Gewissens dem Patienten zu opfern gezwungen ist, dem Verhältnis von Arzt und Patient und nicht der Vollzug einer Euthanasie, deren Berechtigung andere entschieden haben und für die der anonyme Gesetzgeber scheinbar die Verantwortung trägt. Scheinbar deswegen, weil ein wirklicher Arzt weiß, daß ein solches Gesetz ihn vor juristischen Konsequenzen schützen, ihm aber seine moralische Verantwortung nicht abnehmen könnte.

Die Behandlung des Euthanasie-Problems ist eine Frage, die nur durch menschliche, persönliche Entscheidung auf dem Boden der Beziehung Arzt—Patient in den wenigen Fällen beantwortet werden kann, in denen sie sich tatsächlich erhebt. Wie wenig die mit dieser Frage zusammenhängenden Probleme in Wirklichkeit den Gesetzgeber angehen, erkennt man bei der Betrachtung der Diskussion um die Frage der Schwangerschaftsunterbrechung „aus sozialer Indikation“. Wer dieses Problem analog dem bisher Dargelegten durchdenkt, muß verstehen, daß dem Arzte eine gesetzliche, also in diesem Falle generelle Lösung, innerlich gar nichts bedeutet. Der Arzt kann in einer solchen gesetzlichen Lösung tatsächlich nur den Ausdruck gerade vorherrschender Meinungen und Umstände erblicken, die ihn auch in ihrer Manifestation als Gesetz von persönlicher Entscheidung und Verantwortung nie entbinden können. Er sieht mit einer gewissen Verstimmung, daß man sich in dieser Frage von Seiten der Oeffentlichkeit nur deshalb gerade an ihn wendet, weil er „zufällig“ im Besitze der Ausbildung ist, die ihm den Eingriff technisch ermöglichen würde.

Der Gesetzgeber würde mit der Regelung solcher Fragen eine Grenze überschreiten, hinter der, wenn auch in erheblicher Entfernung, so doch dann nicht mehr grundsätzlich getrennt, der „Arzt“ sichtbar wird, der als medizinisch qualifizierter Funktionär zum ausführenden Spezialorgan

außermedizinischer Tendenzen herabgewürdigt ist, zum Schrecken der „Patienten“. Vestigia terrent!

Die Beharrlichkeit, mit welcher der Kern der Aerzteschaft an den seit Jahrtausenden gleichen Geboten des Standes festhält, hat nichts mit der Exklusivität einer Kaste zu tun. Sie entspringt auch nicht der „Verlogenheit einer tief im Arzttum verwurzelten Humanität“. Sie entspringt der mit der Leidenschaft der Berufenen unter ihnen festgehaltenen Erkenntnis, daß diese fernab von Strömungen der Zeiten und zufälligen Umständen liegenden Gebote allein es ihnen gestatten, soweit das menschenmöglich ist, dem Menschen zu helfen, dem Menschen, der immer der Gleiche ist. —

Die Vorsehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtb Baum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Äste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten; doch wir hoffen's, wir wissen's.

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Lebendige Vergangenheit

Gutes ohne Böses kann es geben; Böses aber ohne Gutes kann es nicht geben.

Jegliche Kreatur hat so sehr teil an der Gutheit, als sie teilhat am Sein.

Alles, was ist, und sei es auf welche Weise auch immer — sofern es seiend ist, ist es gut.

Das Sein hat den Charakter des Guten. „Gut“ und „seiend“ sind vertauschbare Begriffe.

„Gut“ und „wahr“ und „seiend“ sind der Sache nach ein und dasselbe, gedanklich jedoch sind sie unterschieden.

Das Gute und die Hinneigung zum Guten folgt aus der Natur (eines Wesens) selbst; solange darum die Natur verbleibt, kann die Hinneigung zum Guten nicht hinweggenommen werden, nicht einmal von den Verdammten.

Keine Wesenheit ist in sich böse. Das Böse hat keine Wesenheit.

Das Bössein besteht ganz und gar in Nichtsein.

Wie unter dem Wort „gut“ das Vollkommene verstanden wird, so unter dem Wort „Böse“ nichts anderes denn der Verlust des Vollkommenseins.

Das Böse entsteht dadurch, daß irgend etwas Einzelnes fehlt, das Gute aber entsteht nur aus der ganzen und unversehrten Ursache.

Ein einziger und einzelhafter Mangel genügt, daß etwas schlecht sei. Daß aber etwas schlechthin gut sei, dazu reicht ein einzelnes Gute nicht hin: dazu ist die unversehrte Fülle der Gutheit gefordert.

Das Böse ist auf jegliche Weise zu meiden; darum darf man auf keine Weise Böses tun, damit daraus etwas Gutes erwachse. Das Gute aber soll man nicht auf jegliche Weise tun; darum muß man bisweilen etwas Gutes unterlassen, damit große Uebel vermieden werden.

Würde das Böse aus einigen Bereichen des Alls hinweggenommen, so würde viel von der Vollkommenheit des Alls dahinschwinden. Erwächst doch dessen Schönheit aus dem geordneten Beieinander von

Gutem und Bösem, indem das Böse aus verarmendem Guten entspringt und dennoch; kraft der Vorhersicht des All-Lenkenden aus dem Bösen Gutes folgt — wie auch der Liedgesang seine Süße empfängt aus den Zwischenzeiten des Schweigens.

Gott vermögen wir in diesem Leben nicht vollkommen zu erkennen, so daß wir von ihm wüßten, was er sei; doch können wir von ihm erkennen, was er nicht sei. Und darin besteht die Vollendung der Erkenntnis auf dem Wege. Ähnlich vermögen wir auch in diesem Leben Gott nicht vollkommen zu lieben, so daß wir ständig ihm wirklich zugewendet wären, sondern nur so, daß unser Sinn niemals zum Widergöttlichen sich hinkehrt.

Einzig dann erkennen wir Gott in Wahrheit, wenn wir glauben, daß er über alles hinausliegt, was Menschen über Gott zu denken vermögen.

Demgemäß heißt es von uns, wir erkannten am Ende unseres Erkennens Gott als den Unbekannten, weil dann der Geist am vollkommensten befunden wird in der Erkenntnis Gottes, wenn er erkennt, daß Gottes Wesenheit über alles hinausliegt, was er im Stande des Aufdem-Wege-Seins zu erfassen vermag.

Mag auch das Auge des Nachtvogels die Sonne nicht sehen: Es schaut sie dennoch DAS AUGES DES ADLERS.

Aus Thomas von Aquin „Ordnung und Geheimnis. Brevier der Weltweisheit“, zusammengestellt und verdeutscht von Josef Pieper (in der Hegner-Bücherei bei Josef Kösel in München). Die Auswahl, die der Herausgeber während der Jahre seines Dienstes in der Wehrmacht getroffen hat, und die sehr gute Uebersetzung können in besonderem Maße dazu beitragen, das bewundernswerte System des großen Gelehrten weiten Kreisen nahezubringen, in dem er auf wenigen zentralen Wahrheiten des Glaubens und der Vernunft einen Ausgleich von Wissen und Glauben, der Natur und der Übernatur und dadurch eine grundlegende Ordnung aufbaute in der Verschmelzung des Augustinismus und Aristotelismus.

Ernst Jünger und die Politik

Ich erinnere mich der merkwürdigen Empfindung, die uns überkam, als sich im Herbst 1944 das Gerücht verbreitete, Ernst Jünger sei im Zusammenhang mit den Ereignissen des 20. Juli in Paris von der SS erschossen worden. Das Gefühl hatte etwas von der ästhetischen Befriedigung, die sich am Schluß der Tragödie einstellt, wenn der Held das Opfer der Mächte wird, die er in tragischer Verblendung selbst heraufbeschworen hat. Doch war auch ehrliche Trauer untermischt. Ernst Jüngers vermeintlicher Tod berührte wie das Einziehen einer alten und ruhmvollen, doch unbefleckten Fahne, während der blutige Wimpel der Unmenschlichkeit emporstieg.

Heute muß ich lächeln, wenn ich an diese Stimmung denke. Das ewige deutsche Bedürfnis, in der Geschichte nach Tiefsinn zu gründeln, hatte sich begierig auf die Gelegenheit gestürzt, der Dramaturgie des Weltgeistes auf die Schliche zu kommen. Schien es nicht eine Meisterleistung zu sein, den fünften Akt des gigantischen Trauerspiels mit einer fast mythischen Meintat einzuleiten, in der wieder einmal ein Hagen einen Siegfried meuchelte? Ein Windstoß schien die trüben Wolken anonymen Verhängnisses aufzureißen und den Blick auf eine heroische Landschaft freizugeben, in der sich alles auf die Gestalt des Helden reimte.

Das war nun ganz im Sinne Ernst Jüngers gedacht, so große Vorbehalte auch viele von uns ihm gegenüber machten; woraus sich ersehen läßt, wie sehr wir alle, Gegner und Anhänger, in seinem Banne standen. Dabei hatte die Wirklichkeit weder uns noch Jünger den Gefallen getan, so glatt aufzugehen. Es hatte, wie immer, ganz andere getroffen und meist solche, bei denen es nicht den geringsten Sinn gehabt hätte, einen geschichtsphilosophischen oder mythologischen Apparat in Bewegung zu setzen. Aber wir hatten eben das Bedürfnis, uns die Beteiligung an irgendeiner höheren Notwendigkeit vorzumachen, getrieben von der panischen Angst, die nun einmal der Deutsche vor dem völlig Sinnleeren und Zufälligen empfindet.

Es ist Zeit, daß ich das „wir“ erläutere. Wir, das waren die unfreiwilligen Soldaten des zweiten Weltkrieges, meist Angehörige der verlorenen Generation, aber auch Jüngere, welche die offiziellen Lügen und Schurkereien verachteten und sich ein eigenes Urteil zu bilden suchten. Da wurde schon früh die Notwendigkeit des Bürgerkrieges im Falle eines deutschen Sieges erörtert, wobei manche mit Ernst Jünger rechneten, während später die Frage auftauchte, ob man im Osten nicht eher für Europa als für Hitler kämpfe. Von diesen Partnern sind viele gefallen, die einen an der äußeren, die anderen an der inneren Front, aber sie haben noch mitzureden und sind zu befragen, wenn das Wort Gewicht haben soll. Solch stille Mitberater dürften auch verhindern, daß wir bei unserer Betrachtung ins Geistreiche verfallen, denn wie Falstaffs Witz auch andere witzig machte, so springt der Funke des jüngerschen Geistes leicht auf jene über, die sich mit diesem Autor beschäftigen.

Die Probe auf Nietzsche

Nichts, das einmal gesagt oder getan wurde, kann zurückgenommen werden, denn indem es wirkte, wurde es Wirklichkeit und muß als solche verantwortet werden. Das mag auch Jüngers Ansicht sein, der sich stets zu seiner Vergangenheit bekannt hat, wenn er es auch ablehnte, irdische Richter seines Tun und Lassens anzuerkennen. (Hier liegt bereits ein politisches Problem verborgen, die Frage nämlich, inwieweit staatliche Gerichte Transzendenz vertreten können; selbst wenn sie, wie im Falle Sokrates, nur noch die Idee, aber nicht mehr die Wirklichkeit von Recht und Gesetz vertreten.) Wenn wir also Jüngers Weg zurückverfolgen und seine verlassenen Positionen gewissermaßen als fossile Abdrücke seines Wesens ins Auge fassen, so treibt uns nicht die bürokratische Neu- oder besser Altgier der Spruchkammern, sondern die Vermutung, daß bei ihm hinter aller Veränderung ein Bleibendes, hinter der Taktik eine Strategie verborgen ist. Verfehlt man diesen Kern der politischen Ansichten Jüngers, so bleibt die Kritik am Aeüßerlichen haften und ist letztlich unproduktiv.

Schon Jüngers erstes Buch „In Stahlgewittern“ unterscheidet sich von ähnlichen Werken in einem sehr wesentlichen Punkt: hier spricht nicht, wie es zunächst den Anschein hat, ein typischer Nationalist von seinen Kriegserlebnissen; hier spricht ein Mann, dem eine Epiphanie im antiken Sinn zuteil wurde, die Begegnung mit einer Macht, einem Dämon, einem Gott. Die Kraft, mit der die Bilder aus der Erinnerung heraufbeschworen werden, hat kultischen Charakter — sie soll den Augenblick der Begegnung festhalten und ihm die Treue wahren, statt ihn vom bürgerlichen Leben abschwächen oder gar vergessen zu lassen.

Die Beantwortung der Frage, was das denn für eine Macht war, der Jünger begegnete, ist nicht so leicht. Es liegt natürlich auf der Zunge, sie dem Kriege gleichzusetzen und etwa die klassizistische Phrase zu gebrauchen, Jünger habe sich dem Kriegsgott geweiht. In Wirklichkeit hatte aber diese Macht nicht nur martialisches Gepräge; sie herrschte vielmehr in den Bereichen, welche die Griechen dem Ares, der Pallas und dem Hephäst unterstellten. Fast das ganze bis 1934 erschienene Werk Ernst Jüngers ist im Grunde nichts anderes als der Versuch, das Bild der neuen Wesenheit unter mannigfaltigen Aspekten zu zeichnen.

Das war in mancher Hinsicht die Probe auf Nietzsche. Denn Nietzsche hatte ja gelehrt, die Lebensmächte jenseits aller Wertungen zu verehren und sie nicht durch bürgerliche Moral schwächen oder vergiften zu lassen, durch eine Moral, für die er das Christentum verantwortlich machte. Doch ging die jüngerische Position insofern über Nietzsche hinaus, als sie nicht auf Bildungs-, sondern auf Elementarerlebnissen gründete. Die Macht war lebhaftig erschienen. Im Banne dieses Ereignisses schienen sich die zu Schlagworten erstarrten Begriffe des Philosophen wie Schreine zu öffnen und erhabene Kultbilder zu enthüllen. Der Weg zu griechischer Gesinnung schien frei. In Wahrheit führte er in die Gesellschaft der Barbaren.

Nationales und Barbarisches

Das politische Leben der Deutschen war nach dem ersten Weltkrieg dadurch gekennzeichnet, daß es der Weimarer Republik nicht gelungen war, die Jugend für die Demokratie zu gewinnen. Während in den westlichen Ländern der typische Radikalismus der Kriegsteilnehmer von den traditionellen politischen Formen der Zivilisation aufgefangen wurde, war das neue deutsche Staatswesen einer solchen Belastungsprobe nicht gewachsen. Was sollte es auch mit einer „nationalen“ Jugend anfangen, die im demokratischen System nur eine List des Feindes sah, Deutschland zu schwächen und dauernd am Boden zu halten? Mit Heimkehrern, die vom Kriege geformt und seinen extremen Belastungen angepaßt, instinktiv die klimatischen Bedingungen wieder herzustellen trachteten, unter welchen allein sie wirklich gelebt und nicht bloß vegetiert zu haben glaubten? Mit Leuten, denen die Politik nichts war als die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln? Keinem Engländer, Franzosen oder Amerikaner wäre es auch nur im Traum eingefallen, aus Kriegserleben und Bewährung in der Gefahr die Befähigung zu einer öffentlichen Tätigkeit oder gar zur Bildung neuer politischer Formen abzuleiten. Gerade diese Reaktion war aber für viele Deutsche typisch.

Daß wir in ihrer Gesellschaft auch den frühen Jünger finden, nimmt nicht wunder. Sein Erlebnis hatte, wenn es auch in ganz andere Tiefen reichte, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem der Nationalisten, jedenfalls Aehnlichkeit genug, daß er sich zu ihnen zählen und ihren Jargon notfalls mitreden konnte. Andererseits war er zu klug oder zu stolz, um sich Hitler oder jener Rechten zu verschreiben, die aus wohlverstandenen materiellen Interessen der Weimarer Republik das Grab schaufelte. Seine politische Konzeption war eine ganz persönliche und lief etwa auf das heraus, was die Griechen Paideia nannten, Erziehung durch Vorbild und Dichtung. So hatten Homer und Aischylos zur Polis erzogen. So wollte Jünger die Jugend vorbereiten auf das, was er kommen sah. Die Mittel dazu aber waren Bücher, nichts als Bücher; freilich solche, wie sie in Deutschland noch nicht geschrieben worden waren. Und das Resultat? Es kam, um es kurz zu sagen, Hitler zugute.

Der bekannte Leutnant des ersten Weltkrieges hat es dem unbekannten Gefreiten nie verziehen, daß seine Paideia ähnlich wie das Werk Spenglers den Effekt hatte, jenem das Wild in die Netze zu treiben. Gibt es doch außer Spengler kaum einen Autor, dessen Ideengeist von den Nationalsozialisten so rücksichtslos ausgebeutet und für ihre Zwecke zurechtgeschneidert wurde wie das Ernst Jüngers. Dabei fiel freilich alles weg, was Jüngers eigenster Besitz war und was bei ihm zu Nietzsche und in die Nähe der Griechen führte. Uebrig blieb die nackte Brutalität. Doch dies Schicksal war nicht unverdient. Das völlige Absehen vom Christentum, verbunden mit einer unmittelbaren Hingabe an die Lebensmächte, wie wir dies beim damaligen Jünger finden, hätte keineswegs zur Barbarei führen müssen, vorausgesetzt, daß diese Mächte in ihrer Gesamtheit erlebt und respektiert worden wären. Denn was den Griechen vom Barbaren unterschied, was seine Humanitas sicherte, war die Vollständigkeit des Olymps. Fehlte auch nur ein einziger Gott, so verwandelte sich das Pantheon in ein Pandaimonion.

Nun fehlte aber bei Jünger mehr als eine Gottheit. Es fehlten die Bereiche des Zeus Horkios, des Hüters der Verträge und des Völkerrechts, es fehlte Hermes, der Gott des Besitzes, des Handels und Wandels, es fehlten die mütterlichen Gottheiten und damit alle die Mächte, die sich im Frieden offenbaren. Vor allem aber fehlte etwas, das der gesamten Antike tiefste Wurzel der Religion war: die Gewißheit, der Schuld zu verfallen und der Sühne und Reinigung zu bedürfen, wenn man nur einem Gott oder Dämon diene.

So mußte die Jüngersche Paideia scheitern, denn sie führte mit ihrem Torso von Olymp höchstens zu einer thrakischen Religion, in welcher

Ares der höchste Gott war, aber nie zu den antiken Grundlagen des Abendlandes. Mit einem Perikles hätte man ohne weiteres europäische Politik treiben können, nicht aber mit Nietzsche, Spengler und Jünger, denn sie schützten nicht nur nicht vor der Barbarei, sondern wurden von ihr in Vorspann genommen.

Der große Irrtum

Es liegt eine eigentümliche Ironie darin, daß die heimlichen Diebe am Werke Ernst Jüngers an dem hastig verschlungenen Raub schließlich elend zugrunde gingen. Zunächst freilich schien ihnen, was sie aufgenommen hatten, ausgezeichnet zu bekommen, und auch Jünger war der Ansicht, daß sie zu ihrem Heil gestohlen hatten. Denn als im Jahre 1940 gefangene französische Offiziere ihn fragten, ob er den deutschen Erfolg auf eine Formel bringen könnte, antwortete er, es sei ein Sieg des „Arbeiters“ gewesen; und meinte damit die praktische Konsequenz der politischen Ideologie, die er in den Schriften „Der Arbeiter“ und „Die totale Mobilmachung“ niedergelegt hatte. Akzeptiert man dies, dann muß man aber auch die deutsche Niederlage als eine Niederlage des „Arbeiters“ bezeichnen, denn sie gehört zum „Sieg“ wie das Minus zum Plus.

„Der Arbeiter“ ist eines der Bücher, wie sie wohl nur in Deutschland geschrieben werden und für die neben der Monomanie, mit welcher bestimmte Thesen vertreten werden, eine völlige Abwesenheit des common sense bezeichnend ist. Daß ein Autor vom Range Jüngers, dessen Stärke im unmittelbar Divinatorischen lag, sich mit dieser zweifelhaften Gattung einließ, mag befremden. Und doch lag das Werk in der Linie seiner Entwicklung. Von außen her gesehen stellte es sich zwar als eine jener Zukunftsprognosen der Zivilisation dar, wie sie im Gefolge Spenglers grassierten, und war insofern ein politisches Buch; denn ein Bild der Zukunft geben, heißt bereits, in sie eingreifen, was sich ja bei Spengler erwiesen hat, dessen Einfluß auf die Entstehung von Fascismus und Nationalsozialismus feststeht. Hinter dieser Fassade verbarg sich aber ein ganz persönliches Anliegen Jüngers — er wollte sich der Macht, die sich ihm im Kriege offenbart hatte und deren finster strahlendes Bild er aus der Erinnerung heraufbeschworen hatte, nun auch durch Nachdenken versichern und eine Art von Theologie oder Scholastik um sie herum bauen, um ihren Herrschaftsanspruch in Gegenwart und Zukunft zu beweisen.

Der merkwürdig monotone, Behauptung an Behauptung setzende Preßlufthammer-Stil des „Arbeiters“ verrät jedoch, daß der Wille mehr als das Herz bei diesem seltsamen Unternehmen beteiligt war. Es ist amor

fati, nicht wirkliche Neigung, die Jünger zum Kult der schrecklich-dreiköpfigen, aus martialischen, rationalen und kyklopischen Elementen gemischten Gottheit treibt, die er mit dem Namen „Arbeiter“ bezeichnet. Denn inzwischen hatte er die Süße des Friedens, den Genuß der Individualität geschmeckt, hatte die Freuden der wissenschaftlichen und der musischen Betätigung kennen gelernt, und so mußte ihn alles das, was er zur Masse, zum Typus und zu Kriegen treiben sah, welche die Ritterlichkeit des Kampfes im Haß der Rassen und Klassen erstickten, eher mit Schrecken als mit Zuneigung erfüllen. Aber wie ein Wilder der Südsee, der sich mit zusammengebissenen Zähnen den grausamen Initiationsriten seines Götzen unterwirft, betrat Jünger den neuen Geschichtsraum, fest davon überzeugt, daß kein anderer Weg blieb und daß es Fahrenflucht war, ihn nicht zu gehen.

Solche Uebungen in der Askese gehen selten gut aus, und so hatte „Der Arbeiter“ die verhängnisvolle Wirkung, daß viele von Natur warmherzige und sensible junge Deutsche die Pflicht zu haben glaubten, sich zu verhärten und ihr Menschentum einer Chimäre zu opfern. Das weitere Resultat des Buches war, daß gewisse Krankheitserscheinungen der europäischen Welt nun sanktioniert erschienen und die Weihe der Notwendigkeit erhielten. Die Autoritären aller Schattierungen sahen mit viel Geist bestätigt, daß sie auf dem rechten Wege waren und daß denn auch der Segen der Geschichte nicht ausbleiben konnte. Es kam aber anders, denn Jünger war einem verhängnisvollen Irrtum unterlegen, einem Irrtum, dem man etwa die Formel geben kann: Verkennung der biologischen Funktion der Demokratie.

„Ich hasse die Demokratie wie die Pest — mir kann es gar nicht eisern, diktatorisch und absolut genug zugehen“, hatte der Dreißigjährige im „Wäldchen 125“ geschrieben, ein Wort, das nicht tragisch genommen zu werden brauchte, da es in einem rein militärischen Zusammenhang fiel. Wenn aber Jünger im „Arbeiter“ und in der „Totalen Mobilmachung“ feststellte, die autoritäre Struktur müsse auch für den Friedenszustand der Staaten, falls sie sich behaupten wollten, die Norm sein, so war hier sehr viel mehr gesagt. Es hieß, daß die demokratische Verfassung, gleichviel, wie man sich zu ihrer Ideologie stellte, machtpolitisch gesehen eine Schwächung des Staates bedeute und daher vom realpolitischen Standpunkt aus nicht zu vertreten sei. Der zweite Weltkrieg hat diese These widerlegt. Es zeigte sich, daß Demokratie eben nicht nur eine humanitäre und ideale Forderung ist, sondern ganz konkrete biologische Funktionen im modernen Gesellschaftskörper zu erfüllen hat, und zwar Lockerungsfunktionen, die eine viel wirksamere

Anspannung der Kräfte im Frieden und im Abwehrfall ermöglichen, als dies bei den autoritär gelenkten Systemen der Fall ist. Diese ähneln schlechten Sportlern, die durch eine verkrampfte Haltung ihre Kräfte schon vor dem Start verbrauchen, während der scheinbar „Schlaksige“ sie wohlweislich aufspart.

Einem so feinen Beobachter wie Jünger wäre ohne seine besondere Voreingenommenheit auch wohl kaum die tatsächliche Funktion der freien öffentlichen Meinung in der Demokratie entgangen. Jeder Rußlandheimkehrer weiß heute, wie eine Gesellschaftsordnung aussieht, die ein solches Sensorium nicht besitzt, wie hier die Glieder des Wirtschaftskörpers steif und fühllos werden und die Zentrale die Schmerzempfindlichkeit verliert, die den gesunden Organismus warnt. „Wo das wachsame Geschnatter der publicity fehlt, ist das Kapitol in Gefahr, über-rumpelt zu werden“, sagte einmal ein Amerikaner.

Der Frieden

Die Reaktion Jüngers auf die Ausschlachtung seiner Ideen durch das Dritte Reich war zunächst kühle Distanzierung und die Zurückweisung jedes Anbiederungsversuchs seitens der Machthaber. Als dann die Barbarei ihrem Kulminationspunkt entgegenging, setzte er ihr seinen Paideia-Gedanken in neuen und genau gezielten Werken entgegen. In „Gärten und Straßen“ gab er das Exempel einer menschlich-ritterlichen Haltung im Kriege, ein Beispiel, das manchen jungen Soldaten und Offizier in der angeborenen Neigung zum Guten bestärkte und so die fatale Askese des „Arbeiters“ neutralisierte. Dagegen sind die „Marmorklippen“ nicht nur als magischer Geschichtsspiegel konzipiert, sondern auch als ein geheimnisvolles Kampfmittel gedacht, als der Versuch, die losgelassenen Dämonen durch die reine Macht der Sprache und die umschaffende Gewalt der Phantasie zu bannen. Der politische Beurteiler wird hierzu den Kopf schütteln und lächelnd darauf verweisen, daß der Weg von Ariost zum Don Quichote nicht allzu weit ist. Diejenigen, die es treffen sollte, lasen jedenfalls nur gewisse Regieanweisungen aus dem Werk heraus. So starb Himmler genau nach dem Vorbild des „Mauretaniers“ Braquemart. Daß er aber sterben mußte, lag an etwas ganz anderem. Jünger hatte nur noch auf die Nuance Einfluß.

Spät, allzu spät setzte sich Jünger mit dem Problem des Friedens auseinander, der, wie wir sahen, in seiner ursprünglichen Erlebniswelt nur eine andere Form des Krieges war. Die Schrift „Der Friede“, 1941 bis 1943 in Paris entstanden und vom Autor als eine „Uebung in der Gerechtigkeit“ bezeichnet, macht heute einen peinlichen Eindruck. Blendende

Rhetorik, die in einem leeren Raum verhallt, wechselt mit dem Stil des Armeebefehls, wie etwa: „Die Massen sind zunächst zur christlichen Moral zurückzuführen.“ Die Ursache liegt auf der Hand. Hinter dieser Schrift steht kein wirkliches Erlebnis. Jünger ist dem Frieden nie so begegnet wie dem Krieg, als einer ganz konkreten Macht, als der Mutter aller Dinge. Nur eine solche Begegnung aber hätte seinem Ruf Ueberzeugungskraft und echtes Pathos geben können.

So erscheint der Friede in sehr abstrakter Gestalt, als eine mystische Frucht, die auf geheimnisvolle Weise plötzlich reift, wenn „eine klare Waffenentscheidung gefallen und kein Winkel geblieben ist, der nicht durch Feuer gereinigt wurde.“ Voraussetzung solchen Reifens ist freilich, daß die beteiligten Nationen unter Mitwirkung der christlichen Kirchen einen Frieden der Gerechtigkeit schließen, in welchen die einigen Millionen Gefallenen als „großer Schatz von Opfern“ und als „Grundstock“ zum Neubau der Welt eingemauert werden. Nun, der weitere Verlauf der Ereignisse wickelte sich auf ganz andere Weise ab, wenn auch im Ausbrennen der Winkel die Wirklichkeit dem jüngerschen Ideal ziemlich nahe kam.

Vergleichen wir die Friedensschrift mit dem „Arbeiter“, hinter dem zwar auch keine Einsicht, aber doch etwas Wirkliches stand, nämlich eine fürchterliche deutsche Realität, so müssen wir konstatieren, daß Paris und die dünne Luft höherer Stäbe Jünger schlecht bekommen sind. Er spricht auf einmal, was er früher nicht tat, von den Dingen, ohne ihr Gewicht zu spüren. Er beschönigt, er färbt. Er träumt mit offenen Augen. Wobei ihm dieser Traum vom Frieden durch jenes unverbindliche Wohlwollen erleichtert wird, das wir bei den Günstlingen des Glückes häufig finden. Denn nun brauchte er ja seiner Natur nicht mehr, wie im „Arbeiter“, Zwang anzutun, da er als aufmerksamer Adjutant des Weltgeistes Winke erhascht zu haben glaubte, die eine günstige Auslegung erlaubten.

In „Heliopolis“ hat Jünger diesen Traum auf andere Weise weitergeträumt. Unser Thema verbietet das Eingehen auf diesen höchst merkwürdigen Roman, da der politische Charakter der echten Utopie hier zugunsten einer Art Höllenvision in den Hintergrund getreten ist. Die Kämpfe, die 1945 abgeschlossen wurden, gehen auf einer anderen Ebene ad infinitum weiter, wodurch den ephemeren Gestalten, die an ihnen führend teilnahmen, wohl eine allzu große Ehre angetan ward. Von den Opfern ist, wie immer bei Jünger, weniger die Rede, aber gerade mit ihnen müssen wir ihn trotz seines ständigen Ausweichens konfrontieren, wenn wir zu einem Resultat kommen wollen.

Und die Jugend?

Während Jünger in Paris Bücher sammelte und am „Frieden“ feilte, sammelten die Jüngeren in den Kesselschlachten des Ostens Erfahrungen, über die sie, soweit sie mit dem Leben davongekommen waren, Gelegenheit hatten, hinter Stacheldraht nachzudenken. Heimgekehrt, hörten sie die Kriegskrüppel vor den gefüllten Schaufenstern der Städte die Mundharmonika blasen und machten sich den Reim auf diese Melodie, einen Reim in der Sprache Wolfgang Borcherts, das heißt einer kriegsversehrten, verstümmelten und vergewaltigten Sprache.

Es ist eine andere „Uebung in der Gerechtigkeit“, dieser verführten und verratenen Jugend, deren Trümmer von den Stromschnellen der Geschichte weit über Jünger hinausgetragen wurden, zu Hilfe zu kommen. Denn was kann sie dem Sprachgewaltigen und Vielbelesenen entgegensetzen? Kein Wissen, kein Werk, nichts als die tiefe Verlorenheit ihrer Existenz. Und doch kommt es nur auf diese Jugend an, wenn wir vom Frieden reden, denn sie ist kein Traum, sondern die wirkliche Zukunft.

Die Besten dieser Jugend stehen heute Jünger mißtrauisch gegenüber. In Stalingrad ist ja nicht nur der Mythos vom deutschen Soldaten, sondern auch der des „Arbeiters“ zusammengebrochen, denn hier hatte der „Typus“ versagt, als vom Führer der Armee eine individuelle, atypische Entscheidung gefordert wurde. Trotzdem hätte Jünger diese mißtrauische Jugend für sich gewinnen können, wenn er vom politischen Teil seines Werkes als einem eklatanten Irrtum abgerückt wäre. Stattdessen erklärte er sein früheres Werk zu seinem „Alten Testament“, eine Blasphemie, die ihresgleichen sucht. Oder spricht hier vielleicht etwas ganz anderes, eine Naivität in politischen Dingen, die so tief im Wesen Jüngers liegt, daß sie selbst seiner ewig bohrenden Reflexion unerreichbar ist?

Es gibt nur eine Erklärung, die der Prüfung standhält: für Jünger existierte nie eine Öffentlichkeit, der gegenüber er sich verantwortlich gefühlt hätte! Da er weder in der Weimarer Republik noch im Dritten Reich eine ihn verpflichtende politische Ordnung sah, betrachtete er sich Zeit seines Lebens als Reichsritter in der Epoche eines Interregnums oder als eine Polis für sich. Von einer so schmalen Basis aus war freilich keine echte Paideia möglich, und so kümmerte sich Jünger wenig um die politische Wirkung seiner Schriften. Bald der Antike, bald dem Christentum, bald Naturwissenschaft und Technik sich nähernd, zog er seine „Schleifen“ wie ein Komet, stets bereit, andere Welten aufzusuchen, wenn es die persönliche Entwicklung gebot. Denn nur das eigene Daimonion entschied, welcher Gott auf dem Altar zu stehen hatte. Und dieser Gott war immer wieder er selbst.

Die Wurzel dieses erstaunlichen Solipsismus ist ein außergewöhnliches Selbstgefühl, dem die Welt im Grunde nur Anlaß zum Selbstgenuß bietet — seine Folge war die Unfähigkeit, sich zu objektivieren. Aber gerade dieser Mangel, diese Zwischenstellung zwischen Autobiographie und Mythos, Schriftstellerei und Dichtung verhalf Jünger zu seinem großen Erfolg. Hier sah man einen Achill, der sein eigener Homer, einen Karl XII., der zugleich Voltaire war. Hier genoß man das faszinierende Schauspiel des Uebergangs von der Macht zum Geist an der Quelle.

Eine solche Zuspitzung des individuellen Prinzips, wobei der einzelne die Welt zum Zeugen, nicht zum Ziel seiner persönlichen Entwicklung macht und die Sprache oft nur als Lockmittel benützt, ist freilich nur in der Zeit der Massen möglich und muß als ihr Gegenpol angesehen werden; wie überhaupt jede Ueberfeinerung der Eliten eine Verrohung der Ausgeschlossenen nach sich zieht. Da schon aus diesem Grunde Jüngers Leben und Werk mit der verhängnisvollsten Epoche der deutschen Geschichte aufs innigste verflochten sind und geradezu als ihr Geheimschlüssel angesehen werden dürfen, kann eine objektive und kritische Beschäftigung mit dieser ebenso anziehenden wie abstoßenden Gestalt zu etwas führen, dessen wir alle dringend bedürfen: zu politischem Urteil, zu politischer Reife.

Scheußliche Verhöhnung, in der Knechtschaft reif für die Freiheit zu werden!, schwimmen zu lernen auf dem Trocknen; nur in der Freiheit wird man frei. Vor grauen Jahren, als die Völker bloße Horden waren, wußten sie nicht umzugehen mit der Freiheit — jenem köstlichen Naß der Traube, das verschüttet oder mißbraucht — gleich jenem in Auerbachs Keller — zum höllischen Feuer wird. Der Selbsterhaltungstrieb ließ sie sich freiwillig ihrer Menschenrechte entäußern, und sie folgten blindlings, gedankenlos ihren Führern. Damals hatten „Könige“ einen Sinn. Das Volk wollte sie und mußte sie wollen, weil es ohne sie nicht ging. Auch waren es Leute danach; meist Kerle, die sich gewaschen hatten, und ihren Feinden den Pelz dazu. Das ist jetzt anders geworden. Die Völker fordern das Gut zurück, was ihre Vorfahren aus ihren Händen gaben; was jenen Verderben gewesen wäre, soll ihnen Segen tragen. Wer wollte leugnen, daß diese Forderung eine gerechtfertigte sei.

*

Entchristlicht ist die Welt bereits; entgöttert man sie auch noch von dem, was uns die Griechen hinterließen, so werden wundervolle Tage anbrechen. Ich mag sie nicht mehr sehen.

Theodor Fontane.

Zwischen Abbild und Urbild

Kreuzwege der zeitgenössischen europäischen Malerei

I.

Es ist leicht, über die neue Malerei zu sprechen, wenn man es sich leicht macht. Wer jedoch bemüht ist, in seine Begriffe wenigstens die bedingte Eindeutigkeit zu bringen, die in der Kunstgeschichte früherer Jahrhunderte zu herrschen pflegt, der wird bald zu der Erkenntnis kommen, daß keine Zeit so unerforscht ist wie die jüngste Vergangenheit. Es kann scheinen, als ließe sich jeder Behauptung, die man als Resumé noch so gewissenhafter Vergleiche und Unterscheidungen aufstellt, mit gleichem Rechte, bei nur geringer Veränderung des Gesichtswinkels, die entgegengesetzte zur Seite stellen. Schließlich fragt man sich, ob diese Mehrdeutigkeit nicht eben zur Definition der modernen Gestaltung gehört — wie ja auch die zeitgenössische Physik, deren Parellelentwicklung zur Malerei schon so oft hervorgehoben wurde, gerade für ihre zentralsten Fragen die „Gleichwertigkeit entgegengesetzter Erklärungen“ aufgestellt hat.

Man mag sich einen Augenblick lang dazu überreden, einen so vieles umfassenden Künstler wie Picasso als den Prototyp unserer Zeitseele zu betrachten. Sieht es nicht so aus, als wäre dies die charakteristische Haltung dieser Zeitwende: keine charakteristische Haltung zu haben? Zweifel im Sinn eines Nietzsche, Verzweiflung im Sinn eines Kierkegaard scheinen Ausgangspunkt einer solchen Kunst zu sein, Beunruhigung, Erregung, Chocwirkung ihr Endziel. Selbst innerhalb des Gesamtwerkes Picassos würde jedoch eine solche Kennzeichnung den Sachverhalt gröblich vereinfachen.

Aber wie anders etwa Matisse, der doch auf die Entwicklung des Zeitstils von kaum geringerem Einfluß war! Im Jahre 1908 schreibt er: „Ich träume von einer Kunst des Gleichgewichtes, der Reinheit, der Seelenstille, ohne beunruhigendes oder aufreizendes Thema, etwas, das einem bequemen Lehnstuhl gleicht.“ („Notes d' un peintre“, Grande Revue)

Die Frauen im Lehnstuhl, die Picasso während des letzten Krieges malte, sind wie eine grausame Parodie auf den „bequemen Lehnstuhl“, von dem Matisse sprach. —

Die Emanzipation der Farbe und des Ausdrucks führte von van Gogh und Gauguin über Matisse und Munch — und in engster Verbindung mit dem, was man „Jugendstil“ genannt hat — zur Dresdner „Brücke“, also zum deutschen Expressionismus. Es ist die Linie einer gefühlsbetonten, spontanen, reizgelenkten Kunst, die die lyrische Sinnesempfindung des Impressionismus bis zu ekstatischer Erregung steigert und sich zwischen den beiden Polen rauschhafter Augenweide und prophetischer Verkündigung bewegt. Das Wort „Expressionismus“ entstand wahrscheinlich in Anlehnung an die Aufzeichnungen von Matisse aus dem Jahre 1908, denn hier wie auch in fast allen seinen späteren Äußerungen gebraucht der Meister des „calme“ kein Wort so oft und gern wie „expression“. Selbst „décorative“ scheint nur als Beiwort von diesem Hauptwort abzuhängen:

„Ce que je poursuis par-dessus tout, c'est l'expression... La composition est l'art d'arranger d'une manière décorative les divers éléments dont le peintre dispose pour exprimer ses sentiments. ... La tendance de la couleur doit être de servir le plus possible l'expression“.

Gewiß bedeutet Ausdruck für Matisse etwas anderes als für die „Ausdruckskunst“. Aber die Doppelwertigkeit des Dekorativen und des Expressiven, die bei ihm so klar in Erscheinung tritt, war schon bei van Gogh und Gauguin in kaum geringerem Maße vorhanden, und sie findet sich auch im deutschen Expressionismus. Daß man sich dessen schon am Anfang bewußt war (wenigstens solange die neue Stilbezeichnung noch nicht allgemein gebraucht wurde), zeigt der Katalogtext, den Max Raphael, damals noch M. R. Schönlanck, für die Ausstellung der „Neuen Sezession“, Berlin 1911, schrieb:

„Eine Dekoration, gewonnen aus den Farbanschauungen des Impressionismus, das ist das Programm der jungen Künstler aller Länder . . . Die jungen Künstler aller Länder . . . wollen nicht mehr die Natur in jeder ihrer flüchtigen Erscheinungsformen wiedergeben, sondern die persönlichen Empfindungen von einem Objekt derart verdichten, zu einem charakteristischen Ausdruck zusammenpressen, daß dieser Ausdruck ihrer persönlichen Empfindung stark genug ist, um für ein Wandgemälde auszureichen . . .“

Die dekorative Vereinfachung läßt also eine Verdichtung des Ausdrucks nicht nur zu, sondern setzt sie sogar voraus. Dieser „dekorative

Impressionismus“, der als Bindung an den großen Stil des Wandbildes definiert wird, ist kein anderer als jener „monumentale Impressionismus“, wie E. L. Kirchner 1912 die farbstarke, vereinfachte Malweise seines Freundes Schmidt-Rottluff nannte. Aber gerade Schmidt-Rottluff sollte in der Folge den Eindruck des frühkubistischen Picasso so wenig verleugnen wie Kirchner die Wirkung der eleganteren Kunst von Matisse. So scheiden sich die Temperamente sogar innerhalb des eigentlichen „Expressionismus“ — der übrigens, in Deutschland voreilig totgesagt, während des zweiten Weltkrieges in Frankreich mit Malern wie Gromaire, Marchand, Soutine u. a. eine höchst beachtliche neue Phase erreicht hat. (In Italien mit Scipione, Mafai u. a.)

Der andere Weg war bekanntlich die Emanzipation der tektonischen Form und des räumlichen Gefüges, die von Cézanne über Picasso und den Kubismus zu den Künstlern des „Blauen Reiters“ führte — und später in Verbindung mit dem Funktionalismus des Bauhauses zu den abstrakt-konstruierenden Richtungen. Es muß nicht erst betont werden, daß Picassos stürmische Zerrissenheit ebensowenig kennzeichnend für den Kubismus ist wie die heiter gelassene Haltung Matisse für Fauvismus und Expressionismus. Im Kubismus handelt es sich um die Ueberwindung des Gegensatzes von Körper und Raum durch Auflösung der Naturform in stereometrische Elemente; diese antisentimentale Malerei drängt das unmittelbar Gefühlsmäßige zurück; sie bewegt sich zwischen scheinbar chaotischer Zertrümmerung der Gegenstandseinheit und streng gesetzmäßiger Neuformung der Bildeinheit aus den gewonnenen Formtrümmern. Wie die Natur selbst nimmt sie sich das Recht, zu zerstören, um zu bauen.

Der Ambivalenz des Dekorativen und Expressiven entspricht aber im Kubismus eine Ambivalenz des Konstruktiven und des Visionären. Sehr einleuchtend formuliert der Kubist Albert Gleizes: „Das Kunstwerk wird also, in der überraschenden Form, die es aufweist, erst verständlich, weil es sich dem Auge, des Betrachters . . . als einen Teil der Weltseele zu erkennen gibt, indem es nämlich sich den Gesetzen des Weltganzen unterordnet und sich der gemeinsamen Ordnung einfügt.“ (Zitiert nach H. Uhde-Bernap, Künstlerbriefe).

Die Konstruktion selber ist also Darstellung einer kosmischen Vision. Das wird noch deutlicher in Deutschland, bei Franz Marc und Paul Klee, die innerlich, vom Geiste ihres Bauens und Schauens her, mit dem Kubismus zusammenhängen.

Die „absolute Malerei“ aber, ich meine die reine, nichts mehr darstellende Farb-Form-Musik, die besonders heute nach dem zweiten Kriege

wieder auf der ganzen Welt diskutiert wird, ist wahrscheinlich weder eine „Richtung“ noch ein „Stil“, sondern etwas grundsätzlich anderes als jeder „Ismus“ — nämlich eine Kunstgattung wie das Stilleben, das Landschaftsbild, das Porträt. Vor dem ersten Krieg entwickelte Kandinsky in München sie unmittelbar aus dem Stil und der Technik des Impressionismus, gleichzeitig leiteten in Paris Picabia und Delaunay sie aus dem Kubismus ab (wie Larionow in Rußland), und in unseren Tagen gibt es z. B. bei einem Hans Hartung oder bei Pierre Soulages eine „absolute“ Malweise, die ihre Herkunft aus dem Expressionismus nicht verleugnet.

II.

Aber, wird man sagen, das Gemeinsame aller modernen Richtungen ist doch wohl die Ablösung der darstellenden durch eine „erfindende“, der abbildenden durch eine „urbildende“ Kunst. Nun, selbst in diesem Punkte widersprechen sich die Aussagen, auch dort, wo man es am wenigsten erwartet.

„Ich messe dem Subjekt keine, dem Objekt die höchste Wichtigkeit zu“, bekennt Picasso und mahnt: „Achtet das Objekt! Zerstört nie etwas, weder eine Gestalt, noch die Ordnung eurer geheimsten Gedanken!“ — Auch seine Kunst ist also darstellend, was nicht auszuschließen scheint, daß sie erfindend ist. Denn fast im gleichen Atemzuge kann er sagen: „Ich glaube, daß der Ursprung der Malerei eine organisierte subjektive Schau ist... In Wirklichkeit kopiert man nie die Natur, man bekleidet erfundene Objekte mit einem realistischen Schein.“ Und er wehrt ab: „Sie erwarten von mir, daß ich Ihnen definiere, was Kunst ist. Wenn ich es wüßte, würde ich es für mich behalten.“ (H. Uhde-Bernays, Künstlerbriefe).

Wieviele Mißverständnisse entstehen dadurch, daß man Malerei immer wieder auf eine eindeutige Definition festlegen möchte. Malerei ist aber schon zu allen Zeiten ihrem Wesen nach vieldeutig gewesen. Allerdings ist sie zuerst und zuletzt das eigentliche malerische Spiel reiner Farben und Linien auf der begrenzten Fläche: magischer Akkord, der fähig ist, ohne Umweg über den begriffbildenden Verstand durch das Auge zum Herzen zu gehen. Dieses „Malerische“ kann auch musikalisch heißen, insofern Musik die formalen Gesetzmäßigkeiten jeder Kunst in abstrakter Reinheit bietet. Malerei enthält aber auch plastische Elemente, Gleichnisse von Körper und Raum, die die Seinswelt der Bildfläche zu einer Bedeutungswelt machen, zu einer Bühne, auf der wir die Erinnerung an unsere menschliche Umwelt des Tages und des Traumes vergegenwärtigt finden. Und Malerei enthält drittens, ob es die Kritiker

zugeben wollen oder nicht, sogar literarische Möglichkeiten, die von der Illustration bis zur lyrischen Metapher und dem philosophischen Begriffszeichen gehen können und sich ebensowenig wie die plastischen und die musikalischen zu verstecken brauchen, vorausgesetzt, daß sie in eine optisch intakte Malerei übertragen sind. Illusion und Allegorie sind nur dort entschieden zu verwerfen, wo sie die unmittelbare Sprache der Farben und Formen verunklären oder die Aufmerksamkeit vom Augenlebnis ablenken. Dies ist ein Prüfstein für Wert oder Unwert des gegenständlichen Surrealismus von Chirico bis Dali, von Max Ernst bis Schlichter. Im freien Spiel mit oft photographisch getreu wiedergegebenen Gegenständen wird dort das begrifflich Assoziative traumhafter Bilderrätsel zum Hauptwirkungselement. Umgekehrt gibt es gewiß reine Kunstwerke, die allein aus Farb-Form-Architektur bestehen und sowohl auf bestimmte Gegenstände wie auf aussprechbare Gedanken ganz verzichten. Der geistige Zustand der Entrückung ins Allgemeine, Urbildliche, dem solche Bilder entsprechen, würde durch eine Festlegung und bestimmte gegenständliche Beziehungen nicht reiner, sondern trüber zur Aussage kommen. Es bleibt die geschichtliche Leistung Europas in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, die neue Gattung der absoluten Malerei geschaffen zu haben. Dieser Schritt ist ohne Zweifel sehr viel bedeutsamer als die früheren, die in stufenweiser Ueberwindung des inhaltlichen Interesses vom Figurenbild zur Landschaft, von der Landschaft zum Stilleben führten. Und doch wird Malerei die ganze Vielfalt ihrer Möglichkeiten erst dann ausschöpfen, wenn sie unter verschiedenen Gesichtswinkeln, dem architektonisch-musikalischen, dem plastischen, dem poetischen zugleich und in einem angesehen werden kann, wenn sie also auch Abbildung und Einbildung miteinbezieht, aber so, daß das urbildende, spezifisch malerische Farb-Form-Erlebnis nicht etwa geschwächt, sondern durch Anwendung auf bestimmte gegenständliche und menschliche Beziehungszentren in seiner Sinnfülle vertieft und in seiner Stoßkraft gesteigert erscheint.

Es gibt Anzeichen dafür, daß die Malerei unserer Gegenwart sich auf dem Wege zu einer solchen neuen Totalität befindet, die sich von der klassischen dadurch unterscheiden wird, daß sie auch aus entgegengesetzter Richtung kommen kann: nicht nur induktiv vom Gegenstand zur Abstraktion, sondern auch deduktiv vom „Absoluten“ des reinen Farb-formspiels zum Relativen der gedeuteten Realität. An diesem Kreuzweg der Zukunft, wo sich die verschiedenen Möglichkeiten nicht trennen, sondern treffen, steht heute vor allem jene größtenteils aus der Schule der

„absoluten Malerei“ herkommende Gestaltungsweise, die man „abstrakten Surrealismus“ oder „Formsurrealismus“ genannt hat, um sie von dem mit der „Neuen Sachlichkeit“ von 1920 zusammenhängenden „gegenständlichen Surrealismus“ zu unterscheiden. Dem freien Spiel mit linearen Motiven, geometrischen Elementen, farbigen Akkorden, werden geheimnisvoll vieldeutige, überraschende Wirklichkeitsbeziehungen unterlegt. Eine hieroglyphenhafte Zeichensprache bildet sich aus, die nicht darstellt, sondern er-innert. Man kann dabei schon an gewisse Werke von Klee oder Picasso denken. „Surrealisten der Form“ sind z. B. in Frankreich Miro, Masson, Tanguy, Roux, in Italien Campigli und Morandi, in England Sutherland, Nash, Moore. Mindestens mit wichtigen Teilen ihres Schaffens stehen in Deutschland Künstler wie Max Ackermann, Willi Baumeister, Werner Gilles, H. A. P. Grieshaber, Ida Kerkovius, Georg Meistermann, E. W. Nay u. a. bewußt oder unbewußt auf dieser Linie, der sich auch Spätexpressionisten wie Xaver Fuhr, Rolf Nesch, Werner Scholz bisweilen annähern. Von den verschiedensten Ausgangspunkten her scheint sich eine kommende Stilsynthese vorzubereiten, in welcher sowohl konstruktivistische als auch surrealistische Impulse verarbeitet werden. Dem Streben nach Reinheit, das in der „absoluten“ Malerei gipfelte, steht ein Streben nach Vollständigkeit gegenüber, das vielleicht im Begriff ist, eine neue „totale“ Malerei zu entwickeln, der die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts gehören könnte. Die Sehnsucht danach hat niemand überzeugender in Worte gefaßt als Paul Klee, dessen „abstrakter Surrealismus“ die gegensätzlichen Tendenzen der Zeit beispielgebend zusammenfaßte:

„Manchmal träume ich ein Werk von einer ganz großen Spannweite durch das ganze elementare, gegenständliche, inhaltliche und stilistische Gebiet. Das wird sicher ein Traum bleiben, aber es ist gut, sich diese heute noch vage Möglichkeit ab und zu vorzustellen. Es kann nicht überstürzt werden. Es muß wachsen, es soll hinaufwachsen, und wenn es dann einmal an der Zeit ist, jenes Werk, desto besser! — Wir müssen es noch suchen. Wir fanden Teile dazu, aber noch nicht das Ganze. Wir haben noch nicht diese letzte Kraft, denn: uns trägt kein Volk.“ („Ueber moderne Kunst“, Bern 1945)

III.

Will man dagegen einen gemeinsamen Nenner für die letzten fünfzig Jahre, so ist es wohl noch am ehesten die allgemeine Rückwendung zum

Elementaren, Ursprünglichen, zu den ersten und einfachsten Prinzipien der Kunst und damit auch zu den Kräften und Spannungen der reinen Mittel, die z. B. Braque meint, wenn er sagt: „Die begrenzten Mittel machen den Reiz und die Kraft der primitiven Malerei aus. Hingegen die Ausdehnung bringt Verfallskunst.“

Es wäre eine Formel für die Entwicklung der Kunst seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wenn man sie als den Versuch einer Ueberwindung der Dekadenz durch Erneuerung der Primitivität erklären wollte. Und zwar nicht nur im Sinne einer neuen Ehrfurcht vor den elementaren Gegebenheiten des Materials und einer Vereinfachung des technischen Prozesses durch Verzicht auf materielle Imitation, sondern auch inhaltlich durch bewußte Wiederentdeckung des Unbewußten. Selbst wo bisweilen in virtuoser Wiederaufnahme der Tradition vergangener Hochkulturen eine sogenannte „Neuklassik“ entstand, wie etwa in der „griechischen Periode“ Picassos kurz nach dem ersten Weltkrieg und gleichzeitig bei Dérain, Chirico, Carrà u. a. — selbst dort werden die „valori plastici“ so ungeschlacht vereinfacht, daß bei genauerem Hinsehen nicht von einer Neuklassik, sondern von Archaismus gesprochen werden sollte.

Geistesgeschichtlich muß aber die Rückwendung zu urtümlicher Gestaltung nicht nur das bedeuten, was Wilhelm Worringers wichtiges, aber selbst schon historisch gewordene Buch „Abstraktion und Einfühlung“ (1908) in sie hineinlegt. Worringer meinte die geometrische, abstrahierende Kunst der Primitiven und Exoten aus einem dualistischen Lebensgefühl herleiten zu müssen, das den Menschen einsam und schutzlos in eine fremde, drohende Weit stelle, die erfüllt sei von transzendenten Mächten. Die Unvereinbarkeit dieser These mit den Ergebnissen der Völkerkunde hat bereits 1920 Eckart von Sydow in seinem Buch „Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei“ nachgewiesen. Nicht die abstrahierende, sondern die naturalistische Kunst setzt ein Abstandnehmen, ein Gegenübertreten, voraus. Nicht der primitive, sondern gerade der klassische und noch mehr (nach Sydow) der dekadente Mensch lebt im Dualismus, im Gefühl der Einsamkeit und Fremdheit. Worringer hat die seelische Situation des beginnenden 20. Jahrhunderts bedenkenlos in die Mentalität des primitiven Menschen hineinprojiziert. Er sah nur die Dämonenfurcht, nicht die — ihr komplementär entsprechende — magische Einheit allen Seins. Begriffe wie Transzendenz kamen überhaupt erst durch die Griechen in die Welt. Die klassischen Griechen hatten keine harmonische, allversöhnende, sondern eine tragische Lebensansicht. Pantheismus endlich ist nicht Klassik, wie Worringer glaubte, sondern Barock, Romantik und Expressionismus.

Die spätzeitliche Wiederkehr des Archaischen, die das 20. Jahrhundert bis heute beherrscht, kann deshalb viel eher als Versuch gelten, jenes frühe, offenbar monistische Welterleben zu erneuern, das zwar nicht in dem sentimental gefärbten Begriff der ästhetischen Einfühlung (die schon Abstand voraussetzt) wurzelt, wohl aber in dem Urvermögen, das die Religionspsychologie „Identifikation“, die Völkerkunde „Partizipation“ nennt. Die Kunst, die dem intuitiven Einheitserlebnis entspricht, wird jene sein, die auf die immerwiederkehrenden, allem einmalig Vergänglichen zugrundeliegenden Elementarformen zurückgeht. In ihr sind die Dinge und Wesen wieder vertauschbar, trotz Logik und Kausalität, durch Analogiezauber. Man kann sie durch Zeichen beschwören, und jedes steht für viele. Abschließend formuliert Sydow: „In abstrakter Kunst dokumentiert sich äußerlich das mystische Weltbewußtsein.“ Oder, wie Franz Marc sagt: „... der tiefe Hang der modernen Sucher, durch das ‚Abstrakte‘ Allgemeingültiges, Einigendes, auszudrücken.“

Das Paradoxe der Situation will es nun aber, daß gerade dieses Streben zum Allgemeingültigen die Künstler daran hindert, allgemeinverständlich zu bleiben. „Uns trägt kein Volk“. Dennoch wäre es ein Mißverständnis, die zeitgenössische Kunst „volksfremd“ oder „intellektualistisch“ zu nennen. Zu einem wesentlichen Teile ist sie gerade der Versuch, zwar nicht „die Kunst dem Volke“ anzupassen, aber „das Volk der Kunst“, nämlich der ursprünglichen Betätigung des Ausdrucks- und Gestaltungstriebes, wiederzugewinnen. Sie ist auch nicht von Intellektuellen gemacht; nicht wenige der fortschrittlichsten Künstler sind Söhne von Bauern, Handwerkern, Arbeitern. Diese Kunst, die auf das unglückselige Wort „abstrakt“ getauft wurde, geht auf jene durch Hybris und Wichtigtuerei verschütteten einfachen Elemente des triebhaften Formenspiels zurück, die auch in Kinderzeichnungen, in Bauern- und Laienkunst, in der Gestaltung primitiver und vorgeschichtlicher Völker zu finden sind. Sie begann mit der Entdeckung des Zöllners Rousseau und führte folgerichtig zur Verherrlichung der „Art Brut“, der kunstlosen „Kunst aus dem Volke“, die man jüngst in Paris erlebt hat. Es ist historisch und psychologisch hochinteressant, daß die oft betont asoziale „Art pour l'art“ der Jahrhundertwende, gerade wo sie ihre extremste Ausbildung erreichte, in den — meist ganz bewußten — Versuch einer Erneuerung der Volkskunst umschlug.

IV.

Die moderne europäische Malerei — diese nach einer Geschichte von mindestens fünfzig Jahren immer noch unstrittene, also immer noch lebendige Kunst — ist längst aus dem Stadium der Revolution heraus-

gewachsen. Sie hat bereits eine eigene tragfähige Tradition gebildet. Den Snob, der von jedem jungen Künstler einen neuen Ismus verlangt, wird sie heute nicht minder enttäuschen wie den Spießer, der von einer Rückkehr ins 19. Jahrhundert träumt. Seit spätestens 1930 wurde in keinem Lande Europas mehr etwas gemalt, das im Princip neu gewesen wäre. Neu in der Konsequenz ist aber doch wohl jenes Streben nach Vollständigkeit in einer „ismenfreien Synthese“, die keine der in der Malerei angelegten Möglichkeiten verachtet. Neu als Konsequenz ist aber andererseits auch die äußerste Steigerung, die das entgegengesetzte Wollen, das Streben nach formaler Reinheit, heute in gewissen Werken der sogenannten „konkreten“ Kunst erreicht. Diese spaltet sich wiederum deutlich in zwei Gruppen. Die einen enden bei gleichsam keimfreien Flächenarchitekturen, aus deren phantastischer Geometrie sie nicht nur jede gegenständliche Assoziation, sondern sogar auch noch den letzten Rest malerischen Temperamentes verbannen. (Bill, Albers.) Einige konstruieren Apparate von höchstpotenzierter technischer Eleganz, die wohl nur deshalb nicht zur Technik, sondern zur Kunst gehören, weil sie ohne Zweck sind (Gabo, Calder). Aber es leuchtet ein, daß von diesem Extrem der „absoluten“ Gestaltung nur ein Schritt zur eigentlich „funktionellen“ Anwendung führt — Wandgliederung, Plakate, Gerät- und Maschinenformen aller Art können aus der Verfeinerung unseres Formgefühls entstehen — die „ungegenständliche Kunst“ bewährt sich an der Aufgabe, Gegenstände zu schaffen.

Diesem Umschlag aus der äußersten Freiheit in einen neuen Funktionalismus steht auf dem andern Flügel der „Konkreten“ ein nicht minder merkwürdiges Ergebnis gegenüber. Es wurde noch nicht genug beachtet, daß die moderne „antinaturalistische“ Kunst in ihrer jüngsten und radikalsten Phase zu einer ganz neuen Art von Naturalismus, ja Illusionismus, zu führen scheint, nämlich, wie die Künstler gern sagen: „Nicht nach der Natur, sondern wie die Natur“. Immer häufiger trifft man auf Werke der nicht-abbildenden Malerei oder Plastik, die sich bis zur Möglichkeit einer Verwechslung mit mehr oder weniger bizarren Naturgebilden vergleichen lassen. Das Geometrische, das von den Konstruktivisten zum Kunstprinzip gemacht worden war, wird von solchen Künstlern geflissentlich vermieden. Gestaltung bedeutet nicht mehr harte Abgrenzung, sondern fast unmerkliches Hervorwachsen der Formen aus dem Ungeformten, des Gesetzes aus dem Zufälligen: etwa in der Weise eines psychologischen Test, der ja seinen enthüllenden Wert gerade aus der Ausschaltung des Willens gewinnt, aus der ungestörten „Natürlichkeit“ von Ergebnissen, die den Urheber selbst überraschen . . . Ein geschliffe-

ner Kiesel vom Seestrand, ein verwittertes Stück Holz vom Waldgrund, ein paar feuchte Flecken an alter Mauer sichtbaren Wirk- und Werdekräfte der Natur. Wirk- und Werdekräfte suchen ihren Ausdruck auch in den „amorphen“ Bildern von Baumeister, den Tuschen von Julius Bissier, den Plastiken von Arp und Rudolf Hartung. Es sind nun keine Naturkräfte mehr, die sich manifestieren, sondern seelische, geistige, zuletzt also doch wieder menschliche Kräfte und Spannungen. Aber ist nicht auch der Geist Natur? „Kunst als Gleichnis der strömenden Metamorphose wird — Naturerscheinungsform.“ Mit diesem kühnen Satze beschließt Willi Baumeister sein Buch „Das Unbekannte in der Kunst“ (1947).

Man hat einen „Formsurrealismus“ und einen „gegenständlichen Surrealismus“ unterschieden. Sollte es nicht ebenso bezeichnend sein, auch dem alten gegenständlichen Naturalismus einen „Naturalismus der Form“ gegenüberzustellen? Der erste wäre der Naturalismus des Abstandes, der sich zum Ziel setzt, Abbilder der *natura naturata* zu erzeugen. Der zweite, wenigstens der Intention nach, ein Naturalismus des Inneseins, der aus der Einswerdung des Geistes mit der *natura naturans* zu Gebilden käme, welche den aus den tiefen Gesetzen des Zufalls entstandenen manchmal überraschend ähnlich sähen.

Es ist unmöglich, diesen „Naturalismus der Form“ nicht mit jener Herkunftslinie enthemmten Gefühls in Zusammenhang zu bringen, die den forschenden Blick über Surrealismus, Expressionismus, Jugendstil bis zur Romantik zurückleitet — während die „konstruktivistische“ Richtung der konkreten Kunst, über Bauhaus und Kubismus hinweg, nunmehr wie eine moderne Phase des kargen klassizistischen Ordnungsbegriffs erscheint. — Aber alles hängt zusammen, nichts läßt sich festlegen. Die Geschichte ist unerschöpflich im Ersinnen immer neuer Kombinationen. So sind auch diese beiden Hauptwege der neuen Kunst in ihrem Verlaufe keineswegs streng zu trennen. Die Einheit des Zeitwollens spottet nicht nur der nationalen und weltanschaulichen Differenzen, sie ist auch stärker als die stilistischen Gegensätze. Aber sie muß sich polarisieren, um sich zu realisieren.

Vielleicht wird man einmal der Ansicht sein, daß die Wende vom Impressionismus zur absoluten Malerei weniger einschneidend war als z. B. die von der Gotik zur Renaissance. Die moderne Physik ist mit lückenloser Logik unter dem Druck fortgesetzter Experimente aus der klassischen Galileis entstanden. So ließe sich wohl das Neue, das Picasso und Matisse fanden, als folgestrenge Weiterentwicklung dessen betrachten, was schon mit Giotto und Masaccio begonnen hatte: der Autonomie des

Bildes und der Konfliktsetzung von Raum und Fläche, Subjekt und Objekt, Form und Natur. Sogar das Bündnis von Wissenschaft und Kunst, das erst die Renaissance brachte, erhält für uns Heutige eine neue, ungeahnte Bedeutung. „Auch die Kunst ist eine Wissenschaft“, hatte Leonardo gesagt. — „Auch die Wissenschaft ist eine Kunst“, wagen einige Denker unserer Zeit zu behaupten. Wahrheit und Schönheit suchen ihre gemeinsame Mitte. Beide haben heute das gleiche Ziel: Stückwerk und Trümmer, die uns umgeben, zu einem übereinstimmenden Ganzen zu verbinden und uns aus dem Beliebigen des Augenscheins und der „Weltanschauungen“ zu befreien. Dies kann in den verschiedensten Formen und in der gegensätzlichsten Weise geschehen. So hatte es Konrad Fiedler, der Kunstprophet des 19. Jahrhunderts, vorausempfunden, und so stellt es im Jahre 1946 der Physiker Werner Heisenberg dar, der in seiner Rede „Wissenschaft als Mittel zur Verständigung unter den Völkern“ zu folgendem Schluß kommt:

„Wenn also Wissenschaft zur Verständigung unter den Völkern beitragen soll, so kann sie es nicht durch ihre praktische Wichtigkeit tun, sondern allein dadurch, daß sie den Blick zu dem zentralen Bereich wendet, von dem aus sich die Welt im Ganzen ordnet, vielleicht einfach dadurch, daß sie schön ist . . . Dieser innere Bereich, in dem Wissenschaft und Kunst kaum mehr getrennt werden können, ist vielleicht für die heutige Menschheit die Stelle, an der ihr die Wahrheit ganz rein und nicht mehr verhüllt durch menschliche Ideologien und Wünsche gegenübertritt. In früheren Zeiten haben die Menschen von diesem zentralen Bereich in verschiedenen Weisen sprechen können. Man hat Begriffe wie „Sinn“ oder „Gott“ gebraucht, oder man hat in Gleichnissen oder in Tönen oder in Bildern von ihm gesprochen. Auch heute gibt es noch viele Wege zu dieser Mitte, und die Wissenschaft ist nur einer von ihnen. Aber vielleicht gibt es in unserer Zeit keine allgemein anerkannte Sprache mehr, in der allen verständlich von diesem Bereich gesprochen werden könnte, daher ist er für viele nicht mehr sichtbar. Aber er ist da wie zu allen früheren Zeiten, und die Ordnung der Welt kann nur von diesem Bereich ausgehen und von Menschen, denen der Blick dahin nicht versperrt ist.“

WALTER BAUER

An die Lebenden

EIN GRAB IN FRANKREICH

Ich könnte euch Lehren geben,
ich, wie man so sagt, ein einfacher Arbeiter,
der seine Weisheiten nicht in Büchern fand,
denn abends war ich zu müde, um viel zu lesen.
Hier wird mir die tote Zeit in großen Stücken zugeworfen,
und ich denke nach.
Jetzt weiß ich erst, wie schön es war,
auf meinem Rad zum Werk zu fahren und heimzukehren,
wenn das rote Licht des Abends durch die Straßen floß.
Ich kann euch meine Lehren nur aus der Ferne geben,
ich kann mich nicht vor euch hinstellen und sagen:
Habt ihr je gewußt, wie zufrieden Arbeit macht,
die allen zugutekommt,
und daß es sich lohnt, sechs Tage zu schaffen,
um die Weisheit des siebenten Tages, des Ruhetags, zu genießen?
Habt ihr denn je gewußt, wie einfach der Frieden ist
und wie wenig man braucht, um Frieden zu halten?
Haben wir alles dies und viel mehr noch gewußt,
daß wir es fortwerfen konnten
um des Todes willen?
Gerechtigkeit — es ist mir sehr mühsam, zu sprechen,
mein Mund ist voll Erde —
Gerechtigkeit: ein Baum, alle Länder beschattend,
mit tiefen Wurzeln in jeder Erde,
ein Baum, dessen Früchte alle genießen.
Das ist die Botschaft aus meinem Schweigen.

EIN GRAB IN RUSSLAND

Nie wieder werde ich mit vorsichtiger Hand
Taufwasser träufeln auf die unwissende Stirn eines Kindes,
Hände nie mehr zusammentun,
das Testament ist meiner Hand entfallen, aber ich weiß schon,
wo die wichtigsten Sätze stehen.
Da war einer, wie sehr viele abgemäht, ein Halm im allzureifen
Kornfeld,

und ich beugte mich zu ihm, damit
ein Lächeln noch in seinem Auge sei.
Ich wollte seine Hand noch einen Augenblick halten,
damit er wisse, er sei nicht allein,
denn um Sterbende weht die einsame Zugluft des Schicksals.
Da wurde ich von einem Sensenhieb getroffen und sank hin,
und im ein wenig verwunderten Sinken hörte ich das spöttische
Lachen des Todes:
„Wenn du der Sohn Gottes bist, hilf dir selber.“
Ich bin ihm nicht gram, Gott selber setzte ihn ja ein.
Nun ruhe ich neben ihm, dem ich Trost geben wollte,
und meine Hand sucht ihn, noch immer und alle Zeit.
Noch aus diesem von Herbstblättern zugerieselten Hügel
hört meine Stimme die teure Botschaft sagen,
die einst den Berg der Seligpreisungen in Galiläa
zum Quell unsterblicher Sonne erhob:
Brüder, liebet einander.
Ich kann ja nicht ruhen,
Verkündigung und schwerer Versuch der Erfüllung war mein Leben.

IRGENDWO BEI TORGAU

Ich bin fortgegangen von meiner Kompanie,
weil ich meine Mutter sehen wollte,
ich hatte Sehnsucht nach dem Licht über dem Tischtuch,
zulange schon war ich von zu Hause fort.
Ich wollte so gerne hören, wie meine Mutter sagt:
„Da bist du ja, mein Junge.“ Das war alles.
Dafür haben sie mich erschossen.
Im Morgengrauen stand ich an der Mauer,
ich leugne es nicht, ich habe gezittert,
ich war ja das Sterben nicht gewöhnt.
Sie standen vor mir, nicht sehr weit, ich habe sie angesehen,
keiner hat mich erkannt, es war ihnen verboten, mich zu erkennen,
sie hatten Befehl, keine Menschen zu sein,
und sie erfüllten ihn.
Ich dachte, sie würden nicht schießen,
aber sie hoben die Gewehre,
und alle zielten nach meinem Herzen.
Hinter ihnen kam das Morgenlicht, ich sah es,
und einen Hahn hörte ich in weiter Ferne.
Meine Hand wollte ich heben, um den Schweiß von der Stirn zu
wischen,
ich konnte die Hand nicht mehr heben.
Ich möchte wissen, wie es meiner Mutter geht, ich habe hier keine
Ruhe,
sie wird sich sehr um mich grämen.

Jeden Abend, in der Zeit des Heimwehs, stehe ich auf und gehe
nach Hause
und setze mich auf den Stuhl in der Küche,
meiner Mutter gegenüber, und sage, und sie allein hört meine Stimme:
„Da bin ich, Mutter.“

GRAB EINER MUTTER — ÜBERALL

Unter Tränen hatte ich Freude an ihnen, wenn sie kamen,
und immer wieder gingen sie fort.
Ich wußte, was dort war. Warum hielt ich sie nicht?
Mütter sind weise und klug — so sagt man —
nein, sie sind es nicht, sind blind wie alle.
Ich handelte falsch, ich habe nichts getan,
ich habe sie gehen lassen, ich übergab sie dem Tod
und zitterte.
Beide nahm er.
Jede Nacht, sehr lange Zeit, zielte er nach meinem Herzen
und lachte und sagte: Ein wenig noch.
Meine Gebete jede Nacht sind wie Steine, die ich zum Himmel warf,
auf mich herabgestürzt,
und ich warf sie lange empor — dann nicht mehr.
Ich habe etwas falsch gemacht, ich hätte mich hinwerfen sollen
vor ihre Schritte, ich habe es nicht getan.
Ich hätte schreien sollen — ich tat es nicht.
Unter Tränen hatte ich Freude an ihnen.
Dann konnte ich das Schweigen nicht mehr ertragen,
ich wollte bei ihnen sein, im Schweigen wenigstens,
fortan durch keinen Abschied mehr getrennt.
Ich habe sie gesucht — o, Mütter sind unermüdlich,
ich fand sie und habe sie an die Brust genommen;
da lagen sie einst, meine kleinen Zwillinge.
Niemand hätte sie mehr erkannt, sie waren wohl unkenntlich für jeden,
ich kannte sie.
Fragt mich nicht, ob dies meine Söhne sind — sie sind es.
Wer sie auch waren: ich erkläre sie zu meinen Söhnen,
ich verwische die Schatten der Grenzen,
Mütter gehören nicht einem Land, sie gehören der Erde,
ma mère, mother und matka sind das gleiche wie Mutter.
Jetzt im Schweigen bei meinen Söhnen ruhend,
ist mir dieses Grab zu eng,
ich wachse wie der Baum, der fruchtbaren Grund hat,
ich dehne mich aus, ich umfange alle,
ich sage: ihr, meine Söhne.
Ich werde zur Erde, meine Söhne ruhen in mir wie am Anfang.
Ich bin die endlose Erde.

RUNDSCHAU

General von Falkenhausen

General Alexander von Falkenhausen, seit seiner Verhaftung durch die Gestapo im Juli 1944 bis auf den heutigen Tag nicht aus der Haft entlassen, sondern nach dem Zusammenbruch von den Alliierten von einem Gefängnis zum andern — im ganzen 51 — gebracht, zeitweise in unwürdiger Haft gehalten, mit einer Härte, die weder auf sein Alter und seine Bedeutung noch auf die selbstverständliche menschliche Pietät gegenüber seiner sterbenden Gattin Rücksicht nahm, sollte am 22. Mai endlich vor einem belgischen Gericht Termin haben. Aber wiederum ist der Termin verschoben worden. Es gibt keinen anständigen Deutschen, der sich nicht darüber gefreut hat, daß Belgien in unverhältnismäßig kurzer Zeit sein wirtschaftliches und staatliches Leben wieder in Ordnung gebracht hat. Es gibt aber auch Niemanden, der nicht wüßte, daß der General von Falkenhausen als Militärbefehlshaber von Belgien es gewesen ist, der mit Einsatz seiner eigenen Person verhindert hat, daß die Nazi wie in andern Ländern auch in Belgien die wirtschaftlichen Grundlagen vernichteten und daß er, wie auch zahlreiche Zeugnisse verantwortungsbewußter Belgier bekräftigen, in seinen Handlungen unantastbar gewesen ist. Das einfache menschliche Gefühl lehnt sich gegen eine Behandlung auf, die fünf Jahre nach Beendigung des Krieges einem Soldaten zuteil wird, der immer den Nationalsozialismus abgelehnt hat und Anspruch auch auf die Achtung der Feinde hat. Das Gefühl wehrt sich auch dagegen, daß heute solche Prozesse überhaupt noch geführt werden, weil sie — wie der Prozeß gegen von Manstein und andere Offiziere — geeignet sind, die Rechtsgrundlage der Nürnberger Prozesse zweifelhaft zu machen. Für die deutschen Widerstandskämpfer war General von Falkenhausen eine große Hoffnung; man kann heute sagen, daß wahrscheinlich der 20. Juli einen ganz anderen Verlauf genommen hätte, wenn Falkenhausen nicht durch die Machenschaften eines kleinen Intriganten von der Zusammenarbeit mit Beck und Goerdeler entfernt worden wäre. Wer mit Falkenhausen die Fahrt im vergitterten Polizeiwagen von Drögen nach Tegel, den amerikanischen Luftangriff auf das Gefängnis Tegel und Falkenhausens Behandlung durch das Reichssicherheitshauptamt miterlebt hat, steht dem belgischen Verhalten ohne jedes Verständnis gegenüber.

Die Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ hat in ihren letzten Nummern Aufzeichnungen von Falkenhausen veröffentlicht unter dem Titel

„Was ich dachte und was ich tat“. Diese Aufzeichnungen sind ein überzeugender Beweis für die Noblesse der Gesinnung und die Haltung des Generals, und die deutsche Öffentlichkeit ist der Hamburger Zeitschrift für den Abdruck Dank schuldig. Wir wollen trotz der nur zu sehr durch schlechte Erfahrungen begründeten Bitterkeit die Hoffnung nicht aufgeben, daß die belgische Regierung und vor allem die Angehörigen der belgischen Résistance, deren ablehnende Gefühle gegen das deutsche Volk wir verstehen können, dem General von Falkenhausen gegenüber endlich die ritterliche Haltung finden möchte, auf die er nicht nur aus Gründen der Menschlichkeit vollen Anspruch hat. Das wäre auch ein Schritt auf dem Wege zu der europäischen Solidarität.

Unmenschlichkeit Durch die ganze Welt ist eine Welle der Erschütterung und Empörung beim Bekanntwerden der zynischen Meldung der Sowjetagentur TASS gegangen, daß alle deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion bis auf verschwindende Bruchteile entlassen wären. Die Meldung trägt den Stempel der Lüge sichtbar an der Stirn und ist durch eigene sowjetische Äußerungen sofort zu widerlegen. Ihre Absicht ist, mit unüberbietbarer Unmenschlichkeit mindestens 1,5 Millionen Deutscher dem Vergessen und der Vernichtung anheimzugeben, ebenso wie Tausende von verschleppten Frauen und Kindern. Es ist immerhin möglich, daß diese sowjetische Meldung ein Versuchsballon war, um an der Reaktion der Welt zu diagnostizieren, wie weit man das grausame Spiel treiben könne. Aber das ist eine noch nicht bewiesene Vermutung. Wir haben Anlaß zum Zweifel, ob auch der stärkste Protest der gesitteten Welt auf die sowjetischen Machthaber irgendeinen Eindruck machen wird. Uns als einem wehrlosen Volke aber bleibt nur übrig, immer und immer wieder unsere Stimme zu erheben und an das Weltgewissen zu appellieren, dessen Noch-Vorhandensein ja schließlich durch die Reaktion der Welt auf die Hitlerschen Untaten bewiesen worden ist. Wir müssen die Kenntnis über das, was an Greueln in den russischen Gefängnissen, Gefangenen- und Straflagern geschehen ist und geschieht, wofür kein Wort unserer Sprache scharf genug ist, in der ganzen Welt verbreiten und alles unterstützen, was solche Kenntnis fördert. Denn das ist ein Schandmal für die gesamte Menschheit. Wir weisen deshalb mit Nachdruck auf die Broschüre hin: „Europa — Deine Söhne“, die Franz F. Wurm, der bis zum April 1949 selber in sowjetischer Kriegsgefangenschaft war, im Verlag Michael in Düsseldorf erscheinen ließ. Ein Tatsachenbericht, an dem nicht zu rütteln ist. Die Broschüre kostet nur DM 0,20 und verdient weiteste Verbreitung wie der Verlag den Dank jedes Deutschen. Auch das Buch von Helmut Bohn „Vor den Toren des Lebens. In russischer Kriegsgefangenschaft 1944—1947“ (Ueberlingen, Otto Dikreiter Verlag. Kart. DM 8,50) ist ein authentisches und erschütterndes Zeugnis über die unsagbaren Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die in Sowjetrußland auf Befehl der obersten Spitzen verübt worden sind und tagtäglich verübt werden. Grade weil kein Wort zuviel gesagt wird und die Tatsachen mit erbarmungsloser

Nüchternheit dargestellt werden, erhöht sich die moralische Wirkung dieses Buches. Die Verbreitung der Broschüre und dieses Buches bedeutet Dienst an unseren Kriegsgefangenen, und jeder muß sich Rechenschaft ablegen, daß derjenige, der hierzu schweigt, sich mitschuldig macht.

Jordanien Die Einverleibung des Westjordangebietes in Transjordanien erweckt Unbehagen, wie jeder einseitige Akt. Ein *fait accompli* schafft ja meist Unrecht — aber nicht immer. Oft holt sich nur sein Recht, wer es auf andere Weise nicht bekommt. Wie steht es damit in diesem Fall? Nur ein kleiner Teil Palästinas, das noch 1919 zu neun Zehntel von Arabern bewohnt war, blieb nach den Kämpfen des Jahres 1948 außerhalb des Staates Israel, und zwar fast ganz unter der Verwaltung des Königreichs Transjordanien, dessen Truppen dieses Gebiet besetzt hatten. Seine Bewohner können verlangen, von ihresgleichen, d. h. von Arabern, regiert zu werden. Aber zur Selbstregierung ist das Gebiet zu klein, auch fehlen die geeigneten führenden Männer; den Großmufti und seine Anhänger, Träger der einst in Gaza sitzenden Schattenregierung, möchten wir nicht als solche ansprechen. Für ein Kondominat aller Araberstaaten fehlt es an deren Einigkeit. So ist Abdullah wirklich der Nächste daran, die Herrschaft auszuüben. Er konnte dies freilich wie bisher treuhänderisch tun, nicht im eigenen Namen. Aber eine alle befriedigende Lösung der Palästinafrage, dieser Quadratur des Zirkels, läßt zu lange auf sich warten; er möchte seinen eigenen Staat weiter entwickeln und in den Dienst dieser Aufgabe auch die Kräfte des höher entwickelten und stammverwandten Westjordangebiets — der Fluß war ja keine Völkergrenze! — stellen. Der Volkswille ist im Orient nach westlichen Maßstäben nicht zu ermitteln. Die Notabeln des Gebiets haben sich schon vor anderthalb Jahren in Jericho für die Lösung ausgesprochen, die Abdullah durch Aufnahme westjordanischer Vertreter in Parlament und Kabinett und durch Streichung der Silbe „Trans“ im Staatsnamen schon lange vorbereitete und nun durchführte. Hierbei sollte die Klausel „vorbehaltlich endgültiger Regelung der Palästinafrage“ für die Duldung durch die anderen arabischen Staaten die Brücke bauen. Warum widerstreben diese? Dient denn die Festigung arabischer Herrschaft nicht arabischen Gesamtinteressen, wie sie die Arabische Liga vertreten will? Jordanien ist Verbündeter Großbritanniens, finanziell und militärisch von diesem ganz abhängig. Je weiter sich die Interessen mancher arabischer Staaten, wie etwa Saudi-Arabiens, von England entfernen, und je länger in anderen, wie etwa Ägypten, die Gegensätze zu England unausgeglichen die Stimmung vergiften, umso mehr gilt der Satellit Londons als Fremder in den Reihen. Auch dünkt den anderen ein Anwachsen seiner Macht gefährlich, weil es seine weiteren Pläne fördert. Das aus eigener Kraft lebensunfähige Wüstenland Transjordanien ist das schlimmste Beispiel der einstigen willkürlichen, unorganischen Staatsbildungen auf osmanischem Reichsboden nach dem ersten Weltkrieg. Der umstrittene Großsyrienplan, den Abdullah vertritt, will Besseres an die Stelle setzen, doch ginge das auf Kosten mancher Partner in der Liga. Soweit diese auf die „zweite

Runde“ gegen Israel hoffen, sind sie außerdem gegen alles, was die Lage stabilisiert. Dies aber tut diese neue Annexion — vor allem dank der Anerkennung durch England. Davon hat auch Israel Vorteil, mag es auch Protest erhoben haben. Die ganze Lage ist in Palästina seit Jahren so verfahren und festgefahren, daß man die erfolgte teilweise Stabilisierung begrüßen kann.

Kulturkampf in Polen Die polnische Regierung hat den Vatikan mit einem Kirchenvertrag überrascht. Justament in dem Augenblick, da der Führer des polnischen Katholizismus, Kardinal Sapieha, als erster und bisher einziger Priester aus den Satellitenstaaten zur Feier des „Anno Santo“ in Rom weilte, haben der Bischof von Lodz, Michael Klepacz, und der Minister für öffentliche Angelegenheiten, Wladislaus Wolski, ein anscheinend weitreichendes Abkommen geschlossen. Das Abkommen, das 19 Punkte umfaßt, ist von der polnischen Presse als „Friedenspakt“ in größter Aufmerksamkeit veröffentlicht worden. Der Kirche wird das Recht des uneingeschränkten Religionsunterrichts, der Vereinsbildung und der Veranstaltung von Prozessionen und Pilgerfahrten wieder zugestanden, wobei im Text nicht erklärt wird, ob auch solche in das Ausland, z. B. nach Rom, gemeint sind. Außerdem wird die in letzter Zeit unterdrückte katholische Presse für „gleichberechtigt“ mit derjenigen des Staats, also der PZPR (Kommunistische Einheitspartei) erklärt. Auch die Konfessionsschulen, die im alten Polen einen Großteil des Schulwesens ausmachten, sollen wieder zugelassen sein. — Dafür verpflichtet sich Klepacz — zugleich im Namen zweier Amtsbrüder — dem Vatikan die Gründung von Diözesen in den unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten nahezulegen. Das würde nicht weniger als die kirchenrechtliche Anerkennung der Gebiete als Bestandteil des polnischen Staats bedeuten. Bisher sind alle rechtlichen Änderungen vom Vatikan mit der Begründung abgelehnt worden, daß kein Friedensvertrag geschlossen sei. Noch heute gehören die besetzten Teile Brandenburgs und Pommerns rechtlich zum Bereich des Berliner Bistums, und der nach dem Tode des Kardinals Bertram verwaiste Fürstbischöfsstuhl von Breslau wird zum Äerger des ehrgeizigen polnischen Klerus nur von einem Administrator verwaltet. Der Vatikan kennt die Hast der Warschauer Kommunisten nicht. Für ihn heißt Schlesiens Hauptstadt noch immer Breslau. Und wer eine säkulare Entscheidung gegen den Weltkommunismus gefällt hat wie Papst Pius XII., wird sie durch eine kirchenrechtliche Verordnung nicht selbst abschwächen. Ferner haben die drei Bischöfe sich verpflichtet, „gegen die kriminelle Tätigkeit von Widerstandsgruppen vorzugehen und alle Geistlichen, die an irgendwelchen gegen den Staat gerichteten Handlungen beteiligt sind, nach dem Kirchenrecht zu bestrafen, sowie jede gegen Polen gerichtete Tätigkeit, insbesondere die antipolnische revisionistische Haltung eines Teils der deutschen (!) Geistlichkeit zu bekämpfen.“

Damit wird der „Friedenspakt“ klar: Religiöse Zugeständnisse des Staats sollen gegen politische Mitarbeit und damit Mitverantwortung der

Kirche „ausgehandelt“ werden. Der Pakt ist nüchtern betrachtet ein vorläufiger Sieg der Kirche. Die Zugeständnisse des Staats werden von den zehntausenden katholischen Pfarrern, Ordensbrüdern, Lehrern, Küstern, Journalisten usw. sofort begeistert verwirklicht werden, während die Verpflichtungen, welche die Gruppe Klepacz übernommen hat, in keinem Punkte realisierbar sein werden. Nicht der Klerus ist ja der Träger der Widerstandsbewegung gegen das Warschauer Regime, sondern das polnische Volk — Bauern, Arbeiter, Soldaten, Bürger. Erst durch den christlichen Beistand für die Verfolgten wird der Klerus zum Mitwisser, Helfer und schließlich „Mitverschworenen“. Diese ehrwürdige Ueberlieferung der Kirche Polens werden drei „moderne“ Bischöfe nicht zu zerstören vermögen. — Daß der Wind des „Friedenspaktes“ aus dem Wetterwinkel der Moskauer Propaganda weht, zeigt die geschickt eingebaute Hetze gegen die „deutsche Geistlichkeit“. Das Antideutsche darf in einer amtlichen Auslassung Polens so wenig fehlen wie das „National-Deutsche“ in einer ostzonalen. Deutsche Geistliche gibt es in Polen seit 1947 nicht mehr. Die sich zum Deutschtum bekannt haben, sind mit ihren Gemeinden und genau so erbärmlich wie diese ausgetrieben worden. Geblieben sind die Priester polnischen oder halbpolnischen Ursprungs zumeist in Oberschlesien. Sie haben Abstammung und Sprachkenntnisse nachweisen müssen, sind also Polen. Aber sie sind gegen die kommunistische Regierung — in grundsätzlichen Fragen der Weltanschauung, in der Frage der Ostgrenze (Lemberg usw.) wie der Westgrenze (Oder-Neiße-Linie) und in fast allen Entscheidungen des tätigen Lebens von der „Aktivistischenbewegung“ bis zur „Jugendbefreiung“. Doch darin unterscheiden sie sich nicht von ihren altpolnischen Amtsbrüdern. Das Deutsche ist also einmal mehr als „schwarzer Mann“ mißbraucht. — Der Kulturkampf in Polen ist mit dem „Friedenspakt“ in eine neue Phase getreten. Von 24 Millionen Bürgern der Rzeczpospolita Polska sind 21 Millionen aktive Katholiken, also mehr oder weniger immun gegen den Stalinismus, dessen Doktrinen auch in Polen mit allen Mitteln der modernen Propaganda vorangetragen werden. Die Folge ist ein Aufflammen des traditionellen Hasses gegen alles „Russische“ — die Quelle der weit und weiter um sich greifenden Widerstandsbewegungen mit Sabotagetrupps, Waffenlagern, organisierten Verbänden. Sie wird der „Friedenspakt“ von Warschau bestimmt nicht liquidieren.

Kruczkowski und das polnische Gewissen

Der Erfolg des polnischen Schauspiels „Die Sonnenbrucks“ von Leon Kruczkowski, das längere Zeit in Berlin gespielt wurde und ein teilweise geglückter Versuch ist, die Deutschen während des „Dritten Reich“ objektiv darzustellen, hat die polnische Oeffentlichkeit erregt. Einmal wird das Stück in Deutschland freundlicher aufgenommen als in Polen, wo es unter dem Titel „Niemiecki“ („Die Deutschen“) noch immer unverarbeiteten Ressentiments der Theaterbesucher begegnet. Darüber hinaus hat sich die polnische Intelligenz des dadurch aufgeworfenen Themas bemächtigt und es zur Basis einer

Diskussion gemacht, die in den Wochenblättern „Odrodzenie“ und „Kuznica“ mit großer Heftigkeit geführt wird. Die Verfasser, durchweg Bühnenkünstler, Schriftsteller und Wissenschaftler, heben mit der von Goebbels und Eisler her bekannten „Sprachregelung“ die politische Bedeutung des Erfolges von Kruczkowskis Schauspiel in Berlin hervor, wobei sie mit eingestreuten kritischen Bemerkungen über den „Westfaschismus“ der Deutschen Bundesrepublik und die angeblichen charakterlichen Mängel des deutschen Volkes, das diesmal „vom Monopolkapitalismus verführt“ wird, nicht sparen.

Für Kruczkowski selbst ist der Auslandserfolg ein Danaergeschenk geworden. Der Dichter, der als polnischer Offizier in deutscher Kriegsgefangenschaft war und offenbar korrekt behandelt wurde, hat bisher dem kommunistischen Agitationsklüngel der Warschauer Parteiliteratur ferngestanden. Doch zu Stalins Geburtstag mußte er das „Podium“ des Leitartiklers in der marxistischen „Kuznica“ besteigen. Im übrigen verrät die ganze Diskussion ein wachsendes Unbehagen der polnischen kommunistischen Öffentlichkeit, die übereinstimmend feststellt, die Objektivität Kruczkowskis gehe doch wohl zu weit, und durch scharfe Kritik an Einzelheiten des Stücks dessen Gesamtwert indirekt in Frage zieht. Auch hier geht das Gespenst der Oder-Neiße-Linie um und läßt das Gewissen der Polen nicht zur Ruhe kommen, obwohl „Die Sonnenbrucks“ nicht das mindeste damit zu tun haben. Es scheint so, als ob es überhaupt kein Thema mehr in Polen gibt, das nicht unfehlbar an diesem „wunden Punkt“ endet. Ein junger Schauspieler T. Lomnicki spricht in der „Odrodzenie“ naiv aus, was die kommunistische Öffentlichkeit Warschau denkt: „Für uns Polen ist Kruczkowskis Schauspiel wichtig und aktuell; besonders jetzt nach der bekannten Erklärung Grotewohls über die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze . . .“

Sowjetische „Wissenschaft“ Der sowjetrussische Professor A. Michulin stellt im 2. Kapitel seiner „Geschichte des Altertums“, deren deutsche Uebersetzung in der Volk und Wissen Verlags-GmbH, Leipzig, erschienen ist, die Behauptung auf, durch die Wissenschaft sei „erwiesen“, daß „es überhaupt keinen Christus“ gegeben habe. Er spricht vom „Mythos von Jesus Christus“ und meint, daß „in keinem der historischen Werke jener Zeit ein Wort über das Leben von Jesus Christus stehe“. Wir empfehlen diesem großen „Gelehrten“ den Band 1130 der Sammlung Götschen (Berlin, Walter de Gruyter & Co. DM 2,40), der die Schrift „Jesus“ des verstorbenen Professors an der Universität Heidelberg D. Dr. Martin Dibelius in 2. unveränderter Auflage bringt. Dibelius hat hier in echter Wissenschaftlichkeit alle historischen Zeugnisse über Jesus aufgeführt, an denen nicht zu rütteln ist, beginnend mit Tacius' Annalen und den „Altertümern“ des Josephus. Diese Schrift von Dibelius ist eine hervorragende Leistung, die auf 133 Seiten unser Wissen um Christi Leben, den Inhalt seiner Lehre und die Geschichte des Christentums zusammenfaßt. Seine letzten Worte klingen wie eine Antwort von hoher Warte auf Michulins befohlene Geschichts-

klitterung. „Immer wieder ging von der Geschichte Jesu der Aufruf zur Entscheidung aus. Wer den beständigen Kampf um das Christentum ernst nimmt, weiß, ob Freund oder Feind, davon zu sagen, daß dieser Aufruf nicht verstummt ist.“ Die ganze Angelegenheit wäre bedeutungslos angesichts der Lächerlichkeit, in die sich die sowjetische Wissenschaft durch die Entdeckungen gestürzt hat, daß alle, aber auch alle großen Erfindungen von Russen gemacht seien! Aber das Pamphlet Michulins ist als Schulbuch in der Ostzone eingeführt. Der linientreue Verlag will nach seinen eigenen Worten dem Geschichtslehrer gemäß den Anordnungen der Deutschen Verwaltung für Volksbildung den Stoff nach „neuen Gesichtspunkten“ darbieten. Diese „neuen Gesichtspunkte“ sind die tausendfach abgespielten Platten des Atheismus und der schlüssige Beweis, daß die Gottlosenbewegung organisch mit dem Bolschewismus verbunden bleibt.

Erinnerung an Gundolf

Zum siebzigsten Geburtstag am 20. Juni

Er erschien sehr groß, überschlang, lässiger Haltung, unauffällig gekleidet bis auf die merkwürdig geschlungene Krauwatte. Das üppige dunkle Haar war in kühnem Schwung zurückgeworfen, die Augen strahlend blau. Das Bild eines romantischen Dichters. So einen Professor hatte man noch nie gesehen. Nichts von äußerer Würde, nichts in ihm von dem Wunsch, sich zur Geltung zu bringen. Sein Gehabe war von äußerster Einfachheit. Mit seinem Darmstädter Heimatdialekt erwärmte er die Atmosphäre. Nicht leicht rührte er an seinen Ernst. Aber wenn er von Stefan George sprach und sich herbeileiß, Verse von ihm in der dem „Kreis“ eigentümlichen, Klang und Rhythmus stark hervorhebenden Weise „herzusagen“, dann wußte man, daß hier einer war, dem nur die Sache galt, seine Sache; sonst nichts. — Er hatte lange geschwankt, ob er sich ganz der Wissenschaft widmen sollte. „Warum so viel in fernen Menschen forschen und in Sagen lesen, wenn selber du ein Wort erfinden kannst“, hatte ihm George zugerufen. Doch 1911 erschien sein Buch „Shakespeare und der deutsche Geist“, und damit war die Entscheidung gefallen. Das Buch, mit dem er eine neue Methodik der Literaturforschung begründete, machte ihn berühmt und öffnete ihm den Weg zu allen akademischen Würden. Er übernahm die Professur in Heidelberg, wo er bis an sein Lebensende gelehrt hat. In seinem Kolleg überließ er sich nur selten der Eingebung, der Improvisation. Dafür waren seine Sätze in ihrer Vielgliedrigkeit so makellos gebaut, daß seinen Studenten neben den Einsichten, die sie gewannen, ein ästhetischer Genuß zuteil wurde. Daher kam auch die mächtige Anziehungskraft seiner Vorlesungen.

Sein Lebensstil blieb immer der gleiche. Das akademische Zeremoniell behandelte er mit einer leichten Ironie. So sehr er Geselligkeit liebte, Gesellschaftlichkeit war seinem Wesen fremd. So konnte er in Ruhe und Sammlung seine großen Bücher schreiben, für die eine ungeheure Belesenheit die Vorbedingung war. Wie er selbst sagt: „Umfassende Kenntnis der Fakten und Autoren ist um so mehr vorausgesetzt, je weniger

man sie isoliert nimmt. Nur wer alles prüft, hat das Recht zur Auswahl.“ Dabei war er kein Kärner; es kam ihm weniger auf die Zufuhr neuen Stoffes an, als auf die Gestaltung und geistige Durchdringung des alten. Der Künstler und der Gelehrte verbanden sich in ihm. Waren die ungeheuren Stoffmengen bewältigt, so hatte sein Produzieren etwas Getriebenes. Er schrieb, wie er einmal sagte, wie unter einem Befehl. So war gleich die erste Niederschrift seines Goethebuches ein Wunder von Kalligraphie, selten ein Wort durchgestrichen, kaum etwas hinzugesetzt. So sehr ihn die Arbeit anstrengte und überanstrengte, sie ließ ihm doch Raum für Freundschaft und Liebe. Von seiner Anhänglichkeit an Menschen wäre ein eigenes Lied zu singen. Um sich zu entspannen brauchte er leichte Vergnügungen. Gern ging er ins Kino, aber nicht zu ernsten Stücken (nie ins Theater), auch seine Wortwitze und Schüttelreime waren berühmt. All das entsprang einer weisen Kräfteökonomie, auf die er sehr angewiesen war. — Er war ein leidenschaftlicher Büchersammler. Wo er hinkam, war er auf der Suche nach Büchern, die er für seine Studien brauchte. So sammelte er ohne Ausnahme alles, was er über Cäsar finden konnte. Aber diese fast spielerische Beschäftigung befähigte ihn schließlich, die Geschichte von Cäsars Ruhm zu schreiben. Die weltbewegenden historischen Kräfte symbolisierten sich ihm in den schöpferischen „Gestalten“. Vor allem liebte er hingebend Shakespeare, Goethe und Stefan George, der für ihn die höchste Autorität wurde. Ihre „Gestaltentfaltung“, wie sie sich in ihren Werken offenbart, hat er dargestellt, nicht im Sinne der bisher üblichen Biographien, in denen Leben und Werk nebeneinander behandelt wurden, sondern er erfaßt Leben und Werk als ein untrennbares Ganze. Unablässig hat er um das Shakespearebild gerungen. Es gelang ihm, am Ende seines Lebens noch dieses gültige Werk zu vollenden. Im Jahre 1931 starb er, erst einundfünfzig Jahre alt — nicht zu früh; denn so blieb er davon verschont, die Verfinsterung des deutschen Geistes zu erleben.

Werner Milch † Im Alter von nur 47 Jahren ist Werner Milch, der kluge und warmherzige Mensch, den Seinen, den Freunden und der deutschen Wissenschaft genommen worden. In der Rekonvaleszenz von einer schweren Krankheit ereilte ihn ein plötzlicher Tod. Für seine Angehörigen und Freunde wie für die deutsche Literaturwissenschaft, der bisher der richtige Nachwuchs fehlt, ist sein Verlust kaum ersetzlich. Der gebürtige Schlesier widmete nach Abschluß seines Studiums in Breslau seine besondere Liebe der großen Zeit der schlesischen Dichtung; dem Barock, und entdeckte die Bedeutung des schlesischen Dichters Daniel v. Czepko, dessen Werke er 1930—1932 herausgab. Eine Biographie dieses Dichters erschien 1934 und 1935 sein Buch „Sophie La Roche, die Großmutter der Brentanos“, eine Meisterleistung an feinsinniger Deutung und ein Beweis seiner Fähigkeit, den geistigen und seelischen Gehalt einer ganzen Epoche darzustellen. Er arbeitete dann über Bettina v. Arnim, ohne dabei das große Ganze der deutschen und der Weltliteratur aus dem Auge zu verlieren. Er stand vor seiner

Habilitation als Privatdozent in Breslau, aber die tapferen Professoren dieser Universität verweigerten nach Hitlers Auftritt dem „Nichtarier“ die Zulassung! Er entging auch nicht der Verhaftung und der vorübergehenden Ueberführung in ein KL. Trotzdem entschloß er sich erst auf dringendste Bitten seiner Freunde zur Emigration und ging nach England, wo dem Heimatvertriebenen in den ersten Jahren Leben und Arbeit wahrlich nicht leicht gemacht worden sind. Gegen Ende des Krieges arbeitete er in der „German Educational Reconstruction“. 1947 endlich konnte er nach Deutschland zurückkehren und erhielt einen Ruf als Ordinarius für Literaturgeschichte an die Universität Marburg. Im gleichen Jahre veröffentlichte er ein Büchlein, die Frucht früherer Studien, „Bettina und Marianne“. Werner Milch war nicht nur ein Gelehrter von vorhiltlerischer deutscher Gewissenhaftigkeit, sondern schrieb auch einen hervorragenden Stil. Die Leser der „Deutschen Rundschau“ haben sich verschiedentlich davon überzeugen können. Ein schmaler Band, der drei Vorträge des Verstorbenen vereinigt, in denen er vor deutschen Kriegsgefangenen 1946 Ordnungsprinzipien der jüngsten deutschen Literatur formulierte, ist vor kurzem erschienen (Marburg, Simons Verlag). In dem Vorwort kündigt er zwei größere Studien an, deren baldiges Erscheinen wir erwarten dürfen. Milchs Schicksal während der Nazizeit war von der echten Tragik der deutschen Juden überschattet. Wie so viele deutsche Juden war er mit seinem geistigen und seinem Gefühlsleben völlig mit der deutschen Kultur verwachsen, ohne die er sich heimatlos gefühlt hat. Trotz allem hat er seine Liebe zu Deutschland und zu seiner engeren Heimat, unter deren Verlust er schwer gelitten hat, bewahrt und hat den vertriebenen Schlesiern, aber auch jedem seiner Freunde und seiner Schüler, der irgend Hilfe bedurfte, mit seinem großen Herzen in Selbstaufopferung und innerem Beteiligtsein geholfen. Er wird unvergessen bleiben.

Unbelehrbarer Dilettantismus Anscheinend ist mit dem Verschwinden so vieler ehemaliger Selbstverständlichkeiten auch der Brauch über Bord geworfen worden, daß Politiker oder solche, die es zu sein meinen, nach einem offensichtlichen Fehlschlag sich mindestens zunächst einmal ruhig verhalten oder, wenn der Fehlschlag stark genug war, auf die Fortsetzung der angemäßen Rolle verzichten. Für Professor Ulrich Noack, den Gründer und Leiter des immer kleiner werdenden „Nauheimer Kreises“ gilt jedenfalls diese Spielregel nicht. Denn trotz der empfindlichen Ohrfeige, die ihm von Sprechern der SED versetzt worden ist, die ungefähr das Scheitern seiner ganzen Politik bedeutet, zum mindesten soweit der Osten dabei eine Rolle spielt, hat er inzwischen schon wieder zwei Rundschreiben losgelassen und zu einer Tagung in Witzenhausen eingeladen. Nach seiner Art bringt das Rundschreiben vom 2. Mai wiederum Dementis, die keine sind und ohne jede Ueberzeugungskraft bleiben. Köstlich naiv ist besonders der Passus über das Konto Lewess-Litzmann (s. Deutsche Rundschau, Heft 1/2, 1950 S. 90 ff). Bekanntlich ist Noack sowohl von dem SED-Professor Steigner wie von Ulbricht öffentlich in schroffer Form abgefertigt worden.

Trotzdem glaubt er, daß sowjetrussische Stellen anders und wohlwollender über ihn denken und daß seine Bestrebungen zur Verständigung zwischen Ost und West weiter dort Verständnis fänden. Ja, er will sogar ein großes geldliches Angebot erhalten haben für einen Eintritt in die „Nationale Front“. Ahnt denn dieser „Politiker“ nichts davon, daß kein einziger der SED-Vertreter, er möge so hoch in der Hierarchie stehen, wie er wolle, irgendeine von der Moskauer Linie abweichende Äußerung zu tun wagt? Und daß es zu den gewöhnlichen Spielregeln gehört, für bestimmte Dinge kleinere Trabanten vorzuschicken und Dinge sagen zu lassen, die man selber im Augenblick noch nicht sagen will?

Wir würden uns für den ebenso dilettantischen wie sich selbst anbietenden Professor nicht mehr interessieren, wenn nicht vom „Nauheimer Kreise“ aus verbreitet würde, daß er enge Fühlung mit Bonner Kreisen hätte, von Kardinal Faulhaber nach München eingeladen worden wäre und eine Audienz beim Papst in Aussicht hätte. Angeblich soll auch, woran wir erheblich zweifeln, Dr. Schumacher sich bereit erklärt haben, Fühlung mit dem „Nauheimer Kreis“ aufzunehmen. Wir können uns auch nicht vorstellen, daß die verantwortlichen Stellen im Vatikan den Heiligen Vater veranlassen werden, einen Politiker zu empfangen, der in Deutschland und auch anderswo nicht mehr als seriös genommen wird nach dem eklatanten Fehlschlag seiner Bemühungen.

Koptisch „Die Deutsche Akademie der Künste [in der Ostzone] wird Organe, Wege und Mittel finden müssen, um in unserem dem kulturellen Siechtum überantworteten deutschen Westen für die Erhaltung und Förderung der deutschen Kultur einzutreten. Daß ihre erste Bemühung, durch Aufnahme westdeutscher Mitglieder das Band der kulturellen Einheit zu knüpfen, darum erfolglos bleiben mußte, weil die westlichen Behörden die zum Beitritt entschlossenen Künstler mit moralischen und materiellen Druckmitteln zum Rücktritt zwangen, wird der geplanten Arbeit keinen Abbruch tun. Auch wird sich die Akademie [der Ostzone] von ihren gesamtdeutschen Aufgaben nicht durch die Gründung privater westdeutscher Akademien abhalten lassen, durch die man rasch Kräfte einzufangen suchte, die für eine spätere Mitarbeit in der deutschen Akademie [der Ostzone] in Frage kommen. Der zweifelhafte Charakter jener Gründungen, der in der Absicht liegt, den Strom der kommenden Empörung gegen den Kulturverfall im deutschen Westen in das stickige Brackwasser eines unter der Flagge des Weltbürgertums segelnden Kolonialpatriotismus abzulenken, wird bald klar genug zu Tage treten. Trotz solcher Hinderungsversuche wird die Deutsche Akademie der Künste [in der Ostzone] durch ihr tätiges Eintreten für eine neue deutsche Nationalkultur ein wirkungsvolles Element im Ringen um die deutsche Einheit sein.“

Bei der Lektüre dieses aufgeblasenen Humbugs, den ein Ernst Rademacher in einem Blatt der Ostzone veröffentlicht hat, fragt man sich: Wen will die SED damit erreichen? Die Deutschen im Westen? Das hofft sie wohl selbst nicht. Die Deutschen im Osten, dem derzeitigen Bereich ihrer

Tyrannie? Dann sollte sie die eigenen Funktionäre in den Verlagen fragen, wie tief die Auflagen der Blätter gesunken sind. Mangel an Geld wie im Westen ist mißlich. Doch Mangel an Interesse ist tödlich. Den Deutschen im Osten interessieren die Blätter seiner Bedrücker nicht mehr. Was also soll das verlogene Zeug? Es dient dem neuen Spiel der sowjetdeutschen Kommunisten, das DDR (Deutsche demokratische Republik) heißt. Piecks Pankower Marionettentheater als ‚Viertes Reich‘. Dazu gehört natürlich ‚Die deutsche Akademie der Künste‘. Warum bescheiden, wenn es auch aufgeblasen geht? Es geht nur aufgeblasen, weil es bescheiden und verständig am eigenen Widerspruche platzte. Darum darf es nicht deutsch, darum muß es — koptisch sein. Koptisch heißt hier: im Sinne Moskaus. Die wollen es so lesen, drum muß es so geschrieben werden. Mit Deutschland und den Deutschen hat das nichts zu tun.

Der Mann von drüben

ERZÄHLUNG

Ein leichter Frühsommormorgen lag über den Hügeln. Der Himmel rieselte zwischen die Wälder und färbte sie blau, er floß auf die Wiesen herab und rann an den Grashalmen entlang, er ergoß sich in die tief ausgefahrenen Holzwege, als wollte er in ihnen zutal, hinunter zu den Gärten und Dörfern, die doch viel zu eng für ihn waren; ein weiter, großer, ebener Himmel, der keinen Raum in ihnen fand.

Auf einem der Hügel saß Helle, in der Hand eine Blume, die er noch nie hier gesehen hatte, von lichterem Blau als der Himmel, aber wohl trotzdem mit ihm verwandt, so daß man es plötzlich fühlte, wie eng dem Himmel hier alles war, die schmalen Felder, auf die er sich gar nicht recht niederlassen konnte, die Gärtchen mit den dichten Obstbäumen, die Gäßchen, die ineinander geschobenen Häuser, und nirgends ein Wasser, in dem er sich hätte baden können in seiner ganzen Größe.

Helle war die Anhöhe auf der einen Seite heraufgekommen und hätte sie auf der andern hinunter steigen sollen wie jeden andern Tag auch, denn dort lag die Schule; als er aber die Blume gefunden hatte, war das vergessen. Er drehte sie zwischen den Fingern, betrachtete sie nachdenklich, begann ihre Blütenblätter zu zählen, doch mitten drin hielt er inne. Zwölf Jahre war er alt, die Jahre in der Fremde zählten doppelt, hatte die Mutter gesagt, also war er fünfzehn, und mit fünfzehn war man beinahe ein Mann. Wenn er aber ein Mann sein würde, hatte die Mutter gesagt, mußte er kämpfen, wie sein Vater gekämpft hatte, für die Freiheit wie er, und vielleicht für sie sterben, wie er für sie gestorben war; denn in der Stube über dem Bett hing sein Gewehr.

Helle war aufgesprungen und riß sich von einem Strauch einen Stecken, warf sich hinter einen Busch und lauerte auf den Feind. Fest an den Boden gepreßt, spähte er durch die Äeste, ob sich etwas regte, drüben am Brombeer-, drunten am Eichengebüsch, und schoß. Vorsichtig kroch er

hangab, drehte sich, stürmte hinauf, waren die Feinde ihm doch im Rücken, und hieb auf den Ginster ein, lag aber schon wieder in Deckung. Sie sollten ihn nicht wie den Vater erschlagen, er machte sich unsichtbar, und unsichtbar würde er sie überfallen, die Räuber, die Diebe, Dort zwischen den Ranken, er sah sie genau, die grinsenden Fratzen, die schwarzen Teufelsfratzen, die breiten. Schon war er über ihnen und prügelte auf das Dornengestrüpp los, duckte sich aber gleich hinter den nächsten Strauch, denn sie waren ja überall. Er rannte hangauf und rannte hangab, hieb um sich, schoß, warf sich ins Gras und stürmte weiter; er rächte. Er war ein Held, er rächte alles; denn in der Stube hing das Gewehr.

In seinen Träumen und Gedanken hatte Helle schon oft seine Feinde besiegt, doch noch niemals so ernsthaft, so wirklich wie heute. Das kam wohl von der Blume. Vergeblich sah er sich nach ihr um, er hatte sie beim Kampf verloren. Aber er kannte sie plötzlich genau; früher, in dem weiten flachen Land mit dem großen Fluß und den Pferdekoppeln und Kornfeldern, in dem Land an der Grenze, wo sie zu Hause gewesen waren, hatte es Hunderte von diesen Blumen gegeben. An seinen Vater konnte sich Helle nicht mehr erinnern, der war schon fast so lange tot, wie Helle lebte; doch das Land sah er noch ganz deutlich vor sich, weit genug, daß der Himmel Platz drüber hatte, mit Wasser, daß er sich baden konnte, und viel, viel Licht. Langsam zog Helle eine kleine Flöte aus seiner Hosentasche und fing an, darauf zu blasen, was er sah; und so stieg er hinunter in den Ort, für die Schule war es ohnehin schon zu spät. Er blies das Roggenlied, in dem die Wärme knisterte und die Halme surrten, das Wasserlied mit dem rauschenden Schilf und den springenden Fischen, das Lied für die jungen Pferde und das Sprosserlied, das man manchmal gehört hatte, wenn Abend gewesen war. Blasend ging er das winkliche Gäßchen hinauf, in das Haus, in dem sie jetzt wohnten, und eilends an der Küche vorbei, wo die Mutter am Waschfaß stand. Doch als er die Stube betrat, schrak er auf und warf die Flöte aus dem Fenster; denn dort an der Wand hing das Gewehr.

Seit diesem Morgen war eine ganze Weile vergangen, mehr als zwei Jahre. Helle hatte nie mehr Flöte gespielt und nie mehr mit dem Stecken Ginster und Brombeeren verprügelt; aber umso ernsthafter dachte er darüber nach, daß er jetzt erwachsen wurde und wie er wohl endlich kämpfen konnte, wie sein Vater gekämpft hatte. So war er viel allein und stand oft an der Chaussee, starrte in die Richtung, in der das Land lag,

für das er das Gewehr von der Wand nehmen wollte, und war nicht wenig erstaunt, als sich eines Abends ein Fremder zu ihm gesellte und anfang, ihn auszufragen.

Zuerst gab er nur zurückhaltend Auskunft, doch der Fremde gefiel ihm. Er sah aus, wie Helle wünschte, daß er selber einmal aussähe, groß und stark, mit einem kühnen Gesicht und klaren, durchdringenden Augen, denen sicher niemals etwas entging, mit blitzend lachenden Zähnen und einem glänzenden Helm von blondem Haar, wie der dürftig und farblos beharrte Helle es nur zu gerne gehabt hätte, und das ganz unbegreiflich erscheinen ließ, warum dieser Mann gerade Schwarzer hieß, wie er sagte. Auch seine Art zu reden gefiel Helle, es klang, als läse man aus einem Buch, er setzte die Worte so ruhig und überlegen, wie man selbst es nur in den heimlichsten Gedanken vermochte, und trotzdem behandelte er Helle ganz wie seinesgleichen. „Nenn mich nur Schwarzer und du“, hatte er gesagt, und damit war Helles letzte Zurückhaltung überwunden. Sie überschritten wie zwei Männer nebeneinander die Straße, bogen in den Seitenweg ein, der eine der Anhöhen hinauf in die Abendsonne führte, und Helle erzählte. All das, wonach Schwarzer gefragt hatte, stand ja schon so lange in ihm an, daß es wie aus einem angeschlagenen Brunnen herausprang.

„Wir hatten dort ein schönes Haus, und hinter unsern Feldern am Waldrand entlang lief die Grenze, hinter der die breiten schwarzen Teufelsfratzen lebten, die Vater umgebracht haben“, faßte er seine etwas ungeordnete Geschichte schließlich noch einmal zusammen. „Sie konnten nie Ruhe geben“, sagt Mutter, sie lockten das Vieh hinüber oder schossen auf unserer Seite die Rehe, irgend etwas war immer los. Und eines Tages erschossen sie Vater und schleppten ihn weg, damit man ihnen nichts nachreden konnte. Noch keine zwei Jahre war ich damals alt. Und später gab es dann Krieg, sie kamen herüber, wir mußten fliehen, und jetzt sind wir hier. Doch Vaters Gewehr haben sie damals liegen lassen, das hat Mutter gefunden, das haben wir mitgenommen, das hängt bei uns in der Stube, und wenn ich groß bin, dann nehme ich es und gehe zurück.“

Helle sah, wie Schwarzer nickte. Er fühlte sich ein bißchen unsicher, ganz zufrieden war er mit seiner Erzählung nicht. Aber er hatte ja auch noch nie mit jemand darüber gesprochen, und eigentlich schien Schwarzer doch alles ganz gut verstanden zu haben, wenn er so vor sich hin nickte.

„Und Sie? Ich meine, woher kommen Sie?“ fragte Helle nach einiger Zeit und vergaß vor der Schweigsamkeit des andern sogar das Du, auf das er noch eben sehr stolz gewesen war. Vielleicht täuschte er sich,

und trotzdem, es kam ihm vor, als ob in den Mundwinkeln des Fremden so etwas wie Spott läge, und unwillkürlich warf er den Kopf in den Nacken.

„Ja, nun will ich dir auch meine Geschichte erzählen. Am besten, wir setzen uns hier in die Sonne, dann haben wir mehr Ruhe dazu“, sagte der Mann langsam, indem er sich auf die Grasböschung niederließ, merkwürdig schwerfällig, fand Helle, merkwürdig müde plötzlich. Und Helle begriff gar nicht, wodurch der andere ihn zum Reden gebracht hatte, der so viel älter als er war, der ihn überhaupt nicht verstehen konnte. Doch da begann Schwarzer endlich.

* * *

„So ist es, an einer Grenze ist immer etwas los“, fing er nachdenklich an, „ich kenne das gut. Ich bin nämlich aus derselben Gegend wie du.“

„Wirklich? Dann können wir ja zusammen zurück“, rief Helle aus und packte den Mann vor Freude am Arm.

„Aber manchmal verhält sich auch alles ganz anders, als man denkt“, fuhr Schwarzer fort, als habe er nicht gehört. „Wir lebten genau wie ihr, in einem schönen Haus und immer auf dem Sprunge, ob von drüben her etwas geschah. Mein Vater war ganz versessen darauf, daß wir jemand erwischten, weit mehr, als seine Vorgesetzten es von ihm verlangten. Sobald abends der Grenzübergang verboten war, streifte er umher, selbst wenn er am Tage Dienst gehabt hatte; und als ich älter wurde, mußte ich ihn meistens begleiten. Ich fand das bald ziemlich langweilig, denn zu meiner größten Enttäuschung ereignete sich viel weniger, als ich erwartet hatte; doch das nützte mir nichts. Nun, und dann hatte Vater eines Nachts endlich einmal wieder Glück. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie alles verlief, jedenfalls gab es eine regelrechte kleine Schießerei, und wenn wir den Burschen auf unserer Seite auch nirgend auffinden konnten, so hatte er doch sicher etwas abbekommen. Und wirklich, am nächsten Vormittag, ich war mit meiner Schwester allein auf dem Hof, kam er an, einfach zu uns in die Küche, und was das Sonderbarste war, er wollte nicht wieder zurück. Eine Kugel war ihm durchs Bein gegangen, er hatte sich noch hinüber geschleppt, aber dann war er auf dem Wege liegen geblieben. Und unterdes meine Schwester ihm das Bein verband, erzählte er uns, wie er am Morgen dort aufgewacht war, wie er die ersten Vogelstimmen in der Dämmerung hörte, wie er den ersten Sonnenstrahl auf einer Kiefernkrone sah, wie das Licht langsam den Stamm hinunter glitt und dieser zu leuchten begann und wie dieser Stamm im Frühwind sich wiegte; wie er das alles wahrnahm, während er doch schon geglaubt

hatte, gestorben zu sein, und wie es ihn ergriff, daß er lebte. Und eben weil ihn das so ergriffen habe, sagte er, habe er seine Waffe abgelegt und sich zu uns herüber geschlichen. Seine Frau, die er wohl einmal sehr lieb gehabt hatte, denn er sprach ganz leise von ihr, seine Frau habe einen solchen Haß auf uns, daß sie ihm keine Ruhe lasse, wenn er nicht jede Nacht nach einem von uns auf der Lauer läge; und das könne er nun nicht mehr.“

„Ein feiner Kerl, daß er zu uns kam“, fiel Helle ein, als Schwarzer Atem schöpfte. „Und was habt Ihr mit ihm gemacht?“

„Das war nun recht schwierig, denn unser Vater durfte ihn natürlich nicht finden. Aber wir waren von seiner Erzählung sehr mitgenommen, obwohl wir in der fremden Sprache längst nicht alles verstanden, und zuerst versteckten wir ihn einmal. Meine Schwester brachte ihn ins Waschhaus, wo er bleiben sollte, bis sein Bein ausgeheilt wäre, und mit der Zeit, meinten wir, würde er sich schon beruhigen und wieder gehen. Und dann kam alles ganz anders. Wir wurden Freunde, wir bekamen beide Lust auf ein Leben weitab von allen Grenzen, und eines Tages gingen wir miteinander davon. Wir wollten auf ein Schiff, und schließlich gelang uns das auch, nicht so einfach, wie sich das jetzt anhört, denn was für Mühe wir hatten, läßt sich so schnell garnicht wiedergeben; und es gefiel uns auch nicht, es war eigentlich schrecklich. Doch nach einigen Irrfahrten kamen wir in ein Land, das noch viel weniger Grenzen zu haben schien als das Schiff auf dem Meer, da wurden alle möglichen Sprachen gesprochen, da gab es weiße und gelbe und schwarze Menschen, und keiner kümmerte sich um den andern. Du wirst dir schon denken können, daß das in Amerika war. Aber sehr viel besser als auf dem Schiff hat es uns dort auch nicht gefallen, wir hatten nämlich Heimweh. Es machte uns nur einen tiefen Eindruck, dieses Land, eben weil dort alle die verschiedenen Leute miteinander auskamen, während ja bei uns schon jeder, der die Sprache von drüben sprach, verdächtig war. Wir wollten nichts als nach Hause zurück und dafür sorgen, daß das bei uns aufhörte, besonders mein Freund, der doch seine Frau zurückgelassen hatte und vor allem auch sein Söhnchen, nach dem er sich sehnte. Und dann kam wieder alles ganz anders, denn dann kam der Krieg, und wir mußten bleiben. Wir waren sehr unglücklich, weil er doch um unsere Heimat ging, und weil er überhaupt kein Ende nehmen wollte, und als es wirklich so weit war, nun, das weißt du ja selbst, welch ein furchtbares Ende er nahm. Außerdem ließ man uns auch da noch nicht gleich zurück, immer wieder mußten wir warten. Und schließlich wurde es für meinen Freund zu spät, er bekam ein Fieber und starb. Aber ich

habe ihm versprochen, daß ich zu seinem Sohn gehen und ihm alles erzählen würde. Darum bin ich jetzt hier.“

„Warum?“ fragte Helle verwirrt, der aus der Geschichte wie aus einem Traum erwachte, als der andere schwieg.

„Damit du weißt, welche Bewandnis es mit dem Gewehr in eurer Stube hat. Denn der Mann, der es im Walde hat liegen lassen, der zu uns über die Grenze kam und mein Freund wurde, war dein Vater.“

„Nein.“ Helle war aufgesprungen.

„Doch. Für den Fall, daß du mir nicht glauben solltest, hat er mir ein Bild deiner Mutter mitgegeben“, sagte der Fremde, indem er ein Bild aus der Tasche nahm und es dem Jungen gab, der sich langsam wieder neben ihn setzte.

Es dauerte geraume Zeit, bis Helle sich gefaßt hatte. Er mußte die ganze Erzählung noch einmal an sich vorbeiziehen lassen. Auf das Bild hatte er nur einen Blick zu werfen brauchen.

„Aber dann sind Sie ja garnicht — dann sind Sie ja —“ stammelte er plötzlich.

„Ja, du hast recht, ich bin von „drüben“. Und Schwarzer hat mich dein Vater nur im Scherz genannt, weil das einer eurer Schimpfnamen für uns war“, antwortete der Mann und nannte seinen richtigen Namen.

Einen Namen, der für Helles Ohr kaum zu verstehen war. Doch was war denn überhaupt noch zu verstehen? Mit großen Augen blickte er auf den Fremden, der ganz so aussah, wie er nur zu gern einmal selber aussehen würde. Und unvermutet kamen ihm die Tränen. Er weinte wohl um das Gewehr.

Aber Schwarzer schien nichts davon zu merken. Und wie zwei Männer gingen sie dann nebeneinander hinunter zur Mutter ins Dorf.

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Von der Physiognomik zur Anthropognomik

Das Interesse des einzelnen menschlichen Geistes an Physiognomien und Physiognomendeutung setzt entwicklungsgeschichtlich etwa zu derselben Zeit ein, in der das Interesse am Ich in den Mittelpunkt des sich entfaltenden Geistes tritt. Es ist ein ästhetisches Interesse mit stark affektbetonter Gegensatz-Spannung. Das „sehr häßliche“ Gesicht und das „sehr schöne“ Gesicht interessieren den Menschen zuerst, nun aber in einer spezifisch andersartigen Weise, als sich der etwa gleichzeitig erwachende Eros für diese beiden Grenzphänomene negativ oder positiv entzündet. Im physiognomischen Interesse am Menschengesicht herrscht nicht die Verzauberung der Sinne vor, sondern der urteilende, schließende, richtende und rangierende Geist, der im Grunde seinesgleichen sucht oder entsprechende Fehlanzeigen macht. Verliebt sein kann jeder; Physiognomien-Eros zu besitzen und zu entwickeln ist jedoch eine Sache erhöhter Intelligenz. Wir wollen gleich hinzusetzen: eine sehr leidenschaftliche und „schuldige“, luziferische und das Heil der Seele gefährdende Sache. Denn im Grunde erwächst das Physiognomieninteresse aus dem sich spiegelnden Selbstinteresse als eine Form gesteigerten, nach außen gerichteten Selbstseins. Der junge Mensch, der den Geist entdeckt, entdeckt ihn oft auf die sinnliche

Weise über sein Abbild in Physiognomien, und da er selbst gern Geist haben und „genial“ sein möchte, arbeitet er an der „Verschönerung“ seiner Physiognomie mit „vergeistigenden“ Mitteln, zu denen auch die Askese gehören mag, genau so, wie das junge Mädchen mit Schminke und Puder an der Verschönerung ihrer unmittelbar erotischen Erscheinung arbeitet. Die Physiognomik und das Interesse an Physiognomien enthält daher eine merkwürdige entwicklungsgeschichtliche Widersprüchlichkeit: einerseits kommt erst der ganz zum Ich erwachte, also der bewußtseinsmäßig gealterte Mensch zu diesem Interesse, der Mensch, der „subjektiven Geist“ besitzt; andererseits ist Physiognomik etwas Bedeutsames und Wichtiges nur für unreife Leute, die sich selbst noch sehr wichtig nehmen und kein transzendentes Gegenüber erfahren haben. Sie verliert ihr Interesse oder doch vieles von ihrem Interesse mit wirklicher, gereifter Kenntnis vom Leben und vom Menschen und seinen Wesensgrenzen. Die Epochen, in denen Physiognomik betrieben und als „Wissenschaft“ entwickelt wird, tragen im Großen dieselben Kennzeichen. Wir begegnen der Physiognomik zuerst im Griechentum der Sophistik, von wo sie auf die peripathetische Schule (Teophrast) übergeht und als Typen- und Cha-

rakterkunde im ausgehenden Altertum eine Rolle spielt, um mit dem Geist des Christentums wieder von der Bühne der Welt gefegt zu werden. Ihre zweite große Stunde als „Wissenschaft“ (wenn wir den physiognomischen Aspekt der Kunst, insbesondere der bildenden Kunst einmal außer Acht lassen wollen) beginnt mit Lavater, entfaltet sich in der späten Romantik (bei Carus ebenso wie bei Schopenhauer) und blüht voll auf in der Zeit bis zur Schwelle der Gegenwart (Nietzsche, Klages, Kaßner, Picard u. v. a.). Man braucht nun, wenn man die Physiognomik im Ganzen für ein fragwürdiges und „zu überwindendes“ Tun des Geistes hält, ein solches Verdikt nicht auf der ihr mangelnden exakten Wissenschaftlichkeit zu begründen. Vielleicht ist sogar ihre ungewisse Wissenschaftlichkeit ihr bestes Teil. Physiognomik ist oftmals die einzige Form, in der der säkularisierte, von allen transzendenten Bindungen abgeschnürte Geist sich noch etwas vom schauenden, ahnenden, witternden und fühlenden Leben, von Weisheit und Instinktführung bewahrt hat. An dieser Stelle liegt denn auch die schmale Brücke, die von der Physiognomik zu einer wirklichen Erneuerung unseres Geistes, zu einer Gesundung und Integration unseres zerrütteten Weltverhältnisses führen könnte.

Wir haben uns mit diesem Gedankengang auf einem abgekürzten Wege und mit allerlei Rösselsprüngen etwa an die Stelle begeben, an der die Arbeit und Situationserklärung eines ungewöhnlichen, hoher Beachtung würdigen Buches des Münchener Psychologen und Philosophen August Vetter mit dem Titel „Natur und Person. Umriß einer Anthropognomik“ (Stuttgart, Verlag Ernst Klett) einsetzt. Anthropognomik? Der entscheidende neue Begriff, den Vetter zur Diskussion stellt, enthält bereits das Programm seiner Schrift. Es kennzeichnet sich schon in dieser Wertbildung als eine Synthese

der beiden geläufigen, das Denken der Gegenwart viel bewegenden Begriffe „Anthropologie“ und „Physiognomik“. Anthropognomik kann man als eine auf den Menschen im Ganzen gerichtete, also nicht nur auf seine äußere Erscheinung beschränkte Physiognomik verstehen. Man kann darunter aber auch im Gegensatz zu der den individuellen Charakter kennzeichnenden Physiognomik im engeren Sinne eine Physiognomik des Menschenwesens, seiner generellen Erscheinung hierunter begreifen, die die Gestalt und das Wesen des unsinnlichen Geistes einbezieht. Schon jede Anthropologie enthält bestimmte vorlogische Entscheidungen für ein bestimmtes Menschenbild. Die Anthropognomik Vettters geht noch weiter. Sie entfaltet sich zwar nicht beweisend, wohl aber hinweisend und führend zu einer über-rationalen Auffassung des Menschen, die den fühlenden, gläubigen, ahnenden, handelnden Teil seines Wesens ebenso wie den rationalen anerkennt und ins Spiel bringt. Vetter stellt sich auf den Boden einer christlichen Menschenauffassung, ohne diese von oben, vom Dogma her zu deduzieren. Seine Gedankengänge bleiben auf der psychologischen und philosophischen Ebene, obwohl „eine so vorbestimmte Erkundigung unseres Wesens von vornherein der naiven Annahme entsagen muß, daß ihr Fuß ein Festland betritt, wie es die Gegenstandserkenntnis voraussetzen darf.“ Der erste Teil des Werkes besteht im Wesentlichen aus einem geschichtlichen Aufriß der Menschenkunde. Er begründet das menschliche Selbstverständnis aus der geistesgeschichtlichen Wirklichkeit; ein Gedanke, den bezeichnenderweise das Christentum, im Besonderen Augustin, zuerst ausgesprochen und entwickelt hat. Was Vetter in diesen Kapiteln im Einzelnen zum Verständnis der Antike, des Mittelalters, des Umbruchs zur Neuzeit, der neuzeitlichen Philosophie, der Mystik, der Monadenlehre, der kantischen und Hegel-

schen Philosophie, bis hin zum Existentialismus Kierkegaards zu sagen hat, ließe sich bei der großen Dichte, die doch keine nur „gelehrte“, sondern eine vom Sauerteig eigener Interpretation und Nachdenklichkeit durchdrungene Dichte ist, auch bei größerem Umfang, als wir ihn zur Verfügung haben, nicht annähernd wiedergeben. Man darf auf diesen Teil vor allem die Aufmerksamkeit der speziellen Geschichts- und Geistesphilosophen hinlenken. Der zweite Teil des Buches, überschrieben „Die Entfaltung der menschlichen Selbstanschauung“, geht sodann näher ans Phänomen, an den konkreten Menschen und die Symbolik seiner Formen und Tätigkeiten heran. Hier spricht fast auf Schritt und Tritt ein Entdecker in der menschlichen Formenkunde, und es erwarten den Leser „Genüsse“ und Einsichten, wie sie nur eine geniale Schau vermitteln kann; Einrichten nicht im zerrissenen Gewande des *Aperçus*, sondern in durchgearbeiteter systematischer und auch sprachlich hervorragend Wort gewordener Form. Wir wollen, um einen Begriff der Sache zu geben, ein paar Beispiele aus der Fülle dieses Stoffes herausgreifen: Die aufgerichtete Gestalt des Menschen wird Vetter zu einem deutlich redenden Symbol der einzigartigen Stellung des Menschen im Ganzen der Welt. In der Aufrichtung kreuzt sich die tierische Komponente der Bewegungsfähigkeit mit der vegetativen der Hinwendung zu Himmel und Licht, was in der Schrift des Menschen (ohne daß wir hier auf die subtilen Analysen Veters über allerlei graphologische Details wie z. B. die Links- und die Rechtsrichtung der Schrift eingehen wollen) eine Entsprechung in den aufrecht bewegten Buchstaben hat. „Sein aufrechter Stand enthebt den Menschen der ruhelosen Bewegungsflut, in der das Tier lebt, und läßt ihn erst festen Fuß auf der Erde fassen. Im Ausrufezeichen seiner stehenden Leibesgestalt versinnlicht sich keine Tat, sondern der Sinn seines

beständigen Selbstbewußtseins... das Geistsymbol des Kopfes tritt beim Menschen an die Rangstelle des Geschlechtssymbols der Blüte bei der Pflanze, und insofern bedeutet die animalische Erhebung eine wirkliche und vollständige Umwertung der vegetativen Aufrichtung... der pflanzlichen Haft im stofflichen Boden entspricht der menschliche Halt im Selbstbewußtsein.“ Wir zitieren einige Stellen, ohne jeweils den genaueren Duktus des Gedankenganges mitzeichnen zu können, also gleichsam als *Aperçus* (die sie jedoch gerade nicht bei Vetter sind, sondern eine genau, sorgsam verschränkte Architektur): „Die Schrift verleiht der bewegten Sprache bleibende Gestalt, und diese Überwindung der Vergänglichkeit bekundet sinnfällig das Wesen des Geistes. Darum kann auch in der kultischen Entwicklung die „Heilige Schrift“ den Abschluß bildhafter Gottesoffenbarungen und den dogmatischen Kontrapunkt des mystischen Gestaltwandels der Götter bilden.“ In antropognomischer Sicht ist „Handschriftendeutung ein verweltlichter Ausläufer der Hermeneutik, so wie Physiognomik ein natürlicher Abkömmling der Ideenschau.“ Immer erteilt Vetter dem schauenden Menschen einen natürlichen Vorrang vor dem tätigen Menschen, so wie das ruhende Auge des Menschen dem Kopf, die tätige Hand aber dem Körper näher zugeordnet ist. Vetter verfolgt diesen Gedanken auch geistesgeschichtlich bis zu einer Deutung der aktiv bestimmten Reformation gegenüber dem meditativ bestimmten Mittelalter, sowie der modernen aktivistischen Philosophie von Kants „Primat der praktischen Vernunft“ bis zu Fichtes „sich setzendem Ich“ im Gegensatz zum Seinsdenken der Antike und der Scholastik. Man könnte hier eine „vorgegebene Anthropologie“ finden, wird aber die Veterschen Analysen zum mindesten für sehr nachdenkenswert halten müssen. Dieses gilt in erhöhtem Maße für so gedankenreiche Kapitel wie diejenigen, in

denen die Fragen der Geschlechtlichkeit, der Scham, der Liebe und der Du-Beziehung behandelt werden. Hier macht Vetter z. B. bei der einander im Blick zugekehrten Begattungsform des Menschen auf eine ihn in seinem Wesen kennzeichnende Symbolik aufmerksam, die es im tierischen Begattungsakt nicht gibt. „Die von der Anschauung der Leibesgestalt ausgehende Erscheinungsdeutung mündet folgerichtig in die Anerkennung des Anderen als der eigentlichen Wesensmitte des Menschen.“ Die Transzendenz enthüllt sich für uns nur im Du; und umgekehrt ist jede von der ersten oder von der dritten Person, vom Ich oder von der Sache und Materie ausgehende Anthropologie zur Immanenz und Unpersönlichkeit verurteilt, indem sie das Wesen des Menschen ins reine Bewußtsein verlegt und entstofflicht (wie der Idealismus) oder in die Natur verlegt und verdinglicht (wie der Naturalismus). Das Du jedoch, das in der Geschlechtlichkeit anhebt, für uns wirklich zu werden, und in der Gottheit seine oberste Erfüllung findet, ist der Schlüssel einer seinsgerechten Menschenkunde, die die Menschen, nach einem Worte des Augustinus, das unser Autor seinem Werke als Motto vorangesetzt hat, zuerst sich selbst zurückgibt, damit er von hier wie von einer Stufe aufsteige und aufgehoben werde zu Gott. Die ganze Fülle der Ideen und Gesichte dieses Werkes wird sich kaum durch ein Referat oder ein einmaliges Lesen andeuten, geschweige denn erschließen lassen. Es hat auch bisher nur wenig fachliche oder im weiteren Sinne öffentliche Diskussion ausgelöst. Der Verfasser, Professor an der Münchener Universität, kann ebenso sehr als ein bedeutender Fachgelehrter wie als ein meisterlicher, das Wort mit ästhetischer Schönheit und Souveränität handhabender Schriftsteller gelten. In der Menschenkunde bei den Bemühungen um eine „neue Anthropologie“, aber auch für die Befreiung der psychologischen und charakterologischen Physiognomik von der Eitel-

keit ihres typenzeichnenden und Charakterbilder entwerfenden geistigen Leerlaufes dürfte mit der Vettterschen Anthropognomik viel getan sein für die wirkliche Seinsgewinnung und ein haltbares Selbstverständnis des Menschen in der Partnerschaft zu Gott.

Joachim Günther.

Der Eugen-Rentsch-Verlag

Nicht nur vom schweizer Buchhandel und dem schweizer Publikum, sondern weitgehend auch von den deutschen Lesern und dem deutschen Buchhandel wird die Arbeit des Verlegers Eugen Rentsch, Zürich-Erlenbach, als das Wirken eines Verlegers von höchstem kulturellen Verantwortungsgefühl gewertet. Zum Jubiläum des Begründers dieses Verlages und bei seinem Tode ist diese Anerkennung lebhaft zum Ausdruck gekommen und sein Wirken als vorbildlich gerühmt worden. Sein Sohn und Nachfolger Ernst Rentsch jun. leitet den Verlag getreu der von seinem Vater geschaffenen Tradition. Es ist heute zu einem seltenen Ruhmestitel geworden, daß Verleger Autoren, deren Werke zunächst nicht das große Publikum und hohe Auflagen erreichen, die Treue halten, Opfer für ihre Durchsetzung bringen und ihrem Schaffen eine wirkliche Heimat bereiten. Der Verlag Rentsch gehört zu diesen seltenen Verlagen. Wenn er mit sicherem Gefühl für geistige Qualität und Substanz einen Autor bejahte, dann tat und tut er alles in seiner Kraft Stehende für ihn. Der Verlag hat sich nicht spezialisiert, sondern seine produktive Arbeit auf die verschiedensten Gebiete ausgedehnt. Diese Vielfältigkeit möge eine kurze Übersicht erhärten.

Der heimatlichen Schweiz hat der Verlag gedient mit der zweibändigen Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Gottfried Guggenbühl, mit der Landeskunde der Schweiz, mit Monographien wie der des Vierwaldstätter Sees von Walter Leemann, des Alpwesens Graubündens, des Bauernwerks, mit einem At-

las der Schweizerischen Volkskunde, mit spezifisch zürcherischen Veröffentlichungen, mit Eduard Korrodis „Geisteserbe der Schweiz“, mit Schriften über antike Kunst in der Schweiz u. a. m. Eine unübertreffliche Leistung bedeutet die große Ausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf in 24 Bänden und 12 Ergänzungsbänden und die Volksausgabe in 18 Bänden.

Auch die Politik, die Soziologie und Nationalökonomie sind mit besten Zeugnissen im Verlagswerk vertreten: so Wilhelm Röpkes epochemachenden Bücher: Die Gesellschaftskrise der Gegenwart; Civitas humana; Internationale Ordnung; Die Lehre von der Wirtschaft, die schon in 5. Auflage vorliegt, und „Die deutsche Frage“. Weiter F. A. Hayeks wichtiges Buch „Der Weg zur Knechtschaft“, und jetzt vervollständigt das auf 3 Bände berechnete Werk von Alexander Rüstow „Ortsbestimmung der Gegenwart“, dessen 1. Band „Ursprung der Herrschaft“ schon vorliegt, die Reihe der bedeutenden soziologischen und gesellschaftskritischen Bücher. Von entscheidender Wichtigkeit sind auch die Bücher von Erich Eyck: der dreibändige „Bismarck“ und „Das persönliche Regiment Wilhelms II.“, Bücher, die berufen sind, die Auffassung von Bismarck als Politiker und Menschen und von seinem Werk entscheidend zu beeinflussen. Zu nennen ist auch die Monographie von Gladstone und das Buch „Die Pitts und die Fox“ des gleichen Verfassers. Von dem bekannten französischen Historiographen Octave Aubry erschienen bei Rentsch 4 Bände über Napoleon, weiter „Der König von Rom“, sowie „Kaiserin Eugenie“, alle lebendig und glänzend geschrieben. Auch der Schüler und Assistent des Universalhistorikers Kurt Breysig, Werner Richter, ist im Rentsch-Verlag heimisch geworden. Seiner Gabe einer starken Charakterisierungskunst bewußt, greift Richter zu den verschiedensten Stoffen, deren jedem er gerecht wird: „Kaiser Friedrich III.“, der tragische Hohenzoller;

„Kronprinz Rudolf von Österreich“; „Ludwig II., König von Bayern“ und gleichfalls ein Meisterwerk „Washington, der Vater einer Nation“ und endlich „Frankreich. Von Gambetta zu Clemenceau“. Eyck, Aubry und Richter verstehen es, mit vollem wissenschaftlichem Anspruch einen flüssigen Stil zu verbinden.

Die bedeutenden Veröffentlichungen zur bildenden Kunst von Gotthard Jedlicka und Arnold v. Salis u. a. seien nicht vergessen. — Besondere Sorgfalt ist dem wesentlichen und bedeutsamen Werk von Rudolf Kassner gewidmet worden: „Umgang der Jahre“; „Die zweite Fahrt“; „Transfiguration“ und „Das neunzehnte Jahrhundert“. Zu den einsamen Denkern, für die der Verlag sich einsetzt, gehört auch Max Picard. Eins der wichtigsten Bücher zum Problem des Nationalsozialismus ist sein Buch „Hitler in uns selbst“. Auch die anderen Erkenntnis bringenden Werke des gleichen Autors betreut der Verlag: „Das Menschengesicht“; „Die Grenzen der Physiognomik“; „Die Flucht vor Gott“; „Die unerschütterliche Ehe“ und das letzte Werk mit seinem gewichtigen, nicht leicht zugänglichen Gedankeninhalt „Die Welt des Schweigens“. Nicht alle Werke und Autoren des Rentsch-Verlages, zu denen noch andere bedeutende Namen zählen, können hier genannt werden. Aber ein Hinweis auf die Bücher von Richard Katz darf nicht fehlen. Richard Katz ist in der ganzen Welt berühmt als ein Freund der Tiere und als Verfasser fesselnder und erregender Reiseschilderungen aus fernen Ländern in einem ganz persönlichen Stil. Er hat seine Lesergemeinde in der ganzen Welt. Es sei besonders auf zwei Bücher hingewiesen: „Kleinode der Natur“ und „Nur Tiere“ von den vielen Katz-Büchern des Verlages, die wir auf rund ein Dutzend schätzen. Jeder mit aufgeschlossenem Sinn und Herz für die Tiere wird nach der Lektüre eines Buches von Katz begierig nach allen greifen. Er versteht es, in

angeregter Plauderei dem Leser eine Fülle von Wissen über die lebende und tote Natur, aber auch über Menschen zu vermitteln. Ein Musterbeispiel dafür ist das Buch „Kleinode der Natur“, in dem er von Diamanten, Orchideen und Kolibris ein verblüffendes Wissen und eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens aus liebevollster Beobachtung zu vermitteln weiß. Ebenso wie in dem köstlichen Buch „Nur Tiere“. Bei diesen Büchern zeigt sich besonders die Sorgfalt, die der Verlag der Ausstattung aller seiner Bücher widmet.

Der Verlag Eugen Rentsch mit seiner großen kulturellen Leistung, der weder aus dem Verlagsleben der Schweiz noch aus dem des gesamten deutschen Verlages fortzudenken ist, hat den Lesern in Deutschland besonders viel zu bieten.

R. P.

Der Amalthea-Verlag

Wie so viele der guten österreichischen Verlage, hat auch der Amalthea-Verlag nach der Besetzung Österreichs eine schwere Zeit durchgemacht. Durch die Nazi und durch Fliegerbeschäden sind große Bestände wertvoller Bücher vernichtet worden, und ein freies Verlagsschaffen war nicht möglich. Bücher im Werte von 250 000 SFr. wurden auf Veranlassung der Gestapo eingestampft, und das Bücherlager in Leipzig im Werte von 150 000 SFr. wurde 1934 vernichtet. Bei der sog. Befreiung Wiens wurden dann noch das Verlagsarchiv, die Privatbibliothek und die Wohnung des Verlagsinhabers geplündert und verbrannt. Trotzdem hat Dr. Heinrich Studer, der Gründer des Amalthea-Verlags, der 1947 sein 30jähriges Jubiläum feiern konnte, den Mut nicht verloren und ist unverzagt wieder an die Arbeit gegangen. Zum Jubiläumsjahr ließ er den Amalthea-Almanach 1917—1947 erscheinen, mit wertvollen Beiträgen und Illustrationen, ein überzeugender Rechenschaftsbericht von Leistung und Planung. Das uns jetzt übersandte Buch „Die Geschichte des Fischers Cha-

life“, die Erzählung aus der Acht-hundertundreißigsten Nacht und den folgenden aus „Tausend und eine Nacht“ liefert durch seine vorzügliche Ausstattung, mit den eindrucksvollen, charakteristischen farbigen Bildern von Oskar Larsen geschmückt, den Beweis, daß die Arbeit im alten Sinne und der erprobten Qualität fortgesetzt wird. Dr. Heinrich Studer, selber ein musischer und schöpferischer Mensch, hat es verstanden, in dem Almanach ein überzeugendes Mosaik von alledem zu geben, was Österreich und besonders Wien auf den Gebieten der Literatur, Kunst und Musik ausgezeichnet hat. Die Beschwingtheit, die Musikalität, der Geist und die sympathische Menschlichkeit des guten Österreichertums sind unverloren, und wir freuen uns der wiederhergestellten Verbindung. Um unsern Lesern ein Bild von der Art des Amalthea-Verlags und seines Leiters zu vermitteln, sei nachstehend ein Abschnitt aus dem „Nachwort“ abgedruckt, das Heinrich Studer zur „Geschichte des Fischers Chalife“ schrieb und in dem er seine Ansichten über die Malerei temperamentvoll darlegt.

R. P.

... Wie alltäglich, ja hart am Rande des Gewöhnlichen wirken dagegen in der Regel Gegenstand und ästhetische Haltung der Impressionisten! So menschlich vertraut und verständlich sie in ihrer „Banalität“ unserer Generation auch erscheinen mögen! Die Rücksicht gegenüber den hochkultivierten Auftraggebern — die nun meist die Künstler selbst sind — tritt zurück. Die Ehrfurcht vor der Forderung der hoheitsvollen Museen — ohne deren Gunst und Gnade niemals ein wahres Kunstwerk sich gestaltet —, harmonisch Vollkommenes zu leisten, entfällt, oder wandelt sich in einen übersteigerten Subjektivismus, in eine bohémemäßige, ja zuchtlose Selbstgefälligkeit oder zerrissene, wenn nicht gar krankhafte Eigenwilligkeit wie bei Kokoschka oder Klee.

Die wundervoll abgeklärte Tradition des Abendlandes wird hybrid verworfen, um — jenseits von Maß, Begrenzung und Klarheit — aus sich heraus, aus der eigenen Ratio oder dem ach so oft mißbrauchten nebulösen Unterbewußtsein herauf, expressiv neue Ausdrucksformen und künstlerische Gesetze zu suchen und zu schaffen. So vollzog sich in den letzten dreißig Jahren über Expressionismus, Futurismus, Kubismus, Konstruktivismus und Infantilismus, der Niedergang der abendländischen Kunst in die wurzellose Barbarei der ungegenständlichen Kunst des Surrealismus. Die Wandlung über das Abstrakte hinaus zum psychologisch Abstrusen ist vollendet.

Die Gabe der Gestaltung, die sich, wie bei den Impressionisten, noch mit der Darstellung einer „Naturillusion“ befaßt, ist glorreich überholt. Die „Peinture de la transposition volontaire“, der „nouveau réalisme“ ist nunmehr zweifelsohne die entscheidende künstlerische Ausdruckssprache der heutigen Menschheit, soweit sie sich eben aus seelenlosen Marsphantasten zusammensetzt, deren harmonische leiblich-seelische Verfassung anscheinend durch die Härten des eisernen Maschinenzeitalters bedenklich in Unordnung geraten ist. Der reine Intellekt, der exakte Verstand, das Instrument der mathematischen Logik und zweckbedingten Technik, dominiert und diktiert. Kalt, hart, herz- und seelenlos! Wem? Wahren Künstlern? Ehrlich Kunstbeflissenen? Gottbegnadeten Genies, die durch das Medium ihrer schöpferischen Fähigkeiten im unendlichen Reiche der Seele oder Natur dank neuer sicht- oder hörbarer Ausdruckselemente völlig neue Konzeptionen finden?

Mitnichten! Technik und Naturwissenschaft, Kunsthandel und persönlicher Geltungstrieb diktieren ihre utilitaristischen Gesetze geschäftstüchtigen Machern, die, als wendige Tausendsassas, heute, Rückzugsgefechte

führend, kühl und kühn ihre Propagandisten und kritiklosen Anbeter behaupten lassen, sie hätten als feinfühlig künstlerische Seismographen lediglich die Problematik und Chaotik der durch die Weltkriege bedingten Weltenwende mit all ihren Greueln vorausgeahnt und auch dementsprechend mit einer „greuervollen Kunstsprache“ gestaltet.

Kandinsky, als Vorläufer und Wegbereiter, bluffte mit seinen „elementaren“ geometrischen Formen bereits 1907 alle Kultursnobs. Die beiden kühnen Spanier Juan Gris und Pablo Picasso gründeten später die „heroische Epoche“ des Kubismus, die die herkömmlichen Begriffe der Naturwahrheit oder gar des ästhetisch „Schönen“ mutwillig in den Orkus verdammt, um, so plump wie inhaltsleer, Kandinskys trigonometrische *Salti mortali*, geschmacklos vergrößert, ad absurdum zu führen. Georges Braque, der dritte der drei „großen Promotoren des Kubismus“, schafft koloristisch allerdings weit kultivierter und geschmackvoller. Formal aber wirkt er genau so destruktiv, dekadent wie Gris und Picasso.

Die gleiche „Musik und Poesie“ verkörpert sich — nebenbei bemerkt — auch in den „glasbildhaft reintonenden Flächen“ Paul Klees, der vornehmlich und bezeichnenderweise in der Schweiz und in Berlin ernst genommen wurde. „Farbige Flächen, nebeneinander- und ineinandergesetzt, großzügige oder kraus verspielte Linien, die in verhaltener Spannung die Fläche füllen, fast ins Abstrakte zurückgeführte Tierfiguren, wie die Ahnen der Kunst sie in die Höhlenwände eingegraben haben, vegetabilische, organische und kristallinische Muster, kurz, die Urphänomene der künstlerischen Gestaltung, Linie, Form und Farbe, offenbaren“ — in eine „künstlerische“ Welt der Erscheinungen übertragen — das Unbewußte Paul Klees, dessen abgrundgescheite „hintergründige Bedeutung“ weder ein kubistisches Mond-Genie, noch ein

surrealistischer Marsphantast, geschweige denn ein normaler Erdbewohner je ergründen wird. Derart phänomenal tiefsinnig, ja! vieldimensional ist die künstlerische Geheimsprache dieses zeichnenden und malenden Philosophen, die eben nur ein kongenialer Tiefenschichtenpsychologe der einst der verblüfften Menschheit enträtseln dürfte, um dann als „Lösung aller Welträtsel“ in Prinzorns „Bildnerei der Geisteskranken“ die Nachgeborenen über Sinn und Zweck des Kunstwerkes endlich wahrhaft zu erleuchten. — Zweifellos wären heute — und erst recht in der Zukunft! — die Bewunderer all dieser geschäftigen Entdecker neuer Ausdrucksformen materiell und ideell reicher, führten sie sich mit entsprechender Nutzenanwendung die Lehren des Florentiners Leone Battista Alberti, Leonardos „Traktat über die Malerei“, Jean-Etienne Liotards „Traité des Principes et des Règles de la Peinture“ (1871), Heinrich Wölfflins Meisterwerke und Hans Sedlmayrs „Verlust der Mitte“ (1948) zu Gemüte, um sich über die wurzelechten Formprinzipien der abendländischen Kunst auch nur einigermaßen Rechenschaft zu geben.

■

Hat nun die Formdemolierung des Expressionismus, Kubismus oder gar Surrealismus wirklich „ungeheure schöpferische Energien“ befreit?, neue Wege mittels nie geahnter Ausdrucksmöglichkeiten gewiesen?, einen neuen Stil geschaffen?, unbekannte künstlerische Dimensionen aus dem Unterbewußtsein heraufgeholt und eröffnet? oder während ihrer 30jährigen Wirksamkeit die natürlichen Grundlagen der menschlichen Psyche gewandelt?, vertieft?, erweitert?, veredelt? — Wohl so wenig wie die atonale Musik mit ihrer Melodie- und Harmoniezertrümmerung! Bestenfalls eröffneten die neuen rasanten Maschinenrhythmen und Explosionseffekte der Atonalen ein lärm-erfülltes musikalisches Neuland, in

dem aber das Wesentliche und Entscheidende nie und nimmer beheimatet ist, nämlich der unmittelbar zum Herzen und Gemüt sprechende Einfall in Melodie und Harmonie, die selbstverständliche Unbefangenheit der unforciert aufblühenden musikalischen Erfindung, wie wir sie besonders bei Bach, Händel, Josef und Michael Haydn, Dittersdorf, Mozart, Beethoven, Schubert, Verdi und Tschai-kowskij immer und immer wieder in ihrer herzerfreuenden Natürlichkeit bewundern und genießen.

Welche Verdienste um die abendländische Kunst und Kultur können also die Formzertrümmerer und Neutöner — als Wegbereiter neuer Gehaltsqualitäten und Ausdrucksformen — für sich nun tatsächlich in Anspruch nehmen? — Zunächst ein verwirrtes, seit dreißig Jahren immer mehr desorientiertes Publikum, zweitens — was noch weit mehr zu beklagen ist! — eine verwirrt heranwachsende Künstlergeneration, die — um „modern“ zu sein — den konfuse Wirrwarr der inneren und äußeren Formlosigkeit frisch und fröhlich mitmacht, noch ehe sie überhaupt ihr Handwerk, das technische Können, beherrscht, um das geschaute innere oder äußere Bild — sei es in Linien, Formen, Farben oder Tonsymbolen — künstlerisch harmonisch formuliert, ästhetisch befriedigend gestalten zu können.

Die absolute Freiheit der künstlerischen Gestaltung — an sich natürlich eine Selbstverständlichkeit — verbürgen eben einzig und allein Einfall und technisches Können, beseelt durch Herz und Gemüt des Künstlers, sofern dieser über diese menschlichen Qualitäten — Geschenke der Musen! — eben verfügt. Mathematiker und Techniker wie Kandinsky, Klee, Kokoschka, Chagall, Gris, Picasso, Krenek, Alban Berg und Schönberg — um nur einige zu nennen — besitzen diese bestimmt nicht. Denn erst wenn Herz, Seele und Gemüt des Beschauers oder

Hörenden vom Kunstwerk, unmittelbar ergriffen, beglückt schwingen, klingen und singen, ist der Auftrag der Himmlischen erfüllt — Unsterbliches, der Sphärenmusik und dem eigenen Blut und Geist entstammend, geschaffen. . . . Heinrich Studer

Meißel, Feder und Palette

Wilhelm Hausenstein, dem wir u. a. einen der glänzendsten Kommentare zu Person und Werk von Charles Baudelaire verdanken, hat in dem vorliegenden Band „Meißel, Feder und Palette“ (München, Verlag Karl Alber, 380 Seiten Ganzleinen DM 18,—) eine Reihe von Zeitungs- und Zeitschriften-Aufsätzen, die er in den vergangenen Jahrzehnten veröffentlicht hat, zusammengefaßt. Die Themen sind weitgespannt, vielseitig und immer in durchaus „gekonnter“ Weise bearbeitet. Aber es fehlt ihnen, wenigstens in dieser Zusammenstellung, an Wärme und die heterogenen Themen von Veit Stoss bis Kubin sind nicht auf einen verbindenden Nenner gebracht. Die sehr schlechten Reproduktionen mögen diesen Eindruck bestärken. h. e. h.

Was war Expressionismus?

Fritz Martini hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die Lyrik des Expressionismus zu deuten und auszuwählen und in einem lesenswerten Bändchen zusammenzutragen (Urach, Port-Verlag, 244 S., DM 8,— Halbleinen). Man wird den einen oder anderen Namen vermissen, aber die markantesten Vertreter der expressionistischen Lyrik sind herausgegriffen. Wer Gefühl für echte Dichtung hat, wird immer wieder von der Wucht und Echtheit dieser Verse betroffen sein und deren Nachwirkung auf die Lyrik unserer Tage handgreiflich spüren.

Elise Dosenheimer bewegt sich nicht sehr fern von dieser Richtung und untersucht das deutsche soziale Drama von Lessing bis Sternheim. Sie braucht sich dabei nicht auf den Expressionismus zu stützen, sondern kann auf Lessing und Schiller zu-

rückgreifen, um in Gerhart Hauptmann einen Höhepunkt des sozialen Dramas zu finden. Es ist aber interessant, zu sehen, wie stark die Entwicklung vom sozialen Drama zum Expressionismus geführt hat. („Das deutsche soziale Drama von Lessing bis Sternheim“, Südverlag Konstanz. Ganzleinen DM 10,—, brosch. DM 8,20.)

Artur Kutscher hat seinen „Grundriß der Theaterwissenschaft in einer Neuauflage herausgebracht (München, Kurt Desch-Verlag, DM 12,50). Jetzt sind die früher erschienenen Bände in einem Band vereint, und man freut sich, dieses Nachschlagewerk wieder zu besitzen. Aber es ist mehr als das, es ist auch ein willkommenes „Lesebuch“; denn Kutscher versteht es, seine Übersichten mit vielen Lichtblicken, persönlichen Urteilen, amüsanten Zusammenhängen und deutenden Auslegungen zu verbinden. h. e. h.

Sicherung der Menschenwürde

In dem Jahrbuch für Universalgeschichte „Saeculum“ (Bd. I, Heft 1, 1950 — Freiburg, Alber-Verlag) veröffentlicht der Breslauer Theologieprofessor Günther Schulemann, der jetzt als katholischer Priester und Privatgelehrter in Dresden-Loschwitz lebt, eine bedeutende Untersuchung über die Möglichkeiten einer Synthese von abendländischer und fernöstlicher Humanität. Schulemann definiert zunächst die Begriffe: Humanitas - Humanismus und Westen - Osten, um eine gediegene Basis für seine schöpferische Studie zu schaffen. Für ihn gilt zunächst die humanitas der abendländischen Überlieferung von dem Stoiker Panaitios, Träger des Begriffs, über Protagoras, Terentius, Cicero, Mittelalter, Aufklärung, deutsche Klassik bis zu Goethe, der im ‚Westöstlichen Diwan‘ bereits „eine Hinwendung zu einem weiteren Humanitätsbegriff“ zeige. Als geistiges Gegenbild dazu beschwört der Religionswissenschaftler den Humanismus der Asia Maior, wie er in den beiden gro-

Ben Kulturkreisen Indiens und Chinas mit ihren Mischkulturen: Indochina, Ceylon, Java, Turkestan, Tibet, Mongolei, Korea und Japan gegeben sei. Eine gewisse geistige Einheit der weiten alten Kulturen im Zeichen einer bestimmten humanitas ist von be-rufenen Kennern nachgewiesen worden. „In einer dem abendländischen Humanismus durchaus vergleichbaren, wenn auch andersartigen Weise hat man ganz bewußt nach dem Sinn des Lebens, den Aufgaben des Menschen, der menschlichen Gesittung und der Regelung der menschlichen Beziehungen (schon im Altertum) gefragt.“ Diese Überlieferung sei bis heute niemals abgerissen.

Nach dieser präzisen Definition der Begriffe betrachtet Schulemann die Geistesarten des Abendlandes und der Asia Maior als Thesis und Antithesis und erwartet „von ihrer Auseinandersetzung eine echte große Synthese“, wobei die bisherigen Gegensätze und die schweren Fehler des europäischen Imperialismus wie der asiatischen Lässigkeit auf den Gebieten des Zivilisatorischen nicht verschwiegen werden. In der Synthese beider Kulturen, der Ausgestaltung eines west-östlichen Humanismus, sieht Schulemann „vielleicht allein die Rettung des Westens vor seinem selbstzerstörerischen Aktivismus“ — auch im Sinne einer Universalgeschichte, deren moderne Anschauungen sich auf Arnold J. Toynbee und René Grousset stützen. Das religiöse Moment bedeutet den Gipfelpunkt einer neuen west-östlichen Humanität. „Das Menschenbild als Gottes Ebenbild, als Mittelpunkt zwischen Himmel und Erde — dies ist im Osten u. im Westen die ewige Grundwahrheit über den Menschen ... Höchste Sicherung der Menschenwürde aber ist die Botschaft, daß es Gott nicht verschmähte, die menschliche Natur anzunehmen. Die unentwegte Verkündigung dieser ‚Frohen Botschaft‘ ist recht eigentlich die dritte Welt hinter und über Westen und Osten — die einzige weltgeschichtliche Form einer echten Synthese.“ Gerhart Pohl

Kierkegaard

Es ist sehr viel in den letzten Jahren über Kierkegaard, seine Philosophie, seinen Einfluß auf die verschiedenen philosophischen Strömungen unserer Zeit und auf Dichter und Denker geschrieben worden. Hinter der reinen Geistigkeit verschwand das menschliche Bild Kierkegaards vollständig. Deshalb ist es sehr zu begrüßen, daß jetzt von Johannes Hohlenberg eine ausführliche Biographie vorliegt. („Søren Kierkegaard“, Basel, Verlag Benno Schwabe & Co. 455 S. Gebunden Fr. 22,—.) Darin wird — soweit wir sehen — die Person Kierkegaards zum ersten Male in den Mittelpunkt gestellt und gezeigt, welche Umwelt, Einflüsse und Eigenarten seiner Person ihn in jene Richtung des Denkens drängten, die ihm einen Weltruf verschafft hat. Darüber hinaus aber werden auch alle jene, die sich bisher nicht mit dem literarischen Werk Kierkegaards befaßt haben, an diesen Stoff herangeführt. Sie verspüren die Spannung, die in und um diesen bedeutenden Menschen entstanden ist, und jeder aufmerksame Leser wird das Buch nach der Lektüre bereichert aus der Hand legen. h. e. h.

Nachtrag zum Goethe-Jahr

Der Verlag Benno Schwabe in Basel brachte, dem ersten Band an Sorgfalt und Schönheit der Ausstattung nicht nachstehend, den zweiten Band der umfangreichen Fausterläuterung von C. F. Endres heraus. Nur in jahrzehntelanger liebevoller Vertiefung in den Faust und aus umfangreichem Wissen vermag ein Autor es dem Leser so bequem zu machen. Der Kommentar geht bis ins kleinste Detail, ermöglicht deshalb jedem das Verständnis der Dichtung. Aber auch ein anspruchsvoller Leser wird für viele Deutungen dankbar sein, zumal bei der Lektüre des zweiten Faust. Unwillkürlich wird man durch das Werk von Endres an den

Faust-Kommentar von Ernst Beutler erinnert, der im Verlag Dieterich in Wiesbaden erschienen ist, sich auf das Notwendigste beschränkt und, ans Ende der Faustdichtung verwiesen, ehrfürchtige Zurückhaltung wahr.

Carmen Kahn-Wallerstein.

Von dem sog. Volks-Goethe, der bekanntlich auf 6 Bde. berechnet ist und im Auftrage der Goethe-Gesellschaft von Bruno Wachsmuth, dem verstorbenen Hans Wahl, Hans-J. Weiz und Walther Ziesemer herausgegeben und von Anton Kippenberg betreut wird, ist nun der 2. Band erschienen (Inselverlag, DM 7,50). Das verpflichtende Erbe, das der erste Herausgeber des Volks-Goethe, Erich Schmidt, hinterließ, wird von den besten Händen in dieser Neuauflage verwaltet. Der Band enthält die Dramen: Die Laune des Verliebten — Die Mitschuldigen — Götz von Berlichingen — Prometheus — Satyros — Clavigo — Stella — Die Geschwister — Egmont — Iphigenie auf Tauris — Torquato Tasso — Die natürliche Tochter — Palaeophron und Neoterpe — Vorspiel von 1807 — Pandora, — Gertrud Bäumer zeichnete „Das geistige Bild Goethes im Lichte seiner Werke“ (München, F. Bruckmann Verlag, DM 11,80). Sie gibt keine neue Goethe-Biographie, sondern wirklich Goethes geistiges Bild im Lichte seiner Werke. Das Buch ist Theodor Heuß gewidmet und vermehrt die unübersehbare Goethe-Literatur um ein Bekenntnis einer starken schöpferischen Persönlichkeit zu ihm. — Konrad Pfeiffers Goethe-Schrift „Zum Höchsten Dasein“ (Berlin, Walter de Gruyter & Co. DM 3,80), die eine Deutung von Goethes Faust im Lichte der Schopenhauerschen Philosophie bringt, erschien in 3. Auflage. — Die Biographie der „Frau von Stein“ von Alphons Nobel mit dem Untertitel „Goethes Freundin und Feindin“ (München, F. Bruckmann, 17 Abb. DM 11,50) ist in 2. Auflage neu herausgekommen.

Die philosophische Fakultät der argentinischen Nationaluniversität de Cuyo in Mendoza hat einen bedeutenden Beitrag zur Weltfeier des Jubiläums unter dem Titel „Goethe. 28. August 1749—1949“, herausgegeben von Professor Dr. A. Dornheim, geliefert, was wir mit tiefer Befriedigung verzeichnen. A. Dornheim steuerte zwei Aufsätze bei, der Rektor der Nationaluniversität de Cuyo Dr. J. Fernando Cruz leitete den stattlichen Band ein, der die meisten Beiträge natürlich in der Landessprache, aber auch zwei in deutscher Sprache besingt: Friedrich Irmen, „Der mögliche Sinn der Wissenschaft Goethes in unserer Zeit“ und eine kritische Uebersicht über „Zehn Jahre deutsche Goethe-Forschung“ von Heinz Nicolai. D. R.

„Die Iden des März“

Es gibt Kunstwerke, die so unmittelbar und überzeugend wirken, daß Anteilnahme und Verehrung die Besprechung erschweren, indem jeder Satz das Gefühl der verhältnismäßigen Unzulänglichkeit zurückläßt und die preisenden Adjektive, zu denen man sich versucht fühlt, sich gegenüber der maßvollen Größe des Werkes wie eine Blasphemie ausnehmen. In dieser seltenen Notlage sieht der Referent sich bei der Besprechung der „Iden des März“, des Cäsar-Romans Thornton Wilders, der 1949 im Suhrkamp-Verlag erstmals in einer deutschen Auflage erschien. (Die amerikanische Originalausgabe datiert vom Jahre zuvor.) Es überrascht nicht, daß, wie bisher fast jedes Werk dieses Dichters, auch dieser Roman schon formal ein Genuß ist, und viele Kritiken haben tatsächlich allein hier den Kern des Buches gesucht und zu finden geglaubt. Es ist ein Genuß und eine bewundernswerte Leistung, in den von Thornton Wilder mit der lebendigeren Wahrheit echter Anekdoten frei erfundenen Dokumenten, Tagebüchern und Briefen, die von Cäsar, Brutus, Clodia, Kleopatra und anderen unterschrieben sind, und aus

denen der Roman sich ausschließlich zusammensetzt, den „antiken Alltag“ lebenswarm erstehen zu sehen. Man denkt an das Wort Mommsens, daß es nur darauf ankomme, die „Alten“ von ihrem Kothurn herunterzuholen und daß man aus dem Konsul einen Bürgermeister machen solle. Aber alles das ist nur wenn auch genial gehandhabtes Werkzeug. Der Großartigkeit der Intention öffnen sich erst die Augen, wenn man die von Wilder dargestellte Entwicklung Cäsars in seinem letzten Lebensjahre miterlebt und dabei dessen inne wird, daß die Ueberzeugungskraft dieser seelischen Veränderung deshalb so zwingend ist, weil der Autor den Leser den gleichen Weg führt. Das muß näher erläutert werden: der Roman ist, scheinbar willkürlich, in vier Bücher geteilt, deren jedes das letzte Lebensjahr Cäsars zeitlich umfaßt. Es kommt so zu der viermal wiederholten Führung des Lesers durch die gleiche Zeitspanne, die sich nun aber wie zufällig in den Briefen und Notizen verschiedenster Persönlichkeiten und Temperamente oder auch nur verschiedener Stimmungen darstellt, so den Menschen und Dingen ein ungewisses, schillerndes Licht gebend, in dem sie die Fragwürdigkeit der scheinbaren Stabilität ihrer Bedeutung preiszugeben gezwungen werden. Cäsar, der übrigens so humorvoll-weise und menschlich geschildert wird, daß man ihn lieben muß, erfährt das Gleiche: gedrängt von politischer Notwendigkeit ist er seiner Haltung sicher. Aber er kommt dazu, zu reflektieren, er wendet Menschen und Ereignisse hin und her, und sie erscheinen ihm als von mehreren Seiten gleich berechtigt und bedeutsam. Da geht die gläubige Unbefangenheit dahin und stirbt, von des Gedankens Blässe angekränkt. Cäsar beginnt zu philosophieren, entwickelt eine skeptische erst und dann eine unverkennbar existenzialistische Philosophie. Es gab viele Verschwörungen gegen das Leben Cäsars. Die des Jahres 44 hatte deshalb Erfolg, weil

sie auf einen Cäsar stieß, der müde geworden war, sich zu wehren, der keinen Grund mehr erkennen konnte, sich gegen Menschen zu wehren, denen er auf dem Boden seiner Philosophie das Recht nicht absprechen kann, „auch“ eine Ueberzeugung zu haben. Es ist ein sehr moderner Cäsar, den Thornton Wilder uns vorstellt.

H. v. D.

„Der goldene Vorhang“

Die Verwirrung unserer Zeit und die ständige Bedrohung unserer Freiheit hindern uns auch, darüber nachzudenken, wie wir diesen Übeln wirksam begegnen könnten. Die einen werden von der Zeit „so aufgefressen“, daß sie weder zum eigenen Denken, noch zum Lesen der Gedanken anderer kommen; den anderen gelingt es nicht, ihre Gedanken so zu fassen, daß sie klar, verständlich, eindeutig und vor allem knapp sind. Aber Jean Cocteau, dem ewigen Revolutionär und Klassiker des Geistes, gelingt das Kunststück, auf 50 Seiten Flugzeuggedanken über unsere Zeit zu formulieren, die alle inmitten ins Schwarze treffen. („Der goldene Vorhang“, Boppard, Karl Rauch-Verlag, 53 Seiten, kart. DM 2.80). In der Maschine, die ihn von New York nach Paris zurückbringt, schreibt er sie als „Brief an die Amerikaner“ nieder. Es sieht so aus, als spräche er hauptsächlich über die Amerikaner, aber in Wirklichkeit richtet sich alles spiegelbildlich genau so an uns. Es ist mehr Selbstbetrachtung als Anklage. Gewiß sagt er ihnen: „Ihr braucht Entschuldigungen — seid Ihr also schuldig“ und an anderer Stelle „weder Beichte noch Psychoanalyse dürfen als Bequemlichkeit angesehen werden.“ Er lobt den Luxus und vor allem das Zufällige, „dieses Kind der Unordnung, das die Gerade zerbricht“, und es gilt nicht nur den Amerikanern, sondern auch uns Cocteaus Warnung und Schmerzensschrei: „Weder Waffen noch Reichtümer werden Euch

retten. Ihr werdet gerettet werden von der Minderheit derer, die denken. Von Euren verborgenen Herzen kommt die Rettung von Euren schmalen Geldbeuteln, von Eurem Wahnsinn, den Edgar Allan Poe verkörpert — kurz, von Euren Dichtern, welcher Tinte immer sie sich auch bedienen.“ h. e. h.

Europa

Es ist ein beachtliches Buch, das Gerald von Minden mit sehr viel Fleiß als Bilanz des Nachkriegsgeschehens zusammengetragen hat: „Europa zwischen USA und UdSSR“ (Bamberg, Bamberger Verlagshaus Meisenbach & Co., Halbleinen DM 8,—, Ganzleinen DM 9,—). Aber es ist nicht nur eine Fleißarbeit, es ist auch eine Deutung. Sowjetrußland wird scharf profiliert und der Westen ohne jegliches Pathos, aber mit schlüssiger Beweisführung überzeugt, daß nur eine europäische Union seinen Weiterbestand garantieren kann. Für jeden Politiker und alle, die sich für Politik interessieren, gibt das reichhaltige Material sehr viel Stoff zum Nachdenken. h. e. h.

Weitere Schranken fielen

Wir haben keinen Zweifel daran gelassen, wie lebhaft wir es begrüßen, daß jetzt wieder aus allen Ländern die Zeugnisse geistigen Schaffens nach der viel zu langen geistigen Abschnürung Deutschlands zu uns kommen. Die Schweiz ging hierbei voran, und wir weisen mit Nachdruck auf ein neues von dort an uns gelangtes Buch, auf die Lebenserinnerungen von Fritz Busch hin, „Aus dem Leben eines Musikers“ (Zürich, Rascher-Verlag. 8 Kunstdrucktafeln), die mit Temperament und einer großen Wahrheitsliebe von dem Lebensgang des genialen Künstlers von seiner Geburt bis zum Kampf mit dem Nationalsozialismus und seiner Emigration berichten. — Dem Andenken eines anderen großen Musikers gilt das Buch

„Gustav Mahler“ von seiner Witwe Alma Mahler, das Erinnerungen an Mahler und Briefe von und an ihn bringt und dadurch eine große Periode deutscher Musikgeschichte festhält (Amsterdam, Bermann-Fischer Verlag). — Auch Franz Werfels „Verdi“ (DM 12,50), der Roman der Oper, ist uns jetzt zugänglich als Band der Ausgabe der Gesammelten Werke Werfels. — Im gleichen Verlag erschien Stefan Zweigs Meistererzählung „Schachnovelle“ (DM 5,—) mit Zeichnungen von Hans Fronius. — Eine Erläuterung der Grundgedanken der Relativitätstheorie gibt, auch bei Bermann-Fischer, Lincoln Barnetts Schrift „Einstein und das Universum“ (DM 5,—). Einstein selber schrieb dazu ein Vorwort. — Der Querido-Verlag in Amsterdam brachte zwei Romane von Leonhard Frank, der in Deutschland nicht vergessen ist, heraus: „Mathilde“, der Roman eines Frauenlebens, das aus einer Fehllehe durch Wirrnisse zur Harmonie in der Mutterschaft führt, und die Erzählung „Die Jünger Jesu“ (DM 8,50), die unmittelbar in das deutsche Nachkriegsleben in Würzburg greift und letztlich eine Fortsetzung der „Räuberbande“, aber unter dem Vorzeichen einer tragischen Zeit, bedeutet. Wir müssen uns aus Raumgründen darauf beschränken, diese Bücher und die folgenden zu begrüßen, ohne vorerst eine eingehende Würdigung bringen zu können. Die etwas turbulente Vorgeschichte des „Neuen Verlags“ in Stockholm interessiert uns gegenwärtig nicht, wohl aber die Tatsache, daß durch ihn eine Fülle weiterer Bücher deutscher Emigranten uns zugänglich gemacht wird. Darunter befinden sich zwei Bücher von Alfred Neumann: „Der Teufel“, das Leben des dämonischen Oliver Necker, dessen erstes Erscheinen noch in Deutschland möglich war (DM 12,—), und sein neuer Roman „Der Pakt“, den er in USA in den Jahren 1941 bis 1948 schrieb und der Leben, Streben und Untergang des Obersten Walker in erregendem Tempo schildert,

der auszog als ein Apostel des Liberalismus für die Freiheit, die er in das mexikanische Niederkalifornien und weiter nach Mittelamerika als Bandenführer und Putschist zu tragen versuchte. Aber auch er, ein Mann streng puritanischer Lebensauffassung, erliegt der Dämonie der Macht und erleidet als ein Schuldiger seinen verdienten Untergang wie alle Diktatoren. (DM 12,—.) — Ein liebenswürdiges Buch ist das des Schauspielers Alexander Granach: „Da geht ein Mensch“ (DM 11,50). Ein autobiographischer Roman, der aus dem galizischen Ghetto den hochbegabten Schauspieler nach entbehrungsreichen Jahren zu Max Reinhardt führt, der wie bei so vielen anderen mit unbeirrbarer Sicherheit Granachs Begabung erkannte. — Th. Heine, neben Gulbransson der bedeutendste Zeichner des „Simplizissimus“, mit unfehlbarem Blick für die Schwächen und die Dummheit des Menschen, emigrierte vor dem Nationalsozialismus nach Norwegen, schrieb dort 1941 den Roman „Ich warte auf Wunder“, dessen Manuskript wie das Leben des Autors durch Norweger gerettet wurde, die beide nach Schweden brachten. Der Roman ist ein Zeitdokument, denn wie in seinen Zeichnungen beweist Heine auch hier seine unübertreffliche Gabe, die Menschen in all ihrer Gebrechlichkeit unerbittlich zu sehen. Dieser burleske, handfeste Schlüsselroman hält die Mitte zwischen Voltaires „Candide“ und den Schelmenromanen mit stellenweise grotesker Komik (DM 14,50).

Auch von Lion Feuchtwanger, dem wirklich in letzter Stunde die Flucht aus Frankreich vor der Gestapo gelang, bringt der Neue Verlag einen Roman „Simone“, ein Denkmal seines Dankes an Frankreich, verkörpert in der Gestalt der „Simone“, eines einfachen französischen Mädchens, die in der Resistance sich zur Größe einer Art Jean d'Arc erhebt (DM 11,—). — Arnold Zweig hat seine Abrechnung mit dem Nationalsozialis-

mus in dem Roman „Das Beil von Wandsbeck“ niedergelegt, den er in den Jahren 1938—1943 schrieb. In dem Schicksal eines an sich einfachen und harmlosen Schlächtermeisters, der sich verleiten läßt, um sein Geschäft zu retten, den Nazi als Henker zu dienen, und aus dieser Verstrickung sich nicht mehr herausholen kann, sondern untergeht, bekämpft er im Grunde jede Gewaltherrschaft (DM 16,50). . . Heute ist er Präsident der totalitären sowjetdeutschen Akademie!

Maxim Gorkis „Meine Kindheit“, der Roman seiner Jugend, eröffnet die Reihe seiner geplanten Gesammelten Werke (DM 9,75). D. R.

Nachlese

Unter dem Titel „Hölderlin und Diotima“ gibt Rudolf Ibel mit einer ausführlichen, verständnisvollen Einleitung Hölderlins Diotima-Gedichte, die Abschnitte aus dem Hyperion, die Diotima angehen, ebenso wie die Briefe Hölderlins während seines Aufenthalts im Hause der Gontards, die Briefe der Diotima sowie Hölderlins Briefe an Susette Gontard heraus. Die Begegnung mit Diotima gehört für Hölderlin in den Bereich der Religion. Sachkundige Anmerkungen und zwei Bildbeilagen, die Büste der Diotima und Hölderlins Pastellbild von Franz Karl Hiemer, sind beigegeben. Die Zusammenstellung wird diesem einzigartigen Verhältnis, über dem der Schatten schwerer Tragik liegt, völlig gerecht. (Hamburg, Christian-Wegner-Verlag.

Helena Strassova hat französische Liebesgedichte unter dem Titel „Die Muscheln“ (Les coquillages) gesammelt und ins Deutsche übertragen (Bonn, Verlag der Europäischen Bücherei, H. M. Hieronimi). Der Titel ist gewählt nach Paul Verlaines bekanntem Gedicht. Nahezu 40 Dichter und Dichterinnen kommen zu Worte, vom 15. Jahrhundert bis in unsere Tage, und neben die großen Namen der weltbekann-

ten Liebesdichter Frankreichs treten ihre heutigen Nachfahren wie Paul Valéry, Paul Éluard, Louis Aragon, Jean Cassou und René Char. Der französische Text steht dem deutschen gegenüber. Der Beweis für die Berechtigung einer solchen Sammlung ist durch die Güte des Inhalts voll erbracht. Die Sammlung ist als Band 4 der zweisprachigen Reihe „Liebeslyrik der europäischen Völker“ erschienen.

Mit Recht ist eine Auferstehung von Andreas Gryphius durch Isabella Rüttenauer versucht worden, die seine Gedichte auswählte und einleitete. Sie haben gerade in unseren Tagen ihre volle Bedeutung, weil Gryphius in der Zeit des 30jährigen Krieges und seinen Folgen Mut zum Standhalten in der Trostlosigkeit des Daseins in seinem lebendigen christlichen Glauben fand (Freiburg, Verlag Herder).

Das Buch von Wolfgang Pfeiffer-Belli „Clemens Brentano“ (Ein romantisches Dichterleben) bringt eine flott geschriebene Biographie des romantischen Dichters (ebenda). Man gewinnt nicht den Eindruck, daß diese Arbeit etwas wesentlich anderes ist als ein gut zusammengestelltes Ragout oder anderer Schmaus. Neue Erkenntnisse zur Brentano-Forschung, in der noch manches zu leisten bliebe, werden hier nicht gegeben. Auch der Stil ist ungleichartig: es ist zum Teil der einer wissenschaftlichen Arbeit und in manchen Formulierungen reiner Zeitungsjournalismus.

Als Band 110 der Sammlung Dieterich werden „Gedichte der Spanier“ vom Mittelalter bis zum Barock eingeleitet, herausgegeben und übertragen von Rudolf Großmann, die sehr viel Unbekanntes und wahre Perlen der Lyrik bringen. Auch hier steht der Urtext der deutschen Uebersetzung gegenüber. — Aus den gesammelten Werken Mark Twains hat Günther Birkenfeld unter dem Titel „Das Lächeln

des Weisen“ (Berlin, Horizont-Verlag, DM 1.80) nahezu fünfundzwanzig der schönsten Humoresken vereinigt. Die Uebersetzung ist sehr sorgfältig, und die Würdigung des Dichters wird seiner Bedeutung mit tiefem Verständnis gerecht. Die Zeichnungen von A. S. Skid fügen sich dem Geist der Erzählungen Mark Twains organisch ein. — Zehn von Hans Christian Andersen's Märchen mit dem Titel des Eingangsmärchens „Die Nachtigall“ sind bei Piper & Co., München, erschienen. Der Text entspricht der von Andersen selbst veranstalteten deutschen Ausgabe des Jahres 1847. — Lord Byron's „Kain, ein Mysterium“ ist in Gegenüberstellung des englischen Textes und der Uebersetzung von Otto Gilde-meister in der „Abendländischen Bücherei“ erschienen, eingeleitet von Reinhold Schneider (Freiburg, Herder, DM 4.—). — Zwei Veröffentlichungen sind Heinrich Heine gewidmet. Unter dem Titel „Genius der Freiheit“ sind seine politischen Schriften ausgewählt und mit einem Nachwort von Wolfgang Drews versehen (Baden-Baden, P. Keppler, DM 5.80). — Eine neue Auswahl“ bringt der Verlag Oswald Dobbeck, Speyer, getroffen von Dr. Ernst Johann, mit einem warmerzigen Vorwort „Warum ich Heine liebe“. — Die Piper-Bücherei beweist in jeder Neuerscheinung ihre hervorragende Qualität und ihr zielbewußtes Schaffen für eine geistige Erneuerung Deutschlands. Zu den wertvollen Neuerscheinungen gehört auch die Auswahl „Augenblick und Ewigkeit“ mit Sätzen und Gedanken aus Jean Pauls Werken. Die geschickte Auswahl traf Dr. S. Friedländer. — Das Buch von Reinhold Lindemann „Hölderlin heute“ (Berlin, Minerva-Verlag) in der Schriftenreihe CLAVIS beweist, wie stark das Ringen um das wahre Verständnis unserer großen Dichter auch heute entgegen so manchen pessimistischen Auffas-

sungen ist, ebenso wie die schnell vergriffene Auflage von „Hölderlin in unserer Zeit“ von Johannes Klein, der unter Voraussetzung der Kenntnis der Lebensdaten den Niederschlag der Begegnungen und Erlebnisse in dem Werk des Dichters untersucht (Köln, H. Schaffstein, DM 4.50). — Als ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts ist eine tief schürfende Monographie von Ludwig Büttner mit dem Titel „Georg Büchner. Revolutionär und Pessimist“ (Nürnberg, Hans Carl, DM 6.50) erschienen. Es handelt sich hier um einen Teil des geplanten größeren Werkes, das Büchner und das 19. Jahrhundert behandeln soll. — Wesentliche Beiträge zur deutschen Romantik bringt ein Zyklus Tübinger Vorlesungen „Romantik“, in denen bedeutsame Beiträge berühmter deutscher Gelehrter enthalten sind, von Wilhelm Boeck, Carl Brinkmann, René J. Cheval, Romano Guardini, Paul Kluckhohn, Adolf Köberle, Gerhard Krüger, Alfred Kühn, Carl Leonhardt, Rudolf Stadelmann, Theodor Steinbüchel, Paul Walden (Tübingen, Rainer-Wunderlich-Verlag, DM 12.—). Der Band ist ein trefflicher Leitfaden für Studenten. — Den Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft „Sprache und Dichtung“, die von Harry Maync, S. Singer und F. Strich herausgegeben werden, verdankt die deutsche Literaturforschung wesentliche Ergebnisse. Ihre Bedeutung stieg, da ja gerade die deutsche Literaturwissenschaft in den verflossenen Jahren kommandiert wurde. Eine sehr gründliche und wissenschaftlich einwandfreie Arbeit ist die Schrift von Alfred Liebi „Das Bild der Schweiz in der deutschen Romantik“ (Bern, Paul Haupt, Fr. 10.80). Bekanntlich erschienen die Forschungen im Anfang im Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, und später bei A. Francke, Bern. — Unter dem Titel „Das weiterhaltende Gesetz“ gibt Fritz Krökel eine

Auswahl aus Adalbert Stifters Lebenswerk heraus mit Einleitung (Gütersloh, C. Bertelsmann). Seine innere Nähe zu Stifter und seine auf gründlichem Studium beruhende Kenntnis des Werkes sind groß genug, daß dieses Buch, wie alles, was den noch immer unausgeschöpften Stifter uns verlebendigt, willkommen ist. Die 100 Seiten starke Einleitung dringt tief in Stifters Wesen ein und würdigt mit Liebe seine große Bedeutung. Die „Erfahrungen und Gedanken“, die die Auswahl aus Stifters Worten bringen, sind eine wahre Fundgrube, die aus der Wirrnis der Gegenwart heraushelfen können. — Wir greifen wiederum zu einem Bändchen der Piper-Bücherei, in dem Felix Mendelssohn-Bartholdys „Reisebriefe“ vereinigt sind, die Albrecht Knaus herausgibt, der sich auf sachkundige Anmerkungen und ein kurzes Nachwort beschränkt. Es handelt sich um die Briefe aus den Jahren 1821—1832. Die ursprüngliche große Ausgabe aus dem Jahr 1862, die alle Reisebriefe enthält, ist hier auf die Briefe aus den genannten Jahren beschränkt. Auch diese Briefe sind menschliche Dokumente. — W. Dieterich und G. Groll haben eine Anthologie deutscher Lyrik „Lied und Gestalt“ herausgegeben (München, Kurt Desch). Bewußt haben sie bei dieser Auswahl auf zeitgenössische Dichtung verzichtet, der weitgespannte Bogen von Andreas Gryphius bis zu Georg Trakl genügt für den Nachweis des Reichtums deutscher Lyrik. Das Prinzip der Auswahl, das im Titel präzisiert ist, wird streng durchgeführt. Es ist dadurch eine starke Unmittelbarkeit in der Wirkung der einzelnen Gedichte erreicht worden. — Fritz Schmitt hat Martin Luthers „Der deutsche Psalter“ (Luthers Titel lautet bekanntlich „Der Psalter deutsch“) nach der Ausgabe von 1527 mit einem kurzen Nachwort versehen neu erscheinen lassen (Nürnberg, Hans Carl). Nach dem Streit um Luther, der ihn ja

zum Mitverantwortlichen des Nationalsozialismus machen wollte, scheint eine neue Luther-Renaissance zu beginnen, was auch die Regsamkeit der lutherischen Kirchen in der ganzen Welt beweist. Da wird das Luther-Brevier „Glauben und Tun“, das Karl August Meißinger zusammengestellt hat, vielen sehr willkommen sein (München, R. Piper, DM 6.80). Meißinger braucht auf dem Gebiet der Kirchenpolitik seine Zuständigkeit nicht zu beweisen, die dieses Buch erneut bestätigt. Er hat die Texte so ausgewählt, daß die entscheidenden Stationen von Luthers geistigem Wege klar heraustreten. Das Brevier wirkt sehr lebendig durch die Verbindung von Luthers Worten mit kommentierendem, knappem Zwischentext des Herausgebers. — Von Jacob Burckhardt können wir nicht genug bekommen, und so sei auf seine Schrift unter dem Titel „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ mit Nachdruck hingewiesen, die von Hermann Uhde-Bernays herausgegeben ist (Nürnberg, Hans Carl). Auch heute wie einst wirkt diese Schrift als Mittel zur Deutung des Geschehens und als Warnung vor kommenden Möglichkeiten. — Ein hübscher Gedanke ist in der Zusammenstellung „Reisebriefe vom Oberrhein“ verwirklicht worden, die Arthur von Schneider auswählte und einleitete (Säckingen, Hermann

Stratz, DM 6.80). Es sind Briefe von Goethe, Heinse, Nicolai, Hölderlin, Kleist, Hebbel, Eichendorff, Boisseree, Humboldt, Varnhagen v. Ense, Schlegel, Görres, Richter, Schinkel, Brentano, Büchner, Hebbel, Mörike, der Droste, Scheffel, Burckhardt und Thoma. Es ist von eigenem Reiz, aus den so verschiedenen Personen und Temperamenten heraus zu erfahren, wie die gesegnete oberrheinische Landschaft dem Einzelnen zum Erlebnis geworden und wie es von ihm verarbeitet worden ist. Die beigegebenen 31 Illustrationen verlebendigen die Sammlung. — Theodor Fontanes „Schach von Wuthenow“, ist in einer Sammlung „Dichtung und Leben“ erschienen (Berlin, A. Weichert, DM 4.30). In der „Deutschen Rundschau“ bedarf dieses Buch keiner Empfehlung. — Endlich sei noch die Reihe „Flugschriften“, herausgegeben von Jürgen Schüddekopf, erwähnt (Hamburg, Verlag Dr. Ernst Hauswedell & Co.), die in ihren Heften 7 bis 12, in geschickter Verfolgung des Plans dieser Reihe, folgende Dokumente bringen: Karl Leberecht Immermann „Die Familie“; Karl Marx / Arnold Ruge „Ein Briefwechsel von 1843“; Adalbert Stifter „Was ist Freiheit“; Wilhelm von Humboldt „Über die Aufgaben des Geschichtsschreibers“; Arthur Schopenhauer „Über Schriftstellerei und Stil“; W. H. Riehl „Die Proletarier der Geistesarbeit“. D. R.

WER

sich laufend für die
Neuerscheinungen aus

Allgemeine Werke

Religion

Philosophie

Psychologie

Pädagogik

Klass. Altertumskunde

Philologie

Linguistik

Archäologie

Geschichte

Biographie

Kunstgeschichte

Urgeschichte

Völkerkunde

Recht

Nationalökonomie

Soziologie

und

Politik

Interessiert,

liest

ERASMUS

PROMETHEUS DRUCK

GMBH.

Akadem. Verlagsanstalt

Basel

ERASMUS ersch. alle 14 Tage auf je 64 Spalten
Jahresabonnement DM 40.—

ERASMUS

In Zusammenarbeit mit 35 Fachredaktoren und über
3000 Universitätsprofessoren herausgegeben von

RUDOLF JUD

Aus dem Inhalt:

ROSSMANN: *Wissenschaft, Ethik und Politik*
(H. KOHN, New York)

HEIDEGGER: *Platons Lehre von der Wahrheit*
(H. WINDISCHER, Innsbruck)

ROTZLER: *Dudens Schreib u. Sprachdummheiten*
(M. O. C. WALSHE, Nottingham)

Stefan George und Thomas Mann
(W. H. BRUFORD, Edinburgh)

RITTER: *Das sittliche Problem der Macht*
(H. KRAMER, Innsbruck)

ZSCHOKKE: *Die romanischen Glasgemälde
des Straßburger Münsters*
(H. A. SCHMID, Basel)

COHN: *Das Reich des Anwalts*
(F. W. PICK, Loughborough)

Leserurteile:

„... es freut mich sehr, daß die etwas verworrenen
Verhältnisse bei „Erasmus“ endlich geregelt sind. .
Erasmus hat eine wichtige Aufgabe zu erfüllen!“
FRANZ ALTHEIM, Berlin

„... Die Auspizien für die Zeitschrift, die sie mit
so viel Mut und Energie übernommen haben, stehen
günstig. .“
W. H. BRUFORD, Edinburgh

„... Es freut mich, daß diese außerordentlich wert-
volle Rezensionszeitschrift von jetzt ab regelmäßig
erscheinen wird. .“
S. EITREM, Oslo

„.... Ich freue mich, aus Ihrem Rundschreiben
schließen zu dürfen, daß die Zeit des Abenteuers
für Erasmus und Sie sich dem Ende nähert. .“

EDGAR SALIN, Basel

Verlangen Sie Prospekt oder Probeheft

Auslieferung:

ERICH PRÖSDORF, KÖLN a. RHEIN

Mainzer Straße 28

Unsere schwerste Sorge

Die Not der Vertriebenen und der Flüchtlinge, die im überfüllten westlichen Deutschland zu leben gezwungen sind, muß aus menschlichen, aus politischen, aus wirtschaftlichen Gründen für uns alle das Problem schlechthin sein.

Jeder, der einen Arbeitsplatz, satt zu essen, ein Dach über dem Kopfe hat, sollte die sittliche Verpflichtung fühlen, Opfer zu bringen, um ihre Not zu lindern. Mittel und Wege zur Behebung der Not zu finden, bleibt oberste Pflicht der Regierung, der Parlamente, der Parteien.

Was bisher getan wurde, ist Stückwerk. Gewiß, die Aufgabe der Unterbringung und der Eingliederung der Millionen vertriebener Deutscher kann von den deutschen Instanzen allein nicht gelöst werden. Aber die von allen Schichten des Volkes geleistete Hilfe bleibt weit hinter dem möglichen Maß zurück. Den Menschen, die angesichts des Elends von Millionen Deutscher vor vollen Schüsseln prassen, sich nichts an Luxusgegenständen versagen und einen Lebensstandard pflegen, der an den der Deutschen vor 1914 erinnert, fehlt nicht nur das Verantwortungsgefühl, sondern auch die Scham, die jeden anständigen Menschen gegenüber der Not des andern befällt. Es fehlt ihnen auch jedes Gefühl für den Lebensstil, der einem Volke ziemt, in dessen Namen Unglück über die ganze Welt gebracht worden und das dafür in das tiefste Tal seiner Geschichte gestürzt ist.

Aber nicht nur dieser verhältnismäßig kleinen Schicht, die im Gelde schwimmt, fehlt das richtige Gefühl: auch Behörden und Organisationen sollten bei Empfängen von Gästen aus andern Ländern auf einen schicken Stil bedacht sein. Besonders wenn es sich um Gäste aus Ländern handelt, in denen Hitlers Krieg gewütet und die braunen Horden zerstört und geplündert haben. Es ist taktlos, Menschen, in deren Land die Schäden noch nicht behoben sind und das Leben noch nicht wieder normalisiert ist, eine Bewirtung angedeihen zu lassen, die nur als übertrieben zu bezeichnen ist. Das ist parvenuhaf — und ist unwahrhaftig.

Denn der Lebensstandard unseres Volkes muß an dem des Ärmsten der Armen gemessen werden: der Flüchtlinge.

Die vollen Schaufenster der Luxus- und Delikatessengeschäfte geben ein verzerrtes Bild und sind ebenso schädlich wie das Auftreten ehemaliger arroganter Nazi in den großen Hotels im Ausland, wie z. B. im Baur au Lac in Zürich, die sich keinen Genuß der Saison versagen und das Befremden und die Empörung auch der uns freundlich gesinnten Ausländer hervorrufen. Die Zoll- und Finanzbehörden sollten sich doch einmal um die Auslandsreisen dieser Typen kümmern, anstatt anständige Deutsche Maßnahmen zu unterwerfen, die als Chikanen wirken. Vielleicht käme man dann auch endlich der Lösung des Rätsels näher, warum frühere Nazi so sehr viel leichter das Exit Permit erhalten als unbescholtene Deutsche...

Was muß, was kann zur Linderung der Not geschehen? Von Utopien wollen wir hier nicht reden, aber feststellen, daß endlich sich seriöse Stellen mit der flagranten Notlage, die eine Bedrohung der friedlichen Weltentwicklung bedeutet, zu befassen beginnen.

Als Drucksache Nr. 1841 des amerikanischen Kongresses ist der Bericht des Vorsitzenden des Kongreßausschusses zum Studium der deutschen Flüchtlingsfrage Abgeordneten Francis E. Walter als Abschluß der angestellten Untersuchung veröffentlicht worden, den dankenswerterweise das „Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten“ in Frankfurt-Main in deutscher Uebersetzung verbreitet.

Wir geben nachstehend die „Folgerungen und Empfehlungen dieses Berichtes.

„1. Wie schon vorher in diesem Bericht betont, muß das Problem der deutschen Vertriebenen und Flüchtlinge grundsätzlich als deutsches Problem und Gegenstand deutscher Verantwortlichkeit angesehen werden.

Dies bedeutet jedoch nicht, daß die internationalen Verzweigungen dieses Problems mit den darin verborgenen Gefahren der Aufmerksamkeit dieses Unterausschusses entgangen sind oder daß er sie zu ignorieren gedenkt.

Die Wirtschaft Westdeutschlands und ihre soziale und politische Rehabilitation sind stärkstens betroffen von dem Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem. Die friedliche Lösung der europäischen Schwierigkeiten erfordert die schnelle Wiedereinbeziehung eines stabilen und demokratischen Deutschlands in die Gemeinschaft der europäischen Nationen. Aufschub und Hindernisse in der Erreichung dieses Zieles müssen als höchst unerwünscht angesehen werden und zwar im Interesse Europas

sowohl wie in dem Amerikas. Das Vorhandensein von Millionen heimatloser, entwurzelter, arbeitsloser, enttäuschter, „überzähliger menschlicher Wesen“ stellt solch Hindernis dar und verursacht eine derartige Verzögerung.

2. Die Rückkehr der deutschen Vertriebenen und Flüchtlinge in ihre früheren Wohngebiete bleibt theoretisch. Die amerikanische Nation, die für den Frieden betet und arbeitet, verwirft alle — eher gewisperten als geäußerten — Vorschläge, eine Lösung ins Auge zu fassen, welche man nicht ohne Anwendung von Gewalt ausführen kann.

Gleicherweise erscheint die Rückkehr der deutschen Vertriebenen und Flüchtlinge in ihre früheren Wohnsitze in Osteuropa nach einem Wechsel im Sowjet-Regime, das heute in ehemals freien Ländern herrscht, diesem Unterausschuß höchst unwahrscheinlich. Selbst ein Regierungswechsel dürfte schwerlich die Haltung der osteuropäischen Bevölkerung gegen die Deutschen, die in ihrer Mitte lebten, ändern. Die spukende Erinnerung an das Benehmen mancher unter ihnen während der Nazi-Herrschaft — und zuweilen auch vor dieser tragischen Periode — dürften kaum zu einer friedlichen Einwilligung in ihre Rückkehr verlocken.

3. Größtenteils muß die Lösung des Problems der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen in der Eingliederung in die deutsche Wirtschaft bestehen. Diese unausweichliche Tatsache muß von den deutschen Regierungsstellen, der deutschen Bürgerschaft und den Flüchtlingen selbst voll anerkannt werden, soll diese Eingliederung durchgeführt werden. Ohne diese Anerkennung und die damit verbundene Uebernahme der Verantwortung für die Inangriffnahme und Durchführung dieser Eingliederung, bleibt das ganze Unternehmen zweifelhaft. Obwohl bis heute keine regelrechte Schätzung vorgenommen werden konnte, inwieweit sie in die deutsche Wirtschaft und das gesamte deutsche öffentliche Leben eingegliedert werden können, darf man doch wohl sicher sagen, daß mit fortgesetzter freiwilliger Unterstützung von außen, mit systematischerer Ausnutzung der ECA-Mittel insbesondere für Zwecke des Wohnungsbaus und des Ausbaus der Kreditierung für kleinere Unternehmen, etwa 7 000 000 Personen in Westdeutschland verbleiben könnten. Bei den meisten würde es sich um Industriearbeiter, Techniker, Handwerker und Spezialisten handeln, deren Fähigkeiten Deutschland zugute kommen. Sie werden zur Kompensation der Bevölkerungsverluste im Krieg und zu der Auffüllung der zusammengeschrumpften mittleren Altersklasse der Männer beitragen.

4. Die gegenwärtige Auffassung offizieller deutscher Stellen und der deutschen öffentlichen Meinung, das Problem sei ein „internationales“,

wirkt nicht nur als grundlegendes Abschreckungsmittel für seine Lösung, sondern wird, wenn aufrechterhalten, die evtl. internationale Hilfe ausschließen, die, selbst wenn verfügbar, nicht wirksam werden könnte angesichts einer deutschen Politik, die stark dahin tendiert, das Problem in Deutschland hinzuziehen und zu isolieren. Die vorgesehene Bereitstellung amerikanischer Mittel zur leichteren Behebung des Problems kann nur gerechtfertigt werden, wenn die Deutschen sich aufs äußerste anstrengen, die Fragen innerhalb Deutschlands zu lösen.

5. Ist dieses Maximum von oben angeführten Bemühungen zur Assimilierung des größten Teils der Flüchtlinge in die deutsche Wirtschaft garantiert, so sollten etwas mehr als einer Million deutscher Vertriebenen und Flüchtlinge Gelegenheit zur Auswanderung geboten werden. Die überwiegende Mehrzahl dieser Gruppe wird aus Bauern bestehen, für die in Deutschland viel weniger Raum und Arbeitsmöglichkeiten bestehen als für Personen mit anderen Fähigkeiten.

6. Eigens zu dem Zweck der Umsiedlung der überschüssigen deutschen Bevölkerung sollte eine vorübergehende internationale Organisation ins Leben gerufen werden, bestehend a) aus Einwanderungsländern, Dominions, Schutzgebieten und Kolonien, b) den Vereinigten Staaten und c) der Deutschen Bundesregierung.

Angesichts der bekannten Einstellung der von den Sowjets beherrschten Länder und den U.d.S.S.R. zu solchen und ähnlichen Problemen und der Tatsache, daß diese Länder Mitglieder der UN sind, sollte diese vorübergehende internationale Organisation ganz außerhalb des Rahmens der UN bleiben und in keiner Weise mit ihrem Apparat in Berührung kommen.

Dieser Unterausschuß empfiehlt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten unverzüglich die Initiative zur Gründung eines verfassungsmäßigen Uebereinkommens bezüglich einer solchen Organisation ergreift. Fonds, sowohl für die Bestreitung der Kosten der Umsiedlung und des Transportes von annähernd einer Million Siedlern volksdeutscher Abstammung als auch Fonds für Verwaltungsausgaben der neuen internationalen Organisation sollten von vorneherein im Rahmen des zukünftigen Planes für die Fortsetzung des Europa-Hilfs-Programms abgezweigt werden. Die neue Organisation sollte veranlaßt werden, mit solchen internationalen Gremien zusammenzuarbeiten, die zur Durchführung des ‚Punkt 4 Programms‘ zur wirtschaftlichen Unterstützung bei der Entwicklung unterbevölkerter und wirtschaftlich zurückgebliebener Länder der Welt eingesetzt werden.“

Wir können die in Punkt 4 geäußerte Ansicht uns nicht zu eigen machen, insoweit die Internationalität der Frage in Abrede gestellt wird, müssen aber dem zustimmen, daß die Bundesregierung unter allen Umständen alle nur denkbaren Möglichkeiten ausschöpfen muß, ehe sie auf die Hilfe des Auslandes rechnen darf.

*

Gibt es aber wirklich keine andere Möglichkeit, die Frage der deutschen Flüchtlinge zu lösen, die ja nur ein Teil der Weltgefahr ist, die in der katastrophalen Uebervölkerung bestimmter Länder besteht?

Ein bedeutsames Buch gibt darauf eine deutliche Antwort: Anton Zischka „Länder der Zukunft“^{*)} Anton Zischka ist bekannt als Verfasser der Bücher „Kampf um die Weltmacht Baumwolle“, „Brot für 2 Milliarden Menschen“ und „Oelkrieg“, die mit Recht Aufsehen erregt haben, und dadurch ausgezeichnet, daß er die Weltprobleme unter neuen und großen Aspekten zu betrachten und ihre möglichen Lösungen zu zeigen bemüht ist. Er kann in den Gedanken von morgen denken.

Sein Buch gibt „eine weltweite Analyse der aussichtsreichsten unter den unentwickelten Siedlungsräumen und Rohstoffgebieten mit sachkundigen Ausführungen und einem reichhaltigen Karten- und Bildmaterial“.

In der Einleitung stellt er das Thema seines Buches:

„In einer Welt, die durch Selbstillusionen und blinden Egoismus an den Rand des Abgrundes kam, muß mit allen Mitteln versucht werden, Stagnation in Unternehmungsgeist, müde Resignation in kämpferische Hoffnung, murrendes Abseitsstehen in schöpferische Aktivität zu verwandeln. Denn es gibt heute nur mehr einen Weg aus dem Chaos: Phrasenlose, neue Werte schaffende Arbeit.“

Wo kann die am besten getan werden? Wo gibt es noch Aufgaben, die zu lösen sich lohnt? Welches ist der voraussichtliche Lauf der wirtschaftlichen Weltentwicklung; welche die zu meidenden Gefahrenzonen und wo das Sicherheit bietende Neuland?

Die Erde bleibt gewaltig groß trotz aller Flugrekorde, sie hat Platz für mindestens dreimal so viele Menschen, als heute auf ihr wohnen, sie vermag uns alle reichlich zu ernähren. Aber ihre Schätze sind sehr ungleich verteilt und allzu viele unerreichbar den Hungrigen.“

Zischka erbringt den Nachweis, daß durchaus kein Zwang für die Menschheit besteht, sich wegen der vorgeblich drohenden Ueberbevölkerung in Kriegen zu zerfleischen und sich gemeinsam in den Untergang

^{*)} Graz und Würzburg, Leopold Stocker Verlag. 470 Seiten, 14 Karten, 16 Bilder auf Kunstdrucktafeln, Ganzleinen DM 14,80

zu stürzen. Alle Schwierigkeiten der Ernährung, der Rohstoff- und Arbeitsbeschaffung lassen sich lösen, wenn die Vernunft auf Erden zur Herrschaft gelangt und man gemeinsam an die Lösung der gemeinsamen Probleme geht.

Auf der einen Seite: „zu schwersten Zusammenstößen führende Balungen, unzählige aus der Heimat Vertriebene und der harten wirtschaftlichen Konkurrenz zum Opfer Gefallene, die alle nach Boden, Arbeit und Brot heischen“ — auf der andern: „menschenleere aufnahmebereite Räume, die nach Erschließung hungern, ja sich förmlich den Suchenden anbieten.“

Er gibt eine aufschlußreiche Analyse unerschlossener Länder und ihrer Möglichkeiten und untersucht eingehend die folgenden Gebiete: Angola, Argentinien, Australien, Brasilien, Canada, Chile, Columbien, Ecuador, Israel, Kenya, Neuguinea, Panama, Peru, Rhodesien, Sahel*), Südafrika, Uganda, Venezuela, in deren Boden ungeheure Schätze schlummern.

Zischka stützt sich auf exaktes Tatsachenmaterial und hat mit Utopien nichts zu tun. Er zeigt gangbare, praktische Wege zur Lösung der dringlichsten Aufgaben: der Verschmelzung von Stadt und Land, der notwendigen Intensivierung der Arbeit auf der ganzen Welt und der Rationalisierung des Bauens.

Seine Folgerungen lauten: „Nein, an Arbeit ist kein Mangel. 500 Millionen Europäer können nicht auswandern, sie dürfen es nicht und sie brauchen es auch nicht, denn jeder Fortschritt gleicht einem in den Blutkreislauf gelangenden Wirkstoff, der schließlich auch die fernsten und feinsten Kapillaren erreicht, sich überall auswirkt: Kennntnisreichen und womöglich über ein wenig Kapital verfügenden Europäern bieten sich in Afrika wie in Südamerika, in Canada wie in Australien unzählige Chancen; wo immer sie aber Erfolg haben, neue Erfahrungen sammeln oder neue Subsistenzmittel schaffen, entstehen auch neue Möglichkeiten für die Zurückgebliebenen, denn — richtig ausgewertet — werden die Spezialbedürfnisse der Ausgewanderten die Industrien ihrer Mutterländer befruchten: Europas kriegsgeborene Baufortschritte z. B. werden denen, die sie in Caracas oder Buenos Aires anwenden, den Aufbau neuer Existenzen ermöglichen. Die neuen Methoden werden auch Neusiedlungen in neuerschlossenen Gebieten erleichtern, aber Häuser im tropischen Regenwald z. B. brauchen ganz andere Materialien und Einrichtungen wie die der gemäßigten Klimate oder der wirtschaftlich immer wichtiger werdenden Arktis, und so wird, was z. B. in Frankfurt entstand, in Jo-

*) Grassteppe im Sudan.

hannesburg modifiziert zurückkehren und hier wieder neue Fortschritte auslösen. Und ähnlich bei allem: Steppen- und Urwaldboden erfordert ganz andere Pflüge wie die europäischen Aecker, aber auch andere als von keinem Wurzelwerk durchsetzte Schwemmlandböden. Man wird sie bauen und dabei auch die Herstellung der alten Modelle rationalisieren lernen. Afrika und Südamerika z. B. brauchen nicht nur unzählige alterprobte, sondern vor allem auch neue Motoren, sie sind der große Zukunftsmarkt für Holzgasgeneratoren und Staubdiesel zur Verwertung von Ernterückständen. Staubdiesel aber, die z. B. pulverisierte Mandelschalen nutzen, sind nicht minder interessant für die ölarmen Mittelmeerländer, nicht minder für Europas ärmer werdende Kohlenbergwerke wichtig. Das nichtexportierte Holz Brasiliens wie des tropischen Afrika muß zur Grundlage chemischer Kleinindustrien werden, und so haben leicht transportierbare Verkohlungsanlagen, die gleichzeitig die Gewinnung von Methylalkohol und essigsauerm Kalk usw. gestatten eine ebenso große Zukunft wie kleine, leistungsfähige Zellulosefabriken, wie alles, was mit der Nutzung pflanzlicher Abfälle und Nebenprodukte zusammenhängt: Kleine Hydrieranlagen sind nötig, vollautomatische Pressen, um aus den vielen für die menschliche Ernährung weniger geeigneten Oelfrüchten Schmier- und Treibstoff herzustellen, denn hydrogeniert geben 1000 kg Erdnuß- oder Palmkernabfälle 100 Liter Leichtbenzin, 250 Liter Petroleum und 180 Liter Dieselöl; was auf diesem Gebiet möglich ist, erwies schon im Mai 1941 die Mission Mory, die von Algier 4000 km — einschließlich der Saharadurchquerung — mit Palmöl als Treibstoff zurücklegte. Durch die regelmäßigen Passatwinde sind große Teile Afrikas ebenso hervorragend für Windkraftanlagen geeignet, und schon 1941 waren für Großserien geeignete Spezialanlagen mit 15 bis 20 kW Leistung in Stuttgart gezeigt worden, die einschließlich Transport 1400 Schweizer Franken kosteten — und natürlich in Osteuropa oder Spanien nicht minder brauchbar sind. Beregnungsanlagen, wie sie sich am Kilimandscharo und im regenarmen Südwestafrika bewährten, Sonderausführungen von Fahrzeugen wie von Ganzmetallsilos oder auf Urwaldflüssen brauchbare Flachsiffe mit neuen Antrieben müssen geschaffen werden, hunderte und tausende den neuen Erfordernissen der neuen Länder genau angepaßte Werkzeuge, die an Erfindungsgeist und Arbeitskraft der Zurückbleibenden nicht geringere Anforderungen stellen wie an die auswandernden Pioniere. Und die alle so oder so auch der ‚Alten Welt‘ zugute kommen.

Diese ‚Alte Welt‘ ist — richtig genutzt — so groß wie die neue Unsere Erde ist, und sie bleibt, unermesslich reich. Und sie wird ein glücklicheres Geschlecht nähren, sobald jeder Einzelne das Richtige und Nötige

tut, die Gemeinschaft sich von unten her aufbaut, nicht von oben her aus einer abstrakten Idee. Was wir brauchen, sind nicht neue Ideologien, und Programme, sondern Menschen, die längst als richtig Erwiesenes auch wirklich tun: Hier ein Wasserrad in Gang bringen, dort ein Windrad, in jedem Dorf eine Tiefkühlanlage und in jenem eine Leihbücherei für Fachwerke. Die hier eine Schule für Spritzgußtechniker, dort eine Forschungsgemeinschaft zur Verbesserung der biologischen Eiweißsynthese oder eine Verwertungsgesellschaft für Tiefbaupatente gründen. Was wir brauchen, sind Menschen von persönlichem Wert, nicht solche, die nur als Mitglieder eines riesigen Kollektivs Geltung erlangen und sich alles erlauben dürfen, nur weil sie, wie früher der *Civis romanus*, als Brite, Jude oder Amerikaner weltweit durch usurpierte Machtmittel gedeckt sind. Woran die Welt allein genesen kann, sind Gemeinschaften, in denen Handeln und Können entscheidet und deren Mitglieder von dem verpflichtenden Bewußtsein erfüllt sind, daß auch die kleinste Leistung beitragen kann zum Neubau einer Welt.

Eine sehr alte Geschichte erzählt von einem Fremden, der Steinbauern zusieht und sie schließlich fragt, was sie da täten. Ich verdiene meinen Taglohn, antwortete der erste. Ich behaue Steine, das siehst du doch! meinte der zweite. Der dritte aber antwortete stolz: Ich helfe einen Dom bauen ...

Ob ein Land viele hat oder wenige, die freudig und bewußt am Dom einer neuen Völkergemeinschaft mitschaffen, davon hängt seine wahre Bedeutung ab. Wo und wie dieses Mitschaffen geschieht, ob in Australien oder in Oesterreich, in Chile oder Holland, ist ziemlich gleichgültig, solange die Grundbedingung allen Fortschritts erfüllt wird: Reichtum und Wissen vermehrt, nicht Längsvorhandenes neu verteilt oder Längstbekanntes unter neuem Namen als Eigenentdeckung neu angepriesen wird. Solange schöpferisch gearbeitet wird zum Nutzen der Gemeinschaft aller Menschen ...“

Hier ist die wahre Aufgabe für die Vereinigten Nationen vorgezeichnet, und hier liegt der Prüfstein für den guten Willen der leitenden Staatsmänner und für ihre Fähigkeit, der Probleme von heute und von morgen Herr zu werden. Beharren in alten Denkkategorien, ja selbst Schwerfälligkeit im Umlernen können zu verderbenbringenden Fehlern werden.

Wir Deutsche sollten aber daraus die Folgerungen ziehen, daß wir unsere Schwierigkeiten nur dann werden beheben können, wenn wir sie als Teil der Weltschwierigkeiten sehen und zur Lösung der Probleme der andern Völker ebenso viel guten Willen aufbringen, wie wir ihn von den andern für unsere Nöte erhoffen.

Russische Kirche und abendländische Christenheit

Selbst auf die Gefahr von Mißverständnissen hin müssen wir die Problemstellung zwischen der russischen Kirche und der abendländischen Christenheit auf einen Generalnenner zu bringen versuchen. Es gilt zunächst einmal die Frage: wer sind denn wesentlich die Partner in der Beziehung, die der Titel dieses kurzen Ueberblicks andeutet? Ist die russische Kirche von heute identisch mit der Ostkirche, auf die sich seit vielen Jahrhunderten soviel Interesse der freiesten Geister und der besten Herzen in der Geschichte der nicht-katholischen abendländischen Kirchen konzentriert hat? Ist sie die Kirche, die abgesehen von den — zumal seit 1948 aufgetauchten — Aspekten der Oekumene den abendländischen Kirchen beider Konfessionen über einen so anziehenden Reichtum des Liturgischen und Kultischen überhaupt zu verfügen scheint? Die Kirche, die — seitdem sie im Kriegsjahr 1943 in eine neue, fester gefügte Stellung zum Staat und Verbindung mit dem Staat getreten ist — das Saatgut ihrer schier unzähligen Märtyrer zum Wachstum, zur Reife und zur Blüte gebracht hat?

Man soll sich hüten, diese Frage vorschnell mit Nein zu beantworten, aber auch sorgsames Erwägen führt dazu. Nein, sie ist es nicht. Gibt es nun aber neben der Kirche des Moskauer Patriarchates eine andere Schule der Orthodoxie, die den Traditionen getreuer wäre? könnte man fragen. Sicher. Es waren Erlebnisse während der Kriegszeit in der Ukraine, die einen namhaften deutschen Theologen und Kenner der Ostkirche dazu brachten, den Satz zu prägen: es gebe in Rußland viele Christen, aber keine christliche Kirche mehr. Die nach außen hin demonstrativ sichtbar gemachte Restauration des Patriarchates scheint die Wahrheit seiner Beobachtung entkräftet zu haben: die Kirche ist ja doch sichtbarer denn je, und doch behält dieser Ausspruch recht in einem anderen Sinne. Denn wo der Patriarchatskirche der Rang abgesprochen werden muß,

die Traditionen der russischen Kirche treu und heilig zu vertreten, gewinnt die sicher nach Millionen zählende Masse der Gläubigen, die in ihr mehr die Sowjetgewalt als die Macht der Botschaft Christi erkennen, den Rang einer unterirdischen, am Urchristentum orientierten Untergrundkirche. Diese Kirche unter dem Boden, auf dem sich das amtliche Leben der Staatskirche abspielt, gibt es. Nicht umsonst spricht ein kroatischer katholischer Priester, der monatelang im Geheimen die Sowjetunion bereist hat, von „Gods Underground“, in dem die Gläubigen ein zwischen konspirativen Vorsichtsmaßnahmen und so urchristlicher wie urrussischer Frömmigkeit geteiltes Leben führen. Freilich hat sich herausgestellt, daß die rein konfessionellen Abgrenzungen der einzelnen Gemeinden in dieser Katakombenkirche vage werden. Neben spezifisch orthodoxem Glaubensleben wissen wir von unzähligen, oftmals nur lokale Bedeutung tragenden Denominationen des Protestantismus und von Inseln des Katholizismus, zu denen sich immer wieder Sendboten der abendländischen Mutterkirche durchzuschlagen versuchen, schon weil das Vorfeld der Sowjetunion in Mittel- und Osteuropa: Litauen, Lettgallen, Polen, rein katholische Provinzen des römischen Kirchenstaates sind.

Dies war der eine Partner. Er ist, freilich in gewandeltem Sinne, keine religiöse Einheit mehr. Der andere Partner aber: die abendländische Christenheit, ist noch viel zerrissener. Wir wissen leider nur zu genau, daß trotz Amsterdam und Oekumene, idealistischen Bemühungen innerhalb des Protestantismus aller Länder und der großartig geschlossenen Phalanx des Katholizismus allerorten es keine abendländische Christenheit mehr gibt, die als Partner der russischen Orthodoxie auftreten könnte — wenn es jene gäbe.

Das aktuelle Verhältnis zwischen West und Ost bietet das Bild, daß die katholische Kirche unablässig versucht, ihren bedrängten Glaubensbrüdern in der von der Sowjetunion dominierten Zone Osteuropas den Rücken zu stützen, ohne daß sie dies bei der gewalttätigen Abschnürung der Satellitenstaaten von der westlichen Welt und den offenen Kirchenverfolgungen der jeweiligen Machthaber dort ausreichend vermöchte. Die protestantischen Kirchen haben das Gesetz des Handelns hinter dem Eisernen Vorhang völlig abtreten müssen. Was weiß die protestantische Christenheit heute von den Millionen estnischer und lettischer Lutheraner? So wenig, wie durch ein paar Flüchtlinge oder durch Boten der Widerstandsbewegungen in jenen Staaten in die Welt hinausdringt. Oder was hat die protestantische Welt zum Schutz des ungarischen Bischofs Ordaß unternehmen können? Nichts, so wenig wie die katholische Kirche zum Besten Kardinal Mindzentys. Aber während Bischof Ordaß' grau-

sames Schicksal einen — wenigstens einen — Protest eines so mannhaften Christen, wie Eivind Berggrav es ist, auslöste, wurde der Fall Mindzenty ein warnendes Menetekel für die ganze Welt. Heute ist man bemüht, mit der formalen Desavouierung Bischof Ordaß: der Absetzung von seinem Amt und dergleichen, die Herabsetzung der Haftzeit zu erwirken. Das ist alles, Post festum. Der österliche Appell des Oberhauptes der anglikanischen Kirche, die z. B. gerade in den baltischen Staaten von altersher ein Missionsgebiet suchte, ist von den Kirchen im Martyrium dort nicht vernommen worden.

Wo nun aber das Moskauer Patriarchat als angemessener Sprecher des russisch-orthodoxen Glaubenslebens aufgetreten ist und weiter auftritt, ist die Bilanz nicht tröstlicher. Nein, eher möchte man das Gegenteil zu sagen wagen, weil wir an die Sprache einer Kirche Christi höhere Ansprüche stellen als an die Verlautbarungen eines Außenkommissariates. Der Unüberbrückbarkeit politischer Gegensätze zwischen Ost und West steht heute die völlige Unterbrechung aller positiven Beziehungen zwischen russischer Orthodoxie und abendländischem Christentum zur Seite. Die in vielen Jahrhunderten, zeitweise sehr mühsam aufrecht erhaltenen und nicht selten — auf Seiten der Vertreter westlicher Geistigkeit — mit dem Martyrium bezahlten geistlichen Beziehungen zwischen West und Ost sind völlig abgebrochen. Es hätte nicht erst der Weigerung des Moskauer Patriarchates, an der Oekumenischen Konferenz von Amsterdam teilzunehmen, bedurft, um das zu verdeutlichen. Analog den Verhältnissen des 16. Jahrhunderts, da politische Staatsgewalt in Rußland und messianisches Bewußtsein der orthodoxen Kirche Moskaus als des dritten und letzten Roms christlicher Heilsgeschichte zu Einem verwachsen, sodaß die imperialistischen Eroberungsfeldzüge Iwans des Grausamen auch einen geistlichen Aspekt haben und die Rolle der politischen Staatsgewalt als Mehrer des geistlichen orthodoxen Reiches sichtbar wird, hat sich seit 1943, seit der Restauration des Patriarchates, abermals eine Symbiose zwischen Staatsgewalt und Kirchenregiment in Rußland ergeben. In einer Hinsicht nur ist eine geschichtlich so interessante wie schicksalsschwangere Veränderung eingetreten: der Sowjetstaat zieht jetzt nach dem siegreich beendeten Krieg die oberflächliche, ganz und gar zweckbedingte Toleranz in religiösen Fragen zurück und verstärkt erneut die Reihen der kämpfenden Gottlosen. Nur erstreckt sich jetzt der Atheismus auch auf den Kampf gegen Islam und mosaischen Glauben. Der Kommunismus als weltliche Heilslehre nimmt dafür immer auffälliger die Struktur (und die totalen Ansprüche) einer Religion mit der zentralen Parteiführung als Spitze eines Quasi-Kirchen-

staates an. Die Tätigkeit seiner konspirativen Apostel und seiner Dogmatiker und das Beispiel seiner Pseudo-Heiligen, die z. T. bis über ihre Lebenszeit hinaus in einer neuen kommunistischen Ikonographie und Reliquienverehrung spuken — alles das, mit so weltweitem Anspruch es auftritt, läßt den Machthabern in der Sowjetunion, die zugleich die Kirchenfürsten der marxistisch-leninistisch-stalinistischen Weltkonfession sind, nun aber durchaus nicht die Diener der russischen Orthodoxie überflüssig erscheinen. Sie werden vielmehr als Sendboten einer spezifisch slawischen und — gemäß russischer Tradition der Neuzeit — panslawistischen Kirche eingesetzt.

Es ist kein Zufall, daß — als im Februar dieses Jahres eine Abordnung des Moskauer Patriarchates der tschechischen orthodoxen Kirche einen Besuch abstattete, der in der Folge zur Einsetzung von drei orthodoxen Bischöfen im Lande führte — der Exarch der tschechoslowakischen Orthodoxie die Ankömmlinge als „Würdenträger der mächtigen slawischen Kirche“ begrüßte. Darin spricht die bewußte Absicht, Geschichte ungeschehen zu machen — jene Geschichte, welche die slawischen Völker Osteuropas religiös und kirchlich dem Westen verpflichtete, während sie in politischer Hinsicht beharrlich ein Eigenleben zu erhalten vermochten. Warum es der orthodoxen Kirche Rußlands in den baltischen Staaten, in Polen, in der Tschechoslowakei, auf dem ganzen Balkan gegangen und worin sie bei der Willensunfreiheit jener Staaten erfolgreich gewesen ist, das ist: die autokephalen Kirchen der z. T. erst nach dem Ersten Weltkrieg selbständig gewordenen und nun wieder okkupierten Länder unter die Jurisdiktion Moskaus heimzuholen und mit dem politischen und militärischen Anschluß-Prozeß an das Sowjetimperium religiös und kirchlich zu untermauern. Das ist ihr äußerlich gelungen — und dabei ist die orthodox-unierte Kirche in Polen und auf dem Balkan völlig verschwunden, die orthodoxen autokephalen Kirchen der Randzone Rußlands haben ihre Freiheit und Selbständigkeit eingebüßt, und nur die orthodoxe Kirche Finnlands und die griechische Kirche, die Mutterkirche der russischen Orthodoxie, haben sich ihre geistliche Freiheit bewahren können, so wie diese beiden Staaten die politische Vorderhand immer noch zu bewahren verstanden haben.

Bei einem Blick auf den Atlas der geographischen und der geistlichen Grenzen ergibt sich heute ein seltsames Bild: bei weit in den Westen der abendländischen Christenheit vorgeschobenen Positionen des Moskauer Patriarchates herrscht Friedhofsstille zwischen russischer Orthodoxie und abendländischer Christenheit. Der äußeren Entfaltung steht nichts an innerer Korrespondenz zur Seite. Das vereinzelte Gespräch,

ein fruchtbares und inniges mit der abendländischen Christenheit beider Konfessionen, blüht nur bei jenen emigrantischen Splittern der alten Orthodoxie, welche die ganze Feindschaft des Moskauer Patriarchates zu gewärtigen und zu erdulden haben.

Es kann nicht anders sein. Zu deutlich erkennen wir heute, daß — vom christlichen Aspekt gesehen — in Osten und Westen das gemeinsame Negative die Oberhand, daß in Osten und Westen die Kirche den gleichen Feind hat: den Nihilismus, der in der Sowjunion als Atheismus zum staatlich subventionierten Feind des Glaubens geworden und in die Kirche selber eingedrungen ist, und der im Westen seinen treuesten Bundesgenossen in der Indifferenz und im Fatalismus besitzt. Erst wo er überwunden worden ist, wo die in ideologischen und politischen Kriegsfronten zerfallene Welt wieder gebunden wird von der Botschaft des Evangeliums, beginnt das Gespräch. Und auch erst, wo er überwunden worden ist, hat der Kommunismus seinen Gegner gefunden.

Es besteht der größte Unterschied zwischen der Annahme, eine Meinung sei wahr, weil sie durch noch so häufig erhobenen Widerspruch nicht widerlegt werden konnte, und einem Verbot ihrer Widerlegung, weil ihre Wahrheit nur vorausgesetzt wird. Vollständige Freiheit des Widerspruches und der Mißbilligung unserer Ansicht ist die einzige Bedingung, welche uns rechtfertigt, ihre Wahrheit zum Zwecke des Handelns vorauszusetzen; unter keinen anderen Bedingungen kann ein mit menschlichen Fähigkeiten ausgestattetes Wesen vernünftigerweise zu der Ueberzeugung gelangen, im Rechte zu sein.

John Stuart Mill, „Ueber Freiheit“.

Macht und Humanität

Das 19. Jahrhundert erscheint im Rückblick als das zivilisierte Jahrhundert kat'exochen, und doch hat sich aus diesem Jahrhundert der Zustand der Anarchie der Humanitas entwickelt, in welchen die westliche Welt mehr und mehr hineingeraten ist.

Die Zwiespältigkeit des 19. Jahrhunderts läßt sich aus der Entfernung, die wir heute zu den Ereignissen haben, ohne Schwierigkeit begreifen.

Die Mitte des Jahrhunderts ist der Schnittpunkt zweier Entwicklungen, die bei ihrem Zusammentreffen eine Epoche hervorbrachten, die von einem Glanze war, wie es das Abendland seit der Zeit des Kaisers Augustus nicht mehr erlebt hatte.

Die eine dieser beiden Entwicklungslinien ist der Aufstieg von Naturwissenschaft und Technik, die andere der langsame Zerfall der mittelalterlichen Ueberlieferungen.

Als die moderne Naturwissenschaft in die Welt des Mittelalters einbrach, war in keiner Weise zu übersehen, was dieser Vorgang bedeutete. Die klassische Physik entdeckte eine neue Wirklichkeit, die außerhalb der Sphäre des Glaubens lag. Die Ergebnisse ihrer Forschung führten die klassische Physik dazu, auf der Basis ihrer mathematisch formulierten Naturgesetze eine Welt der objektiven Wirklichkeit hinter den Erscheinungen anzunehmen, und sie glaubte, diese objektive Welt mit den Mitteln der wissenschaftlichen Ratio untersuchen und ihre Existenz beweisen zu können.

Diese Annahme war ein Irrtum, der größte und folgenschwerste Irrtum in der ganzen Geschichte des Abendlandes. Es ist ein Vorgang von höchster Merkwürdigkeit.

Tatsächlich hat die klassische Physik ihren Anspruch, die Welt vollständig erklären zu können, weder jemals philosophisch wirklich erhärten, noch hat sie ihre Aufgabe, die Welt mit naturwissenschaftlichen Mitteln zu erklären, jemals wirklich durchführen können. Als die moderne

Physik in den Bereich der Atome eindrang, fand sie, daß die Gesetze der klassischen Physik dort nicht gälten. Damit wurde ersichtlich, daß die Wirklichkeit der klassischen Physik nicht die ganze Wirklichkeit umfaßte, sondern nur einen Ausschnitt aus ihr und noch dazu einen ziemlich bedeutungslosen.

Da 19. Jahrhundert hat an den Anspruch der klassischen Physik geglaubt, freilich nicht wie man* an einen Beweis glaubt, von dessen Richtigkeit man sich überzeugt hat, sondern wie man an ein Dogma glaubt, dessen Richtigkeit evident erscheint. Der Materialismus täuschte sich, wenn er glaubte, daß er auf Beweisen aufbaute. Er baute auf diesem Dogma auf. So hat die klassische Physik, die sich die Aufgabe stellte, die Welt zu erklären, diese Aufgabe zwar niemals mit den Mitteln der Naturwissenschaft gelöst, aber wenigstens hat die theoretische Physik es mit den Mitteln der Naturwissenschaft fertig gebracht, zu beweisen, daß der Anspruch der klassischen Physik ein Irrtum war.

Was dem Dogma der klassischen Physik von der umfassenden Gültigkeit ihrer objektiven physikalischen Wirklichkeit eine so große Ueberzeugungskraft verlieh, waren denn auch nicht die wissenschaftlichen Beweise, welche die klassische Physik für die Gültigkeit ihres Anspruchs beibrachte, sondern die praktischen Erfolge.

Die als Fortschritte empfundenen Entdeckungen der Naturwissenschaft müssen für den Gebildeten in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Faszination gehabt haben, von der wir uns nur schwer überhaupt noch eine Vorstellung machen können. Freilich ist es bis in unsere Zeit hinein ein Merkmal des gelehrten Humanismus geblieben, daß er in den Dingen der Naturwissenschaft einen hohen Grad von Unbildung glaubt sich leisten zu können. In diesem Hochmut steckt das Urteil verborgen, daß geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Entdeckungen verschiedenen Ranges seien. Die großen Naturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts waren denn auch hochgebildete Leute. Erst dem 20. Jahrhundert blieb die Erscheinung des reinen Naturwissenschaftlers, der philosophischer Bildung glaubte entraten zu können, vorbehalten. Diese Art Naturwissenschaftler ist unterdessen schon wieder altmodisch geworden. Die modernen Physiker sind alle Philosophen und große Theoretiker der Erkenntnis.

Tatsächlich ist die Anfälligkeit für Facts, die Bereitschaft, gegenüber den unendlichen Wundern der Schöpfung gerade von den Facts, welche die Naturwissenschaft schafft, sich faszinieren zu lassen, das Zeichen einer eigentümlichen Schwäche der westlichen Seele. Diese Schwäche ist ein unmittelbarer Ausdruck dafür, an welcher Stelle die zweite Entwicklungs-

linie, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts die steil aufsteigende Kurve des naturwissenschaftlichen Fortschritts kreuzte, angekommen war.

Diese zweite Linie ist die steil abstürzende Kurve des mittelalterlichen Glaubens. Mit ihr stürzten die Ueberlieferungen der Antike, des Christentums, der Humanität unaufhaltsam ins Ungewisse.

Der Schnittpunkt dieser beiden Kurven ergab aus Gründen, die heute leicht zu übersehen sind, jene unwiederholbare Epoche des Glanzes der Zivilisation, in welcher Balzac und Helmholtz, Florence Nightingale und Moltke, Clara Barton und Pasteur, Napoleon und Karl Marx, Renoir und Bunsen, Jakob Burckhardt und Heinrich Hertz, Dunant und Haeckel Zeitgenossen waren, freilich eben Genossen einer Zeit, die ein zwiespältiges Gesicht hatte. Es wird sich kaum entscheiden lassen, ob der Einbruch der Physik in die Welt der Offenbarung ein Symptom dafür ist, daß der Mensch im Glauben schwach geworden war. Die Fähigkeit, mit welcher der Glaube an die Offenbarung durch all die Jahrhunderte der Aufklärung und des Materialismus seine Positionen verteidigt hat, spricht nicht dafür. Die Naturwissenschaft ist eine große Versuchung, die an den Menschen herangetragen wurde, die Versuchung der Neugier. Die Aufgaben, welche die Humanitas der Neugier des Menschen stellt, sind an Erhabenheit und Größe der Ueberlieferung der westlichen Welt würdig.

Diese Aufgaben sind noch zu lösen.

Man muß sich klar machen, daß die Entwicklungslinien des Glaubens und des naturwissenschaftlichen Fortschritts nicht irgendwo an einem imaginären Punkte der Historie, sondern in der Brust jedes einzelnen Menschen sich scheiden. Der Widerspruch zwischen Glaube und Fortschritt ist ein Widerspruch, den man in jeder bedeutenderen Biographie des 19. Jahrhunderts wiederfinden kann. Auf die großartigste Weise löste diesen Widerspruch Goethe, der in seiner Farbenlehre eine im Gegensatz zur klassischen Physik stehende humane Naturwissenschaft schuf. In dieser Art Naturwissenschaft ist es dem Menschen möglich, die Integrität seiner Person zu wahren, während die klassische Naturwissenschaft auch den Menschen zum Objekt macht und ihn damit seiner Würde als Person beraubt.

Bis zur äußersten Zerreißprobe spielt sich der Widerspruch in Strindberg ab. Während er in seinem Laboratorium mit einer skurrilen Mischung von Magie und Chemie der Natur das Geheimnis des Goldes zu entreißen versucht, enthüllt er an dem Schreibzimmer neben seinem Laboratorium die ganze Problematik einer Welt, in der die alten Bindungen, welche die Anarchie so lange zu bannen vermocht hatten, eine nach der anderen

zerbrechen. Was Dunant auf dem Schlachtfeld von Solferino erlebte, dieses schreckliche Erlebnis, dessen Bedeutung Gumpert so eindringlich uns vor Augen führt, war das Erlebnis dieser Zwiespältigkeit, der Blick hinter die Kulisse der Weltgeschichte, die plötzlich transparent werdende Fragwürdigkeit dieses Glanzes, durch dessen schimmernden Vorhang das Medusenhaupt der Zukunft leuchtete. Dieses Erlebnis konnte in dieser vernichtenden Form nur einen Menschen treffen, der in seiner tiefsten Seele von wahrer Frömmigkeit war, von jener Frömmigkeit gegenüber dem Leben, die so lange das Anliegen des mittelalterlichen Menschen gewesen war.

Die moderne Naturwissenschaft hatte die Möglichkeit entdeckt, mit Hilfe des Experimentes Macht über die Natur zu gewinnen. Kaum je hat die Naturwissenschaft sich Gedanken darüber gemacht, welche Möglichkeiten in der Macht, die sie schuf, steckten. Die Annahme, daß jede Erweiterung der Macht des Menschen über die Natur einen Fortschritt bedeutete, war eine Illusion. Die Naturwissenschaft lebte von der Zähigkeit der mittelalterlichen Ueberlieferungen, welche sie durch ihren Fortschritt immer mehr zerstörte.

Um 1850 schien das alles nicht bedrohlich. Der Absturz der Entwicklungslinie der antik-christlichen Ueberlieferung war ja erst im Beginn. Jeder Einzelne der großen Naturforscher des 19. Jahrhunderts, welche die Macht des Menschen über die Natur erweiterten, war in seiner anderen Hälfte ein Träger der Humanitas, welcher der Erforschung der wissenschaftlichen Wahrheit diente. Daß es eine Wahrheit war, die sich ein halbes Säkulum später als Irrtum herausstellen sollte, konnte niemand wissen außer einigen Propheten, auf die natürlich niemand hörte. Gegen Ende des Jahrhunderts schon wurde es Mode, Atheist zu sein.

Die Macht, die der Mensch über die Natur gewann, konnte sowohl zum Guten wie zum Bösen verwendet werden. Solange die Zivilisation intakt zu sein schien, schien die Möglichkeit des Bösen nicht gefährlich. Im Rahmen einer Welt, in der die Humanitas das Ideal war, dem alle nachstrebten, durfte man immer annehmen, daß man es in der Hand habe, wie man diese Macht verwenden wolle. Doch schon wurden die Fortschritte der Chemie und Physik zur Verbesserung der Waffen verwendet. Vor allem durchschaute man nicht, daß der Fortschritt der Wissenschaft mit dem alleinigen Glauben an die Wahrheiten der Physik jenen Materialismus herbeiführen mußte, der die Humanitas ihrer auf der christlichen Ueberlieferung beruhenden Grundlage beraubte. Die internationalen Abmachungen über die Abschaffung der Dum-Dum-Geschosse waren ein naiver Versuch, das schlechte Gewissen des Fortschritts zu betäuben.

Daß der westliche Mensch im Kern krank war, kann man auf das deutlichste daraus ersehen, daß mit dem Abklingen des Biedermeier in Europa die Fähigkeit, einen echten Stil zu bilden, mit einem Schlage aufhört. Um 1850 beginnt die Scheußlichkeit. Architektur, Malerei und Dichtung trennen sich in Kunst und Kitsch. Die Kunst wird esoterisch, eine Angelegenheit der wenigen, der Elite, der Bewahrer. Darum ist es so hoffnungsvoll, daß die modernen Architekten mit desperatem Mute die unglaubliche Aufgabe in Angriff genommen haben, die Technik wieder unter die Herrschaft der Schönheit zu bringen.

Um 1850 begann die Ueberlieferung der Humanitas zu zerbrechen, aber wenigstens ihre Konventionen galten noch. Noch war niemand radikal genug, die Dinge bei Namen zu nennen. Nietzsche begann damit. Was für ein großer Mann wäre er geworden, wenn er wie ein Arzt an die Krankheit Europas herangegangen wäre! Er zog es vor, das Heilmittel für Gift zu erklären, womit er freilich hauptsächlich das erreichte, was er verdient hat, daß auch die Spießbürger der Barbarei ihn für sich in Anspruch nehmen durften.

So ist es nicht zufällig, daß Gumpert seinem Anliegen, die Biographie Dunants und die Geschichte der Gründung des Roten Kreuzes*) zu schreiben, den weiten Hintergrund eines großartigen Gemäldes des 19. Jahrhunderts gibt. Welcher Glanz! Welche Vielfalt großer Namen! Welche Heuchelei! Welches Ergebnis!

Chateaubriand sagt, daß die Heuchelei die Verbeugung des Lasters vor der Tugend sei. Die Politik des 19. Jahrhunderts, wahrhaftig, sie hatte einen krummen Rücken. Jacob Burckhardt vertritt die Meinung, daß Macht böse an sich sei. Welche Beweise hat unsere Zeit dafür beigebracht! Die Idee der Demokratie ist eine bescheidene Idee. Sie entbehrt des Glanzes, mit dem die Macht seit je die Massen zu blenden wußte. Die Demokratie vertritt die Idee, daß die Macht, welche das Böse ist, zu beschränken sei. Darum ist sie eine Idee der Humanitas.

Im amerikanischen Bürgerkrieg gab es ein Rotes Kreuz mit über zweitausend Helferinnen, die „in's Feld“ gegangen waren, lange bevor die Vereinigten Staaten der Genfer Konvention beigetreten waren. Kaiser Napoleon III. wurde für die Genfer Konvention gewonnen, als der Beitritt eine Prestigefrage für Frankreich geworden war. Am schnellsten wurde das Rote Kreuz in Preußen ein wirksamer Bestandteil im Rahmen der Kriegführung. Oesterreich trat der Konvention bei, als es gegen Ende des Krieges von 1866, den Gumpert als den humansten Krieg der

*) Martin Gumpert, „Dunant, Roman des Roten Kreuzes“, erstmalig erschienen 1938 bei Bermann-Fischer, Stockholm, Neuauflage im Herbst 1950 im Südverlag, Konstanz.

Weltgeschichte bezeichnet, keinen rechten Grund mehr gab, nicht beizutreten.

Die Gründung der Genfer Konvention ist ein Glücksfall ohne gleichen. Wir sind dem Biographen Dunants zu Dank verpflichtet, daß er uns die Ereignisse dieser Gründung mit der Akribie eines echten Geschichtsschreibers aufgezeichnet hat als einen Beweis dafür, daß der moralische Mut entschlossener Männer Utopien zu verwirklichen vermag. Freilich, in dem unerbittlichen Kampf zwischen Macht und Humanität, begonnen 1536 mit der berühmten Disputation von Salamanca zwischen dem Pater Bartholomé de las Casas, der die Menschenrechte der Indios vertrat, und dem Doctor Juan Ginés de Sepulveda, der die Dialektik der Macht verteidigte, in diesem unerbittlichen Kampfe ist die Gründung der Genfer Konvention der letzte leuchtende Sieg der Humanität.

Mit welcher odysseischer List ist dieser Sieg einer Macht abgerungen worden, die in ihrer Heuchelei noch nicht wagte, die Verbeugung vor der Tugend zu verweigern. Was die Macht zu verteidigen hatte, war ja nicht mehr die Idee des Heiligen Römischen Reiches, nicht mehr der Glanz der Krone des Allerchristlichsten Königs, nicht mehr das Banner der Alten Freiheiten der Magna Charta, es war nur noch der von Napoleon I. geschaffene trübselige und beschränkte Egoismus der Nationen, der Europa trotz aller Homogenität der Zivilisation einem Zustande der Zerstückelung ausgeliefert hatte, welcher der Christenheit des Mittelalters unbekannt gewesen war.

Während das bürgerliche Leben noch immer von der christlichen Moral bestimmt wurde, während der Einzelne noch immer ein Gewissen hatte, hatte die große Politik den Weg der moralischen Korruption längst beschritten. Die Genfer Konvention des Roten Kreuzes ist die letzte internationale Manifestation des Gewissens der westlichen Welt, die wirklich Früchte getragen hat. Alle späteren Versuche, die Humanitas für die große Politik zu retten, entbehren des Ernstes, der die Männer von Genf bewegte. So scheiterten diese Versuche folgerichtig immer dann, wenn die Humanitas zu nationalen Interessen in Widerspruch geriet.

So wurden wir die Teilnehmer, die Zuschauer oder die Opfer jenes allmählich historisch werdenden Vorgangs, daß politische Macht sich von den christlichen Ueberlieferungen des Abendlandes offen, endgültig und barbarisch lossagte, ja schließlich in ihrer Hoffart nicht einmal mehr die Verbeugung vor der Tugend machte, nicht einmal mehr heuchelte.

Es ist müßig, darüber zu diskutieren, ob und wie weit die Konvention von Genf von einem totalitären Staat im Kriege eingehalten wird. Soweit sie tatsächlich eingehalten wird, ist das Motiv nicht die Huma-

nität. Wenn in einem vom Gegner eingeschlossenen Kessel oder in einem Brückenkopf, dessen Räumung beschlossen ist, der zur Verfügung stehende Transportraum nicht mehr ausreicht, um Truppen und Verwundete abzutransportieren, so wird befohlen, daß die Truppen zu transportieren und die Verwundeten zurückzulassen seien. Der Gesichtspunkt ist, daß für die Weiterführung des Krieges die gesunden Soldaten wichtiger sind als die Verwundeten. Es ist müßig zu diskutieren, wie oft ein solcher Befehl gegeben wird. Wenn er nur einmal gegeben worden ist — ich habe ihn selbst erhalten — ist er jedenfalls einmal zu oft gegeben worden.

Die Organisation der Verwundetenversorgung ist in einer von einem totalitären Staate technisch organisierten Armee niemals schlecht. Ein guter Sanitätsdienst stärkt den Kampfgeist der Truppe. Daß ein so wirk-samer Apparat immer eines Teiles seiner Wirksamkeit durch die Un-fähigkeit der Führung beraubt wird, gehört zum Bilde des totalitären Staates. Die Auswahl höherer Führer geht ja auch im Rahmen des Sanitätsdienstes nicht nach dem Gesichtspunkt der Fähigkeit vor sich. Auch die Führung des Roten Kreuzes gehört zum Tarnapparat eines totalitären Staates. Verteidigt wird sie nur von jenen, welche, um Schlimmeres zu verhüten, solange Konzessionen machten, bis das Schlimmste eingetreten war.

Das, worauf es ankommt, ist etwas ganz anderes.

Der totalitäre Staat schafft sich für seine Kriegführung eine Orga-nisation zur Versorgung der Verwundeten und Kranken. Mag er sie immerhin unter das Zeichen des Roten Kreuzes stellen, mit dem Motiv der christlichen Ueberlieferung, den Leidenden zu helfen, hat das nichts zu tun. Aber nicht einmal der totalitäre Staat kann den Christen ver-hindern, diesen Staat zu überlisten und seine Mittel in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen. Die Idee der Genfer Konvention hatte für den totalitären Staat, für den das Menschenleben keinen Wert darstellt, keine Bedeutung. Was aber in höchstem Maße lebendig war, das war der Geist der Humanitas, in dessen Namen Heldentaten ohne Zahl vollbracht worden sind.

Jene einsamen Männer in den Gräben des östlichen Winters, die ihre verwundeten Kameraden aus dem Niemandsland hereinholten unter Bedingungen, die keiner, der nicht dabei war, sich jemals wirklich wird vorstellen können, waren sie nicht Helden der Menschlichkeit? Tau-sende von Truppenärzten haben über viele Jahre hin ausgeharrt bei der Truppe, zu der sie einberufen waren. Bei ständiger Gefahr des Lebens und unter steinzeitlichen Bedingungen der Wissenschaft zu dienen zum

Segen derer, die ihrer in Schlamm und Elend bedurften, das hieß wahrhaftig, dem Geiste, dem Dunant sein Leben gewidmet hat, treu zu bleiben. Ihre unbekannten Gräber in den weiten Ebenen des Ostens sind Denkmäler der Abendländischen Ueberlieferung.

Jene unerschütterlichen Männer, die auf den Hauptverbandplätzen der Schlachtfelder die Wohltaten der modernen chirurgischen Technik den unglücklichen Opfern der modernen Waffentechnik zugute kommen ließen, sie haben nicht nur der Wissenschaft gedient. So primitiv die chirurgische Technik auf diesen Hauptverbandplätzen auch immer gewesen sein mag, insbesondere unter den grausamen Bedingungen von Winterrückzügen, was diese unerschütterlichen Männer in ihren aseptischen Händen hielten, war nicht das Messer der Technik, es war das Skalpell des Aristoteles.

Auch gibt es sicher keinen, der jemals verwundet war, der sich nicht an den außerordentlichen Augenblick erinnert, da er aus Schmerzen, Frost und Schrecken in die Hände einer Schwester kam, einer Schwester des Leides, einer Schwester von Florence Nightingale, die im Krimkrieg nach Sewastopol ging, um zu helfen, einer Schwester von Clara Barton, die „den Kanonen folgte“, einer Schwester vom Roten Kreuz.

Wie betrüblich die Erscheinungen sein mögen, die der allgemeine Niedergang der Moral in totalitären Staaten hervorruft, es waren nicht Einzelne, die die Zeit der Anarchie zu überleben versuchten, es waren Tausende und Tausende, die ihr Leben einsetzten und ihr Leben opferten, um den Leidenden Hilfe zu bringen. Die Taten, die sie vollbracht haben, waren Heldentaten im Namen der Humanitas. Sie weisen aus einer dunklen Vergangenheit in die Zukunft. Man wird sich ihrer erinnern.

Jedenfalls brauchen wir, solange sogar unter den Bedingungen des totalitären Staates genügend Männer und Frauen sich finden, die der Nächstenliebe ohne Ruhm und ohne Lohn zu dienen bereit sind, die Hoffnung nicht aufzugeben. Auch ihnen wird vielleicht einmal der Lorbeer gereicht werden auf eine so ergreifende Weise, wie Longfellow ihn Florence Nightingale gereicht hat mit dem unsterblichen Verse von

„den Leidenden, die stumm zur Wand sich drehen,
den Schatten zu küssen, der vorüberglitt“.

De Profundis

Immer gab's ungeheure Frevel. Der Mensch ist das Tier, das frevelt im Mißbrauch seiner „Freiheit“, seines von Gott gewährten „Spielraums“. Aber noch nie gab's so systematische, so kalte, wissenschaftlich organisierte, technisch vollkommene Frevel, noch nie den Frevel als Disziplin und Methode. Die Lüge war immer der Ausweg der Schwachen, die stark scheinen wollten. Aber noch nie wurde sie so allgemein und in so weitem Maße zur aner-

kannten und ausschließlichen Grundlage der Herrschaft gemacht, noch nie lebten ganze Völker so hemmungslos in Lüge, iügend und belogen, in Lüge schwelgend wie in höhnischem Laster und zynischer Selbstzerstörung.

Dafür sollen unsere Söhne gestorben sein, vertrauend einer besseren Zukunft, zugewandt wie Pflanzen dem Licht? Für dieses glaubenlose Geschlecht, berauscht vom Fusel schlimmsten Aberglaubens, für diese entweiheten, ihre Vergangenheit verhöhnenden Vaterländer? Dafür sollen die Eltern, Einsame in dieser Höllezeit, gelitten haben?...

Wir aber, wir Ueberlebenden, müssen wissen: entweder sind wir sinnlos schon mit euch gestorben und leben nur noch als Schatten, die zu den Schatten hinsterben — oder wir sind durch euch ins Leben zurückgerufen, auf daß der Sinn eures Opfers vollendet und das Menschengeschlecht wieder von Lüge und Selbstverhöhnung gereinigt werde...

Besonders bedenklich wird die Unsicherheit jener Grenze dann, wenn der Staat (wie der faschistische und nationalsozialistische) das Volk zwingt, sich mit dem Staatsapparat zu verwechseln oder wenn ein Volk (wie weite Teile des deutschen nach 1871) sich nur als Diener des Staates sehen gelernt hat. Wenn das Volk, zur Nation erstarrt, zum bloßen Material wird für den Staatsbau. Dann wird vollends Gottesdienst, der dem Volke dienen sollte, zum reinen Mitgenuß der Staatsmacht, und die religiöse Entleerung der Kirche wird zum Verhängnis für das seiner Seelenführung beraubte Volk...

Nur eines kann uns helfen: Helfen. Und glauben: nicht im Sinne irgend eines Für-wahr-haltens, sondern als Leben in Ehrfurcht vor der Kraft Gottes und den Grenzen des Menschen.

Jede Stunde, die ich noch zu leben hätte, würde ich daran setzen, mitzuhelfen, daß das unermessliche Leid dieser Zeit in Ehrfurcht gewendet wird, bevor es in Bitterkeit, Verzweiflung und Selbstzerstörung abirrt. Möchten begnadete Menschen hinausströmen in die Welt, um das zu verkünden, was Priester allein nicht mehr zu sagen vermögen: so neu und alle umfassend ist das Alte geworden...

Laßt uns Aeltere büßen, unsre Schuld ist deutlich. Aber mißbraucht nicht die Jungen als Geiseln für uns, die wir euch wegsterben. Die Jungen, die Heranwachsenden, sind schuldlos. Laßt sie den Keim der Zukunft werden, die ihr im tiefsten alle ersehnt, ob ihr Macht habt oder nicht. Einer Zukunft ohne Angst und ohne Flucht in die Hybris.

Ihr werdet das Diesseits nicht meistern, wenn ihr nicht ins Heute und Hier das Jenseits hinein wirken laßt.

(Aus Hermann Ullmann, *De Profundis*. Ein Vermächtnis. Christian Kaiser Verlag, München)

Die hier veröffentlichten Briefe sind im Nachlaß eines internierten Arztes, der bei der Bekämpfung einer Epidemie in Südamerika starb, aufgefunden worden. Sie bilden einen Briefwechsel zwischen ihm und einem ebenfalls internierten deutschen Gelehrten. Der Briefwechsel beginnt zu der Zeit, als der Arzt Nachricht vom Soldatentode seines Sohnes erhielt. Diese Briefe sollten größte Verbreitung finden. Denn sie lehren die Besinnung im schwersten Unglück auf den einzigen Halt: auf Gott, und können in ihrer vorbildlichen Haltung Trost allen denen geben, die an dem Verlust von Angehörigen und dem Schicksal unseres Volkes leiden.

D. R.

Kardinal und Humanist

Ein Cusanus - Gedenken

Die deutsche Geschichte ist erfüllt von Ansätzen, die mehr versprochen, als sie hielten, von Blüten, aus denen niemals Früchte wurden. Jener Junitag des Jahres 1452, an dem der größte deutsche Humanist, Kardinal Nikolaus von Kues, Bischof von Brixen, auf dem Wege zum Reichstag in Regensburg durch die Pforte des Klosters Tegernsee ritt, um bei dessen gelehrten Mönchen einige Tage zu verweilen, ist ein kennzeichnendes Beispiel hierfür. Heute, nach fast einem halben Jahrtausend, will uns scheinen, als seien nie zuvor noch nachher alle Voraussetzungen zu einer deutschen Renaissance, zu einer Wiedergeburt klassischen Menschentums aus dem Geiste christlichen Abendlandes so lückenlos gegeben gewesen wie zu diesem Zeitpunkt. Auf der einen Seite ein hoher Kirchenfürst, Politiker und Diplomat, zugleich bahnbrechender Mathematiker, Physiker und Philosoph, ein durchaus neuzeitlicher Kopf, der in Byzanz griechische Denker im Urtext gelesen und ihre Lehren selbständig weitergebildet hatte — auf der anderen ein brennendes Verlangen aller geistigen Menschen, Kleriker wie Laien, den „deutschen Plato“ kennenzulernen und seine Lehren von ihm selber zu empfangen. Und das Resultat des Tegernseer Gesprächs und so mancher Begegnung in Regensburg? Ein neues Buch — ein sehr schönes Buch, für dessen Besitz wir dem Schicksal dankbar sind, aber eben doch nur ein Buch. Die Saat des Cusanus ist in Deutschland nicht aufgegangen.

Es sind die gleichen Gründe, die, in verblüffender Parallele, damals wie heute eine wirkliche Durchdringung Europas mit humanistischem Geist verhinderten und verhindern: Politische Bedrohung von außen, der keine Einigkeit, wohl aber schrankenlose Eigensucht der Teile entgegensteht, ein Schwanken aller Maßstäbe, Verlust der hochgemuten, gläubigen Sicherheit des Mittelalters und eine Bildung, die eine tiefe Kluft zwischen Volk und Gelehrten aufreißt und die humanistische Idee auf einen kleinen Kreis beschränkt, statt sie zum allgemeinen Gut zu machen.

Tragisch mutet uns an, wie die Bemühungen des Cusaners, die an diesen entscheidenden Punkten ansetzten, schließlich doch zum Scheitern verurteilt waren. Betrachten wir zunächst die politische Parallele. Seit 1356, dem Jahre, in welchem das Osmanenreich nach der Eroberung Kleinasiens den Fuß auf den europäischen Kontinent gesetzt hatte, war das Abendland von Osten her in wachsendem Maße bedroht. Um 1400 waren bereits Serbien, Bulgarien, Mazedonien und ein Teil von Hellas von den Türken erobert, Ungarn aufs höchste gefährdet, war Konstantinopel, die Hauptstadt Ostroms und seiner Kirche, vom christlichen Europa abgeschnitten — da gab der Mongolensturm 1402 mit Timurs Sieg über den Sultan dem Abendland eine letzte Frist zur Besinnung. Aber während der tatkräftige Sultan Murad II. das türkische Reich von 1420 an neu festigte und bis Ungarn ausdehnte, wird Europa durch die Hussitenkriege aufs tiefste in seinem Kern erschüttert. Allgemein reift die Erkenntnis: Die Christenheit ist verloren, wenn sie der politischen und geistigen Geschlossenheit des Islam keine erneuerte Einheit entgegensetzen kann. Dies ist der Leitgedanke des großen Basler Konzils, das 1431 beginnt, um die kirchliche und staatliche Struktur des Abendlandes zu reformieren, eine Versammlung, die damals eine ähnliche Funktion hatte wie etwa heute die Tagungen der Vereinten Nationen. Große Humanisten finden wir auf diesem Konzil — der bedeutendste ist Aeneas Sylvius Piccolomini, der spätere Papst Pius II., dessen Aufbruch nach Basel noch 80 Jahre später Raffael in einem Freskogemälde geschildert hat, aus dessen jugendfrischem Glanz die damalige Hoffnung Europas zu strahlen scheint. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Das Konzil brachte statt einer Einigung eine weitere Spaltung. Nationale Sonderbestrebungen, vor allem des französischen Klerus, führten schließlich sogar zur Aufstellung eines Gegenpapstes, zu einem Schisma. Am meisten enttäuscht war von dieser Uneinigkeit angesichts der drohenden Gefahr der ehemalige Anwalt Nikolaus Krebs von Kues an der Mosel, der sich als Mann der Kirche Cusanus nannte.

Die Schrift über die Eintracht der christlichen Welt — *concordantia catholica* — die er dem Konzil vorgelegt und in welcher er eine umfassende Reform in Staat und Kirche, ein Zurückgreifen auf das Ursprüngliche und Reine der Idee des Abendlandes vorgeschlagen hatte, war im Gezänk der Parteien untergegangen. Die wenigsten waren imstande gewesen, kusanisches Handeln, ein einfaches Tun des Notwendigen, und kusanisches Denken, ein einfaches Erfassen der Grundtatsachen der menschlichen Existenz und eine tiefe Andacht vor dem Göttlichen, sich zu eigen zu machen. Ueberall sah man Schwierigkeiten, Unterscheidungen

und Komplikationen, wo der große Denker, nicht unähnlich den zeitgenössischen Malern der Frührenaissance, in kristallklaren Linien schritt und diese Linien souverän zu einer höheren Einheit zusammenfaßte. Und doch brachte das Konzil dem Kusaner hohen Gewinn: die Freundschaft des Aeneas Sylvius Piccolomini, des gleichgesinnten großen Humanisten Italiens. Vielleicht hat schon damals Nikolaus von Kues in seinem Freunde den zukünftigen Papst gesehen, der seine Hoffnungen erfüllen sollte, sicher ist, daß die beiden Humanisten von nun den gleichen Weg gingen, den Weg der Einigung der gesamten Christenheit.

Es folgen die Jahre, in denen es fast so aussieht, als lenke der Kueser Weinbauernsohn die Geschicke des Abendlandes. 1437 ist er einer der Führer jener Gesandtschaft, welche die Abgesandten der griechisch-katholischen Kirche von Byzanz nach Italien zu den Einigungsverhandlungen mit der römisch-katholischen Kirche geleitet, 1439 wird diese Einigung der Ost- und Westkirche tatsächlich erreicht, was vor allem der unermüdlich vermittelnden Tätigkeit des Kusaners zu danken ist, schließlich gelingt dem „königlichen Philosophen“ sogar, den Gegenpapst zur Abdankung zu bewegen, was ihm 1449 den Kardinalpurpur bringt — und doch bleibt all dies Ringen im entscheidenden Punkt vergeblich: Die politische Uneinigkeit Europas verhindert nach wie vor eine wirksame Unterstützung des bedrängten Ostens. 1453 fallen die Mauern Konstantinopels unter dem Feuer der Artillerie Muhammeds II., einer Artillerie, die abendländische Techniker in einer damals unerhörten Stärke für den orientalischen Despoten geschaffen hatten.

Mit seinem scharfen Blick für das Wirkliche hatte Cusanus schon lange zuvor in der seelischen Unsicherheit des damaligen abendländischen Menschen, in der Uneinheitlichkeit seiner Bildung die innere Gefahr erkannt, die schließlich dazu geführt hatte, daß zahllose Christen dem Türken dienten, ja, zum Islam übertraten, angezogen von der imposanten Geschlossenheit dieses religiös-politischen Systems, dem die spätmittelalterliche Christenheit nichts Ähnliches entgegenzusetzen vermochte. Diese seelische Unsicherheit durch eine Schließung der Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten, Gelehrten und Laien zu beseitigen, erschien ihm daher als die dringlichste erzieherische Aufgabe. So schrieb er 1450 die drei Gespräche des Laien, Gespräche, die das tote Bücherwissen der zeitgenössischen Gelehrten einer schonungslosen Kritik vom Standpunkt des wirklichkeitsnahen, wohlgewachsenen und gesunden Menschenverstandes unterziehen und die in ihrem Holzschnittstil viel mehr an das berühmte Streitgespräch des Ackermanns aus Böhmen mit dem Tode vom Jahre 1400 erinnern als an die Dialoge

Platos. Man braucht nur den Anfang des ersten Gespräches, des Gespräches über die Weisheit, zu lesen, um einen ganz neuen, bis dahin nie vernommenen Ton, um die Stimme eines großen Erziehers, zu erkennen.

„Ein einfacher, ungelehrter Mann traf auf dem Marktplatz in Rom mit einem sehr bedeutenden Gelehrten zusammen; den redete er mit Anstand, ein wenig lächelnd, also an: Dein Stolz setzt mich in Erstaunen. Ständig plagst Du Dich mit Lesen ab, verschlingst unzählige Bücher und bist doch noch nicht zur Bescheidenheit geführt. Das kommt wohl daher, daß die Beherrschung des menschlichen Wissens, in der Du Dich vor andern auszuzeichnen glaubst, vor Gott eine gewisse Torheit ist; deshalb macht sie stolz. Die wahre Wissenschaft aber macht demütig. Ich möchte wünschen, daß Du Dich ihr hingäbest. Hier nämlich ist die Fundstätte der Freude. GELEHRTER: Wie groß ist Deine Vermessenheit, Du armseliger und gänzlich unwissender Laie, daß Du den Trieb nach wissenschaftlicher Bildung so gering schätzt, ohne den doch niemand vorankommen kann! LAIE: Nicht Vermessenheit, sondern Liebe ist es, großer Gelehrter, was mich nicht schweigen läßt.“

Im weiteren Verlauf des Gesprächs setzen sich Laie und Gelehrter in eine Barbierstube und betrachten von dort aus das Leben und Treiben auf dem Markte, vor allem das Geldzählen, Messen und Wägen der Händler. Von diesen alltäglichen Dingen her führt dann der Laie den Büchermenschen zu ganz einfach aussehenden mathematischen, physikalischen und philosophischen Problemen, deren Lösung gleichwohl auf logische Weise nicht möglich ist. Damit ist die Grundthese des Cusanus bewiesen, die These, daß all unser Wissen nur ein gelehrtes Nichtwissen, eine „docta ignorantia“ sei, ein Widerspruch, der nur in Gott, in dem alle Gegensätze zusammenfallen, seine Lösung finden kann.

Es ist begreiflich, daß solche Erkenntnisse, deren Richtigkeit erst die moderne Naturwissenschaft nachweisen konnte — das Wort des Laien „in dieser der Genauigkeit ermangelnder Welt ist ein bis zur Gleichheit angeglicherer Maßstab unmöglich“ ist hierfür bezeichnend — daß ein solcher Realismus dem Zeitalter zu weit vorauseilte, um verstanden zu werden. Es ging Cusanus ähnlich wie Goethe mit seiner Farbenlehre. Der ruhige Blick auf das Einfache, das „Einfältige“, wie es Cusanus nennt, dessen Entfaltung erst die verwirrende Mannigfaltigkeit der Phänomene hervorbringt und erklärt, war selbst den Wohlgesinnten selten möglich, geschweige den Fachgelehrten, die sich durch die Lehre von der gelehrten Unwissenheit und durch die Vorliebe des Kusaners für die Laienbildung in ihrem Ansehen bedroht fühlten. Der Rektor der Uni-

versität Heidelberg, ein Aristoteliker der alten Schule, schleuderte als erster den Bannfluch gegen den Philosophen, der „die Wurzel aller Wissenschaft ausreiße“.

Aber auch die gelehrten Mönche des Klosters Tegernsee, die zu den Bewunderern zählten und dem Besuch des Kardinals mit Ungeduld entgegengesehen hatten, waren zu sehr in der Tradition befangen, um das Neue erfassen zu können.

Für sie schrieb Cusanus den „Beryll“, der gedacht war als eine zweite Brille für bebrillte Gelehrte, mittels derer sie die Dinge wieder einfach wie ein Laie sehen lernen konnten. Hier ist der Pädagoge Cusanus auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit, hier gesellt er sich zu den großen Erziehern der kommenden Jahrhunderte, zu einem Comenius und Pestalozzi. Wenn er z. B. einen Strohalm nimmt, ihn knickt und dann zeigt, wie der rechte Winkel der Grenzwert zwischen dem spitzen und dem stumpfen Winkel, der ungebrochene Strohalm aber der Grenzwert des spitzen und des stumpfen Winkels ist, so zeugt dies von einer pädagogischen Genialität, die nur er selber später übertroffen hat, als er beim Anblick eines kreiselspielenden Knaben auf den Einfall kam, Linien als unendlich schnell bewegte Punkte aufzufassen und am Bilde des Kreises, der in der höchsten Bewegung sich am ruhigsten verhält, das Verhältnis zwischen Zeit und Ewigkeit zu demonstrieren. Damals, am Ende seines Lebens, sprach er das schöne Wort: „Bedenkt doch, wie in der Spielkunst der Kinder die Naturordnung widerstrahlt und in ihr Gott.“

Am 11. August 1464 starb Nikolaus Cusanus. Drei Tage später folgte ihm sein großer Freund, der Humanistenpapst Pius II, dessen Pontifikat den Lebensabend des Philosophen beglückt hatte, im Tode nach. Uns will heute fast scheinen, als sei mit diesen beiden Männern die eigentliche, die wahre Renaissance dahingegangen, denn die nach ihnen kamen, verfielen allzu sehr dem Bann der Antike und besaßen nicht mehr jene hohe Selbständigkeit, die einen Cusanus auch gegen Plato und Aristoteles die eigene Meinung vertreten ließ. Die moderne Wissenschaft sieht heute in dem Kardinal und Humanisten, der die Ideen des Kopernikus und Galilei vorwegnahm und dabei nicht wie die späteren Denker ein Untertan, sondern ein Lenker der Staaten war, ihren Begründer und doch ist sie weit von cusanischer Einfalt entfernt. Aber gerade deshalb kann die Rückbesinnung auf diesen überragenden Geist, dessen ganzes Sinnen und Trachten der bedrohten christlichen Welt galt, in Wissenschaft und Erziehung Segen bringen. Zusammenfall der Gegensätze, der Kern der Lehre des Cusaners, bewahrheitet sich so an ihm selbst: der früheste Philosoph der Neuzeit ist der modernste und der gegenwärtigste.

Gedanken zum Bach-Jahr

Eine deutsche Tageszeitung brachte zum Bachjahr eine vortreffliche Karikaturzeichnung: Goethe sitzt im Lehnstuhl, den gebrochenen Arm in der Binde, mit verbundenem Kopf, ein großes kreuzweis geklebtes Pflaster auf der Wange, und sagt zu dem neben ihm stehenden Bach: „Jetzt sind Sie dran, Kollege Bach!“ Dieser umklammert krampfhaft eine Notenrolle, faßt zurückschreckend an sein Kinn und macht ein ganz verstörtes, ängstliches Gesicht.

Mit Recht! Denn was in den ersten Monaten des Bach-Jahres sich bereits ereignet hat, läßt darauf schließen, daß es ihm noch schlimmer ergehen wird als Goethen. Zunächst hatte auch diesmal gleich die zonenpolitische Maschinerie auf vollen Touren eingesetzt. Der Generalintendant des Sowjetzonen-Rundfunks wünschte die Leipziger Bachkantaten-Sendungen bei allen West-Sendern anzubringen, und erklärte, als er dort auf einigen Widerstand stieß: „Einflußreiche politische Kreise Westdeutschlands, bar jeden Nationalgefühls, dem Jazz mehr ergeben als der klassischen deutschen Musik, wollen diese Sendungen nur deshalb verhindern, weil sie aus der Sowjetzone kommen.“ So begann das Bachjahr gleich in einer Tonart, die nicht zu der Sphärenharmonie in Bachs Himmel paßt, und wenn sich sein Todestag zum 200. Male jährt, wird Bach sich an den widerstreitenden Klängen feindlicher Bachfestreden genau so erfreuen können wie sein „Kollege“ Goethe in vorigen Jahre. Bei diesem hatte es sich, abgesehen von den stets rührigen Zeitungen, sogar nur um einige Wochen festlichen Betriebs gehandelt. Bei Bach aber geht es wochaus, wochein jubilierend zu. Wird ein großer Bachkenner recht behalten, der sagte: „Das Jubiläums-Getue, das einen aus allen ‚vermischten Kunsnachrichten‘ der Presse und aus den Reklame-Anzeigen der Musikzeitungen angrinst, kann nur dazu führen, daß anno 1951 und folgende die Leute die Nase vom alten Bach gründlich voll haben“?

Das Jubilieren, dem die Nazi-Zeit mit ihren Partei-Festen großen Vor-schub geleistet hat, ist immer ein Zeichen kulturellen Niedergangs. Was sollte auf geistigem Gebiete der Sinn von Gedenktagen sein? In dank-barer Erinnerung an einen großen Menschen die seelischen Kräfte, die in ihm lebendig waren, soweit sie lebendig geblieben sind, in sich auf-zunehmen und sich dadurch für den eigenen Lebensweg zu stärken. Nur, wenn solche Feiern nicht in die Breite, sondern in die Tiefe gehen und religiösen Feierstunden gleichen, haben sie Berechtigung; nur eine „com-munio sanctorum“ dürfte sie begehen.

Doch das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Die Ver-äußerlichung und Vergröberung auch des Geistigen gehen weiter. Immer-hin sollte man einmal in Zeitungen und Programmen des Jahres 1885 nachlesen, wie schlicht und würdig man damals die 200. Wiederkehr von Handels und Bachs und die 300. Wiederkehr von Schütz' Geburts-tag gefeiert hat. Bei der Erinnerung an die Gedenkfeiern für Goethe (1899), Mozart (1906), Schiller (1905), Haydn (1909 und 1932), Beet-hoven (1927), Schubert (1928), Bach und Händel (1935) wird einem deut-lich, wie erschreckend seitdem auch das Kulturleben in die Nähe des Rummelplatzes geraten und dort verblieben ist. Die Feiern und Feste werden je länger, je mehr nicht zu Ehren des Jubilars und für die Kunst veranstaltet, sondern für die Berichterstatter und für die jeweiligen führen-den Männer des Kunstlebens, die als Meister-Regisseure, Meister-Dirigen-ten und Meister-Solisten glänzen wollen. Man nehme das Gesamtpro-gramm des Wiener Bach-Festes zur Hand. Ich will keinen der Namen nennen, bei denen man fragt: „Wie kommt Saul unter die Propheten?“, sondern nur feststellen, daß als Gesangsolisten fungieren „Mitglieder der Staatsopern Berlin, Hamburg, München, Wien, Coventgardenoper London, Metropolitan Oper New York.“ „Wie kommt Bach unter die Propheten“? Warum soll aber ein „promoter“ für Bach-Feste Bedenken gegen künstlerische Kräfte haben, wenn sich eine kirchliche Instanz mit der Bemerkung: „Man muß auf das Star-System Rücksicht neh-men“ darüber hinwegsetzt?

Die eigentlichen Träger der Bach-Pflege haben seit jeher nicht in den gleichen Aesten wie die Star-Vögel gesessen.

Die deutsche Musikwissenschaft hatte in und außerhalb der „Neuen Bachgesellschaft“ jahrzehntelang sich eifrig bemüht, die vielen Probleme zu klären, die mit dem Leben und Schaffen Bachs zusammenhängen. Leider vergaßen dann allerlei Musikwissenschaftler in der Nazizeit ihre Pflichten gegenüber der wissenschaftlichen Wahrheit und erniedrigten sich zum Dienst Rosenberg-Goebbelscher Weltanschauung.“ Da die er-

forderliche radikale Säuberung von Opportunisten nicht erfolgt ist, hat die deutsche Musikwissenschaft sich selbst um das Recht gebracht, bei den Bachfeiern als die Repräsentantin der wissenschaftlichen Bachdeutung aufzutreten. Teilweise beteiligt sie sich nun wieder an politisch-gefärbten Interpretationen, und es ergibt sich für alle Welt wieder das höchst unerfreuliche Bild, das schon die Goethe-Feiern zeigten. „Erst durch die Armeen der sozialistischen Sowjetunion ist der Weg zu einer wahren Wertung Bachs freigemacht“, tönt es aus Leipzig. Zum Glück gibt es aber gerade unter den Bachkennern eine Menge Stille im Lande, die seit Jahrzehnten seine Kunst in ihrem Kreise als Kantoren, Organisten und Hausmusikanten gepflegt und sich dabei nicht einmal um den Streit zwischen „romantischer“ und „stilechter“ Bach-Interpretation gekümmert haben.

Mit Recht! Denn niemand hat den sogenannten „einzig richtigen“ Bach! Als Bach hat er seinen Weg in unzähligen Windungen und Krümmungen genommen, und man soll ihn nicht begradigen und zwischen die Dämme künstlicher scholastischer Konstruktionen einzwängen. In's Uferlose ist er nie gegangen. Seine Größe besteht gerade darin, daß er die unerschöpflichen Quellen seiner Phantasie nicht hat wild verströmen lassen, sondern daß er selbst die Fluten in die rechten Bahnen gelenkt hat. Aber viele Hindernisse hatte er dabei zu überwinden, durch die das klare Wasser öfters abgelenkt und getrübt wurde. Das stärkste war wohl der damalige Zustand der geistlichen Poesie, die zu einem großen Teile für uns nur noch literaturgeschichtliches Interesse bietet.

Die jetzt künstlich in den Vordergrund gerückte Propaganda für die Wiederbelebung Bachscher Kantaten ist eine intellektualistische Betätigung der Theologen wie der Musiker. Dabei wird vergessen, daß es sich gerade in unserer Zeit darum handelt, den breitesten Volkskreisen seelische Erbauung zu bieten, aber nicht theologische Allegorien in schlechten Versen, wobei die an sich bedeutende Musik wegen ihrer Formgebung und ihrer Tonsymbole auch nur auf dem Wege historischer Einstellung ganz zu erfassen ist.

Man muß den Mut aufbringen, diesen Sachverhalt ganz offen anzuerkennen, wenn man nicht religiöse und musikalische Heuchelei großziehen will. Bachs Kantaten enthalten eine unausschöpfliche Fülle musikalischer Einzelheiten, mit denen sich der Fachmann immer wieder beschäftigen wird, sie bringen eine Menge Versuche, alte musikalische Formen abzuwandeln und miteinander zu verbinden, aber sie enthalten auch sehr vieles, was der Zeit zum Opfer gefallen ist. Gerade da zeigt es sich, daß die auf das reine Bibelwort oder die alten Kirchenlieder gegründete Musik viel lebendiger geblieben

ist als die Vertonungen der zeitgenössischen „dichterischen Produktion“. Selbst ein Bach oder gerade ein Bach konnte in seiner tiefen Religiosität mit dieser aus öden Reimereien und Allegorien aus vierter Hand zusammengekleisterten Poesie nichts anfangen und mußte bei diesen „amtlichen Aufträgen“ die ganze Kraft seiner Phantasie aufbieten, um nicht in reinen Formalismus und Schematismus zu geraten.

Man muß ferner berücksichtigen, daß schon bei den Vorgängern Bachs die Musik in ein Spielen mit musikalischen Symbolen und Formen hineingeraten war, das sie dem natürlichen Empfinden des „ungelehrten“ Mannes immer mehr entfremden mußte. Die barocke „Verschnörkelung“ bemächtigte sich auch des Ausdrucks, und gerade die vollendetsten Techniker (in gutem Sinne!) gewannen immer mehr Freude daran, ihre tonsetzerische Virtuosität zu zeigen und virtuose Anforderungen an die Ausführenden zu stellen.

Alfred Einstein hat jüngst in seinem großen Werke über das Madrigal in einer Anmerkung auf diese Entwicklung aufmerksam gemacht. Er gibt ein Beispiel für die Art, wie z. B. Adrian Willaert mehr als anderthalb Jahrhunderte vor Bach das Weinen und Klagen mit den einfachsten Mitteln musikalisch wiedergab, und stellt dem entgegen das berühmte „und weinete bitterlich“ aus der Matthäuspassion, das noch dazu nur Bericht des Evangelisten ist, aber sich an barocker Tonmalerei nicht genug tun kann. Bezeichnend ist, daß gerade die „echtesten Bachianer“ diese Stelle ohne jede „Romantik“ vorgetragen hören wollen. Jedenfalls zeigt diese und zeigen viele andere Stellen, auch in Bachs Orgelwerken, daß seine Kunst von der Ueberladenheit des Barock sehr beeinflußt und darum stärker zeitgebunden ist als die von Künstlern, die solchen Einflüssen einer extremen Stilrichtung nicht ausgesetzt waren.

Wenn man alles, was Bach geschrieben hat, als vollkommenste Kunst preist oder mit Max Reger sagt: „Bach ist Anfang und Ende aller Musik“, so versündigt man sich nicht nur gegen die geschichtliche Wahrheit, sondern auch gegen das natürliche künstlerische Empfinden des deutschen Volkes und gegen dessen künftige gesunde Entwicklung.

In den großen Kunstformen fehlt in jener Zeit überhaupt (das ist keine spezifische Schwäche Bachs!) die zwingende, organische Einheit. Sie werden immer wieder gesprengt durch an sich überflüssige barocke Zutaten. Von diesem Standpunkte aus (und nicht nur von diesem) sind die Passionen von Heinrich Schütz weit vollendetere Kunstwerke. Man denke sich in dessen Matthäus-Passion plötzlich aus Bachs Matthäus-Passion die Gamben-Arie „Komm, süßes Kreuz“ hineingestellt, um

den, in der Zeit begründeten Niedergang eine Kunstform zu erfassen. Es wäre Aufgabe der internationalen Musikwissenschaft, in einer ganz schonungslosen Doktorarbeit alles das zusammenzustellen, was die Virtuosität, die überall der Kunst das Grab gräbt, auch bei Bach an Unheil angerichtet hat!

Die eigentliche Größe Bachs besteht darin, daß er gerade in den kleinsten musikalischen Gebilden einen so unermeßlichen Reichtum an Phantasie und eine so staunenswerte Beherrschung und natürliche Verwendung strengster Kunstformen gezeigt hat. Es ist eine ganz natürliche Entwicklung gewesen, daß sich in den Kreisen des Volkes, welche die Träger der musikalischen Kultur waren, vor allem die zwei- und dreistimmigen Inventionen, die Präludien und Fugen des wohltemperierten Klaviers und die Klaviersuiten lebendig erhielten und daß man sich immer wieder einige der großen Orgelwerke anhörte, weil man zu alledem den Zugang nicht erst auf historischen Umwegen suchen mußte. Das Gleiche gilt von den leider so wenig zahlreichen Motetten Bachs. Daß die Mehrzahl seiner Arien lange nicht in dem Maße wie etwa Arien Händels im Volksbewußtsein leben, ist darin begründet, daß Bachs Musik überhaupt viel mehr vom Instrumentalen ausgeht als vom Vokalen.

Geschichtliche Ergebnisse lassen sich nicht durch intellektualistische Maßnahmen aus der Welt schaffen. Ein Ueberangebot von Musik, deren Verständnis ganz besondere historische und fachliche Kenntnisse voraussetzt, hat stets nur abstumpfende Wirkung gehabt.

Die außerordentliche Kompliziertheit der Persönlichkeit Bachs, dessen künstlerischer Subjektivismus ständig mit den barocken Strömungen seiner Zeit ebenso wie einst der aufkommenden Verflachung des musikalischen Geschmacks in Konflikt geriet, macht es unmöglich, ein ganz sicheres, eindeutiges Bild seiner Entwicklung und seiner inneren Gestalt zu geben. Beim Festefeiern findet man es am allerwenigsten! Man muß ihn immer wieder in seiner Werkstatt aufsuchen und ihn beobachten bei seiner immer wieder andersartigen künstlerischen Arbeit, bei seinen Experimenten und seinem Ringen mit den technischen Problemen und der Ausdrucksmöglichkeit. Wer will, kann auch über etwaige „Zahlenmystik“ spekulieren, die freilich mit dem Kunstwert der Werke nichts zu tun hat und nur die Psychologen angeht.

Seit der Erstaufführung der „Kunst der Fuge“ in der üblen Graeserschen Verinstrumentierung ist es Mode geworden, auch dieses Hohelied der Einsamkeit zu popularisieren, um nicht zu sagen zu profanieren. Es ist unendlich viel Heuchelei dabei großgezüchtet worden! Denn es wird sehr, sehr, sehr wenige Menschen geben, die sich in jahrelanger Arbeit

dieses Dokument der Meisterschaft in allen Künsten des musikalischen Satzes so zu eigen gemacht haben, daß sie auf die Gewissensfrage: „Verstehst du auch, was du hörst?“ mit einem bedingungslosen „Ja“ antworten können. Alle anderen treiben Kunstheuchelei schlimmster Art, wenn sie sich nicht damit begnügen, das Werk „stauend zu verehren.“ Durch die Art der Aufzeichnung hat Bach bewiesen, daß er nicht an eine Aufführung dachte, sondern ein Testament hinterlassen wollte, das diejenigen studieren sollten, die wie er in der möglichst vollkommenen Beherrschung der strengsten Kunstgesetze die Grundlage allen musikalischen Schaffens erblickten. Ein Kompendium der musikalischen Architektur, verfaßt am Ende einer jahrhundertlangen Entwicklung, die nun zwar eine andere Richtung nahm, aber immer auf dem Boden der gleichen Urgesetze blieb, die nicht willkürlich erfunden, sondern nur Formulierungen sind für die von Natur aus in jedem Ton ruhenden Grundlagen der Musik.

Bach ist weder Anfang noch Ende aller Musik. Die künstlerische Entwicklung ist nach ihm Wege gegangen, von denen er keine Ahnung haben konnte, und hat Gebiete erreicht, die ihm noch völlig verschlossen waren. Aber sie hatte bisher auf allen Gebieten, in der Musik, Architektur, bildenden Kunst und in der Sprache, sich nicht von dem Grunde gelöst, auf dem überhaupt nur eine Verständigung unter geistig normalen Menschen möglich ist, von ihren immanenten Gesetzmäßigkeiten. Bachs gesamtes Schaffen war ein immer stärker werdendes Bekenntnis zu dem Glauben, den Goethe in die Worte faßte:

„Vergebens werden ungebund'ne Geister
nach der Vollendung reiner Höhe streben.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

Es zeigt die geistige Zerrüttung unserer Zeit, daß sie einerseits auf ihren Festen „bachantisch“ den Autor und Vollstrecker dieses Gesetzes im Reiche der Tonkunst feiert und andererseits mit dem gleichen Orgiasmus in ihrer Presse die Trompeten der „neuen Musik“ ihre Fanfaren schmettern läßt. Aber im Grunde handelt es sich ja bei allen Arten von Festen nur um den „Tanz um's gold'ne Kalb“, um das „große Geschäft.“

Wie hatte Goethe oben im Himmel zu Bach gesagt? „Nun sind Sie dran, Kollege Bach!“ Sie werden es beide überstehen.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Bettina und die Juden

In dem neu beginnenden jüdisch-christlichen Gespräch, das nach den Jahren der Verfolgung nicht nur in Deutschland geführt wird, möchten wir den Lesern einen Dialog nicht vorenthalten, den Bettina von Arnim im Jahre 1808 aufgezeichnet und mit dem Datum des 28. August, des Geburtstags Goethes, dem Andenken an die Frankfurter Judengasse gewidmet hat. Diese Widmung erinnert an den Brand der Judengasse 1774, bei dem der junge Goethe müßig herumstehende und teils höhnende Gaffer durch sein Beispiel zur Hilfeleistung veranlaßte. — Das Gespräch befindet sich in dem zweiten Band von „Dies Buch gehört dem König“, das den Titel „Gespräche mit Dämonen“ trägt. Beide Bände stellen den romantisch-zeitgebundenen Versuch einer verantwortungsbewußten Frau dar, das soziale Gewissen der obersten Schichten, vor allem des Königs von Preußen, zu wecken. Das hier dargebotene Gespräch, von romantischen Weitschweifigkeiten befreit, um die Grundgedanken stärker hervorzuheben, erscheint uns als das noch heute fortwährende Gespräch zwischen der Menschlichkeit und dem nicht ausrottbaren Vorurteil, das Ursache und Wirkung verwechselt. Die Gesprächspartner sind der vierundsechzigjährige Kurfürst von Mainz, letzter geistlicher Reichsfürst, Karl Theodor von Dalberg, der Bruder des Mannheimer Theaterintendanten Wolfgang Herbert, der Schillers Dramen zuerst auf die Bühne brachte, und die 23jährige Bettine Brentano. Sie war die Tochter der von Goethe geliebten Maxe, die Wahltochter der Frau Rat, die Bewahrerin von Goethes Kindheitsgeschichte, wie wir sie aus dem Beginn von Dichtung und Wahrheit kennen. Bettina hat ihrer Jugend und ihrem Bruder, dem Dichter Clemens Brentano, ein unvergängliches Denkmal in ihren Büchern „Die Günderröde“ und „Ein Frühlingskranz“ gesetzt. Ihr viel umstrittenes Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, ihr berühmtestes, birgt nach neuen Forschungen weit mehr Wahrheit, als der Hausphilologe Goethes, Riemer, zugeben wollte. Die Lektüre solch verschollener Kostbarkeiten, die Bekanntschaft mit solchen Gestalten, kann den Erben mancher Schuld und vieler Schulden zeigen, wie reich sie trotz allem noch sind.

C. K.-W.

Dem Primas hab ichs erzählt von unsern Reden über die Juden; und daß du gesagt hast, der Schutz der Unterdrückten sei ein Kleinod in des Helden Krone, aber da seien keine Helden der Vernunft, denen die Weisheit des Nathan sich warm ans Herz lege. Er meint Ihn treffe dieser Tadel nicht, des Nathan Weisheit leuchte ihm ein, und das Elend der Juden sei ihm nicht gleichgültig, aber ob sie ihre Freiheit nicht mißbrauchen und die christliche Ungerechtigkeit, so wie sie Luft haben mit jüdischer Keckheit ausparieren. Es war neben dem Konzertsaal wo der Primas das sagte, die einfallenden Pauken steigerten meinen Mut:

„Schlechter als ihre Unterdrücker sind die Juden nicht“, sagte ich, „wem aber Macht gegeben ist, wie kann der verantworten, wenn er ihre Schnellkraft fürchtet. Sie wird keinen Unfug anrichten, wenn sie als Lebenstrieb sich aufrichtet in dem Stamm, dem die bittere Not, die von der Religion der Milde über ihn verhängt ward, nicht hat können das Mark verzehren.... Sollten wir beide die Menschheit regieren, der Primas die Christen und ich die Juden, wir wollten sehen, wer besser fertig würde.“

Primas: Nun wie wollten Sie es machen mit den Juden?

Bettina: „Ich wollte erst menschlich mit ihnen reden, das ist bisher nicht geschehen; ein Hund versteht unsern Willen, weil wir aufrichtig sind mit ihm; unser Wille richtet aber den Juden nicht auf wie den Hund; ich wollte ihren Zustand ihnen vorhalten, eine Moralphilosophie ihnen darüber lesen und alle Mittel ergreifen sie in ihrem sittlichen Wert zu heben; das kann nur durch Ehrgefühl geschehen und durch die Wissenschaft, die gedeiht in dem Bedrückten, denn sie ist sein Trost.“

Primas: Wie wollten Sie das anfangen?

Bettina: „Die Juden haben Ihnen einen goldenen Becher gebracht voll Goldstücke; Sie haben sie damit fortgejagt; das hätte ich nicht getan!“

Primas: Das war eine gute Uebersetzung des Hebräischen ins Deutsche, und die erste Lektion in der Moralphilosophie, die Sie zur Grundlage ihrer Bildung machen wollen.

Bettina: „Nein, das war eine mißverstandene Uebersetzung; es war Mißdeutung und Verletzung ihres Ehrgefühls, das man schonen muß in jedem, am meisten im Gekränkten. Bestechung gilt nichts vor dem Fürsten, so kann er auch keine Absicht dahinein übersetzen!“

Primas: Wie übersetzen Sie denn ein so groteskes Benehmen?

Bettina: „So deutlich, daß es auch dem muß einleuchten, der seiner eignen Absicht noch nicht bewußt ist. Die Juden wollten mit diesem Geschenk sagen: Du geistlicher Fürst, der als Hirt die christliche Herde weidet, o nimm uns mit auf ihre fetten Triften, laß uns neben ihnen

gedeihen, verbiete uns nicht, das Salz Deiner Weisheit zu lecken, das Du ihnen streust, und wir geben Dir willig unsere Wolle hin, die andere uns mutwillig ausrupfen und uns mit Schmach bedecken.“

Primas: Mit Schmach würde es mich bedecken, hätte ich ihr Geschenk angenommen! —

Bettina: „Kann man auch groß sein für sich, ohne diese Größe auf andre anzuwenden? und die eigne Gesinnung auf allseitige Wirkung zu berechnen? —

Die Juden emporbringen nach so langem Darben, da müssen sie auch vorsichtig und zärtlich behandelt werden, wie die ausländischen Pflanzen, und genährt mit dem, was die Seele groß macht, und muß ihnen keine Laufbahn verschlossen bleiben als nur die sie erniedrigen kann. — Ich würde das Geschenk der Juden verwendet haben zum Beginn ihrer Veredlung, ich würde ihre Kinder zur Wissenschaft anleiten, nicht zum Schacher, ich würde ihnen die Bildung geben, die ihre Ansprüche an Geselligkeit geltend macht, ich würde sie reiten, fechten, tanzen lernen lassen, Naturwissenschaft, Philosophie, Geschichte, alles was sie über den Stand erhebt, in dem ihre Seelen herabgewürdigt, voll Schmach, einen schlechten Eindruck uns machten, und das erste aller Erziehungselemente müßte sein die Musik!“ —

Primas: Finden Sie so viel musikalischen Schmelz im Auern und Seufzen am langen Tag, ließen sich vielleicht mit etwas ökonomischem Genie Opern-Arien draus machen?

Bettina: „Vielleicht liegt im Operngesang weit mehr falsches Getön, als im Seufzen und Auern am langen Tag. Die Musik bringt die Seele auf die reinste Temperatur, die durch christliches Herabspannen ganz tonlos und verstimmt ist. Musik geht nicht allein aus Geist und Gemüt hervor, weit mehr noch befruchtet sie die Sinne und befähigt sie zu dem, was der Geist noch nicht faßt . . .“

Primas: Wenn ich diese musikalische Wiedergeburt auch befördere und obenein sie reiten, tanzen, fechten lernen lasse — Naturwissenschaft, Philosophie, Geschichte, alles was Sie wollen — was würde dann daraus werden? — Der Jude ließe sich doch nicht verleugnen? —

Bettina: „Was ist denn da zu verleugnen? — Auch im Juden liegt die Offenbarung seiner Eigentümlichkeiten; es ist nicht die Rede, diese auszurotten, vielmehr sie wiederzugeben in lichter Farben. Die Bildung des Juden hängt ab davon, seine ursprüngliche Schönheit geltend zu machen, seine Seele spiegelt sich zum eignen Verständnis in der ihm eingeborenen Natur. Was unter der Sonne lebt, hat Ansprüche . . . Sie sollen im Juden so gut gedeihen wie in andern Menschen . . .

Der Jude, der bei der Heimkehr am Vorsabbath auf der Hausschwelle die Verachtung abschüttelt von den Tagen des Erwerbs und eingeht zu

den Seinen als Priester, der den Segen herabfleht auf ihr Gesamtgebet, zum Gott seiner Väter aufatmend vom Druck, der auf ihm und seinem Volk lastet, dessen Gebet sollte nicht ins All der Schöpfung einklingen? ...“

Primas: Ich will mit keinem Mißton eingreifen in diese philosophisch-melodische Ansicht; ich will nicht rügen den Egoismus der jüdischen Religion, den politischen Kitzel als Grundlage ihres Charakters, der sich in tausend unbequemen Fehlern Luft macht, und ihre Eroberungssucht, die nie Pietät aufkommen ließ gegen andere Völker; ich frage nur: was würde aus einem so vollkommen gebildeten Judentum, aus diesen zweideutigen Anlagen, hervorgehen für die Christenheit, für die ich als Primas doch eintreten muß?

Bettina: „.....“,Der Charakter muß eine Basis haben, auf der er sich ruhe! ... Die Freiheit ist die Basis aller. Was aber aus jenem gebildeten Judentum hervorgehe für die Christenheit, ist der Begriff, daß sie mit dem Christenhimmel nicht auch die irdische Welt gepachtet haben und für Ketzer, Heiden und Juden allein die Hölle übrig bleibe! Die Juden würden, trotz ihrem Festhalten an dem Glauben ihrer Väter einen viel freieren Ueberblick über Anfang und Ende gewinnen, eben weil ihre Bedrückung ihnen ihr Anrecht auf die Freiheit um so fühlbarer macht. — So würde der Christ durch die Juden freie Bildung, Fülle freier Anschauungen gewinnen, eine Entwicklung würde die andere steigern, und endlich durch den goldnen Frieden sich ins goldne Zeitalter verwandeln, wo Jude und Christ gemeinsam fühlen: Gott sei unter ihnen!“

Primas: Sie würden die Juden also nicht bekehren wollen?

Bettina: „Nein, aber sie bewegen, die Wahrheit zu erkennen!“

Primas: Ist denn das Christentum nicht die Wahrheit?

Bettina: „Für den Primas, aber nicht für den Rabbi!“

Primas: Was ist denn aber für den Juden die Wahrheit?

Bettina: „Daß Christus ein Jude war, das würde ich sie lehren, zu beherzigen.“

Primas: Glauben Sie denn nicht, daß Christus Gottmensch ist?

Bettina: „Ja, durch seine Beharrlichkeit in der Liebe. — Wir aber verachten den Juden, den er liebte! — Wir nennen uns Christen und sind doch nicht bekehrt, den Juden wollte ich bekehren, daß er, wie Christus, seinen Verfolger lieben lerne. —“

Primas: Das würde nicht gelingen, sein böser Eigensinn ließ ihn nicht nachgeben!

Bettina: „Ich trachte nicht nach seiner christlichen Bekehrung, aber zur Vernunft! Zum Begriff: mosaische Satzung sei nicht Religion, und auch nicht anderer Nationen Kirchenverheißungen und Glaubensartikel.“

Primas: Sie wollen nicht allein den Juden, aber nun gar auch den Christen von seiner positiven Religion losmachen! Aber ein Wesen aller Wesen anerkennen Sie doch, da haben wir doch die Spur eines Religionskeims!

Bettina: „Ja! ein solches Wesen anerkenne ich und ich habe das Gefühl seiner Machteinwirkung, die mich lehrt, dem Elenden, dem Juden, mich zuwenden, und mehr noch lehrt sie mich, denn ich schaue fortwährend nach jenem moralischen Firmament.... Denn wenn das nicht wäre, würde ich meine Gedanken nicht sammeln können, von dem wahren Standpunkt aus für ihr Recht zu streiten.“

Primas: Was nennen Sie also ein moralisches Firmament?

Bettina: „Ich verstehe darunter die Wunderwerke des Geistes, aus dem alle Schöpfung entsteht.“

Primas: Sie wollen wohl sagen, daß die Natur die sinnliche Wirk-
samkeit Gottes ist!

.... Sie haben da Christus und seine göttlichen Prinzipien in die Natur übersetzt! Aber deswegen sind die Juden noch nicht befähigt, in diese Natur überzugehen!

Bettina: „Der Christ hat einen Götzen des Aberglaubens, der ist sein Christus. — Aber nicht jene menschliche — aus göttlichem Gefühl als seinem ewigen Erzeuger hervorgehende Urkraft, alle zu erlösen vom Uebel! Der Christ hat seine positive Religion; auf der ruht er, geborgen, daß sie selbst ihn vom Uebel erlöse, sein eigennütziger Glaube ans Himmelreich raubt ihm das All und Ueberall seiner Unsterblichkeit. Schon fühlt er sich nicht mehr im Verfolgten.... Ueber schlechte Witterung klagt er, über Hitze und Kälte, über alle Lebensunbequemheiten und Geisteszermalmungen, die alle moralische Kraft zerstörende Bedrückungen, unter denen der Jude seufzt, die rühren ihn nicht!“

Primas: Das jüdische Volk scheint aber von jeher, sogar bis heute, den reinen Sinn für das Höhere im Menschen nicht gehabt zu haben, der alte Rest seiner plumpen Satzungen würde sonst von selbst von ihm abgefallen sein!

Bettina: „Gebt erst Luft, wie bald wird dann Licht leuchten! Die gesamte Christenheit drängt die Juden in die Hölle. Um jedes weltlichen Vorteils willen läßt sie, über alle heiligen Theorien hinweg, sich reißen zum Meuchelmord an ihren Brüdern! Sie zerrt den gefesselten Juden an der Kette, sie nennt ihn boshaft, wenn ihm der Schaum vor den Mund tritt, und tückisch, weil er in den Sack nicht springen will, den sie ihm vorhält.“

Primas: Unter dem Sack verstehen Sie die christliche Religion... Sie werden es ihm doch nicht als bösen Willen auslegen, die Juden zu martern, wenn er versucht, sie zum Christentum zu bringen?

Bettina: „Die Juden halten an dem Glauben ihrer Väter als an dem letzten Pfeiler ihrer Selbständigkeit.... sie fühlen sich auf diesem Fuß-

breit ihres nationalen Daseins in der Verbannung gesichert; ihr Tempel ist ihre Ruhestätte auf ihrer Flüchtlingsreise durch die Welt, sie halten an ihrem Herkommen, ihrer Ursprünglichkeit und achten den Christen als einen Emporkömmling!“

Primas: Die Sonne beleuchtet Recht und Unrecht und würde den Juden auch erleuchten, wollte er nur seiner besseren Einsicht folgen.

Bettina: „Wenn auch noch so große Gedanken in dem Juden könnten Wurzel fassen, man raubt sie ihm mit der Bekehrungswut! — — —

.... Uebergehen soll der Jude? Wohin? — Alles ist Dorn und Distel und verborgene Messerstiche der Verachtung! Diesen Ekel, den wir gegen sie hegen, jede Berührung mit seinem Stamm scheuen, geschweige in Lebensverhältnissen uns ihm verbinden, den Kindern Furcht vor ihnen machen und zu bösem Mutwill gegen sie hetzen! Dieser Hohn gegen den ältesten Menschenstamm, das ist der Aussatz der Christen. So lange sie diese Krankheit haben, ist nicht gut in Gemeinschaft mit ihnen treten. Alle Heiligung der Kirche ist Lüge, solange sie Verfolgung übt; Deckmantel des christlichen Aussatzes, den der Jude flieht! Unser Stolz duldet nicht, daß er in unserer Gegenwart menschlich denke, menschlich fühle. — Wir spotten des Patriarchen, der auf Dornenwegen eine Zuflucht sucht für die Seinen. Wir drängen ihn hart, unser Vertrauen ist ihm kein erfrischender Regen, unser Geist ist ihm kein leuchtender Stern in der Wüste; hat er sich verirrt, so bringen wir ihn auf den verlorenen Pfad nicht wieder zurück. Wir trauen ihm alle Verbrechen zu und ahnden streng schon den Argwohn, den wir gegen ihn häufen, jeden bösen Willen, den wir doch selbst ihm einimpften. Wir, die Jünger des Gottmenschen, dessen Joch süß ist, wollen uns dem süßen Joch der Menschlichkeit nicht unterwerfen; — aber die Juden im Lande der Verbannung, der Entsagung, der Mutterangst, der Vatersorgen und Verkantheit bleiben unerschüttert treu ihrem harten Gesetz! Was ist da zu verachten am Juden?“

Primas: So würde wohl der Christ endlich noch Lehre annehmen müssen vom Juden?

Bettina:, „Die Kirche wähnt sich die alleinige Braut des Gottmenschen, statt aber seinen milden Spuren nachzugehen, baut sie... einen Richtersitz für ihren Bräutigam, was sie an knechtischem Wesen, an Bannformel und Fluchlast finden kann, legt sie ihm zu Füßen, um damit auf den Untergang derer loszugehen, die sie nach seinem Beispiel am Herzen sollte tragen. — Wie sehr betrügt sich die Braut um den Bräutigam!

.... Die christliche Kirche ist die Herberge, die ihn im Schilde führt, aber nicht von ihm bewohnt wird. Der Welterlöser konnte wohl alle

Marter der Menschheit zu Liebe ertragen wollen, aber nicht die Langweile der Tugendheuchelei, die des Teufels Ruhebänk ist, mitten in der Kirche, auf der die Frömmel und Schriftgelehrten heute noch sitzen wie damals und deuteln am Buchstaben von dem er uns zu erlösen doch gekommen war. Wie sollte er nun unter ihnen sitzen und sich gefallen, von ihrer Doppelzüngigkeit seine Weisheit unnütz machen zu hören!"

Primas: Die Kirche, die nicht jede Liebe, jedes Vertrauen, jedes Gelübde in sich aufnimmt, die ist nicht unfehlbar und nicht allgemein.

Bettina: „Und die den Stamm ihres eignen Stifters aus ihrem Schoß ausstößt, ein unvermischt Geschlecht, von der Natur als eine ihrer edelsten Rassen ausgerüstet mit scharfen Sinnen und tiefem Fühlen.“

.... Primas: Wenn dem Juden das Eine einleuchtet: das Irdische zu verlassen um dem Himmlischen nachzugehen, so wird der Wald der Eintracht sich genügend belauben, um Christen und Juden Schatten zu geben, allein dazu ist wenig Hoffnung.

Bettina: „Der Jude kann sich bekehren, ohne daß er sich Christ nennt, durch das einzige Gebot: Liebet Euch untereinander!“

Primas: Suchen Sie Mittel, die Juden zu diesem Opfer der Liebe für die Christen zu bewegen und ich verspreche Ihnen, das Wohl der Juden nach Ihren Ratschlägen zu fördern.

Hier endigte ein derber Paukenschlag der Haydn'schen Symphonie das Konzert und zugleich meine Judenverwendung, mit der mich der mutwillige Primas in die Enge trieb. Es hatte ihm gefallen, denn wenige Tage später sagte er mir, daß ich mich im Judenscharmützel brav gehalten habe!

Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach.
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Lessing, Nathan der Weise.

Es ist ganz einfach: man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar. Antoine de Saint-Exupéry, „Der Kleine Prinz“.

Vom Sinn und Unsinn der Landschaftsmalerei

Got ist niht und Got ist ein iht.
Ekkehart.

Es gilt, einmal den Sinn der Landschaftsmalerei, ihre Wege und Ziele, losgelöst von der Fülle des Einzelnen, zu erkennen.

Es ist zunächst leichter festzustellen, was die Landschaftsmalerei scheint und nicht ist; danach erst kann erörtert werden, was sie ist und nicht scheint. Eine solch polare Paradoxie ist kein Widerspruch gegen den objektiven Sachverhalt; denn alles Lebendige, sofern es lebendig aufgefaßt wird, ist gefangen in einer ähnlichen Paradoxie: Was ich weiß, das bin ich nicht — was ich bin, das weiß ich nicht. Im arabischen Geist gibt es eine Definition von Gott, die aus Negationen und Aufhebungen besteht; sie beginnt: Gott sieht, aber nicht, wie wir sehen, Gott hört, aber nicht, wie wir hören... Auch die Kunst hat einen so polaren Sinn; jede Gattung wirklicher Kunst und so auch die Landschaftsmalerei.

In der malenden Kunst ist die Landschaftsmalerei die jüngste. Sie kommt geschichtlich nach den Tieren, Pflanzen und dem Menschenbild auf und erwächst schnell zu einer bedeutenden Höhe. Doch die Höhe der Landschaftsdarstellung ist im Abendland nur so lange eindrucksvoll, wie wir nicht die Ostasiaten heranziehen.

Erst wenn der Menscheng Geist alle Wirkungen des Lebens im Hause an sich spürt und vollzieht, dann erst wird die Landschaft „gesehen“. Um jene Zeit aber legte das Christentum dem „geborenen“ Maler neue Fesseln an. Aber darüber hinaus zeigt die Geschichte der bildenden Kunst bei den Nordvölkern, daß allein der innen gestaltende Geist schöpferisch ist; sobald bildliche Darstellung in Frage kommt, wird die Welt oder eines ihrer Elemente, abstrakt, geistgeformt dargestellt, nicht aber nach seinem Augenschein. Die Kehrseite dieser selben Tatsache ist bekannt: die elementare Anlage der Germanen liegt in der Musik, in der Sage, im Mythos.

Nun haben die Germanen aber doch Anregung zum Malen empfangen; indessen jedesmal, um 400 und 800 wie um 1200, ereignete sich eine Ablenkung der naturwahren Darstellungsweise in die eingeborene abstrakte. Das zeigt die Tierornamentik so gut wie die karolingische Buchillustration und die Entstehung der romanischen Figurenmalerei.

Dann aber unter dem faszinierenden Zauber der Renaissance und unter der suggestiven Gewalt der südlichen Landschaft hat endlich auch der Deutsche den Weg zur Naturmalerei gefunden. Was seinem Geist nicht eingeboren ist, die sinnliche Liebe zur Natur — hier lernte er sie, und im Zauber des Gegensatzes erwuchs der stärkste Anreiz zur Naturdarstellung. Um 1500 sind die Vorstufen überwunden, die deutsche und nordische Kunst überhaupt hat sich befreit und gestaltet nach dem eigenen Gesetz; Dürer und Altdorfer oder Cranach sind dafür Zeugen.

Eines aber bleibt: die Vorliebe, ins Romantische, in die Welt des Geistes zu entweichen, besonders bei Altdorfer. Daneben ein rührender Eifer, die Natur und die Landschaft mit gewissenhafter Genauigkeit nachzumalen, so in Dürers Aquarellen. Doch wie Dürer als Maler nicht die Bedeutung hat wie als Stecher, so hat erst recht seine Landschaftsmalerei auch in der Zeit selbst keinen überragenden Wert, der Einfluß Italiens ist zu stark. Und dieser Einfluß wird in der folgenden Zeit nur immer stärker.

So hat der Deutsche erst im 19. Jahrhundert den Weg zu einer gesunden, dauerhaften Landschaftsmalerei in deutschem Geist gefunden und einen Typus ausgebildet, der im Abendland allgemein ist, aber immerhin einige Eigenheiten aufweist. Nicht wenn man die Dinge kunstgeschichtlich ansieht, wohl aber, wenn man auf das Naturgefühl eingeht, wird der nationale Unterschied erkennbar.

Hans Thoma stellt unter ihnen einen extremen Typus in der Kategorie der Landschaftsmaler dar — weniger als Maler, denn als naturempfindender Mensch, wie ja auch seine unübersehbare Beliebtheit nicht in seinen eigentlichen künstlerischen Zügen begründet ist, sondern vielmehr in der Art seines Naturgefühls, das dann doch immer beim Landschaftsmaler die letzte, innerste Aussage bringen wird. Wie steht ein Maler zur Landschaft, der sie so malt wie Hans Thoma? Auf den ersten Blick ist seine im Großen wie im Kleinen hervorragende Kenntnis festzustellen. Das könnte ja einfacher Realismus sein, ist aber bei Thoma mehr. Denn es liegt eine aus eigenstem Gefühl bedingte Auswahl vor, die zu erkennen gibt, daß Thoma ein Optimist, ein Naturgläubiger ist. Die Liebe zur deutschen Erde ist so groß, daß er es nicht

wagt, oder nicht fertig bringt, die Landschaft seinem eignen Empfinden gemäß umzudichten. Liegt dahinter nicht ein Bekenntnis zur Natur als dem Ausdruck göttlichen Wesens? Man braucht nicht zu wissen, daß Thoma bis an sein Ende mit einem frommen Kindersinn begnadet war, seine Bilder zeigen ihn alle. Auch nicht sonderlich geheimnisvoll ist ihm die Natur, die ist gut und herrlich, beglückend — alles in allem: das Glück der nächsten Nähe ist die Seele seiner Landschaftsmalerei.

Damit ist schon angedeutet, was bei Thoma fehlt: das Nachdenken über die Natur. Er ahnt nicht, daß andre mehr von dem Glauben beseelt sind, die Natur sei unvollkommen. Wäre sie vollkommen, könnte es keinen Untergang ihrer Elemente und ihrer Lebewesen geben, und von hier aus kommen manche Maler dazu, die Natur zu verändern, zu steigern, zu dämonisieren, umzudichten — je nachdem. Man braucht da nicht den malenden Bildungsdichter Böcklin heranzuziehen, der dem Auge wahr macht, was nie dem Auge erscheinen kann; es genügt, an die altdeutschen Maler und Zeichner zu erinnern, die in ihren Bildern die deutschen Bäume mit Vorliebe knorrig, zerzaust, eigenwillig darstellen. Bei ihnen besteht ein reizvoller Gegensatz zwischen dem liebevoll ausgepinselten Vordergrund mit seinen Grashalmen und geborstenen Baumrinden, die voller Flechten hängen, und dem Horizont, der sich in eine märchenhaft ferne, nie gesehene Alpenszenerie auflöst. Dabei ist das Gegenständliche noch nicht das Wesentliche, die Art, wie alles gemacht wird, ist entscheidend. Die schroffen Berge wie die weite Ebene lösen sich in einen Duft von Blau auf, der wohl erlebbar, mehr aber ein Selbstbekenntnis ist: der malende, die Natur erlebende Mensch sehnt sich hinaus aus der Enge der Welt, aus den Kulissen der Berge, Häuser und Wälder und strebt über den Blick hemmende Widerstände hinweg „ins Blaue“ hinein. Die Weitensehnsucht des Nordländers, sein Wandertrieb aus Weltliebe wird zur Gottsuche. Das Blau spricht davon, daß unter der hier sichtbaren Welt eine andere anhebt, und alle Endlichkeiten gehen auf in einen unendlich beglückenden Klang duftig blauer Lufttöne. Gewiß ist es erfahren, aber die regelmäßige Anwendung dieser Farbe ist mehr: unter allen Farben ist dieses helle, unkörperliche Blau die wahrhaft metaphysische Farbe. Sie ist da für jene Naturmaler, die Gott ahnen, aber nicht wie Thoma im Blick der nächsten Nähe haben, sondern ihn im Glück der fernsten Ferne suchen. Es ist ein Weg ohne Ende, die Malerei kann hier keine Erfüllung gewähren.

Wie die Nähe mit ihrer aufdringlichen Wirklichkeit nicht die Offenbarung Gottes sein kann, wie die Ferne mit ihrer verlockenden Unwirklichkeit Gott ist und nicht ist, geben die tiefer empfindenden Maler den

einen wie den anderen Weg auf. Gott ist nicht im Sichtbaren, er ist nicht im Einzelnen, nicht in dieser Pflanze, nicht in diesem Berge, auch nicht in dieser Ebene, aber alle haben sie einen Hauch seines Geistes verspürt. So kann denn nicht das Individuelle, Einmalige, Situationsmäßige in der Landschaft die tiefere Sehnsucht des Herzens erfüllen; alles ist da vergänglich, es verdorret wie der Grashalm und verwehet wie der Wind. Und dennoch! Der Geist Gottes ist auf der Erde, wir fühlen ihn in seltenen Augenblicken, wie er sich uns unfassbar und doch wirklich zwischen hohen Bergwänden, im Schweigen eines Tannenwaldes, im Brunnen einer Eiche, in den Graten eines Berges offenbart. So ist Gott da und wieder nicht da, er ist ein Etwas und ist ein Nichts, Wie aber fasse ich ihn?

C. D. Friedrich hat es gewagt, hat es versucht. Der Geist Gottes ist in der Welt, aber nicht im Veränderlichen, nicht im Einzelwesen, er ist im Ganzen. So malt Friedrich die Bilder aus dem Leben der Erde, der deutschen Erde. Dahin ist alles, was den Reiz der Bilder Thomas ausmacht, alles Kleine, Sympathische — geblieben ist der ungeheure Ernst, die Stille, die nackte Form des Gebirges. So in Meditation, in Beschauung versunken, malt der stille, unscheinbare Mensch seine vielen kleinen Landschaften, die alle wahr sind — aber in einem höheren Sinne als bei Thoma. Das Geistige darin ist wahr, und das Einzelne ist vergangen. Zwischen stiller Elegie und schauriger Bewegung zeigt sich der Erdgeist bei ihm. Was er sichtbar macht, ist mehr als sonst ein Maler sichtbar zu machen wußte: das Unsagbare, das Göttliche der Natur, alles, was wohl dem inneren Ohr vernehmbar ist, sich aber nicht dem Auge darbietet, das macht er sichtbar.

Zwei Arten von Bildern sind bei Friedrich zu unterscheiden: die Gebirgsbilder mit den scharf, klar und körperlich gezeichneten stummen Bergen, und die Bilder fast ohne Inhalt, die Bilder der farbigen unergründlichen Räume. In den einen wie in den anderen ist das gleiche fromme Naturgefühl ausgedrückt. Dabei sind die Bilder des weiten Raumes schon eine Absage an die „vollen“ Landschaften. Denn alles Gegenständliche ist vergänglich und darum nicht der vollkommene Ausdruck des Göttlichen, wie auch die ganze Schöpfung mitsamt der Erde und der Gestirne einmal vergehen. Mächtiger und eigentlicher spricht die dunkle Stimme der Natur aus dem am wenigsten Gegenständlichen der Natur: aus dem Raum und aus den Farben. In rätselhafter Weise sind grade sie Träger und Auslöser religiöser Erlebnisse, weil Gott nicht im Etwas, im Gegenständlichen so vollkommen und vollständig sein kann wie im Fast-nichts, im Dunst und dem unkörperlichen Raum;

darum sind auch die stärksten Bilder Friedrichs jene inhaltlosen, in denen nur leise der Standpunkt angedeutet wird, alles andre aber leuchtende, dämmernde Luft ist. So bleiben nichts als Farbtöne, und es ist kein Zufall, daß die Sprache hier von Tönen spricht. Denn solche Farbe hat das eine Merkmal der Farbe kaum noch: daß es am Körperlichen haftet, sie wird körperlos, geistig, wird Gemütswallung, sie wird zur inneren Musik, zum Ton der eignen Seele, die — wenn der Maler ein Fühlen mit der Natur hat — den Ton der Landschaft wiederklingt.

Jetzt sehen wir auch, wie weit die Malerei dem Geist der Landschaft folgen kann: bis dahin, wo der Geist nicht mehr in Form und Gestalt sich ankündigt, sondern in Sprache, in Klang, im urewigen Geraune des Werdens und des Wandels. Nun ist alles Inhaltliche des Bildes zum bedeutungslosen Behelf herabgesunken: der Maler strebt, weil der Klang die innerste Sprache der Natur ist, danach, ihn durch Farbe auszudrücken. Die gleiche Paradoxie wie vorher: was der Maler sucht, ist Gott; was er nicht darstellt, ist Gott; was er aber darstellt, das ist nun wirklich doch der Atem Gottes. So wird die Farbe zum Symbol für das Unaussprechbare, für das ARAETHON.

Thomas Mann unterscheidet akustische und visuelle Menschen, „Augenmenschen und Ohrenmenschen“. Ich möchte das erste die Empfänglichkeit des Südens, das zweite die Sensibilität des Nordens nennen. Gibt es denn nun ein Empfangen der Landschaft durch das Ohr, musikalisch rezipierte Landschaft, gehörte und wieder hörbar gemachte Landschaft sozusagen? Nicht nur darin, wie die Menschen die Eindrücke der Landschaft besonders intensiv aufnehmen — vorzugsweise akustisch oder optisch — unterscheiden sie sich, sondern auch darin, durch welchen Sinn sie sich am unmittelbarsten ausdrücken können, ob durch die Augenkünste oder durch die Ohrenkünste. Eine saubere Teilung der Menschen gibt es dabei nun nicht; es ist möglich, daß ein besonders durch Töne aufnehmender Künstler dazu eine stärker ausgeprägte Gabe und Neigung hat, sich durch Farben auszudrücken. Die Romantik hat gewiß etwas Richtiges geahnt, wenn sie gern davon sprach, daß die Grenzen zwischen den Sinnen gar nicht scharf und unbedingt sind; es ist für sie eine Gewißheit, daß sich gehörte Töne mit empfundenen Farben verbinden, ja daß es eine feste Verbindung und Harmonie zwischen Farben und Tönen, Farbreihen und Tonreihen gibt. Damit verbindet sich eine weitgehende Gleichgültigkeit gegenüber dem Gegenständlichen, Sichtbaren und eine starke Empfänglichkeit für die Gemütswerte der Farben, die als Klänge erlebt werden.

Wie muß ein entgegengesetzt veranlagter Maler zur Landschaft stehen?

Der sichtbare Inhalt der Landschaft bedeutet ihm nichts gegenüber ihrem Klangwert und dem Grundakkord der darin aufklingenden Farben. Friedrich kann mit den beiden Arten seiner Werke als Beispiel herangezogen werden. Aber seine Art ist doch trotz der hohen Wertschätzung, die ihm seit Jahren entgegengebracht wird, in merkbare Grenzen der Subjektivität gebannt. Das heißt, weil er Romantiker ist, überschreitet er die Natur oft in einer ihr entgegengesetzten Richtung.

Er überwindet sie in ihrer Vergänglichkeit, hat eine magische Fähigkeit, an ihr Wesen vom Einmaligen, Ewiges vom Momentanen zu scheiden, und zwar geht er, wenn er wahrhaft natursichtig ist, in der Richtung der Natur weiter, er ahnt oder weiß dunkel darum, was die Natur, die Landschaft, ihrem Wesen nach ist.

Was aber bleibt, wenn alles Gegenständliche schwindet? Die Großform des Raumes und der Klang dieses Raumes, die Stimme und ihr Widerhall an dieser Form. Noch weiter geht die Entwicklung: auch die Begrenzung der Form wird in ein diffuses Medium aufgelöst, sodaß die Horizontberge schließlich mehr Farbklänge als Dinggebilde sind. Solche Bilder müssen durchaus unwirklich erscheinen und müssen eine „Stimmung“ haben, die weder Tageszeit noch Ortsbestimmung, weder Bildechtheit noch Lebensfülle haben. Zu erkennen sind sie daran, daß der Durchschnittsmensch keinen Sinn für solche Landschaften hat und daß der Empfindlichere von einem unbestimmten Zauber gebannt ist — gebannt, weil die Stimme dieser Landschaft im religiösen Erleben ungeschwächt widerklingt. Bei Friedrich ist das schon zu fühlen, aber manchmal ist doch etwas Individuelles, Situationsmäßiges darin, besonders bei den Gebirgsbildern. Wie er aber Atmosphärisches malt, in durchaus „richtigem“ Farbenklang gibt, das ist in Wirklichkeit doch metaphysisch; denn er malt diese Farbklänge nicht ihrer Natürlichkeit wegen, sondern weil in ihnen das Wesenhafte auch der Landschaft zum Ausdruck kommt. Es ist also möglich, daß an einer Landschaft nicht die Landschaft das Bestimmende ist, sondern die Erlebniswerte, die von den Farben der Atmosphäre vermittelt werden. In ihnen ist die Seele des Bildes, sie deuten auf das hin, was er meint: auf das Ueber-Natürliche, das, was über die Natur hinausgeht. Es ist die Offenbarung einer metaphysischen Größe, die Stimme Gottes, die sich hier kundtut, des Gottes, der nicht im Besonderen ist, sondern im Ganzen, im Einen, der aber doch Wandlungen hat. Die muß er haben, solange überhaupt Landschaft erlebt und gestaltet wird.

Aber wie Gott nicht im Konkreten, sondern im Ungreifbaren, im Unbegreiflichen ist, so ist seine Stimme nicht im Festen, Bleibenden einer

Landschaft, sondern im fast nicht mehr Dinghaften. Darum haben alle tiefempfindenden Landschaftsmaler eine Vorliebe für die atmosphärischen Erscheinungen. (So ist es mit dem „Mönch am Meer“ und der Dresdener Elbbrücke bei Friedrich.) Und doch gilt auch hier wieder: Gott ist nicht dies noch das; was man von Gott sagt, das ist er nicht; was man von ihm nicht sagt, das ist er eigentlich (Ekkehart). Was ein so tief religiöser Landschaftsmaler wie Friedrich sucht, ist Gott, was er darstellt, ist Gott nicht, aber es ist Manifestation von Gott in dem, was er malt. Eine Halbheit bleibt, wir stehen auf einem äußersten Punkt, über den hinaus es keinen Weg mehr gibt. Und so klingt das Es, die Seele der Landschaft, doch wieder abgelenkt und verändert aus dem Atmosphärischen heraus. Gott ist ein Nichts und ist ein Etwas. Ob wir davon redend oder malend zeugen wollen, es ist immer falsch. So kommt die tragische Gewißheit, daß der Gott, der in der Natur wahrhaftig ist, nicht zu fassen ist: „Nah ist und schwer zu fassen der Gott“.

Von der sinnenfrohen Naturfrömmigkeit bis zur paradoxen Stelle, an der Friedrich steht, sind wir gekommen; je tiefer der Maler in die Landschaft hineindringt, desto mehr entfernt er sich von ihr. Während er Gott suchte, floh Gott vor ihm in die Tiefe, nicht in die Irre. Es fragt sich, ob es über die tragische Situation Friedrichs noch einen Schritt hinaus zu tun gibt?

Lösen wir die Wirklichkeit der Landschaft noch mehr auf, verdichten wir die Formen noch mehr zu Geist, zu Allgemeinem (das heißt nicht: Abstraktem), sodaß noch eine Ahnung visueller Wirklichkeit bleibt, und heben wir das Einmalige, Momentane — über Friedrich Hinausgehende — auf, dann treffen wir auf Grünewald.

Wir haben bisher vom Menschen in der Landschaftsmalerei nicht gesprochen, teils weil er Staffage war, teils weil er überhaupt fehlte, hätten aber schon bei Friedrich darauf eingehen müssen, daß er es liebt, eine Menschenfigur mit mehr als nur ästhetischer oder optischer Funktion in die Bildfläche zu stellen. Die Art dieser Figur ist auch ein Grund, weshalb wir bei Friedrich von einer gewissen Subjektivität des Landschaftserlebens sprechen. Denn diese hockenden oder stehenden Figuren, die in die Bildfläche hinausschauen, sind wohl Stimmungsausdruck und Spannungssymbol, aber diese meditierende Haltung ist eher indisch als abendländisch; und wir können folgern, daß Friedrich die Landschaft gläubig als eine Offenbarung hinnahm mit viel Fassung und viel Glauben — selbst wenn der Sinn, die Stimme der Landschaft anders ist als diese tief-friedevolle Muße erlaubt, wenn sie den Menschen aufrüttelt, erhebt oder niederwirft. Dieses Pathos der wirklich gemalten Landschaft

spielt nicht auf den Gestalten weiter, die dastehen in dem Gefühl: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.

Bei Grünewald jedoch wäre das ganz anders, wenn man es sich erlauben darf, seine Werke statt vom religiösen Vordergrundbild — von dem Landschaftshintergrund aus zu betrachten. Sonst ist die Grünewaldsche Landschaft Hintergrund für die heilige Geschichte; so aber würde die Christusszene oder was sonst — Frevel es so zu sehen, aber möglich — Spiegelung der Landschaft im Menschen. Still, majestätisch, abweisend heroisch und doch gütig sind die Berge und Bäume.

Grünewald zeigt die bekannten religiösen Vorgänge mit einer Ausdeutung des Wesentlichen in den Gestalten, die er darstellt. Die Landschaften sind hier „nur“ Hintergründe, aber solche, die nun vielleicht erst recht die Menschen verstehen lassen in ihrem übergroßen Schmerz. Aber diese Hintergrundlandschaften sind so sehr selbständige Teile des Bildes, daß wir sie herausnehmen könnten und dann herrliche ergreifende Landschaften hätten, wirklicher als irgendein eigentlicher Landschaftsmaler sie geschaffen hat.

Grünewalds Gestalten zeigen Gefühle in der allerstärksten Form, nicht ins Romantische verbogen, sondern ins Uebermenschliche gesteigert, ins Meta-physische, in das, was hinter den Dingen liegt. Man hat den Maler schon den Romantiker des Schmerzes genannt; aber mir scheint die Bezeichnung nicht ganz die Sache zu treffen, eher ist er nur ein Metaphysiker des Schmerzes. Mit fast plastischer Bestimmtheit malt er seine Figuren, und so sehr sonst das Letzte, das Allgemeine der Sinnhaftmachung entgegensteht, so vollkommen hat es dieser Maler erreicht, der gewiß ein Mensch mit schwerem Seelenleid war.

Es ist seltsam zu beobachten, wie ganz anders Grünewald die Landschaften als die Figuren behandelt. Die eine Art zeigt er in betonter Körperlichkeit, in einer unbedingten Vollplastik, die Landschaften hingegen haben davon kaum noch die Spur. Und hier auch erlebt der Maler die Erlösung von dem Miterleben der furchtbaren Pein; die mannhaft gehorsame Frömmigkeit, die den christlichen Maler zwingt, den Leiden des Herrn und seiner Getreuen unerbittlich ins Auge zu schauen, ist in der Landschaft nicht zu sehen. Mit einer frommen Scheu malt er die Gebirge und Klüfte, die Nacht und die Sterne, die in einer allgütigen Schweigsamkeit dastehen. Dazu ist das Spiel der Körperfläche und der klaren Farben aufgegeben und hat einem weichen, aus Dunst gebildeten Landbilde Platz gemacht. Diese Landschaften sind nicht mit dem Auge erfahren, sie sind in Wahrheit nur Musik der Erde, in Farben statt in Tönen ausgedrückt. Grünewald, der gewiß sehr musikalisch war, will gar-

nicht den objektiven Klang des Raumes, er will die „Stimmung“ in erhabenstem Sinne, die über das elementar Menschliche und das Künstlerische hinausgeht. Diese Erdbilder sind wie die Bibelszenen nicht in der Wirklichkeit möglich, sondern auf der anderen Ebene, auf der es keine Gewißheit, sondern nur fromme, schaudernmachende Ahnungen gibt. Im Grunde handelt es sich hier um die gleiche Fähigkeiten, Landschaften religiös zu erleben wie bei C. D. Friedrich. Aber Grünewalds Seele ist soviel frommer, heldenhafter und unzivilisierter, daß er auch der Erde in einer weit größeren Tiefe begegnet. Wenn auch das Göttliche uns nie offenbar wird — in welcher Nähe oder Ferne vom Menschlichen wir es erfassen, das hängt von der Tiefe, der Stärke der eigenen Seele ab — und wir können getrost sagen, daß so jenseitig wie Grünewald kein deutscher Maler die Landschaften erlebt hat. Betrachtet man die Landschaftsteile, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier eine Art Mystik vorliegt, die Gott im gedeuteten Sinnlichen sucht. Aber es ist kein christliches Gefühl, das sich hier äußert. Es ist uraltes Heidentum, das meint, Gott ist in der Welt und Gott ist die Welt, aber auch weiß, daß er im Momentanen und Einmalig-wahren nicht sein kann, er ist im Großen, im Ewigen. Gott ist ein Etwas und ist doch auch nicht Etwas. Got ist ein niht und Got ist ein iht.

So treten die Berge und Bäume, die Tiere, selbst dem Menschen weltenfremd vor die Augen. Aber sie sagen nicht: siehe wir sind! Sie sagen: Was du siehst, das sind wir nicht — was wir sind, das siehst du nicht. Wir sind nicht, was wir sind, und nicht, was du siehst. Wir sind aus Gott und in Gott, aber Gott ist ein Nicht, und er ist ein Icht. „Die übernamenlose Gottheit“, sagt Tauler, „hat nirgends eine eigentliche Wirkungsstätte als im Grunde der allertiefsten Selbstvernichtung“. Und dann sagt wieder Tauler: „Da Paulus nichts sah, da sah er Gott!“

Hier ist die Welt schon tief im Entwerdungsprozeß — so weit, daß bei Grünewald weder Ort, noch Zeit, noch Klima zu bestimmen sind. Entwerden, alle Formen aufgeben, um Gott als Form zu empfangen, darin liegt der Sinn dieser Landschaften und der deutschen Mystik. Tauler sagt: „In dieser Weise muß du vorwärtsgehen, und darum spricht der himmlische Vater zu ihnen: ‚Du sollst mich Vater nennen und nicht aufhören hineinzugehen‘, immer vorwärts hinein, je höher, desto tiefer versinken in den unerkannten und ungekannten Abgrund, über alle Weise, Bilder und Formen, über alle Kräfte sich selber verlieren und sich völlig hinein entbilden — so bleibt in dieser Verlorenheit nichts als ein Grund, der wesentlich auf sich selber steht, ein Wesen, ein Leben, ein Ueberall. Und von diesem Zustande kann man wohl sagen, daß man werde er-

kenntnislos, lieblos, wirkungslos und geistlos.“ Hat man den weiten Lichtblick erlebt, der in diesen Worten angedeutet ist und tritt dann wieder vor Grünewalds Landschaften, dann kann man nichts weiter sagen als: ja, so ist es.

Aber ist nicht solches Entwerden der Untergang der Malerei, die doch, so oder so, immer noch am Sinnlichen hängt? Ist das nicht die letzte tragische Situation aller innerlich religiösen Maler, daß sie das, was die meinen, nicht malen können? Und gibt es über Grünewald hinaus noch einen weiteren Weg zur Entwerdung, zum Nihilismus der Landschaftsmalerei?

Die Mystik kennt den Weg. Wir lassen mit Tauler einen der letzten Neuplatoniker (Proclus) sprechen: „Alldieweil und solange der Mensch mit den Bildern, die unter uns sind, umgeht und darin keinen Mangel hat, ist es unglaublich, daß der Mensch je in den Grund kommen könne ... willst du aber empfinden, daß es sei, so laß alle Mannigfaltigkeit und sieh dies mit einem verständigen Hinsehen an; willst du aber noch höher kommen, so laß das vernünftige Hinsehen und Ansehen (denn die Vernunft ist unter dir), und werde eins mit dem Einen.“ Und er nennt, fügt Tauler an, dies Eine eine „stillschweigende, schlafende, göttliche, übersinnliche Finsternis“. Und an anderer Stelle: „die übernamenlose Gottheit hat nirgends eine eigentliche Wirkungsstätte als im Grunde der alltiefsten Selbstvernichtung ... Da Paulus nichts sah, da sah er Gott.“

Grünewald ist auf diesem Wege zur künstlerischen Selbstvernichtung, zum malerischen Nihilismus so weit gekommen, daß er die Elemente der Natur durch Symbole und ihre Seele durch die metaphysische Stimmung — er malt gewissermaßen Landschaften der Urzeit und der Urwelt — festzuhalten suchte. Friedrich blieb näher beim Augenbilde und beim menschlichen Gefühl; das Ende müßte aber eine Landschaftsmalerei sein, die nichts Gegenständliches mehr hat und nur „Stimmung“. Das Abendland hat diese Reinheit des Naturgefühls nicht erreicht — so weit aber dies alles malerisch noch gehalten werden kann; die vorletzte Etappe zum Nihilismus hat nur die Kunst der Ostasiaten erreicht. Sie malen Bilder, aus denen das Fast-nichts sein mitreißendes Wesen treibt. Nur Luft in blassen Farben und als letzte Stütze für die Sinne einen Ast, einen Zweig oder eine Berglinie — sonst nichts! Darin liegt das Geheimnis der chinesischen Landschaft und die letzte darstellbare Form.

Das Ziel ist hier endgültig, das Göttliche in der Welt mit einem Nichts darzustellen, alles Körperliche, mit den Augen Erfassbare muß schwinden, nur dann ist Gott zu erfassen, der das große All-Eine, der Tao ist. „Wo alles Verstehen und alles Begehren endet, da ist es finster, da leuch-

tet Gott“ (Ekkehart). Wo Empfinden, Wahrnehmen, Darstellen, Wünschen, Denken, wo alles Körperliche nicht mehr ist, da ist Gott. Und doch ist er in allem, was die Welt füllt, er ist darin, doch nicht zu fassen: er ist ein Etwas darin und ist ein Nichts.

Das ist der äußerste Punkt, auf den die Landschaftsmalerei zustrebt — und das ist der Punkt, in dem sie endgültig überwunden wird. So strebt alles zum Untergang, in dem es sich selbst verwirklichen will. Und so laufen alle Wege in Gott aus. Er ist der Ort, an dem alles umwendet, indem es einmündet. So paradox ist nicht nur die Malerei, jede Kunst, jede Geistform ist von dieser Art. Darum ist große Kunst in sich tragisch, unerlösbar tragisch. Denn sie will die Selbstvernichtung, und wie das Individuum nach Auflösung strebt, so auch die Landschaftsmalerei. Der Maler wird dann aufhören, wenn er am Ende ist, und dann kommt das Schweigen in der Fülle der Weisheit.

Ich habe ein sehr schönes Haus mit roten Ziegeln gesehen, mit Geranien vor den Fenstern und Tauben auf dem Dach... dann sind sie die Erwachsenden nicht imstande, sich dieses Haus vorzustellen. Man muß ihnen sagen: ich habe ein Haus gesehen, das hunderttausend Franken wert ist. Dann schreien sie gleich: Ach, wie schön!

So auch, wenn ihr ihnen sagt: Der Beweis dafür, daß es den kleinen Prinzen wirklich gegeben hat, besteht darin, daß er entzückend war, daß er lachte und daß er ein Schaf haben wollte; denn wenn man sich ein Schaf wünscht, ist es doch ein Beweis dafür, daß man lebt — dann werden sie die Achseln zucken und euch als Kinder behandeln. Aber wenn ihr ihnen sagt: der Planet, von dem er kam, ist der Planet B 612, dann werden sie überzeugt sein und euch mit ihren Fragen in Ruhe lassen. So sind sie. Man darf ihnen das auch nicht übelnehmen. Kinder müssen mit großen Leuten viel Nachsicht haben.

Wir freilich, die wir wissen, was das Leben eigentlich ist, wir machen uns nur lustig über die albernen Zahlen.

Antoine de Saint-Exupéry, „Der Kleine Prinz“

Unsterblicher Homer

Zwei Bücher, deren geistige Tiefe und zeitliche Fortwirkung über Jahrtausende hinweg ihnen den mythischen Charakter des „Buches der Bücher“ verleiht, wie die Bibel ihn hat, sind die beiden unsterblichen Epen Homers, die „Ilias“ und „Odyssee“. Keine Statistik kann erfassen, wie weit sie verbreitet sind. Sicher ist, daß sie mit der Bibel und mit Dantes „Komödie“ zu den meist übersetzten und meist nachgeahmten der Weltliteratur gehören. Diese doppelte Quelle, dieses literarische Dioskurenpaar, hat während Jahrhunderten des Friedens und des Krieges den ständig anziehenden Sinn des Musters und die unaufhörlich wiederholte Spendekraft unermesslichen Vergnügens für Kinder und Greise, für Einfältige und Weise gehabt. Die Gestalten, Abenteuer und Schilderungen sind allen so vertraut, daß sie zu geflügelten Worten, zu Gleichnissen, zu Motiven der Kunst tausendfache Elemente lieferten. Von der Magie äußerlich unscheinbarer Papyrusrollen wuchs ein breiter geistiger Strom, der auch heute nichts von seiner befruchtenden Kraft verloren hat. Wenn je mit Recht vom Mysterium des Buches gesprochen werden konnte, so hier in einem unvergleichbaren Sinn. Jedes und alles aber vereinigt sich hier zu dem nahezu halbgöttlichen Bild, das wir wie fast hundert Generationen vor uns mit dem einzigen Namen Homer bezeichnen.

Was ist uns heute Homer? Eine beständige und wohlvertraute Schulerinnerung oder Unmittelbares? Wir schlagen die noch immer anheimelnde Uebersetzung des wohlachtbaren J. H. Voß auf, beachtlich, ja staunenerregend noch immer, wie überhaupt Uebersetzungseifer und Uebersetzungstalent der Klassik. Wir lesen und verlieren uns, wie wir uns in einem Wachtraum verlieren mögen, der die Grenzen unserer gespannten Existenz sprengt und unserm Dasein in seiner Bindung und Beklemmung alle Schwere nimmt. Wir vergessen das vorurteilsbeladene Wort vom Anachronismus des Epos, wir vergessen die hölzernen Verallgemeinerungen des Ideologienkampfes; es ist, als empfänden wir zunächst im schweren Schreiten der Hexameter Meeresfahrt und Meeres-

stille, bis unser Auge sich in der Weite der Horizonte verliert. Wir sehen ab vom Geschehen. Wir spüren uns hinübergerettet in ein kluges, männliches Wissen um das Sein und seine Verpflichtung zur Fülle, zum Vergessen der arroganten Belanglosigkeit. Es schweben uns vor die geschlossenen, dunkelbeschatteten Augen des sagenumwobenen Sängers.

Die erste Stufe des Zaubers wird wirksam. Das Aufsplitternde der Modernität, das Stakkato der fliehenden Eile und die weiche Sentimentalität der falsch verstandenen Innerlichkeit, all jene vergeblichen Versuche der ewig jünglinghaften schönen Seelen, mit schmeichelndem Gefühlsaufwand verlorenes Wissen um das Sein und seine schaurige Breite zu ersetzen, sind vergessen. Mögen wir von Schlachten lesen und blutigen Kämpfen, von Sorge, Tod und Verderben — das alles hebt sich auf zur sonnenumfluteten Kühle eines Gesichts, dem diese Vorgänge als ratlose Gesetzlichkeit erschienen wie das Schimmern der rosenfingrigen Eos und das ins Regungslose des Ozeans hinabtauchende Licht der abendlichen Sonne, bis die ambrosische Nacht das Geheimnis des heftigen Werdens und Vergehens in einem schauernden Mantel des Vergessens hinwegrafft. Das entrückte Antlitz des Blinden wird uns, je weiter wir uns im Gewoge der Verse verlieren, zum Symbol dessen, was uns fehlt: zum Symbol des Selbstverständlichen. Menschen, Götter und Alltag kreisen im homerischen Epos bei aller Dichte ihrer Wirklichkeit wie Figuren und Landschaften im Raum eines Traumes, dem Zwecke und Reflexionen, dem metaphysische Unruhe und ideologische Problematik fern sind. Nicht wie Valérys „Jeune Parque“ ist Homer durch eine metaphysische Trauer um den Tod, durch einen Gedanken über den eignen Schatten aus dem erlebten Zwang zum Sein herausgebrochen. Die atemberaubende Folgerichtigkeit des Schicksals in der griechischen Tragödie mit ihren dramatischen Verdichtungen breitet sich hier aus mit jener unerhörten Weite, die uns wiederum das Bild des Ozeanischen aufdrängt. Nichts von einem archimedischen Punkt, von dem aus wir, aus der Reflexion, diese Welt mit einem Sinn neu erschaffen könnten. Nichts von einer Sündhaftigkeit, die zum Dialog mit einer Ueberwelt verführte, nichts von einem um sich selbst wissenden Heroismus, der Ziele wies. Und doch nichts von der intellektuellen Traurigkeit eines nervösen Nihilismus, der Werte in Frage stellt. In einem Ausschnitt aus dem Sein wird der ozeanische Gleichmut des Seins selbst eingefangen. Und alles ist gegenwärtig vom Kleinen bis zum Großen, hinlenkend zur Annahme des Selbstverständlichen und Unverrückbaren. Die hungrige Gier des Ermüdeten nach Speisung, das duftende kühle Bad, das erschütternde Weinen, das Mehl in genähten Häuten, das aufs röstende Fleisch gestreute Salz, die

tobende Schlacht, in der die Waffen in der Sonne glänzen und das Blut die Erde tränkt; Elfenbein, Gold, Silber, Krieg, Groll, Zwist, Beratung, Rede, Herrschen, Anrufung, Glaube, Hades, die Erinnyen und Phoibos Apollon. Nichts gibt es, was der Beachtung nicht wert schiene im gewaltigen Kreis, den dieser Blinde mit seinem Epos um das Menschliche und Göttliche zieht, selbst unsichtbar und wiederum stets gegenwärtig wie ein Gott selbst, dessen Ziel und Gedanken unergründlich sind. Homer ist der Vater der abendländischen Dichtung, der begnadete Spender des Selbstverständlichen, dessen Einfachheit das Rätselhafte alles Lebens auf höherer Stufe wiederholt.

*

Die Deutschen haben zu Homer immer ein Verhältnis gehabt, in dem sich tausend Sehnsüchte brachen. Der „mythologische Apparat“ oder das Geschehen selbst haben uns weniger angezogen als der Geist dieses Dichters der Dichter, wie Hölderlin sagte. Während die homerischen Epen vielfach der übrigen europäischen Literatur ein Requisit für Metaphern, Handlungen und Göttermasken lieferten, gab er vielen Deutschen die Bestätigung einer Radikalität, die die „Natur“ jenseits aller Moralität oder Intellektualität suchte. Während Voltaire über die schlechten Manieren der homerischen Helden spöttelte, sah Schiller in Homer ein leuchtendes Vorbild, als er noch nicht fähig war, „die Natur aus der ersten Hand zu verstehen“. Für Lessing „Muster aller Muster“ im Sinne der nicht von der bildenden Kunst her verfälschten Prosa, war er für Hölderlin der Gewaltige, der die Ursprünge noch nicht durch Wissen verdrängt und die Mutter Asia mit ihrer dionysischen Trunkenheit in apollinischer Form noch nicht verleugnet hatte. Bürger, der eine der ersten deutschen Uebersetzungen versuchte, geschah es, daß ihm der „süße Wahn“ vorschwebte, man müsse in der Uebersetzung Homer als einen alten Deutschen erscheinen lassen, der seine Ilias deutsch gesungen habe. Nur sein Vaterland erschien ihm „in aller Absicht kalt“. Bis die reifere Klassik „diesen“ Homer im „Bärenfell“ überwand, ging ein gewaltiger Einfluß von den Epen auf die deutsche Dichtung aus. Sie gewann Gestalt, Geschmeidigkeit und Tiefe, sie glättete die genialischen Unarten des Sturm und Drang, sie wurde zur Basis des deutsch-griechischen Bundes. Herder blieb es vorbehalten, hinsichtlich Homers als von dem wahren Geschmack eines reinen Menschengefühls, von einer moralischen Zartheit und ruhigen Weisheit zu sprechen. Aber auch diese Humanisierung Homers, ebenso wenig wie Schillers Naturbild oder Schopenhauers „sich in Homer so einzig aussprechenden Objektivität“ konnten Goethes genialer Wissensbreite und dichterischer Intuition gleichkommen. Er, der Wahlverwandte,

aber faustisch abendländisch Getriebene, fand allein das im deutschen Schrifttum gültige und gemäßige Wort, welches das Phänomen in seiner Ganzheit erfaßt. „Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuern Götter und Helden soviel Raum haben wie im weiten Himmel und der grenzenlosen Erde . . . Zwecklos, leidenschaftslos ruht dieser Mann dahin, er ist um seiner selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung.“

*

Homer ist den Deutschen seit der Renaissance und der seither von allen Seiten hereinströmenden Bildungsflut das Sinnbild des Selbstverständlichen gewesen, wo die Begegnung stark und anhaltend war, und ist es heute in einem besondern Maße, wo die Windrose unseres geistigen Orientierungssystems im Sturm der versuchten Neuwertung heftig und anhaltend gedreht und wieder gedreht wird. Dantes komplizierte Hierarchien und Shakespeares stoffliche Fülle und Reichtum an Individuen vermögen kaum so zu dieser Quelle zurückzuführen wie Homers begnadete Schlichtheit. Goethe könnte es, aber Faust kann nur der verstehen, der die ganze Schwere des Mittelalters wirklich erlitten hat. Und doch ist Goethe, um ein vertrautes Maß zu wählen, dem „alten Homer“ von allen großen Deutschen am nächsten, sobald man ihn etwa mit dem in diesem Sinne nervöseren „und daher“ modernen Schiller vergleicht. Anstatt sich der Natur auf dem Weg des „Selbstverständlichen“ zu nähern, wurde Schiller ihr durch eine „idealistisch-moralische Illusion“ fremd. Und vor Schiller als dem in diesem Sinne „Moderneren“ empfinden wir die Tiefe und sinntragende Bedeutung der Macht des „Selbstverständlichen“, die von den homerischen Epen ausgeht. Auch Schiller ahnte sie, wie aus seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen hervorgeht. Aber Goethe besaß sie — wenigstens soweit es ihm als dem Vertreter einer späteren Zeit möglich war — gewiß nur zu einem Teil, aber doch so, daß neben der Gewalt seiner Schlichtheit wir wenigstens in der deutschen Literatur finden, das immer so in Bann hält wie sein Wort, seine Sprache und geistige Art. An diesem Beispiel wird klarer, was Homer uns bedeutet, weil neue und heftigere Erschütterungen in unser Leben getreten sind. Kaum eine Grundlage ist stehengeblieben. Allenthalben drängt sich ein Neues auf, das aber mehr Problematik aufbürdet, als Spätere annehmen können, die sich in fertiggemachten Gewißheiten wiegen mögen. Und nichts vermag dieses Neue mit einer neuen „Selbstverständlichkeit“ des Seins auszustatten wie jene Kraft, die den Ursprung des Homer bestimmt, wie jene Kraft, die zum „Versinken“ geeignet macht, zum Versinken in das fraglose Hinnehmen, und die befähigt,

jene Hingabe zu wiederholen, die das Auge nach innen kehrt. Wir können nun ganz das Schillersche Bekenntnis verstehen: „Ich lese fast nichts als Homer, die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eignen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplität zu entfernen anfang.“

*

Homer ist der Vater der abendländischen Dichtung, aber der Sohn der — Urantike. Es ist ein heute überwundener Irrtum, zu glauben, daß die homerischen Epen und die Bibel die großen primitiven Anfangswerke der erwachenden denkenden Menschheit seien. Diese Auffassung, die von der historischen Autonomie des Abendlandes ausgeht, ist ebensc veraltet wie die, Homer als Einzelperson, als Wesen von Fleisch und Blut, habe nie gelebt. Homer hat nicht nur gelebt, er war — als alle literarischen Ausdrucksmittel sicher beherrschender, geschulter Dichter — der geistige Exponent einer von Vitalität und mannigfachsten Kultureinflüssen reichen, ja überreichen Zeit, einer Spätzeit, wie wir heute sagen würden. Die jüngste Archäologie und Philologie (wir nennen vor allem den Namen Victor Bérards) haben uns nachgewiesen, daß die Frühantike selbst schon auf einer langen Ueberlieferung fußte, daß sie Höhe und Umschlag einer Urantike ist. Die Schöpfer dieser Ueberlieferung waren vor allem Aegypten, Babylon, Chaldäa, Theben und Sydon. Hellas, die Antike Europas, hat selber ihre Antike gehabt, und die urlevantinischen Kulturen waren den eingewanderten nordischen Achäern das, was den germanischen Stämmen der deutschen Frühgeschichte Rom und Athen gewesen sind. Homer — wie eng hat ihn vielfach unsere Philologie gesehen, als sie lange und unfruchtbar über die angebliche Anonymität der Gesänge stritt. Wie hat sich das Bild gewandelt, das Nietzsche als Erster mit wirksamen Formulierungen entwarf. Homer und sein Werk — ein Höhepunkt, eine Vollendung reifer Kulturen, die im östlichen Mittelmeer ihre Einflüsse ausstrahlen ließen. Nicht Niederschlag eines einfachen und schlichten Volksguts, sondern die Sublimierung und zeitüberwindende Gestaltung raffinierter Zivilisationen mit organisiertem Staatsapparat, mit einer weitverzweigten Wirtschaft, mit differenzierter Geistigkeit, mit einer ausgeklügelten außenpolitischen Diplomatie, mit einer vollendeten Lebensart prägenden alten Aristokratie — auf diesem Hintergrund hebt sich heute das große geistige Rätsel der homerischen Gesänge ab. Homer ist nicht das Archaische, Sentimental-Romantische des blinden Volkssängers, Homer ist die unfafbare Ver-

dichtung uralter Weisheiten, ererbter Mythen, vielfältigster sozialer Erfahrungen, geschmeidiger Philosophien und sittlicher Ansprüche. Ob man die Topographie der „Odyssee“ auf ein phönizisches Logbuch zurückführt, die Lebensart in der „Ilias“ auf persische Hofsitte mit ihrem Prunk aus Gold, Seide und Samt, ob man die Episodik auf uralte ägyptische Erzählungen zurückführt, wie die Symbolik des Alten Testaments auf alte babylonische Legenden, ist Detail. Archäologische Funde, vorgeschichtliche Kenntnisse, etymologische Analysen, papyrologische Daten, überhaupt die gesamte Erweiterung unseres historischen Weltbildes bis tief ins zwanzigste vorchristliche Jahrhundert hinein haben jedenfalls mit einem Spuk aufgeräumt, mit der homerischen Schöpfung aus dem Nichts. Auch heute ist der Streit um die „Vielheit der Autoren“ oder um den „einzigen Dichter“ noch nicht beendet worden, da die letzten Schlüsse hypothetisch bleiben. Der Bericht hierüber gehört nicht in diesen Zusammenhang. Ob man zwei an achäischen Fürstenhöfen Joniens entstandene Urgesänge, das Lied vom Zorn des Achilles und das Lied von der Heimkehr des Odysseus, annimmt oder mehrere und dann die zusätzlichen Dichtungen von späteren Dichtern, erscheint weniger wichtig als die Proklamation der synthetisch denkenden philologischen Richtung: Homer redivivus.

*

Begnadeter Spender des Selbstverständlichen, dessen Einfachheit das Rätselhafte des Lebens auf höherer Stufe wiederholt! Kann uns Homer, von diesem tiefen Welthintergrund aus gesehen, nicht auf Sinn und Wert der wahren Kunstdichtung, unabhängig vom frühen oder späten Charakter einer Zeit hinweisen? Gibt es für die große Dichtung in diesem Sinne überhaupt eine Zeit, die sie beflügeln oder lähmen könnte? Ist sie selbst nicht Ueberwindung des Zeitlichen? Fest steht, daß Homer, der begnadete und geschulte Kenner aller geistigen Formen, den einzigen Weg der zeitenüberdauernden Dichtung zeigt: den Weg des geistigen Stirb und Werde, den Weg, der erst nach vieler Erfahrung, vieler Irrung und vielem Wissen erreichten Größe der Einfachheit. Diese aber ist so schwer und tief, daß sie an das unbeschreibbare Reich des Göttlichen pocht, dessen Licht sie wie morgendliche Hoffnung auffängt und weiterstrahlen läßt in die verdunkelten Herzen der Menschen. Und hier erst wird ihm die Gewißheit, vor der ihm alles Ungemach nur Bestärkung und Ansporn ist.

„Es ist nichts so, wie es ist“

Das dramatische Werk Georg Kaisers

Es scheint ein Kennzeichen unseres Zeitalters zu sein, daß jahrtausendalte menschliche Denkschemata zu wanken beginnen. Einstein und Planck haben unsere „euklidische“ Raumvorstellung erschüttert und die scheinbar so solide Materie zur bloßen Energieform aufgelöst. Selbst der so geheiligte Kausalitätsbegriff wurde ramponiert. Auch das organische Leben mußte sich durch physikalische Eingriffe zur Veränderung erblicher Eigenschaften zwingen lassen.

Die Frage ist, ob der menschliche Geist die Fähigkeit hat, mit diesen kopernikanischen Umwälzungen noch Schritt zu halten. Man akzeptiert leere Formeln und begreift nichts. Denn immer noch stehen die erratischen Blöcke überlieferter Vorstellungen, welche die Urzeiten der Kultur zurückgelassen haben. Mögen wir auch Plato und Kant studiert haben: unser Empfinden, daß die Welt der Erscheinungen „wirklich“ ist, erweist sich meist als kompakter als alle gedanklichen Konstruktionen.

In der Einsamkeit des seiner Zeit Vorauseilenden vollzog Nietzsche die absolute Relativierung jeglichen Seins; auch das Ansich des Idealismus mußte seiner Umwertung weichen. „Der Glaube, daß die Welt, die sein sollte, ist, wirklich existiert, ist ein Glaube der Unproduktiven.“ Es gibt keine allgemeingültige Wahrheit mehr; alle Werte und Ideen entstehen erst durch „perspektivische Illusion“ des jeweiligen Individuums: „Es gibt vielerlei Augen — folglich gibt es vielerlei ‚Wahrheiten‘, und folglich gibt es keine Wahrheit“, weshalb es „der Schein ist, der angebetet werden muß!“ Selbst ein Axiom aller Logik, der Satz des Widerspruchs, fällt unter seinem Hammer. So waren die Fundamente der bisherigen Naturerkenntnis schon unterhöhlt, bevor es im Gebäude selbst zu krachen anfang.

Ins Bewußtsein der gesamten Gesellschaft wird aber eine Philosophie offenbar erst dann aufgenommen, wenn sie sich anderer als der theo-

retischen Ausdrucksmittel bedient — siehe Sartre! Nachhaltig wirkt ein Gedanke immer erst dann, wenn er nicht mehr Gedanke ist, sondern Erlebnis, Empfindung, Instinkt. Zur Popularisierung des Nietzsche'schen Denkens bedurfte es deshalb der Politik — terrible simplificateur! — und der Dichtung; wobei beide mitunter eine Ehe eingehen konnten, wie z. B. im Fall des „Aktivismus“, jener literarisch-sozialkritischen Bewegung in den Jahren vor und nach dem ersten Weltkrieg. Viele Schöpfungen in der Nachfolge Nietzsches blieben dabei noch bei der Wiedergabe von Schlagworten stehen, ohne aus den Tiefen der Intuition heraus erlebt zu sein.

Man hat sich daran gewöhnt, die literarischen Nachwirkungen Nietzsches vor allem von seiner Ethik her — wenn dieser Euphemismus erlaubt ist — zu sehen. Mit seiner „Ontologie“, die der praktischen Anwendung unzugänglicher ist, gab man sich weniger Mühe; wohl deshalb, weil er es versäumt hatte, ein sauber rubriziertes System zu hinterlassen. Dabei war aber gerade sie der Erlebnishintergrund einer unserer stärksten dramatischen Potenzen der letzten Jahrzehnte, nämlich Georg Kaisers. Als Bilanz des Relativismus ist sein Werk schon deshalb wesentlich, weil es aufzeigt, ob und wie inmitten gleitender Wertungen das dichterische Wort möglich bleibt.

Die Skepsis gegen das Herkömmliche und allgemein Anerkannte steht schon ganz am Anfang seines geistigen Schaffens. Es ist bezeichnend, daß der Neunzehnjährige als erstes Drama eine Parodie auf Wildenbruch schreibt, jenen Repräsentanten der gut bürgerlichen Plüschsofazeit. Der „Biberpelz“ macht auf ihn einen so starken Eindruck, daß er ein ähnliches Stück verfaßt und es Hauptmann zusendet. Nun fällt aber gerade der „Biberpelz“ dadurch aus der Reihe der üblichen Bühnenwerke heraus, daß er durch seinen ironischen Schluß dem grotesken Irrtum das letzte Wort einräumt: Wehrhahns Wirklichkeit, an die er bis zuletzt eigensinnig glaubt, wird vor den Augen des Zuschauers als Täuschung entlarvt! Der Verkennung folgt keine „Erkennung“, so daß am Ende ein eigentümliches Zwielficht herrscht. Diese Technik macht sich nun Kaiser — und, etwa gleichzeitig, auch Sternheim — zu eigen. Schon sein erstes veröffentlichtes Werk, die „Jüdische Witwe“ von 1911, wagt einen frechen Witz, indem es das mannstolle Triebbündel Judith in den liebenden Armen des Hohepriesters zurückläßt, während außerhalb des Heiligtums das biblische Volk an eine fromme Zeremonie glaubt — dann fällt der Vorhang! Des Dichters Absicht wird ganz deutlich, wenn man das Motto des Stücks liest: O meine Brüder, zerbrecht, zerbrecht mir die alten Tafeln! — Dies ist Kaisers erste öffentliche Huldigung an Nietzsche.

Im „König Hahnrei“ werden die beiden Welten, Schein und Wirklichkeit, in eine einzige Gestalt verdichtet. Marke, der Held, weiß um den Ehebruch Isoldens, aber „er will es nicht wissen“. Er ist der Ahnherr jener Reihe von Bühnenfiguren, die sich teils bewußt, teils instinktiv, teils auch psychopathisch bedingt in eine Scheinwelt hineinsuggerieren, um die „verhaßte Realität“ zu negieren. Seine Nachfahren sind der Miliardär („Die Koralle“), der „Protagonist“ (vertont von Kurt Weill), Oliver („Zweimal Oliver“) und Catherine („Oktobertag“). Einen Höhepunkt erreicht dieser Illusionismus im „Geretteten Alkibiades“ mit der grotesken Auffassung der Sokratesgestalt. Ueber alle diese Dramen könnte man jenes Wort stellen, das in „Gilles und Jeanne“ ausgesprochen wird: „Es ist nichts so, wie es ist!“

Der Schein wird also nicht nur satirisch entlarvt, wie in der „Jüdischen Witwe“, sondern er wird andererseits auch verherrlicht. Das ist ganz folgerichtig im Sinne Nietzsches gedacht. Denn da alles nur Illusion ist, ist die Illusion Alles. Kaiser wie Nietzsche verwerfen den Schein und beten ihn gleichzeitig an. Aber Verwerfung und Bejahung setzen nicht beliebig an. Wiederum bleibt die Verwandtschaft des Philosophen und des Dichters bestehen; jeglicher Irrtum, der „das Leben“, das Dionysische fördert, ist gerechtfertigt, jeder, der es hemmt, ist vom Uebel.

Aber ist Kaisers Werk wirklich nur eine Apotheose des Willens zur Macht? Wie es scheint, ließe sich auch das Gegenteil beweisen: viele seiner Helden scheinen geradezu besessen von Opferwillen und Mitleid. Man täte freilich Nietzsche Unrecht, wollte man in ihm bloß den Verherrlicher des Egoismus sehen; sein Ideal ist ja nicht einfach die Freiheit von allen Verpflichtungen, sondern die Höherentwicklung des „Typus Mensch“, auch im rein biologischen Sinne. Das Ich ist nicht das letzte Ziel, zum mindesten nicht das einzige. Wiederum folgt ihm Kaiser, indem er immer wieder den „neuen Menschen“ verkündigt, den Menschen der Zukunft; immer wieder taucht am Ende seiner Dramen eine Frau auf, die ihn gebären will. Dennoch gibt es einen Unterschied. Kaisers „neuer Mensch“ verkörpert sehr oft gerade jene Triebkräfte, die Nietzsche ablehnt: Entsagung, Dulden, Geschehenlassen. Hier wird eine Eigentümlichkeit aller antimetaphysischen Strömungen offenbar: wenn es kein Ding an sich und keine allgemeingültigen, absoluten Werte mehr gibt, dann wird jede Ichverneinung, jeder Wille zum Leiden widersinnig. Es sei denn, das „Leben“ fordere gewissermaßen die Negation seiner selbst; so sagt Nietzsche einmal: „Es gibt einen Willen zum Leiden im Grunde allen organischen Lebens.“ Als Beweis dafür, daß eine Handlung dem Instinkt des Lebens entspringt, gilt ihm die Lust; also muß auch das

Leiden, die Unlust, Lust erzeugen können. Diese coincidentia oppositorum, durch die sich eigentlich seine ganze Lehre selbst wieder in Frage stellt, hat freilich erst der „Denkspieler“ Georg Kaiser konsequent zu Ende gedacht. „Die Bürger von Calais“ sind der Beginn einer Dramenreihe, welche den „Herdeninstinkt“ als Äußerungsform des „Lebens“ darstellt. Kaisers Pazifismus und Passivität sind nur eine spezielle Erscheinungsweise von Vitalität und können sich deshalb, so paradox es klingen mag, auf Nietzsche berufen.

Durch den ganzen Expressionismus geht übrigens dieser scheinbare Riß zwischen Vitalität und Passivität; man halte sich nur einmal den Gegensatz zwischen Kasimir Edschmid einerseits und Fritz von Unruh andererseits vor Augen!

Aber ist Kaisers Lebensverneinung aus Lebensbejahung überhaupt noch wahrscheinlich? Sicher ist, daß sie vor der klassischen Aesthetik nicht bestehen könnte. Lessing läßt uns ja nur dann Furcht und Mitleid empfinden, wenn die Bühnenfigur unseresgleichen ist: „Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.“

Es war der Roman, der die Auflehnung der Bühne gegen dieses uniforme Menschenbild vorbereitete. Schon bei Stendhal spielt der Ausnahmemensch eine Rolle, erst recht bei Dostojewskij, der Kaiser nach dessen eigenem Zeugnis entscheidend beeinflußt hat. Psychische Vorgänge sind jetzt nicht mehr, wie von Lessing gefordert, Abschluß einer Kausalkette, sondern vollziehen sich rätselhaft, plötzlich, unmotiviert. Nicht der Durchschnitt, sondern der abwegige Charakter steht im Mittelpunkt des dichterischen Interesses.

Kaiser treibt sein Spiel mit der Unentwirrbarkeit des Seelenlabyrinths wohl am deutlichsten in „Frauenopfer“ und „Brand im Opernhaus“. Der Wandel seelischer Zustände ist oft so überraschend und grundlos, daß wir uns manchmal weigern, ihm zu glauben. Das Theater ist nicht Spiegel der Wirklichkeit, sondern reine Unwirklichkeit, Illusion — so sehr, daß die dramatische Illusion gefährdet wird und wir uns gelegentlich bewußt werden: das ist ja Theater! Ein Märchen wäre dagegen fast realistisch zu nennen, denn es beläßt die Charakterwahrscheinlichkeit. Man fühlt sich deutlich an die expressionistische Malerei erinnert, deren Gestaltungen ja auch oft überschrieben sein könnten mit dem Wort: „Es ist nichts so, wie es ist!“

Was aber ist der Sinn dieser Umbildung der Wirklichkeit? Hat sie überhaupt einen?

Die moderne Kernphysik mußte beim Eindringen in die subtilen Dinge des Mikrokosmos die Erfahrung machen, daß das betrachtete Objekt

sich nicht mehr so darbietet „wie es ist“, sondern durch die Messung selbst verändert wird. Im Bereich der kleinsten Größen wird objektives Erkennen unmöglich.

Aehnlich scheint es im Bereich der Seelenkunde zu sein. Schon Freud konnte die letzten Tiefen des Unbewußten nur dadurch sichtbar machen, daß er vergrößerte. Der Oedipus-Komplex etwa, der als Anlage in jedem Kind vorhanden sein soll, läßt sich nur aufzeigen an seinen krankhaften, übersteigerten Erscheinungsweisen. Verfeinerte Psychologie wird leicht zur Pathologie; das hat schon der literarische Impressionismus gezeigt. Kaiser vollzieht diesen Schritt bewußt; in seinem ersten psycho-analytischen Stück, dem „König Hahnrei“ (1913), wächst sich die Eifersucht zu einem handfesten Verdrängungskomplex aus. Und überall da, wo er ihm wichtig erscheinende, subtile und kaum bewußte Seelenregungen sichtbar machen will, „verzerrt“ er sie ins Unglaubliche, ja manchmal ins Krankhafte — so wie auch der bildende Künstler sich die Freiheit nimmt, die natürlichen Proportionen im Dienste seines Ausdruckwillens zu verändern.

Sucht man nach der Einheit, die hinter den vielfältigen Wandlungen Kaisers steht, so wird man sie nicht in der Sprachbehandlung und auch nicht in der Technik, sondern allein in seinem Lebensgefühl des Subjektivismus und Illusionismus finden. Dies beweist deutlich auch seine — noch nicht veröffentlichte — Lyrik. Ein Symbol dafür, wie sehr der Schein für ihn eine Wirklichkeit bedeutet, ist sein Pygmaliondrama von 1944, wo der schöne Schein, eine Frauenstatue, Fleisch und Blut annimmt und sich als wirklicher erweist als die trostlose Wirklichkeit.

Und was ist der Ertrag seines Lebens? Was hat er uns zu sagen?

Wer ihn mit dem Maßstab Lessings mißt, wird bei ihm nur „Anarchie im Drama“ feststellen. Wer bei ihm Ruhe, Trost, Verklärung des Lebens und allgemeingültige Ideale zu finden hofft, wird enttäuscht sein. Wer dagegen bereit ist, allem Gewohnten, Genormten, Statischen zu mißtrauen, Hypothesen zu Ende zu denken und sich selbst nach eigenen Gesetzen zu verwirklichen, der wird sich zu seiner Dichtung als dem Ausdruck solchen Verhaltens zum Dasein bekennen. „Es ist nichts so, wie es ist“ — — alles fließt.

RUNDSCHAU

Schuman-Plan Es ist noch zu früh, um die Frage beurteilen zu können, ob aus der europäischen Stahl-Kohle-Union, die der französische Außenminister Robert Schuman vorgeschlagen hat, wirklich etwas werden wird. Die Interessentengruppen versuchen, sich allenthalben einzuschalten, um die Verhandlungen, die nicht zwischen den Industrien, sondern von Regierung zu Regierung geführt werden sollen, zu komplizieren. Immerhin steht zu hoffen, daß diese Idee, die der tiefen Sehnsucht der europäischen Völker nach Frieden so weit entgegenkommt und von dieser Sehnsucht getragen wird, wenigstens teilweise verwirklicht werden wird. Was aber auch immer aus dem Plan wird, eines läßt sich heute schon mit unbedingter Sicherheit sagen, daß nämlich der Vorschlag Robert Schumans der europäischen Idee allein durch die Tatsache, daß er ausgesprochen ist, einen unabsehbaren Dienst erwiesen hat. Die kalte Krieg-Psychose hatte sich nämlich in Europa teilweise fast bis zur Hysterie entwickelt. Man war wieder ganz in das materialistische Denken verfallen und glaubte, daß nur durch direkte Einsetzung von Machtmitteln der Frieden gerettet werden könnte. Dabei sollten sämtliche Staatsmänner gelernt haben, daß der Präventivkrieg, um den Krieg zu verhindern, immer genau so schlecht ist, wie das, was im schlimmsten Fall eintreten könnte, wenn der Präventivkrieg nicht unternommen würde. Wie sehr gerade Robert Schuman diese Gedankengänge kennt und wie europäisch er denkt, hat die „Deutsche Rundschau“ im Heft 1, 1950 in dem Beitrag „Bildnis eines Europäers: Robert Schuman“ von Hanns-Erich Haack dargelegt. Die Veröffentlichung seines Plans war also geradezu eine Bestätigung dessen, was wir als Schumans Größe herausgestellt haben. Noch ein anderes soll hier unterstrichen werden: daß nämlich auch dieser Schuman-Plan viel stärker eine politische als eine wirtschaftliche Entscheidung bringen soll. Politisch in dem Sinne, daß eine soziale Neuordnung Europas durch die Union von Kohle und Stahl die dadurch zwangsläufig notwendig werdende Angleichung der Lebensbedingungen der Arbeiter in allen beteiligten Ländern bringen würde. Denn nur durch soziale Ausgeglichenheit, nur durch eine Sicherung dessen, daß jeder Europäer in die Lage versetzt wird, sich ein Stück von dem großen Brotlaib abzuschneiden, wird ein wirksamer Wall gegen das Vordringen des Bolschewismus aufgebaut werden. Das wird auch die englische Regierung einsehen müssen, und dadurch müßte sie sich doch noch bereitfinden, den Schuman-Plan zu fördern, anstatt ihn zu bremsen. Viel Zeit gibt es nicht mehr zu verlieren.

Am Grabe Karls des Großen

Vor zwei Jahren noch wäre es undenkbar gewesen, daß in einer deutschen Stadt auf deutsche Einladung hin französische und deutsche Bürgermeister sich zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden hätten. Es ist schweizer Initiative, und zwar den Berner Herren Eugen Wyler und Dr. Hans Zbinden, zu verdanken, daß in Erfüllung einer echt schweizerischen Aufgabe der Vermittlung zwischen Frankreich und Deutschland, die mit vorbildlichem Geschick und Takt durchgeführt wurde, das Gespräch in Gang gekommen ist. Tagungen auf dem Mont Pélerin und dem Bürgenstock in der Schweiz folgte eine Tagung in Paris. Und dann waren die Franzosen bereit, an der vorgeschlagenen Tagung in Stuttgart teilzunehmen. 28 französische maires, 29 deutsche Oberbürgermeister und Stadtpräsidenten und 5 Schweizer waren als Gäste gemeldet. Die Stadt Stuttgart hatte alles getan, um den Gästen den freundlichsten Empfang zu bereiten. Der äußere Glanz wird aber nicht über die Größe der deutschen Sorgen hinweggetäuscht haben. Auch von französischer Seite war alles getan, um die Annäherung zu fördern: französisches Theater, französische Musik, französische Journalisten und nicht zuletzt die haute couture waren ausgezeichnet vertreten. Die Tagung stand unter einem günstigen Stern, denn der Plan des französischen Außenministers Robert Schuman hat nicht nur äußerlich, sondern auch in den Herzen Dämme durchbrochen, sodaß eine noch freiere und offenere Aussprache als bisher möglich wurde. Die Bedeutung der Tagung wurde auch dadurch unterstrichen, daß sowohl der Bundespräsident Theodor Heuß wie der französische Hohe Kommissar François-Poncet auf ihr sprachen. Zum Präsidenten der Tagung wurde einstimmig verdienstermaßen Dr. Zbinden gewählt, zu Vizepräsidenten die „Mutter Berlins“, Frau Luise Schröder, und der maire von Boulogne-Billaucour Le Gallo, der ein bedeutsames Referat über die kulturellen Aufgaben der Gemeinden auf der Tagung hielt. Von besonderer Wichtigkeit war die Aussprache nach den Referaten des maire M. Houet und des Oberbürgermeisters Dr. Dieter Roser über die geistige Situation der Jugend in den Städten. Die Tagung wurde gekrönt durch den Beschluß der Gründung einer „Internationalen Union von Bürgermeistern zur deutsch-französischen Verständigung“ (Union internationale de Maires pour le rapprochement franco-allemand).

Es hat sich wieder einmal gezeigt, daß alles viel einfacher wird und nationale Grenzen und Ressentiments keine Hinderungen bieten, wenn sich Männer gesunden Menschenverstandes zu sachlicher Arbeit zusammenfinden. Denn die Probleme, vor denen in Europa alle verantwortlichen Menschen stehen, sind die gleichen. Und es kann nicht oft genug bewiesen werden, daß die Menschen in allen Ländern Menschen sind wie du und ich. Aus einem ganz besonderen Grunde begrüßen wir die Zusammenarbeit der verantwortlichen Leiter französischer und deutscher Städte, weil jeder von ihnen in seiner Stadt dazu wird beitragen können, daß die Bevölkerung sich den Gedanken einer völligen Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland zu eigen macht, dadurch die weitsichtigen Staatsmänner unterstützt und die zögernden vorwärtstreibt. Grade die Männer der praktischen Arbeit täuschen sich

nicht darüber, daß noch viele Schwierigkeiten zu überwinden sein werden und daß ruhige Skepsis geboten ist. Aber grade sie sind es gewohnt, täglich Schwierigkeiten zu meistern. Sie erkennen aber auch, daß die Möglichkeiten für beide Völker, sich zu ergänzen, gegeben und glückverheißend sind. Schließlich waren ja auch in früheren Jahrhunderten die Beziehungen zwischen ihnen nicht nur auf Kriege begrenzt. Wenn in einer solchen Runde, in der nüchterne Klarheit und ruhige Besonnenheit mit am Tische sitzen, von französischer Seite das Wort fällt, daß beide Völker sich am Grabe Karls des Großen treffen sollten, dann wird eine solche Aufforderung in Deutschland als ein glückverheißendes Zeichen für die Zukunft dankbar aufgenommen werden.

Sozialpolitik

statt Machtpolitik

In der Blütezeit der europäischen Machtpolitik war man nicht gerade geneigt, über das Elend der sogenannten farbigen Völker viel nachzudenken, geschweige denn, darüber zu sprechen. So hat sich durch Jahrzehnte hindurch ein innerer Ueberdruck ergeben, der zwangsläufig zu Explosionen führen mußte. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Zeit der europäischen Kolonialpolitik vorbei ist. Die farbigen Völker drängen alle nach Selbständigkeit und vor allem danach, selbst denken zu dürfen und leben zu können. Es rumort nicht nur in Asien, sondern auch in Afrika. Aber in Asien stellt sich das Problem schärfer. Wenn die Engländer auch klug genug waren, Indien seine Freiheit zurückzugeben, und die Holländer gezwungen worden sind, jetzt Indonesien zu räumen, so hat sich verständlicherweise dadurch das Schicksal der asiatischen Massen noch nicht schlagartig gebessert. Es kommt hinzu, daß in Indochina noch eine Auseinandersetzung im alten „Kolonialstil“ stattfindet. — Wir haben hier immer schon betont, daß auch in Europa die soziale Frage entscheidend dafür ist, inwieweit der Kommunismus eine Chance hat oder nicht. Diese Tatsache zeigt sich in Ostasien noch viel schärfer. Das Vordringen des Kommunismus kann man geradezu mit der Entwicklung des Massenelends in Zusammenhang bringen. Aus diesem Grunde haben wir auch schon in Heft 1/2 darauf hingewiesen, daß auf der Colombo-Konferenz der Außenminister des Commonwealth Pandit Nehru erklärt hat, daß der Kommunismus für die leidenden Massen Asiens immer noch besser wäre, als die sogenannte europäische Kolonialpolitik. Etwas Ähnliches, aber schärfer formuliert, hat, wenn man der „Continental Daily Mail“ Glauben schenken darf, jetzt Lionel Fielden über den englischen Sender BBC erklärt. Dem Sprecher war die Aufgabe zugefallen, den Rundfunk in Indien zu organisieren. Das hat er getan und dadurch einen tiefen Einblick in den asiatischen Kontinent gewonnen. In seiner Rede sprach er über das Massenelend Asiens und bezog sich dabei auf einen ehrwürdigen Moslem-Gelehrten, der die Auffassung vertreten hat, daß „für die indischen Völker wohl am besten wäre, wenn der Kommunismus käme.“

Wenn Herr Fielden sich dieser Auffassung „angesichts des Elends der Massen in Asien“ angeschlossen hat, so darf man daraus nicht ohne weiteres folgern, daß er den Kommunismus herbeiwünsche. Grade

der treugläubige Moslem steht dem Bolschewismus weltanschaulich fern. Aber es soll uns zu denken geben, daß das Elend der Massen so furchtbar in Asien ist, daß manche kluge Leute nicht mehr wissen, wie man das Gewissen der Menschheit aufrütteln kann, um diesen Zustand zu bessern. Dabei haben die europäischen Völker, gerade jene, welche die Kolonialpolitik in so ausgedehntem Maße vertreten haben, eine moralische Verantwortung gegenüber den asiatischen Völkern. Hingegen ist es immer gefährlich, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, denn daß der Kommunismus auch für die Völker Asiens keine Hilfe bedeuten würde, brauchen wir hier nicht nachzuweisen. Aber schon Shakespeare wies darauf hin, daß der Hunger stets die Amme des Wahnsinns wäre.

Türkische Demokratie Freiwillige Aufgabe der Macht: das gibt es bei autoritären Regierungen sonst nicht. Sie halten vielmehr fest, was sie haben, und erklären, soweit sie überhaupt erklären, den Staat für gefährdet, wenn sie die Zügel lockeren ließen. Hiervon macht die Türkei in der neuesten Phase ihrer Geschichte eine bemerkenswerte Ausnahme. Hier hat eine Diktatur, denn das war das System Kemal Atatürks trotz republikanischer Staatsform und trotz verfassungsmäßiger Allmacht der Nationalversammlung, sich planmäßig und behutsam selber abgebaut. Die letzten Schritte auf diesem Wege, das wirklich demokratische Wahlgesetz und die wirklich gesetzmäßige Durchführung der Wahlen vom 14. Mai, waren die größten und bedenklichsten. Klein Wunder, daß sie erst nach jahrelanger Vorarbeit getan wurden. Das Ergebnis der Wahlen überraschte alle: Ismet İnönü, den Erben Kemals, der ja nicht nach getaner Arbeit abtreten, sondern gern sein Amt aus den Händen des Volks neu empfangen hätte und der sich jetzt mit der bescheidenen Rolle des Abgeordneten einer schwachen Oppositionspartei begnügen muß; die bisher allmächtige Republikanische Volkspartei, in deren jüngerer Führerschicht sich frische Kräfte regten, die den Vorwurf unfruchtbarer Starrheit Lügen strafte und die sich nach dem sicher erhofften Wahlsieg auszuwirken gedachten; die Demokraten, die die Zahl ihrer Parlamentsitze zu vervielfachen hofften, aber vor einem derartig überwältigenden Sieg ihrer Sache selbst sprachlos blieben; endlich auch alle fremden Beobachter an Ort und Stelle, die sahen und hörten, wie der bisherigen Opposition der Wahlkampf aufs fairste ermöglicht, wie ihr z. B. auch der Rundfunk zur Propaganda zur Verfügung gestellt wurde, wie sie bis in den kleinsten Bezirk zu werben verstand — und die dennoch der Regierungspartei ausnahmslos die weit größere Chance gaben. Warum sollte die volle Freigabe des Staats an den Volkswillen bedenklich sein? Weil ihre Folge vielleicht ein politischer Erdbeben sein würde, der das Gefüge des Staats ins Wanken bringen konnte. Das aber wollte keiner von den türkischen Politikern, die zwar Revolutionäre sein möchten, aber alle doch einen ausgeprägten Sinn für staatliche Autorität haben. Mit dem Sieg der Demokratischen Partei ist aber die Gewähr gegeben, daß auch fernerhin der türkische Staat so fest geführt werden wird, wie diese Grenzfesten des Westens im Osten geführt werden muß.

Dschelal Bayar, der jetzt Ismet İnönü ablöst, hat wie er jahrelang, ja jahrzehntelang Erfahrungen als kämpfender Politiker und als Staatsmann gesammelt. Er gehört noch zu der Generation, die unter dem Sultanat die jungtürkische Bewegung mitmachte und beide überwand, die dann unter Kemal in Anatolien die Waffe für die Freiheit führte und den neuen Staat aufbaute. Wohl sind auch bei den Demokraten junge Kräfte rege, aber soweit revolutionäre Mächte sie beherrschen, sind es die einer Revolution von gestern, deren zerstörende Phase längst überwunden ist. Die Kontinuität im Staat erscheint gesichert. Die „demokratische“ Türkei wird ebenso kemalistisch sein wie die „republikanische“. Sie wird ihr an Wachsamkeit gegen die sowjetische Gefahr nichts nachgeben. Sie wird auch der Reaktion nicht mehr Raum geben als ihre Vorgängerin; was uns von früher her als „orientalisch“ an der Türkei anmutete, das wird keine größere Bedeutung wiedergewinnen als in den letzten 25 Jahren. Am ehesten wird man den Wandel in der Wirtschaftspolitik spüren. Hier soll die Allmacht des Staats gebrochen werden. Hier sagt Bayar von heute dem Dschelal von einst, dem kemalistischen Wirtschaftsminister, den Kampf an. Mit dem breiteren Raum, den die private Initiative erhalten soll, könnten auch die zahlenmäßig schwachen, aber im Wirtschaftsleben bedeutsamen nationalen Minderheiten in Istanbul wieder gewinnen: Griechen, Juden und Armenier. Sie, von deren Problematik kaum je gesprochen wird, hatte eine enge nationalistische Staatswirtschaft mehr niederzuhalten als organisch zu verwenden gewußt, ein liberalerer Kurs könnte auch ihnen eine neue Chance und eine angemessene Funktion im türkischen Staatsleben geben.

Vergessene Brüder Zu dem Völkermord, den die Bolschewisten an den Litauern, Esten und Letten begehen, schweigt die Weltöffentlichkeit, von wenigen politischen und kirchlichen Protesten abgesehen. Dabei haben die baltischen Völker in diesen Ländern in dem Jahrzehnt von 1940—1950 durch sowjetische Gewaltmaßnahmen nach verbürgten Zahlen 2 Millionen 300 000 Menschen durch Deportation oder auf dem Verwaltungswege verfügte Todesstrafen und Terrorakte verloren. 1939 hatte Estland 1,2 Millionen, Lettland 1,6 Millionen und Litauen 3,2 Millionen Einwohner. Da man annehmen muß, daß die Deportationen nicht aufhören werden, werden in weiteren 10 Jahren drei europäische Völker, die vollgültige Glieder des christlichen Abendlandes waren, nicht mehr existieren. Kurz vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges begannen die Deportationen und die sog. Sicherheitsmaßnahmen, die dem litauischen Volk 34 450, den Letten 34 250 und den Esten 60 973 Opfer gekostet haben. Nach der Wiederbesetzung der baltischen Staaten durch die Rote Armee nach dem Rückzug der deutschen Truppen begann die systematische Ausrottung der angestammten Bevölkerung und die Infiltrierung sowjetischer Siedler. Dabei konnten die baltischen Völker damals mit Recht erwarten, daß nun das Versprechen des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt eingelöst würde, daß nämlich sie wie überall in der Welt die andern Völker die Freiheit des Wortes und der Rede, des Gottesdienstes und die Frei-

heit von Sorge und Furcht erhalten würden. Die Alliierten haben es geduldet, daß im Gegenteil diese Völker geknechtet und der Vernichtung anheimgegeben wurden. Das gesamte Areal dieser fruchtbaren Länder ist ausschließlich zum Hinterland der Kriegsindustrie und der Küstenbefestigung gemacht worden, und der sowjetischen Raubgier können selbst die prachtvollen baltischen Wälder auf die Länge nicht widerstehen. Das Land wird überfremdet mit Zwangsarbeitern und schlechten Elementen. Es ist von besonderer Tragik, daß der atheistische Marxismus nach den Vorarbeiten des atheistischen Nationalsozialismus Völker vernichtet, die Träger echten Christentums waren und sind. Erschütternde Aufschlüsse über die kirchliche Lage gibt das Sendschreiben der litauischen Katholiken an den Heiligen Vater, abgedruckt im Märzheft der Zeitschrift „Anima“. Auch die evangelische Kirche ist hart betroffen, sodaß z. B. in Estland im Frühjahr 1950 nur noch dreißig lutherische und zwei katholische Geistliche vorhanden waren. Die Vernichtung der Bevölkerung, deren Kern der kleinbürgerliche Grundbesitz ist, ist durch die Kollektivierung und die Kolchosenwirtschaft nahezu durchgeführt. Edzard Schaper hat sich in der Monatsschrift des schweizerischen Studentenvereins „Civitas“ April 1950 zum Dolmetsch der unsagbaren Not dieser Völker gemacht. Vorerst wird kaum Hilfe möglich sein außer dem Gebet der Christen für die bedrohten Brüder und der aktenmäßigen Konstatierung, daß hier Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen werden, deren Urheber das Weltgewissen einmal vor seinen Richterstuhl rufen muß. — Es ist verbürgt, daß in allen drei Staaten eine tapfere Widerstandsbewegung kämpft und sich trotz dem Einsatz besonderer roter „Vernichtungsbataillone“ bis heute gehalten hat. Die Westmächte müssen sich aber ihrer Verantwortung bewußt sein, daß sie den nationalen Widerstand der baltischen Völker immer wieder ermutigt haben mit dem Hinweis, daß bald Hilfe kommen würde. Denn durch das Erliegen jeder Privatwirtschaft wird es den Einwohnern unmöglich gemacht, auch nur in bescheidenem Maße die Widerstandskämpfer mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Schaper unterstreicht den furchtbaren Ernst der Situation, die nur durch ein Wunder gerettet werden kann. Er zitiert am Schluß des genannten Aufsatzes das Wort eines französischen Politikers, daß „kein Staat und kein Volk sich frei fühlen kann, solange es ein unterdrücktes Volk auf der Welt gibt“. Dann darf kein Volk sich heute frei fühlen, weil zum mindesten die drei Völker der Esten, Letten und Litauer der schwersten Unterdrückung unterliegen.

**Auch Leiden
verpflichtet**

Dr. Leon Zeitlin, der nach England emigrierte, als die Hitler-Herrschaft ausbrach, ist in politischen Kreisen Deutschlands nicht vergessen. Auch er gehört zu den Juden, deren Haltung eine menschliche Größe zeigt, die uns Deutsche umso mehr beschämen muß, je dreister wiederum antisemitische Stimmen à la Hedler u. a. laut werden. Er bestätigt wie Victor Gollancz und andere Juden die Wahrheit der These, daß die jüdische Komponente des abendländischen Geistes zu wahrer Menschlichkeit und sittlicher Höhe wesentlich beigetragen hat und weiter

beitragen kann. In einem Artikel „Sühne und Versöhnung“ in „The Synagogue Review“ vom Mai 1950 setzt er sich dafür ein, daß die Juden, grade weil sie durch die Deutschen am meisten gelitten haben, sich zu Fürsprechern der Aufnahme Deutschlands in die Vereinigten Nationen machen sollten. Er stellt dafür eine einzige Bedingung: daß die Anerkennung der Charta der Menschenrechte zur *conditio sine qua non* gemacht wird für jeden, der Mitglied einer der deutschen demokratischen Parteien werden will. Also eine Bedingung, die für jeden echten Demokraten und jeden anständigen Menschen eine Selbstverständlichkeit sein sollte, ohne die Notwendigkeit einer Diskussion.

Dr. Zeitlin macht diesen Vorschlag, obwohl er wie so viele andere nicht sagen kann, ob in Deutschland eine ehrliche Bereitschaft zur Verpflichtung auf die Menschenrechte vorhanden ist. Er tut das aus dem Gefühl seiner Verpflichtung zu der Moral Nathans des Weisen. Grade weil die Juden immer wieder Opfer einer „Kollektivschuld“ gewesen sind, fordert er die Austilgung dieser „vicious fallacy“ ein für alle Mal. Er ist bereit, den am Boden liegenden Gegner wieder aufzurichten. Dr. Zeitlin weiß darum, daß die Uebernahme einer Verpflichtung von deutscher Seite auf die Menschenrechte zu einer unvorstellbar starken Entspannung in den Beziehungen der gesitteten Welt zu Deutschland und zu einer endgültigen Bereinigung des Verhältnisses der Juden zum deutschen Volke führen würde. Sein Beispiel sollte uns veranlassen, mit größerer Energie als bisher gegen die Schande des Antisemitismus vorzugehen und unsern guten Willen zur Wiedergutmachung durch Taten zu beweisen.

Die Zwillinge und die Dichter Der Monat Juni scheint ein besonders günstiger Monat für die Geburt bedeutender Dichter und Schriftsteller zu sein. Nicht weniger als drei wichtige Geburtstage fallen in die erste Hälfte des Monats. Die zwischen dem 20. Mai und 21. Juni zur Welt Kommenden stehen unter dem Zeichen der Zwillinge. Nach einem Buch mit dem Titel „Unser Thema Astrologie“ von Elsmarie Anrich (Stuttgart, Steingrüben-Verlag, DM 6,50), das sich gegen die scharlatanhaft sich gebärdende Allerweltsastrologie wendet und für die Astrologie als ernst zu nehmende Wissenschaft plädiert, bedeutet das Tierkreiszeichen der Zwillinge für die unter ihrem Einfluß geborenen Menschen folgendes: „Auch die Zwillinge sind ein einseitiges Zeichen. Sie sind luftig und labil und unterstehen dem Merkur. Beweglichkeit, Reaktionsbereitschaft, Vielseitigkeit, Interessiertheit, Neugier und intelligente Aufgeschlossenheit gehören zu ihren grundsätzlichen Wesenseigentümlichkeiten. Wie bei dem Merkur liegt das Hauptgewicht auf dem In-Beziehung-Setzen. Der Zwilling-Typ nimmt rasch auf, erfaßt schnell eine Situation und stellt sich mit Gewandheit auf sie ein. Geistige Probleme bewältigt er mit Leichtigkeit, vor allem, heißt es, werden Sprachen schnell gelernt, wie überhaupt die Rede- und Ausdrucksbegabung eine gute ist. Eine gewisse Zwiespältigkeit wird ihm sicher nicht zu Unrecht nachgesagt, er hat häufig zwei Eisen im Feuer, ist, wenn es darauf an-

kommt, mitunter unentschlossen, nervös, fahrig usw. Die Darstellung in der doppelten Gestalt symbolisiert die zwei Seelen in einer Brust. Auch in der Beurteilung neigt er dazu, die beiden Seiten einer Sache ganz scharf herauszuarbeiten und gegenüberzustellen. Das Positive und Negative, das Böse und Gute, das Schwarze und Weiße sieht er oft überdeutlich an ein und demselben Gegenstand... Die Intelligenz des Zwillings etwa kann eine ganz differenzierte, umfassende und im sprachlichen Eingehen ungemein verständnisvoll sein, sie kann aber auch — auf anderem Niveau — eine hohle, angelernte formale Bildung sein, die das nachplappert, was sie aufgeschnappt, und die für jede Situation die entsprechenden Redensarten bereit hat. Jeder Typ hat aber nicht nur seine positive und seine negative Ansicht, sondern eine ganze Stufenleiter von unzähligen Ansichten.“

Von den drei deutschen Dichtern ist Thomas Mann am 6. Juni 75 Jahre, Walter von Molo am 14. Juni und Norbert Jaques gleichfalls am 6. Juni 70 Jahre alt geworden. Zum Geburtstag Thomas Manns sind in der Presse der ganzen Welt Huldigungsartikel erschienen, in der deutschen Presse in einer etwas gedämpften, stellenweise leider rüden Tonart. Der 75. Geburtstag eines großen Schriftstellers sollte aber kein Anlaß sein, Bedenken und Vorwürfe in den Vordergrund zu stellen, sondern eher den Dank zum Ausdruck bringen für das, was er in seinem dichterischen Schaffen dem deutschen Volk und der Menschheit gegeben hat. Thomas Mann hat in der „Rhein-Neckarzeitung“ eine „Botschaft an die Deutschen“ veröffentlicht folgenden Wortlauts: „Ich glaube an den Frieden als oberstes Gebot und höchste Notwendigkeit. Es ist nicht gedient damit, daß eine der streitenden Ideologien die andere erschlage — es ist gar nicht möglich, Ideen zu erschlagen — sondern damit, daß wir die Zeit gewähren lassen, bei ihrem Werk des Ausgleichs und der Aufhebung von Gegensätzen zu höherer Einheit, daß wir sie, der einzelne wie die Völker, erfüllen mit der Arbeit an uns selbst.“

Auch wir grüßen den Dichter Thomas Mann und verstehen es, wenn in der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 7. 6. 1950 der Bericht über Thomas Manns Vortrag mit den Worten schließt: „Es müßte ein Politiker die fernern Gedankengänge Thomas Manns auf ihren Stand und Bestand prüfen. Ich schweige und freue mich nach der Politik auf den nächsten Roman, den der jung gebliebene Meister der Welt schenken wird.“ — In dem zweiten Heft des Jahrgangs 1950 bringt die „Neue Rundschau“ einen Gruß Hermann Hesses an Thomas Mann und Teile aus seinem noch unveröffentlichten Roman „Der Erwählte“.

Zum 70. Geburtstag Walter von Molos hat der Erich Schmidt-Verlag (Berlin-Bielefeld-München) eine bebilderte Geburtstagsgabe erscheinen lassen: „Walter von Molo-Erinnerungen-Würdigungen-Wünsche“. Mehr als 40 Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Politiker und Freunde aus der ganzen Welt haben sich hier vereinigt und in einer bemerkenswert herzlichen Art dem Siebzigjährigen ihre Wünsche übermittelt. Es sind weit mehr als die sonst üblichen konventionellen freundlichen Worte zu Geburtstagen, die hier zum Ausdruck kommen von Männern der verschiedensten Alters- und Berufsklassen. Neben Theodor Heuß stehen

Carl Severing und Paul Löbe, neben Peter Dörfler und Rudolf Alexander Schröder: Alfred Kantorowicz und Hermann Kasack, weiter Gottfried Benn, Wolfgang Goetz, Manfred Hausmann, Wilhelm v. Scholz, August Winnig, Friedrich Schreyvogel, Leon Zeitlin, Alfred Döblin, Heinrich von Schweinichen, Paul Weiglin und viele andere. Von den Huldigungen der Gelehrten heben wir die von H. H. Borchardt, Maurice Boucher, Eduard Spranger, Edwin Redslob, Ritter von Srbik hervor. Der Grund, daß so unterschiedliche Männer zur Freundschaft und zum Dank an Walter von Molo sich bekennen, liegt in der Eigenart seiner Persönlichkeit. Leon Zeitlin nennt ihn einen „tapferen und hochgesinnten deutschen Menschen, der sich treu geblieben ist und der darum auch keines Gesinnungs-Alibis bedarf.“ Alle Freunde Walter von Molos werden mit Befriedigung hören, daß der Erich-Schmidt-Verlag seine beiden Romane „Ein Deutscher ohne Deutschland“, der Friedrich List-Roman, und der des Prinzen Eugen mit dem Titel „Eugenio von Savoy“ neu herausgebracht hat.

Norbert Jaques' schriftstellerisches und dichterisches Werk ist sehr umfangreich. Die Schilderungen seiner zahlreichen Reisen, die ihn durch die ganze Welt und auch in die tropischen Länder führten, sind mit Recht berühmt geworden. Er hat ein sicheres Gefühl auch für die dämonischen Elemente der Natur. Diese Kraft, dämonische Mächte darzustellen, neben der Fähigkeit des gebürtigen Luxemburgers, einer blut- und lebensvollen, interessanten Persönlichkeit, die Breite und Saftigkeit des Lebens zu genießen und sie humorig festzuhalten, („Die Luxemburger Flöte“) zeichnet auch seine Romane aus. Am bekanntesten ist wohl der „Dr. Mabuse“ geworden. Sein jüngst erschienenes Werk griff wieder auf diesen Stoffkreis zurück und ist unter dem Titel „Dr. Mabus letztes Spiel“ bei Hoffmann & Campe in Hamburg erschienen. — Die Zwillinge sind kein schlechtes Gestirn!

Mangel an Achtung Es war aufschlußreich, zu beobachten, in welcher Weise die deutsche Presse zum 75. Geburtstag Thomas Manns Stellung genommen hat — aufschlußreich, und manchmal auch beschämend. Freilich hat der Autor der „Buddenbrooks“, des unvergeßlichen „Tonio Kröger“, der köstlichen „Königliche Hoheit“ und des unübertrefflichen „Tod in Venedig“ es sich selbst zu danken, wenn ihm nun im biblischen Alter nicht die Liebe seines Volkes so ungetrübt entgegen schlägt, wie es sonst hätte sein können. Die Maßlosigkeit seiner Verdammung alles dessen, was nach 1933 in Deutschland geschah, und die beunruhigende Zwieltichtigkeit seiner Äußerungen zu dem, was heute östlich der Elbe geschieht, haben vielen Deutschen ihr menschlich-persönliches Verhältnis zu Thomas Mann getrübt, haben es nicht wenigen erschüttert und manchen wohl gänzlich zerstört. In dem würdigen Gedenkartikel der Hamburger „Zeit“ hat Chr. E. Lewalter richtig gesagt: „Mit der künstlerischen Bedeutung eines Erzählers wächst auch die kinetische Energie, die Verwirrungskraft seiner subjektiv-persönlichen Äußerungen, und im Glanze des Weltruhms können Irrtümer, Entgleisungen und provisorische Prophetien nicht als allzu menschliche Beiläufigkeiten

nachgesehen werden.“ — Wenn also manche Deutsche vielfach ohne Liebe des Geburtstages ihres großen Sohnes gedacht haben, so hätten sie es doch keinesfalls ohne Achtung tun dürfen; eben das ist aber vielfach geschehen, und wir empfinden diesen Mangel an Achtung vor allem dort als beschämend, wo das Wissen um die Größe des künstlerischen Werkes von Thomas Mann vorausgesetzt werden darf. Deshalb haben wir mit äußerstem Befremden, ja mit Entrüstung den Aufsatz von Gerhard Nebel gelesen, den die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ als ihren Beitrag zum 6. Juni veröffentlicht hat. Eine Zeitung, die einen wesentlichen Teil der deutschen öffentlichen Meinung zu repräsentieren beansprucht, hätte dieser maßlosen Verunglimpfung nicht Raum geben dürfen. Hier einige Zitate: „Der Clan Mann ist eine Giftzisterne geworden, und es tröstet nur, daß die Zahl derer, die aus ihr schöpfen, immer geringer wird . . . Thomas Mann kann schreiben, aber er kann nicht denken . . . Muß ich noch sagen, daß er es nur zu Cocktails der Allegorie bringt? . . . sind Thomas Manns Versuche, sich auf das Nichts einzulassen, akademisch, hanseatisch, Ausschweifungen eines wohlstandstüchtigen Bürgers, der gegen seine zum Idyll drängende Herzensneigung im Schmutz wühlt, weil man ihm erzählt hat, daß Koprophilie Modernität beweise.“ — Gerhard Nebel bekennt sich als Jünger Ernst Jüngers, in welchem er „unsere wahren Zeitgenossen“ erblickt, während Thomas Mann „zum letzten Mal die Bildungsprosa des alten Goethe ausfasert.“ Diese geistige Abstammung erklärt vielleicht einiges. Aber es muß noch mehr dahinterstecken. Ernst Jünger schreibt einmal in seinen „Strahlungen“: „Ob es auch geographische Einwirkungen auf den Charakter gibt? Ich meine: nicht nur auf die Sitten, wie das schon Pascal und dann Stendhal sahen, sondern Wirkung auf unsere Wesensgrund.“ — Man möchte diese Frage bejahen, wenn man bedenkt, daß Gerhard Nebel, wie er selbst in seinem Tagebuch (je jünger, desto kälter) berichtet, „bei den nördlichen Hesperiden“ gewilt hat. Dichter Nebel scheint seither dem Dichter Nebel den Blick für die klaren Konturen geistiger Qualität zu verhüllen. Thomas Mann jedoch ragt, mit seinen Irrtümern, über diesen Nebel weit hinaus.

Ein Kämpfer für die „Menschlichkeit“ In London fand unlängst eine Zusammenkunft von etwa fünftausend ehemaligen Angehörigen der Royal Air Force statt, in deren Verlauf auch Luftmarschall Sir Arthur Harris eine Rede hielt. Dieser sagte dabei wörtlich: „Ich persönlich — und ich bin sicher, Sie alle — würden mit Vergnügen gesehen haben, daß jeder Stein in Deutschland zu Schutt verwandelt worden wäre als gerechte Vergeltung für das Leben eines alliierten Soldaten, eines Insassen von Belsen oder eines Widerstandskämpfers.“ — Wer ist dieser Mensch, der es fertig bringt, noch fünf Jahre nach Kriegsende so blutrünstig zu reden? Luftmarschall Harris, heute 58 Jahre alt, war in den Jahren 1942—45 Chef des Bomberkommandos der Royal Air Force und damit der militärische Leiter der Luftangriffe auf Deutschland. Er hat sich schon damals durch brutale Äußerungen mißliebig gemacht — auch in England. Nachher schrieb er ein Erinnerungsbuch, das von

weiten Teilen der britischen Kritik zurückgewiesen wurde. Er ist der Typ des entseelten Militärroboters, wie er heute in den Streitkräften aller Länder immer häufiger wird. Ein Glück, daß nicht ihm die Demontage übertragen wurde! Albrecht Goes schildert in seiner erschütternden Kriegsnovelle „Unruhige Nacht“ einen deutschen Vertreter dieses Typs: „Der General, ein Sechziger mit Weltkriegsauszeichnungen, trug den Mantel offen. Ein rotnarbiges, nichtssagendes Trinkergesicht . . . ‚Sag ein Wort‘, denke ich, ‚ein wirkliches Wort! Du trägst die Uniform des Clausewitz!‘“ — Man möchte Luftmarschall Harris wohl zurufen: „Sei ein Mensch! Du trägst die Uniform des Wellington!“ Aber er trägt sie ja gar nicht; und täte er's, so hülfe es wohl nichts. Der amerikanische Hauptmann, der am Steuer des Atombombenflugzeuges über Hiroshima saß, ist ins Kloster gegangen. Luftmarschall Harris hat nichts gelernt. Er lobt die Unmenschlichkeit — mit Vergnügen.

Embarras de richesse an Widerstandskämpfern

Die Entwicklung in Deutschland im Zusammenhang mit der Entnazifizierung hat bekanntlich höchst unerfreuliche Dinge gezeitigt. In der ersten Zeit — aber auch heute noch — trat eine ungeheuer große Zahl von „Widerstands-Kämpfern“ auf, von denen die wirklichen Träger des Widerstands in der Hitler-Zeit oft nicht das Geringste bemerkt hatten. Auch die sog. „Widerstands-Kämpfer der 12. Stunde“ melden sich mit bemerkenswerter Arroganz in immer größerer Zahl zum Worte. Die deutsche Presse hat sich verschiedentlich mit dem Skandal der Entnazifizierung und der Entlastung und Wiederverwendung in höheren Stellen früherer aktiver Nazi beschäftigten müssen. Erfolg ist ihr nicht beschieden worden, was bei der in Bonn eingerissenen Nichtachtung gegenüber der Presse kaum mehr Wunder nimmt. Die „Stuttgarter Zeitung“ hat in der Nr. 210/1949 sich einmal unter der Spitzmarke „Ritter ohne Furcht mit etwas Tadel“ damit beschäftigt, daß Hans Ritter von Lex, an hoher Stelle tätig im braunen Reichsinnenministerium, ausgerechnet zum Staatssekretär im Bundesinnenministerium ernannt worden war. Er amtiert noch heute dort . . . Vielleicht macht es die Herren in Bonn doch etwas nachdenklich, daß auch die ausländische Presse sich mit solchen Vorgängen beschäftigt. Da heißt es in der „National-Zeitung“, Basel am 6. 6. 1950 im Morgenblatt: „Dr. Gustav Adolf Sonnenhol, der Pressechef im Bonner ERP-Ministerium, das von Vizkanzler Blücher verwaltet wird, hat in der Presse von sich reden gemacht. Es ist zwar inzwischen eine Binsenwahrheit geworden, daß es in den Bonner Bundesämtern von ehemaligen „Parteigenossen“ nur so wimmelt, und auch die demokratische Presse kümmert sich kaum mehr darum, nachdem eindeutig und einwandfrei immer wieder bewiesen wurde, daß alle diese Leute ja nur deshalb der NSDAP beigetreten seien, weil sie zum Widerstand gehörten, und doch jeder von ihnen seinem Juden das Leben gerettet hatte.

Der Fall Sonnenhol hat nun aber doch noch etwas Staub aufzuwirbeln vermocht, denn Minister Blüchers Pressechef wurde zur Last gelegt, schon vor 1933 der NSDAP und der SA beigetreten zu sein, später

den Rang eines SS-Untersturmführers und die SS-Auszeichnung des „Totenkopf-Ringes“ erlangt zu haben, am 20. Juli 1944 Verbindungsmann Ribbentrops zur Gestapo und bis zum Kriegsende Mitarbeiter des Referats Mordabteilung 2 des Auswärtigen Amtes gewesen zu sein. Dr. Sonnenhol hat dies alles, mit Ausnahme der Rolle, die er am 20. Juli 1944 gespielt haben soll, zugegeben. Er fügte aber bei, trotzdem unzähligen Leuten das Leben gerettet zu haben. Sowohl Vizekanzler Blücher wie auch der SPD-Justizberater Dr. Arndt erklärten darauf, alles sei in bester Ordnung, und es bestünden keinerlei Bedenken gegen Dr. Sonnenhol. Deutschland hat also einen Widerstandskämpfer mehr entdeckt, und man entdeckt deren in letzter Zeit unter den ehemaligen „Parteigenossen“ so viele, daß man sich langsam von der Richtigkeit jener These zu überzeugen beginnt, wonach die eigentlichen Widerstandszentren die SA, die SS und die NSDAP gewesen seien. Wer weiß, vielleicht gehörte selbst Hitler dazu, und hat auch nur so getan, als ob er ein Nazi wäre...“

Auch dieser Fall trägt neben den bekanntgegebenen Prozentsätzen von ehemaligen in Bundesämtern beschäftigten Nazi nicht zur Stärkung des Vertrauens im Ausland bei.

Fairneß? — In welche Wirrnis der Begriffe wir allmählich durch die
Wirrnis! meistens falsch gehandhabte Auseinandersetzung mit unserer jüngsten Vergangenheit geraten sind, beweist der jetzt in einem Teil unserer Presse umstrittene Fall des Völkerrechtsprofessors Carl Schmitt. Den Anlaß zu diesem Streit hatte Professor Schmitt selbst dadurch geboten, daß er einige Aufsätze in Zeitschriften veröffentlichte und außerdem ein Buch über „Die Lage der europäischen Rechtswissenschaft“ angekündigt hat. Gegenwärtig soll Professor Schmitt in ärmlichen Verhältnissen in Pleitenberg in Westfalen leben. Die Frage, um die es geht, heißt schlicht und einfach: soll Professor Schmitt wieder publizistisch wirken oder nicht? — Dagegen ist beispielsweise die „Deutsche Universitätszeitung“, dafür ist „Christ und Welt“ und — Professor Robert Kempner! Shakespeare sagt, Politik schaffe seltsame Bettgenossen, und man fragt sich in der Tat, was diese beiden so verschiedenen Kräfte zu gemeinsamen Verteidigern des Professors Carl Schmitt macht. Wie kommt Herr Kempner, der in Nürnberg entgegen dem Zeugnis halb Europas den Staatssekretär von Weizsäcker zum Helfershelfer Hitlers stemeln wollte, wie kommt dieser unversöhnliche Mann dazu, ausgerechnet Carl Schmitt das Wort zu reden, der in den Monaten vor und nach Hitlers „Machtergreifung“ viel getan hat, um der Usurpation der Macht den Schein der Verfassungsmäßigkeit zu geben? Wer als Student schon im Mai 1933 aus Schmitts Mund vernahm, daß die Weimarer Verfassung rechtens außer Kraft gesetzt wäre, neigt gewiß denen zu, die da meinen, wir könnten nun in Zukunft ohne die rechtliche Belehrung eines Mannes auskommen, der seit 1918 bereit gewesen ist, für jeden staatsrechtlichen Zustand die formelle Erklärung und Rechtfertigung zu liefern. Daß er dann später dem „Schwarzen Korps“ unbequem wurde, ändert an seiner historischen Rolle so wenig, wie Dr. Schacht durch seinen

späteren Widerstand gegen Hitler vergessen machen kann, daß er ihn selbst mit in den Sattel gehoben hatte. Mögen alle diese Männer ungestört ihr Brot verdienen. Aber wenn man jetzt, wie „Christ und Welt“ es tut, im Namen der Fairneß gegen diejenigen zu Felde zieht, die noch nicht vergessen haben, wie unser Unglück zustande kam — und wenn das dann noch unter Berufung auf Professor Kempner geschieht! — so ist das höchstens ein Beweis für die Wirrnis, die durch die falsche Entnazifizierung in vielen Köpfen angerichtet worden ist.

Die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung Zum ständigen Sitz der Akademie ist nun die Stadt Darmstadt gewählt worden. Das große Interesse, das die Darmstädter Stadtverwaltung wie allen geistigen und künstlerischen Bestrebungen in Fortsetzung einer großen Tradition auch der Deutschen Akademie entgegenbringt, hat die Akademie veranlaßt, sich für Darmstadt zu entscheiden, ohne daß davon die freundlichen Beziehungen zu andern Städten berührt werden. Sie soll in Darmstadt in dem wiederaufzubauenden, bis auf seine Grundmauern durch Bomben zerstörten, bekannten Ernst-Ludwig-Haus, einem Baudenkmal aus Darmstadts großer kultureller Vergangenheit, ein würdiges Heim finden. Das wird durch das Entgegenkommen des Besitzers des Hauses, des Prinzen Ludwig von Hessen, ermöglicht. Unter reger Anteilnahme der Stadt, der Landesbehörden, der Presse und der Bevölkerung fand am 15. Juni eine Einführungsfeier auf der Mathildenhöhe statt. Nach der verständnisvollen Begrüßung durch den Bürgermeister Schröder sprachen der Präsident der Akademie Dr. Rudolf Pechel und der Sekretär Dr. Oskar Jancke über die Ziele der Akademie. Am Abend war ein festlicher Empfang auf Jagdschloß Kranichstein, dem Besitz des Prinzen Ludwig.

Kollegium der Akademie

(Mitgliederstand am 1. Juni 1950)

Stefan Andres, Emil Barth, Walter Bauer, Emil Belzner, Dr. Gottfried Benn, Werner Bergengruen, Heinrich Berl, Alexander Freiherr von Bernus, Dr. Günther Birkenfeld, Friedrich Bischoff, Karl Friedrich Borée, Bernard von Brentano, Dr. Hans Carossa, Dr. Peter Dörfler, Kasimir Edschmid, Dr. Otto Flake, Prof. Dr. Hans Georg Gadamer, Prof. Dr. Karl Geiler, Dr. Richard Gerlach, Albrecht Goes, Dr. Adolf Grimme, Rudolf Hagelstange, Dr. Wilhelm Hausenstein, Dr. Manfred Hausmann, Bernt von Heiseler, Otto Heuschele, Prof. Dr. Theodor Heuß, Dr. Gustav René Hocke, Dr. Walther von Hollander, Dr. Oskar Jancke, Christian Jenssen, Dr. Erich Kästner, Marie Luise von Kaschnitz, Jakob Kneip, Gottfried Kölwel, Dr. Eugen Kogon, Horst Lange, Elisabeth Langgässer, Ilse Langner, Gertrud Freiin von le Fort, Dr. Wilhelm Lehmann, Hans Leip, Prof. Dr. Gustav Lindemann, Prof. Dr. Theodor Litt, Friedrich Märker, Dr. Karl August Meissinger, Prof. Dr. Günther Müller, Prof. Dr. Hermann Nohl, Prof. Dr. Walther F. Otto, Dr. Rudolf Pechel, Prof. Dr. Josef Pieper, Gerhart Pohl, Erik Reger, Prof. Dr. Karl Reinhardt, Dr. Hans Reisiger, Harry Reuß-Löwenstein, Luise Rinser, Otto Rombach, Oda Schaefer, Anton Schnack, Friedrich Schnack, Reinhold Schneider, Dr. Franz Josef Schöningh, August Scholtis, D. Dr. Rudolf Alexander Schröder, Dr. Dr. Werner von der Schulenburg, Prof. Dr. Bruno Snell, Hermann Stahl, Dr. Max Stefl, Dr. Dolf Sternberger, Dr. Gerhard Storz, W. E. Süßkind, Dir. Dr. Otto Freiherr von Taube, Dr. Frank Thieß, Dr. Fritz Usinger, Prof.

Die Akademie will ihre Aufgabe als Auftrag des gesamtdeutschen Volkes erfüllen. Spenden können auf das Konto der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Nr. 46 590 bei der Hessischen Bank, Darmstadt, eingezahlt werden.

Brief eines politischen Flüchtlings aus der Ostzone

Liebe Deutsche Rundschau! Seit 3 Tagen bin ich als politischer Flüchtling in Berlin, und jetzt weiß ich erst, aus welchem „Paradies“ ich vertrieben bin. Nicht der Unterschied in den Auslagen der Fleischerläden und Lebensmittelgeschäfte ist es, der mich beeindruckt, nein, die Luft, die Menschen, die — zwar durch viele Verbotsschilder eingeschränkte — Freiheit. Apropos Schilder, Freiheit. Bei uns steht an jeder Straßenecke, hängen an jedem Hausgiebel, an allen öffentlichen Gebäuden Schilder und Transparente von riesigem Ausmaß, größtenteils in roter Farbe (zum Teil in „jugendlichem“ Blau) mit Inschriften von Freiheit; Freiheit in der DDR gegenüber der Knechtschaft im imperialistischen Westen. Auf einunddemselben Plakat wird von Einheit des Reiches gesprochen und über Westdeutschland in der unflätigsten Weise geschimpft. Ein um das andere Transparent spricht von der Freundschaft mit der Sowjet-Union. „Die Sowjet-Union der beste Freund des deutschen Volkes“, „Stalin, der Generalissimus des Friedens“. Es ekelte einen an, diese Beschilderung und Vertransparentierung des Straßenbildes. Firmenschilder von Privatgeschäften werden von Tag zu Tag weniger. Dafür wachsen die Firmenschilder „Konsum“. (Für die Ostvertriebenen ist dies Wort eine Parole geworden. Sie begrüßen sich mit „Konsum“, und das heißt bei ihnen: Keine Oder-Neiße, Sondern Unsere Memel!).

Soweit der Eindruck des Straßenbildes. Nun die Menschen. Wie ganz anders sehen sie hier aus! Zunächst mal die Polizei. Hier sah ich gut angezogene Menschen mit freien, offenen Gesichtern, eine Haltung, der man die Disziplin des ehemaligen Soldaten ansieht. Und drüben? Größtenteils Halberwachsene in unmöglichen Uniformen, die Hände in den Hosentaschen. Bis zum Ellenbogen! Wenn sie nicht gerade ein blaubliches Mädchen am Arm haben . . . Und die älteren? Verbissene Gesichter, wie hinter vergitterten Fenstern her — wohin sie gehören — in Haltung nicht besser als die Jungen. Ihr Fortbewegen in den Straßen kann man nicht mit gehen bezeichnen, sie latschen.

Und die Menschen in den Straßen? Ueberall verängstigte Gesichter und scheue Blicke. Riskiert man in der Öffentlichkeit mal ein Wort, gleich winseln sie: „Um Gotteswillen nicht so laut!“ Spricht man in einer Ausschußsitzung mal etwas aus, was nicht vorher in einer Fraktions-sitzung festgelegt wurde, gleich hat man die Füße von drei Parteifreunden auf den Hühneraugen.

Jetzt lese ich hier in Berlin zum ersten Mal wieder Zeitungen. Drüben ist es zwecklos, und ich habe seit langer Zeit keine in die Hand genommen, wenigstens nicht zum Lesen. Wenn gelogen werden soll, kann ich das als alter Jäger selber. So blieb einem das Weltgeschehen fremd, Radio hatte man mir gestohlen und zu einem Bekannten zu gehen, um „ausländische Sender“ zu hören, habe ich einige Male versucht, aber den Appetit daran verloren. Da werden die Fenster vorsichtig geschlossen, der Lautsprecher auf schwach gestellt, und dann hocken sie davor, die Hand an der Ohrmuschel.

In der Nazizeit bin ich immer nur mit dem 1 % Neinsager zusammengekommen und jetzt nur mit den Unzufriedenen, auch wenn sie Funktionäre der SED waren. Sobald sie aber in Haufen zusammen sind, sind sie alle 100 %ige Volksdemokraten, ganz gleich, welche Partei nadel sie tragen. Dann feiert die deutsche Feigheit Orgien. Vor einigen Jahren wagte es noch mal dieser oder jener, in öffentlichen Versammlungen seine Meinung zu äußern. Bald darauf wurde er dann zur Kommandantur befohlen und ihm ein Protokoll vorgelesen, lt. welchem er wegen Verächtlichmachung der Besatzungsmacht zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt sei. Er könne jedoch Bewährungsfrist bekommen, wenn er sich verpflichte, die Kommandantur laufend über die Stimmung im Volke zu informieren, d. h. als Spitzel tätig zu sein. In einem Falle mutete man einem Geistlichen zu, seine eigene Gemeinde zu bespitzeln. Er unterschrieb den Schandvertrag, weil ihm nichts anderes übrig blieb, und ging in der kommenden Nacht über die Grenze. Als sich dies hier in der Stadt herumgesprochen hatte, hat der politische Offizier dem Vorsitzenden der SED gegenüber mit einer hundsgemeinen Verleumdung die Flucht des Pfarrers begründet. Diese Methode der Spitzel-Rekrutierung ist heute noch in Mode. Vor einigen Monaten holte man in einer Nacht einen Angestellten von mir zur NKWD. Ein ordentlicher Mann, der politisch in keiner Weise belastet war. Der Mensch war einige Tage ganz verstört. Seine Frau kam zu mir und klagte, ihr Mann trüge sich mit Selbstmordgedanken. Ich nahm ihn gebührend in die Zange, und dann erzählte er mir den Vorgang. Er sei unter Androhung schwerster Strafe vom Russen verpflichtet worden, gegen jedermann, auch gegen seine Frau, zu schweigen. Er müsse unter einem Pseudonym Meldungen über Alles machen, was in seiner Umgebung und im Betriebe vorgehe. Das hielte er nicht aus. Zum Westen könne er nicht, dann würde man gegen seine Familie vorgehen. Es bliebe ihm keine andere Möglichkeit, als sich aufzuhängen. Es ist mir, Gott sei Dank, gelungen, den Mann zu beruhigen, und wir haben dann die „Berichte“ zusammen redigiert.

Wenn wir Mitgliederversammlungen in der CDU hatten, war der politische Offizier bei dem darauf folgenden Verhör genau im Bilde. Wir stellten wiederholt fest, daß er ein bis ins kleinste gehendes Protokoll in Händen hatte, obwohl keiner der Versammlungsteilnehmer stenographiert hatte. Es ist uns nie gelungen, über die Art der Bespitzelung Klarheit zu bekommen.

Jetzt lese ich seit langer Zeit wieder die DR. 1948 bekam ich die letzte Nummer direkt vom Verlage. Die bei den östlichen Buchhand-

lungen abonnierten Exemplare wurden damals beschlagnahmt. Ich sah zufällig zwei mir bekannte Kripos je einen Stoß DR zum Polizeirevier schleppen. Ich habe sie noch wegen der schwerwiegenden Wahrheiten ihrer Traglast angepflaumt, aber das haben sie nicht verstanden. Vorher hatte man in den Buchhandlungen die Namen der Abonnenten zu erfahren versucht, jedoch ohne Erfolg.

Nun sehe ich in den Nummern 1 bis 3 der DR, daß Sie ja ausreichend über die Verhältnisse in Sowjet-Deutschland unterrichtet sind. Was aber die Beurteilung der Bonzen angeht, scheint mir diese etwas von unserer abzuweichen, denn wir halten die führenden Leute der CDU und LDP, die Landes- und Zonenvorstände für viel üblere Kreaturen als die SED-Bonzen. Diese Zuhälternaturen sind ja noch viel gemeiner als die Generäle und Bonzen der Nazizeit, weil sie verlogener sind. Wenn die CDU-Bonzen sich bei ihrer würdelosen Betätigung das christliche Mäntelchen umhängen, sind sie Wölfe im Schafspelz. Wir, die wir im Lande den Widerstand zu organisieren versuchten, haben es durch diese Judasse sehr schwer. Der primitive urteilslose Mensch, der kein Radio hat, unterliegt ungewollt der Beeinflussung durch die „Neue Zeit“. Er versteht nur schwer, was wir ihm in den Versammlungen „zwischen den Zeilen“ sagen wollen. Ein großer Teil der Kreis- und Ortsvorsitzenden ist von oben herunter abgehalfert oder „ausgerichtet“. Hinter den Kulissen führt die SED die Regie. Die Intelligenz ist zum großen Teil aus der CDU ausgetreten, weil sie den Kurs nicht mehr mitmachen konnten. Wie oft war man selber versucht, alles hinzuwerfen. Nur der Gedanke, bei der sogenannten Wahl am 15. Oktober noch dabei zu sein und als Wahlausschuß den größten Schwindel verhüten zu können, ließ einen bei der Stange bleiben. Das Schlagwort: „Nationale Front“ ist doch für viele verhänglich, d. h. für viele Dumme, welche nicht einsehen, daß sie mit der Liste der Nationalen Front 80 % Kommunisten als Volksvertreter wählen. Daß 95 % aller Ostzonsies das System ablehnen, ist klar. Der Widerstand gegen diese Demokratie ist groß und tapfer, nur ist er nicht organisiert. Jeder muß auf eigene Faust seinen Kampf führen. Man versucht es auf allerlei Art. Das Einfachste — und doch in gewisser Weise wirksam — ist es, alles, was von oben kommt, lächerlich zu machen. Politische Witze grassieren, wie in der Nazizeit. Ich will hier keine Humoreske schreiben, aber doch einige Blüten zum Besten geben. Die Vergleichsmerkmale zwischen den Regierungen von 1871 und 1950: 1871 regierten uns Wilhelm und Otto. Heute auch, nur hatten wir 1871 eine fürstliche Regierung mit sozialen Preisen und heute eine sozialistische mit fürstlichen Preisen. In einer sächsischen Schule läßt sich der Lehrer einige Gesundheit-Tees und ihre Wirkung nennen: der Fliedertee gegen Bauchschmerzen, Sennesblätterttee zum Abführen usw. Dann nennt zum Schluß noch das kleine Karlchen den Essetee. Nanu, fragt der Lehrer, was ist denn das? „Der Vati hat gesagt, SET wäre zum Kotzen“. — Adam und Eva waren russischer Nationalität, sie hatten keine Kleider und keine Schuhe und lebten doch im Paradiese. Auch „Schnapsgebete“ machen wir wieder. „Der Herr bewahre uns vor Cholera und Pest — Vor Wasser- und Feuer-

schaden — Und befreie uns, sobald es sich machen läßt — Von Stalins Schnapsbrigaden“.

Ob das alles was nützt, weiß ich nicht, aber man erleichtert sich, wenn man solches kolportiert und freut sich, wenn man sieht, wie es aufgenommen wird. Es war erfreulich, festzustellen, wie allenthalben das Märchen von den abgeworfenen Kartoffelkäfern aufgenommen wurde.

Das, was unsere Widerstandskraft am ehesten erlahmen läßt, ist das mangelnde Verständnis oder sagen wir die fehlende Sympathie aus dem Westen. Verständnis und guter Wille mögen ja vorhanden sein, aber wir fühlen es nicht. Die Sympathien brauchen sich nicht in Fettpaketen auszuwirken, aber wer einen Bekannten in der Ostzone hat, soll ihm mal schreiben, ihm zeigen, daß man an den Osten denkt, daß man die Hoffnung auf Beseitigung der Zonengrenze nicht aufgibt, daß man im Westen mehr als anderswo für die Einheit Deutschlands eintritt. Dadurch kann man am besten dem Gerücht entgegenreten, daß die Bundesregierung und die „USA-Imperialisten, die Monopol-Kapitalisten und Kriegshetzer“ die Einheit Deutschlands bewußt sabotieren. Wir warten nun schon zu lange auf eine Aenderung der Verhältnisse hier. Es ist schwer, die Hoffnung bei sich selbst und bei anderen aufrecht zu erhalten, daß das Steuer mal herumgeworfen wird. Die Menschen werden apathisch. Sie denken und sagen: „Ob Amerikaner oder Russe, das ist ja ganz egal, die beiden sind sich darüber einig, daß wir kaputt gehen sollen“. Was soll man darauf antworten?! — Die Elemente, welche die anderen zum Durchhalten — nicht Stillhalten! — veranlassen, kommen auf die schwarze Liste, bis man sie eines Tages zur Strecke gebracht hat und sie die Zone verlassen müssen, um Schlimmerem zu entgehen. Dann sind die Dableibenden ohne Führung und versinken noch mehr in Apathie.

Es bliebe noch sehr vieles zu sagen, vor allem über die wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Bodenreform hat sich katastrophal ausgewirkt. Güter, aus welchen früher der Eigentümer einen Jahresgewinn von mehr als RM 100.000,— herauswirtschaftete, erfordern heute als Stadtgüter einen Zuschuß von DM 8000,— bis 10 000,—. Die unter die „Neubauern“ aufgeteilten Güter ernähren kaum die Bauern selber. Diese waren ehemals Friseure, Schreiber, Polizeibeamte, nur keine Bauern. Dafür wurden die heimatvertriebenen schlesischen Landwirte berufsfremd in der Industrie eingesetzt.

Die „volkseigenen Betriebe“, deren Hauptaufgabe es zu sein scheint, die restlichen Privatbetriebe zu ruinieren, pfeifen selber auf dem letzten Loch. Ich hatte an eines der größten Industriewerke in der Zone, früher eine Weltfirma von Ruf, Material für DM 9000 verkauft, zahlbar nach Erhalt der Rechnung. Trotz wiederholter Mahnung war nach zwei Monaten noch keine Zahlung erfolgt. Ich könnte noch viel derartige Einzelheiten anführen, würde aber dadurch meine Anonymität verraten, und das wage ich nicht, denn ich habe in der Ostzone das Fürchten gelernt.

Wann wird der Retter kommen diesem Lande?!

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Götter, Gräber und Gelehrte

Der Tod hat ein langes Gedächtnis, aber er ist stumm. Die Schatzkammern seiner Erinnerungen sind weit über die Erde verstreut. Es sind die Gräber der Menschheit.

Schub-ad, Königin von Sumer, ist die älteste Herrscherin, deren Namen die Wissenschaft historisch sichern konnte. Sie hat gelebt zu einer Zeit, die mehr als fünftausend Jahre zurückliegt. Ihr kostbarer Schmuck aus Gold und Lapislazuli wurde in ihrem Grabe gefunden in Chaldaea ohnweit des Zusammenflusses von Euphrat und Tigris in der Stadt Ur, welche die Heimat Abrahams war.

Ob Königin Schub-ad etwas vom Erzvater Abraham gewußt hat, ist uns unbekannt. Bekannt ist uns, daß er länger vor ihr gelebt hat als sie vor uns. Die Legende hat ein noch längeres Gedächtnis als selbst der Tod.

Zwischen den frühesten Erinnerungen der Menschheit, wie sie in der Bibel von Abraham und Noah, im Gilgameschepos und in der Ilias von den Göttern und Helden überliefert sind, und den frühesten historischen Aufzeichnungen, wie sie Herodot, der Vater der Geschichte, uns hinterlassen hat, hat sich im Zeitalter der Aufklärung eine neue Wissenschaft angesiedelt, die Wissenschaft einer edlen Begierde, der Begierde des Menschen nach dem Wissen über seine Herkunft aus der Vergangenheit — die Wissenschaft der Archäologie.

Die Ueberzeugung von der geschichtlichen Würde des Menschen, der Glaube an die innere Wahrheit der alten Ueberlieferungen, Phantasie, Scharfsinn und ein schlichter Spaten, das waren die Waffen, mit denen die Avantgardisten der Vergangenheit, à la recherche du temps perdu, in zwei Jahrhunderten stupenden Fleißes das große Drama der Geschichte der Menschlichkeit vor unserem Auge erstehen ließen — Götter, Gräber und Gelehrte. —

„Götter, Gräber und Gelehrte“ (Hamburg, Rowohlt, 1949. 488 S.) — unter diesem Titel hat C. W. Ceram es unternommen, einen Roman der Archäologie zu schreiben, klar und sicher in der Auswahl aus der Ueberfülle des Materials, fesselnd in den Aspekten, brillant in der Darstellung, zuverlässig in der historischen Genauigkeit der Tatsachen und Daten. Man bedauert ein wenig, daß das Buch nicht durchgehend in so gutem deutschem Stil geschrieben ist, wie man ihn von dem Autor auf Grund einzelner Partien, welche sein Talent und seine Fähigkeiten erweisen, verlangen könnte. Ein excellenter Stil ist eine *conditio sine qua non*, um einem Buch, das keine eigener schöpferischen Elemente enthält, den Rang eines literarischen Werkes zu geben.

Doch wir wollen diesen Splitter im Auge des Autors, der vielleicht im Deutschland der Nachkriegszeit nicht die Möglichkeit gehabt hat, seinen eigenen Ansprüchen zu genügen, stecken lassen und den Balken der Ignoranz aus dem eigenen Auge ziehen — was alles davon hat man nicht gewußt!

Der Autor unternimmt nicht den Versuch, das Wissensgebiet der Archäologie darzustellen. Dazu bedürfte es ganzer Bibliotheken. In einer faszinierenden Reportage läßt er uns einen Blick tun in die Werkstatt des Wissens. So werden wir selbst Teilnehmer an dem großen Abenteuer der Forschung.

Das fängt an mit der ersten Ausgrabung in Herculaneum und der Geburt der Archäologie in den Sendschreiben Winckelmanns über die herculanischen Entdeckungen an die gelehrte und gebildete Welt des 18. Jahrhunderts. Dann schildert der Autor Schliemanns Entdeckung Trojas, welche die gelehrte und gebildete Welt des 19. Jahrhunderts in eine Erregung versetzte, von der wir uns heute kaum noch eine Vorstellung machen können. Die Ausgrabungen von Mykene und Kreta schließen sich an.

Das zweite Buch, das Buch der Pyramiden, ist Ägypten gewidmet. Die Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion ist eine meisterhaft geschriebene Story, ohnbeschadet des erhabenen Themas aufregend wie eine Detektivgeschichte.

Das Buch der Türme schildert die abenteuerlichen Vorgänge der Wiederentdeckung der babylonischen und assyrischen Welt und die Entzifferung der Keilschrift durch den Göttinger Oberlehrer Georg Friedrich Grotefend — auf Grund einer Wette. Das schönste Kapitel des Buches ist die Geschichte der Entdeckung der frühesten Kultur des Zweistromlandes. Hier wurde aus den Quellen theoretisch eine Kultur postuliert, die noch älter sein mußte als die Welt von Assur und Babylon. Es gelang, diese Kultur aufzudecken durch den Nachweis der Existenz ihrer Träger, der Sumerer, welche die nun vorläufig ältesten unserer Ahnen sind. Wer würde vermuten, daß ein Blick auf die Uhr sozusagen fünftausend Jahre alt ist? Unsere Zeiteinteilung haben wir von den Sumerern. Langsam vervollständigt die Archäologie das Wissen um die Herkunft vieler Kulturphänomene aus diesen frühesten Zeiten der Menschheit.

Im letzten Buch, dem Buch der Treppen, beschäftigt sich der Autor mit den frühen amerikanischen Kulturen. Der Scharfsinn, mit dem Wissenschaft in diese geheimnisvollen Welten eingedrungen ist, erscheint wie Zauberei. Denn von den Schriftdenkmälern dieser Welten können wir kein einziges entziffern, obgleich es noch im XVI. Jahrhundert nicht wenige Spanier gegeben hat, welche Sprache und Schrift der Azteken und Inkas verstanden haben.

Dem Buch sind angefügt ausführliche Zeittafeln, wertvolle Literaturhinweise und ein äußerst nützliches und vollständiges Personen- und Sachregister.

Wer wissen will, zu welchen Leistungen eine Elite des westlichen Geistes fähig ist, der lese dieses Buch als ein Panorama einer Wissenschaft, in welcher die Intelligenz ein Werkzeug der großartigen Poesie des Lebens ist. Er wird sich keinen Augenblick langweilen und eine Fülle von Dingen erfahren, welche wahrhaftig wert sind, gewußt zu werden.

Mit dem Spaten haben die Gelehrten das Schweigen des Todes gebrochen. Sie haben Steine zum Reden gebracht. Was die Steine uns erzählen, ist die Legende von der geschichtlichen Würde des Menschen, von seiner schöpferischen Kraft, von seinem Trotz wider das Schicksal, vom Glanz und vom Elend seiner unsterblichen Seele, vom Siege seiner Werke über den Tod.

Peter B a m m.

Englisches

Zwei Vorbemerkungen sind nötig. Der Titel „Englisches“ bezieht sich nicht auf die Nationalität der Verfasser, sondern auf ihre Sprache; es werden hierunter also auch Bücher angezeigt, die zuerst in den USA erschienen sind. Zum andern: der Berichtersteller hat nicht den Ehrgeiz, mit seiner kritischen Anzeige in irgendeiner Hinsicht „repräsentativ“ zu sein. Hier wird kein „Querschnitt“ gegeben — weder durch das angelsächsische Schrifttum als Ganzes noch durch irgendeinen seiner Bereiche. Hier gibt es keine übergeordnete

Idee und keine „richtungweisenden Grundsätze“. Einziges Leitmotiv ist die Vorliebe des Rezensenten. Vielleicht ist es ein romantischer Atavismus, vielleicht auch nur Selbstüberschätzung — aber sollte es nicht doch noch möglich sein, einmal nur die Individualität als Richtschnur zu nehmen?

Das jedenfalls ist die unausrottbare Ueberzeugung Sir Osbert Sittwells, dessen großartige Autobiographie „Left Hand, Right Hand“ wir in Nr. 10/1949 der „Deutschen Rundschau“ angezeigt haben. Heute liegt vor uns ein seither erschienener Band von Erzählungen, die sich wie ein Kranz von Arabesken um das Meisterwerk legen. Bedeutender und darum auch beunruhigender ist das vom Dichter als weltliches Oratorium bezeichnete lange Gedicht „Demos the Emperor“, das teils während des Krieges und teils nachher entstanden ist. In Bildern von starker Symbolkraft entsteht vor uns die wohl bitterste Satire auf unsere Zeit, die uns bisher bekannt geworden ist. Der aristokratische Individualist Sitwell verabscheut dieses Massenzeitalter, ob es sich nun in „Demos“ oder in dessen Gegenspieler „Autork“ repräsentiert, deren brutaler Kampf jedenfalls das Ende des Schönen bedeutet. Der Schlußchor singt:

Demos und Autork,
Was habt ihr getan?
Wir waren im Wald zur Stunde des Harfners,
Ehe die goldtropfenden Bäume zu Silber wurden.
Was habt ihr getan, wo sind die Städte?
Was habt ihr den Menschen getan, die für euch werken,
Die für euch sterben —
Was habt ihr getan?
Aber es kam kein Ton,
Nur ein Schluchzen
Im trockenen Staub.
Nur eine kleine Stimme rief aus einer Wolke von Staub:
„Wir vertrauten dir, Demos, was tatest du für uns?“
Nur ein Seufzen im großen Sternengewirr —
Und der Klang eines Sterns, welcher stürzt.

Der solchermaßen beunruhigte Geist sucht nach Stütze und Halt und findet sie in dem erstaunlichen Buch, das Gilbert Highet, Professor an der Columbia Universität in New York, über den Einfluß der Antike auf die gesamte abendländische Literatur geschrieben hat. Es ist natürlich unmöglich, ein Buch von diesem Umfang (550 Seiten Text, 200 Seiten Nachweise etc.) und solcher Tiefe in wenigen Zeilen zu würdigen. Ein paar Bemerkungen müssen genügen. Highet hat wieder einmal gezeigt, daß es möglich ist, ein wissenschaftlich einwandfreies Buch so zu schreiben, daß der gebildete Laie es mit Genuß liest. Was ein gebildeter Laie ist? Hören wir Highet: „Der Unterschied zwischen einem Gebildeten und einem Ungebildeten besteht darin, daß der Ungebildete nur für den Augenblick lebt, seine Zeitung liest und sich den neuesten Film ansieht, während der Gebildete in einer viel größeren Gegenwart lebt, in jener vitalen Ewigkeit, in der die Psalmen Davids und die Dramen Shakespeares, des Paulus Briefe und des Platon Dialoge mit dem gleichen Zauber und der gleichen Macht sprechen, die ihnen in dem Augenblick, da sie geschrieben wurden, Unsterblichkeit verlieh.“ — Der Bogen dieses Werkes spannt sich vom Beowulf über Rolandlied und Minnesänger, über Boccaccio, Rabelais und Shakespeare, über Ronsard, Milton und Hölderlin, über Boileau, Johnson und Metastasio, über Montesquieu, Winckelmann und Gibbon, über Goethe, Keats und Chateaubriand bis hin zu Wagner, Whitman und Tolstoi, zu Joyce, Gide und Spitteler oder zu Hasenclever, Eliot und Giraudoux. Das Buch ist das unbedingte Bekenntnis eines Amerikaners zur abendländischen Tradition. Am Anfang steht der Satz: „Wir sind die Enkel der Römer und die Urenkel der Griechen“, und am Ende steht diese Mahnung: „Rom wurde mächtig durch sein militärisches und politisches Genie; und dann lernte es von Griechenland, wie man im Geiste lebt. Wir sind

mächtig geworden durch unser wissenschaftliches und technisches Genie. Der einzige Weg, auf dem wir diese Macht rechtfertigen und zu unserm dauernden Nutzen verwenden und zudem etwas Bleibendes zur Entwicklung der menschlichen Rasse beitragen können, liegt im Verständnis und in der Verbreitung einer Ordnung edler geistiger Ideale. Einige von diesen schaffen wir selbst. Viele andere verdanken wir dem Christentum. Aber viele — in der Kunst, der Philosophie und der Literatur — haben wir von der griechisch-römischen Kultur als kostbares Vermächtnis empfangen. Die wahre Pflicht des Menschen besteht nicht darin, über seine Bedürfnisse hinaus seine Macht auszu dehnen oder seinen Reichtum zu vervielfältigen, sondern sein einzig unvergängliches Besitztum zu mehren und zu genießen: seine Seele.“

Diese Mahnung eines weisen Amerikaners sollten wir in Europa nicht überhören, denn Europa steht am Scheideweg. Nicht zwischen Ost und West, denn nur eine winzige Minderheit von Europäern zählt sich unter jene allerdümmsten Kälber, die sich ihre Schlächter selber wählen. Nein, die Wahl steht zwischen der Anbetung materieller Güter und der Behauptung spiritueller Werte. „Was immer kolossal und einförmig ist, ist unbedingt uneuropäisch, und darin liegt das Geheimnis der ganzen Verfeinerung und Besonderheit der europäischen Kultur.“ — Dieser kluge Satz steht in dem klugen Buch des polnischen Historikers Oscar Halecki, der früher in Krakau lehrte und jetzt in New York lebt. Halecki geht es darum, die zeitlichen, geographischen und geistigen Grenzen Europas zu bestimmen. In einer Zeit, die dazu neigt, sich an die Elbe als Europas Grenze zu gewöhnen, liegt der besondere Wert dieses Buches in der immer wiederholten These, daß Europa als Ganzes oder gar nicht zu verstehen sei. Der wesentliche Beitrag der osteuropäischen Völker ist selten so überzeugend dargestellt worden. Als Deutscher könnte man Halecki in manchem Detail widersprechen; aber weil er insgesamt so sehr recht hat, verzichten wir hier darauf. Halecki sieht das europäische Zeitalter als unwiderruflich beendet an; aber er glaubt, daß Europa als Glied der großen westlichen Völkergemeinschaft noch eine Rolle spielen kann, wenn es ihm gelingt, sein kostbarstes Eigenes zu bewahren: die Freiheit in der Vielfalt.

Noch zwei Bücher zum Thema Europa. Der britische Historiker L. B. Namier veröffentlichte früher schon sein „Diplomatisches Vorspiel“ des zweiten Weltkrieges. Jetzt folgt als Ergänzung und Fortführung ein neuer Band Essays, die sich bis in den Krieg hinein mit dem Zerfall Europas beschäftigen. Auch diese Aufsätze sind wieder kritische Betrachtungen zu Memoiren, Aktensammlungen oder ähnlichen Veröffentlichungen europäischer Politiker und Forscher. Also ein Buch über Bücher und daher mit Vorsicht zu lesen. Als Ueberblick und Hilfsmittel ist Namiers Kritik dem, der sich mit der jüngsten Geschichte beschäftigt, aber trotzdem wertvoll. — Und dann ein neuer Band Churchill-Reden, diesmal die Jahre 1947 und 1948 umfassend. Die Lektüre ist selbst dort, wo es sich um abliegende Themen handelt, ein ästhetischer Genuß, ein neues Zeugnis für den Künstler Churchill. Der rote Faden, der diese bunte Sammlung zusammenhält, ist die Mahnung zum europäischen Selbstbewußtsein: „In der Schule lernten wir aus den Landkarten, die an den Wänden hingen, und aus dem Vortrag unserer Lehrer, daß es einen Erdteil mit Namen Europa gäbe. Heute jedoch erzählen uns die gelernten Geographen, daß der europäische Kontinent in Wirklichkeit nur eine Halbinsel der asiatischen Ländermasse sei. Ich muß Ihnen ganz offen sagen, daß mir das eine dürre und wenig begeisternde Erkenntnis zu sein scheint und daß ich für meine Person entschieden das bevorzuge, was ich als Knabe gelernt habe.“

Churchill war es bekanntlich, der 1946 die deutsch-französische Verständigung als das Kernstück der europäischen Einigung bezeichnet hat. Darüber haben hierzulande viele Leute Gewicht und Bedeutung der deutsch-englischen Beziehungen aus den Augen verloren. Sehr zu Unrecht. Um so begrüßenswerter sind zwei englische Neuerscheinungen zu diesem Thema. Sie haben

bei gänzlicher Verschiedenheit von Form und Inhalt dieses gemeinsam, daß ihre Verfasser zwischen beiden Nationen stehen. Professor Hermann Levy wurde 1881 als Deutscher in Berlin geboren und ist 1949 in London als Engländer gestorben. Er war Nationalökonom und ein Kind des Liberalismus; damit sind Vorzüge und Grenzen seines Standortes umrissen. Sein letztes Buch, dem wir eine besondere Würdigung vorbehalten, verdient das sorgfältige Studium aller Freunde einer deutsch-englischen Verständigung.

Das gilt ebenso von dem bewegenden Buch, das Elisabeth Hoemberg veröffentlicht hat. Diese Kanadierin heiratete 1933 einen deutschen Historiker und hat mit ihren Kindern den Krieg in Münster verbracht. Das Buch besteht aus Briefen und Tagebuchblättern des Ehepaares vom Kriegeausbruch bis zur Heimkehr des Mannes aus französischer Kriegsgefangenschaft 1946. Ueber das schöne menschliche Zeugnis dieses Buches läßt sich nur schwer sprechen. Sein politischer Wert ist beträchtlich. Einmal wird hier der außerdeutschen Welt (wie uns scheint) überzeugend deutlich gemacht, daß es sehr wohl möglich war, Hitler und den Nazismus zu verabscheuen und trotzdem (oder deshalb) die Heimat nicht aufzugeben. Zum andern zeugt hier eine britische Frau, die nach dem 8. Mai 1945 als Dolmetscher und Ratgeber dem Kommandanten von Münster zur Seite stand, für die Verfehltheit der Besatzungspolitik, an der die nicht eben seltene bessere Einsicht des einzelnen Offiziers nur wenig zu ändern vermochte. „Die Verleger glauben, daß dieses Buch viel Licht auf das deutsche Problem werfen wird, das in kommenden Jahren entscheidend sein dürfte; denn vielleicht können wir in Zukunft der Katastrophe nur entrinnen, wenn wir ein echteres Verständnis der Vergangenheit gewinnen.“ — Dieser Ankündigung des englischen Verlages bleibt nichts hinzuzufügen.

Einen besonderen, auf den ersten Blick abseitigen Beitrag zur Rolle Deutschlands in Europa liefert der schmale Band von Ralph Tymms, dem Lektor für Deutsch an der Universität Manchester. Wer aber Verlockung und Gefahr der deutschen Romantik für unsere politische Existenz kennt, wird diese Darstellung eines englischen Germanisten über die europäische Wirkung deutschen Geistes nicht ohne Teilnahme und Nutzen lesen — und wird zu seiner Ueberraschung feststellen, daß er am Ende wieder bei Osbert Sitwell anlangt.

Es gibt Leute, die Handbücher lesen, als wären es Romane. Solches tut auch der Berichterstatter. Er tut es mit besonderem Genuß bei der von Walter Theimer und Peter Campbell jetzt herausgegebenen Enzyklopädie der Weltpolitik. Das Buch hat einzelne Mängel (z. B. könnten die Karten graphisch moderner und klarer sein), aber welches Handbuch hätte sie nicht? Insgesamt ist der Band ein vorzügliches Handwerkszeug für den politischen Arbeiter und ein schwer entbehrliches Hilfsmittel für jeden Bürger seines Staates, Europas und der Welt.

Helmut Lindemann

Osbert Sitwell: *Demos the Emperor; und: Death of a God and Other Stories*. Beide bei: Macmillan & Co., London 1949. — Gilbert Highet: *The Classical Tradition. Greek and Roman Influences on Western Literature*. Oxford University Press, London 1949. — Oscar Halecki: *The Limits and Divisions of European History*. Sheed & Ward, London and New York 1950. — Winston S. Churchill: *Europe Unite! Speeches 1947 & 1948*. Cassell & Co., London 1950. — L. B. Namier: *Europe in Decay. A Study in Disintegration 1936-40*. Macmillan & Co., London 1950. — Hermann Levy: *England and Germany, Affinity and Contrast*. The Thames Bank Publishing Co. Leigh-on-Sea 1949. — Elisabeth Hoemberg: *Thy people, My people*. J. M. Dent & Sons. London 1950. — Ralph Tymms: *Doubles in Literary Psychology*. Bowes & Bowes. Cambridge 1949. — Walter Theimer & Peter Campbell: *Encyclopaedia of World Politics*. Faber & Faber. London 1950.

Bücher der Kunst

In der hier warm begrüßten Sammlung „Der eiserne Hammer“, die sich in alter Weise erfreulich und erfolgreich entwickelt (Königstein, Karl Robert Langewiesche. Je Band DM 2.40), sind drei neue sehr gute Veröffentlichungen erschienen: „Ottobeuren“ mit Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner und einführendem Text von Johannes Beer; „Der Dom zu Aachen“, der ja durch die deutsch-französische Annäherung eine erhöhte symbolische Bedeutung bekommen hat, mit Einführung von Otto Müller und „Der Breisacher Altar“ mit 48 Bildern und Einführung von Werner Noack.

Auch vom Atlantis-Verlag sind wieder die schönen Bildbände zu erträglichem Preise uns zugänglich, und wir weisen nachdrücklich auf diese Bände hin, deren Bildzusammenstellung Dr. Martin Hürlimann selber betreute. Die Sammlung nennt sich Atlantis-Museum. Band 2 bringt die prächtigen Kinderbilder in fünf Jahrhunderten europäischer Malerei mit einer Einleitung von Bettina Hürlimann, der wir die warmherzige Erzählung zum Verständnis des deutschen Volkes „Michaels Haus“ (Atlantis Verlag) verdanken, und Erläuterungen von Werner Matthey (DM 9.60). — Sehr begrüßenswert sind die Achtzig Meisterzeichnungen von Albrecht Dürer, herausgegeben von Friedrich Winkler (DM 9.60). Die dritte Veröffentlichung „Der Trivulzio-Kandelaber“ mit Text von Otto Homburger und Fotos von Martin Hürlimann gilt dem frühgotischen Bronzekandelaber, der mit Recht als eines der schönsten Werke frühgotischer Plastik gilt (DM 8.50).

Auch in „Pipers Kunstkalender 1950“ (München, Piper-Verlag) sind die Bilder für die Wocheneinteilungen mit feinstem Verständnis ausgesucht ebenso wie die Texte in Vers und Prosa. Das Titelblatt, entworfen von Emil Preetorius, zeigt die farbige Reproduktion eines Gemäldes von Max Beck-

mann „Südliche Landschaft“. Bei dem leider sehr verspäteten Hinweis auf Kalender wollen wir auch den bewährten Jahresbegleiter „Herders Haus-Kalender für Zeit und Ewigkeit“ (Freiburg, Herder-Verlag) empfehlen.

D. R.

Europäisches Bilderbuch

Der Kurt-Desch-Verlag hat eine fast unübersehbare literarische Speisekarte. Dabei ist es kein Wunder, daß einem manches weniger behagt, daß man manches überflüssig findet. Andererseits gibt es Leckerbissen darin, an denen man sich immer erfreuen wird. Dazu gehört das europäische Bilderbuch, das A. E. Brinckmann unter dem Titel „Europäische Humanitas“ soeben veröffentlicht hat. Der weltweite Geist, der schöpferische Kunstkennner und um das Europäische unentwegt bemühte Autor, hat 122 ganzseitige Abbildungen von Werken der Meister von Dürer bis Goya sinnvoll zusammengestellt und einen Text geschrieben, der dem inneren Wesen der Bilder nachspürt. Es handelt sich bei leibe nicht um eine Kunstkritik, sondern um ein Deutlichmachen jenes Geistes, der die Künstler zu diesen Bildern gedrängt hat und dem sie durch die Bilder Ausdruck verleihen. An dem fortschreitenden Stadium der künstlerischen Sicht zeigt Brinckmann die Entwicklung zu einer unverwechselbaren europäischen Malerei, die ihr Fundament weder verleugnet noch verleugnen will. Es wird kein „System“ aufgestellt, das alles individuelle Denken auf ein Prokrustesbett zwingt. Dem eigenen Denken und Nachspüren wird aber viel Raum gelassen. Deshalb entfallen auch schulmeisterliche Belehrungen oder die Anhäufung einer Begriffswelt, die heute nur noch wenig sagt. In den Mittelpunkt allen Betrachtens und der echten Humanitas stellt A. E. Brinckmann die Menschlichkeit, jene Menschlichkeit, die aus der Liebe schöpft, auch die Erotik kennt und

sich ihrer Unvollkommenheit immer bewußt ist. Es ist ein Buch, das man im besten Sinne amüsant nennen kann und das auf eine verlockende Weise das Menschliche im Menschen anregt und fördert. Was aber ließe sich Besseres von einem Bilderbuch sagen?
H.-E. H.

Literaturgeschichte

Ein Versprechen, dessen Erfüllung hoffentlich der Tod des Autors nicht verhindern wird, ist Werner Milchs Schrift „Europäische Literaturgeschichte“, die er bescheiden genug „ein Arbeitsprogramm“ nennt. Sie ist erschienen als Heft 4 der Schriftenreihe der Europäischen Akademie (Wiesbaden, Una Europäische Verlagsgesellschaft). Die Studie ist vor allem methodisch. Milch, der es nicht nötig hatte, mahnt die Literaturhistoriker zur Bescheidenheit gemäß den Worten von Ernst Robert Curtius, daß „die moderne Literaturwissenschaft der letzten fünfzig Jahre rundweg ein Unfug sei“. Milch wollte hier den ersten Schritt tun, „spezialisiert um der Universalisierung willen“. Das Jahr 1950 sollte seine gesammelten Untersuchungen zur „Nationalliteratur; Europäische Literatur; Weltliteratur“ bringen. Die kleine Schrift enthält eine Fülle von Anregungen und erneuert den Schmerz um den viel zu früh Heimgegangenen.

Von einer großen „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart“, die auf acht bis neun Bände berechnet ist, liegt der erste Band vor: „Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung 770-1170“ (München, C. H. Beck'sche Verlagsgesellschaft, 265 S. geb. DM 12,—). Diesen Band schrieb Helmut De Boor, der zusammen mit Richard Newald als Herausgeber der gesamten Literaturgeschichte zeichnet. Die Literaturgeschichte soll in erster Linie pädagogischen Zwecken dienen und exakte

Kenntnisse vermitteln. Die Herausgeber wollen jedoch auch durch geeignete Darstellung dem Leser klarmachen, daß die Urteilsfindung gegenüber den Werken der Literatur wie bei allen geistigen Dingen nicht einfach ist, sondern Probleme aufwirft. Die Literaturgeschichte bildet einen Teil der Arbeit des Verlages für das germanistische Studium.
D. R.

Nützliche Bücher

Der Professor der Geschichte an der Universität Köln Dr. Peter Rassow, hat „Zeittafeln zur Weltgeschichte“ herausgegeben (Köln, Balduin Pick-Verlag, 264 S. DM 7,50), die aus gründlichster Kenntnis heraus es jedem ermöglichen, sein historisches Weltbild zu überprüfen. Rassow will ausgesprochen dem mit Recht vorausgesetzten geschichtlichen Bildungsbedürfnis weiter Kreise helfen. Das Buch ist rein historisch geordnet. Es ist gegliedert in die folgenden Kapitel: Erdgeschichte; Der alte Orient; Griechische Geschichte; Geschichte der römischen Republik; Römische Kaiserzeit; Das Früh-Mittelalter; Das Hoch-Mittelalter; Das Spät-Mittelalter; Das konfessionelle Zeitalter; Das Zeitalter der Aufklärung; Die Revolution Frankreichs und Europas; Das Jahrhundert des Nationalismus; Der Weltkrieg und seine Folgen. Die Zeittafeln reichen bis zum 30. Januar 1933. Ein Nachschlageregister bildet den Abschluß.

Willkommen ist auch die Herausgabe eines kleinen Juwels von Leopold von Ranke's Arbeiten: „Geschichte des Don Carlos“ (Bern, Verlag Hans Huber, 89 S. DM 4,80). Die Schrift ist ein Muster an Klarheit, Objektivität und Souveränität des Standpunkts eines großen Historikers. Es ist ja zur Genüge bekannt, daß die Geschichtsforschung das Schillersche Bild des Don Carlos nicht anerkennen kann. In Ranke's Darstellung kommt die Problematik des Vater-Sohn-Verhält-

risses, verschärft durch das Verhältnis von Herrscher und Kronprinz, überzeugend zur Darstellung, und er wird beiden Seiten in vorbildlicher Weise gerecht.

Zu den nützlichen Büchern rechnen wir auch das Buch von Franz Dornseiff „Die Griechischen Wörter im Deutschen“ (Berlin, Walter de Gruyter & Co. 156 S. DM 6,50). In einer sehr übersichtlichen Anordnung folgt der Verfasser mit größter Akribie den in den deutschen Wortschatz übernommenen und ihn bereichernden griechischen Wörtern mit sachkundigen Erklärungen und Ableitungen. Das Buch wird nicht nur dem humanistisch Gebildeten willkommen sein.

Rom steht nicht nur des Heiligen Jahres wegen wieder im Mittelpunkt des Interesses. So wird die Neuauflage des Buches von Heinrich Scharp „Wie die Kirche regiert wird“ (Frankfurt/M., Josef Knecht, Carolus-Druckerei, 3. Auflage, 128 S. 15 Bildtafeln. DM 4,80) begrüßt werden. Der Verfasser, früher Chefredakteur der „Rhein-Mainischen Volkszeitung“, ging 1934 nach Rom, da er im Dritten Reiche nicht weiterarbeiten konnte. Er gibt hier einen knapp gehaltenen, aber völlig ausreichenden Ueberblick über die Struktur der römischen Hierarchie, und er schildert auch das tägliche Leben des Heiligen Vaters, dessen Bild dem Buche vorangesetzt ist.

Zu den nützlichen Büchern gehört auch die Schrift: „Die Beziehungen zwischen Presse und Behörden“, enthaltend den Bericht über eine Arbeitstagung (herausgegeben vom Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten in Frankfurt/M. DM 2,50). Die Schrift, zu welcher der Direktor des Instituts Dr. Heimerich ein Vorwort schrieb, bringt die Referate des Ministerialdirektors Karl Heinrich Knappsteins, Chefredakteurs Fritz Sängers, Ministerialrats Theodor Eschenburgs, die Aussprache und eine zusammenfassende Betrachtung von Konrad Mommsen. Die Behandlung der Presse

durch die Behörden in Bonn und Stuttgart und die jüngsten Zwischenfälle verleihen dieser Schrift eine ganz besondere Aktualität. Wer von der Presse ist oder zu ihr und ihrer Bedeutung wenigstens innere Beziehungen hat, wird den Ausführungen Fritz Sängers vorbehaltlos zustimmen. Wertvoll sind auch die Ausführungen des gescheiten und mutigen Tübinger Professors Eschenburg und die Zusammenfassung durch Konrad Mommsen.

D. R.

„Auf überwachsenen Wegen“

Es ist kein idyllisches Märchen, aber auch Kindermärchen scheinen ja nur idyllisch. In Wahrheit brechen auch in ihnen die dunkelsten Abgründe auf, die unter dem gepflegten Bewußtsein im Unterbewußtsein von den Urzeiten der Menschheit her, lauern. Nein, es ist kein idyllisches Märchen, wenn wir anfangen: „Es war einmal ein alter Zauberer“ . . . Er zauberte ein Leben lang, viele Jahre lang, ein bewegtes Bild des menschlichen Lebens vor die gebannten Augen zahlloser Menschen in allen Ländern hin; Glück und Unglück, Schwäche und Sieg, stille Edeltaten und geheime Verbrechen, wie es die Natur des Menschen will, dieses unbegreiflichen Geschöpfes der Natur und der Uebernatur zugleich. Es gab keine Geheimnisse vor den Augen dieses Zauberers, aber so unbestechlich sie sahen, so ehrfürchtig blieben sie doch im Letzten. Und was er sah, erzählte er ohne Pathos und Überhebung, er erzählte so, daß der Zuhörer und Leser Mitwisser des alten Zauberers wurde, ins Vertrauen gezogen wurde, mehr wußte, als die armen und stolzen Personen des dargestellten Welttheaters, beinahe soviel wie der liebe Gott. Es gab für all das Unerklärliche ein Fünkchen Licht, für all das Unverständliche ein tiefstes, einfaches Verständnis. Gott, der allmächtige Schöpfer selbst, wurde nicht feierlich angerufen, angebetet, theologisch erklärt und umschrieben. Aber

er wurde gleichsam in seiner Werkstatt belauscht, und dann verstand sich Ehrfurcht und Anbetung von selbst, auch bei ganz und gar nicht schönen und lieblichen Einzelbildern, bei dunklen Stellen des unermüdlichen Weges. Es kam trotz der zahllosen getreu festgehaltenen, kostbaren Einzelheiten, aufs Ganze an. Und so schnell man die Stadt Segelfoß oder August, den alten Weltumsegler und Aufschneider, wieder erkannte, wenn man in den hohen Norden kam, in die Bucht, aus der der alte Zauberer stammte, oder an die Küste mit den kahlen Schären im späten Sommerlicht oder auf ein Schiff, auf dem die Auguste fuhren, so wohlbekannt portraittgetreu das alles war: es kam auf das Ganze an. Und das hieß: das ehrfürchtig geschaute, geliebte, trotz allem geliebte, tausendfältig schuldige und unschuldige Leben. Der alte Zauberer stand drüber und sah von oben hinein beinahe wie der liebe Gott, und stand doch mitten drinnen und war selbst ein Stück davon.

Und dann, schon in sehr hohem Alter, verirrte er sich in dem geliebten Dickicht, er verlor die Übersicht, er stand nicht mehr darüber, er nahm Partei und geriet ins Weglose, er, der immer die eigenen Wege liebte, mitten durch den Wald, unter „Herbststernen“ und durch Einöden. Er geriet auf seine alten Tage ins Unglück, er wurde selbst vom Schicksal erfaßt, dem er so lange Jahre zugesehen hatte bei seinem unbegreiflichen Walten, er stand plötzlich allein, aber nicht unabhängig im Widerstreit der Menschen, er, der immer allen Menschen gerecht geworden war, den Guten wie den Bösen. Nun wurde er mißbraucht, von Gangstern getäuscht und verschleppt nach Wien, zu Hitler, der gesagt haben soll, man möge ihm nicht noch einmal den Narren zuführen (denn Hamsun hatte ihm die Wahrheit gesagt), in die Netze einer betrügerischen und betrogenen Propaganda, in all den Wahnsinn, der

Methode hatte. Es kamen Freiheitsbeschränkungen, ewig hinausgezogener Prozeß, Urteil. Aber das Schlimmste waren vier Monate psychiatrische Untersuchung durch einen ehrgeizigen Banausen. Und dazwischen Warten, Schauen, Beobachten, Dichten, wie in alten Zeiten. Er, der nicht müde geworden war, das Alter zu verabscheuen („stinkend vor Alter“ nannte er zwei unnütze alte Faulpelze in seinen Romanen), schreibt nun mit neunzig Jahren ein Buch, das an manchen Stellen an die herzbeklemmend schönen Jugendwerke heranreicht. Man war recht unglücklich über ihn gewesen, man fühlte sich getäuscht, daß er, der alte Zauberer, sich so unvorsichtig hatte behexen lassen — allerdings fast ertaubt und von der Welt dadurch und durch Vereinsamung getrennt. Und nun folgt man ihm auf „Überwachsenen Wegen“ und ist beglückt, ihn wieder gefunden zu haben. Ihn und die wohlbekannten Gestalten, diese seltsamen Wanderer, die auf ihren Weg nicht achten und doch sich nicht verlieren, weil sie auf geheimnisvolle Weise mit dem Leben selbst verbunden sind, diese alten Freunde aus der Bucht des Nordens, diese Unverstandenen und Verstehenden, diese nordisch Verhaltenden, die man aufspüren muß, will man nur ein wenig ihr Wesen ahnen, diese Wortkargen, die nur ein ganz großer Dichter zum Reden bringen kann. Man ist glücklich und sehr dankbar, daß man dem alten Zauberer auf überwachsenen Wegen begegnen darf. Man vergißt die Weltpolitik (und hätte sie auch liebste und wertvollste Menschen verschlungen) für einen Augenblick und sieht verloren wieder auf das ewige Spiel Gottes, das weitergeht und nicht aufhört, trotz aller Torheiten, Schwachheit und Bosheit der Menschen. Vielleicht täte dem Bild, das der alte Zauberer wie einst entfaltet, ein wenig mehr Gefühl für das Gericht not, das über der Schwachheit und Lieblosigkeit der Menschen

steht. Vielleicht ist dieses Bild doch zu idyllisch, doch zu pantheistisch-vertrauensvoll, doch zu gelassen und nicht streng genug? Wir haben seit jenen Tagen, da wir „Pan“ und „Viktoria“ und „Mysterien“ lasen, doch sehr viel durchgemacht, was uns das Weltbild Hamsuns dann und wann so erscheinen läßt, namentlich, wenn er über das Geschehen dieser Jahre, die uns Apokalyptisches zu enthalten schienen, spricht. War nicht auch die Gelassenheit, die er in seinen Werken darstellte, dieses Vertrauen in die „Natur“, ein Symptom für jene Unzulänglichkeit, die die Bildungsschicht Europas gegenüber dem Aufstand des Nihilismus zeigte und zeigt?

Das steht auf einem anderen Blatt. Zunächst bleibt das Phänomen des neunzigjährigen Zauberers und des alten Stammes, der noch einmal nach so grausamen Stürmen und apokalyptischen Wettern von der Wurzel her grünt.

Das Buch ist in einer Übersetzung von Elisabeth Ihle im Ex Libris-Verlag, Zürich, erschienen.

H. U.

Wir weisen auch auf die Schrift von Martin Beheim - Schwarzbach hin: Knut Hamsun zum 90. Geburtstag (Hamburg, Hans Dulk), die ein liebendes und nobles Bekenntnis zu Hamsun ist.

D. R.

„Der kleine Prinz“

Das Kinderbuch von Antoine de Saint-Exupéry „Der kleine Prinz“ mit Bildern nach farbigen Zeichnungen von ihm selbst (Bad Salz, Karl Rauch-Verlag. DM 8.50) ist nicht eigentlich ein Buch für Kinder, sondern geht noch mehr die Erwachsenen an. Die Kinder werden an den Zeichnungen ihre helle Freude haben und auch seinen tiefen Sinn erahnen, wenn ein Erwachsener mit aufgeschlossenem Sinn für das Leben und seine Geheimnisse es ihnen nahebringen wird. Es ist ein Buch mit einer sehr nachdenklichen Mahnung und einer ernsten

Anklage gegen die Erwachsenen, die nicht mit feinen Ohren und geduldig die Kinder anhören und zu sich kommen lassen, und gegen alle, die nicht wissen, was das Leben eigentlich ist. Denn die normalen Erwachsenen verstehen ja meist nichts von dem wirklichen Sinn des Lebens, gehen auf in Nichtigkeiten und leben am Leben vorbei. Sie können sich nichts dabei denken, wenn ein Kind nach seinem Gesetz das zeichnet, was es bewegt, mit dem es mehr aussagen kann als in der abgegriffenen Sprache der Erwachsenen. Freilich, wenn von Geld oder von Zahlen die Rede ist, dann verstehen sie es und hören zu. Saint-Exupéry, von dem uns jedes Wort wertvoll und wesentlich ist, wendet sich gegen die Erwachsenen als gegen die verbildeten Menschen für das Kind als den unverbildeten echten Menschen mit den Geheimnissen seiner Seele. Der Inhalt läßt sich nicht wiedergeben, ohne den feinen Blütenstaub zu zerstören. Das Buch muß gelesen werden. Er äußert in dem Buch einen Wunsch: daß man sein Buch nicht leicht nehmen soll, und es ist so viel von seinem inneren Reichtum darin, daß man es mit einer gewissen Scheu und Ehrfurcht liest. Denn er wußte um die Imponderabilien und darum, daß das eigentliche Leben sich nicht in den Aeußerlichkeiten des Tages erschöpft, sondern nur im Herzen und der Seele Wirklichkeit besitzt. — Der Karl Rauch-Verlag hat mit der Herausgabe dieses Buches wiederum bewiesen, daß er wie immer ein lebendiges Gefühl für das eigentliche Leben hat und für die Dichter, die davon etwas wissen. So danken wir ihm, daß er dieses kostbare Geschenk uns zum 50. Geburtstag von Saint-Exupéry am 29. Juni als eine edle Totenehrung des unvergeßlichen Dichters geschenkt hat.

R. P.

„Wunderland Musik“

Olga Samaroff Stokowski, die erste Frau des berühmten amerikanischen

Dirigenten, trug sich einst mit dem Problem, wie man das Phänomen „Musik“ den Menschen näher bringen könnte. Sie dachte dabei an junge Menschen, wenn nicht an Kinder. Sie hat viel über das Thema nachgedacht und kam schließlich zu einer abenteuerlichen Geschichte, die die Mitglieder eines ausgewachsenen Orchesters von der Erde weg zu dem König Megalothaurus von Mong auf dem Mars entführte. Dieser König wußte gar nicht, was Musik war, und es blieb den musikalischen Erdenmenschen vorbehalten, ihn in das Reich der Musik mit der ganzen Fülle von Instrumenten, Formen und Motiven einzuführen. Auf spielerisch-heitere Weise, durchzogen von Intermezzis des Hofnarren und unzähligen Knittelversen gelang das Unternehmen, das dann den in Lebensgefahr schwebenden Menschen ein behagliches Dasein auf dem Mars sicherte. Emil Preetorius hat die Ausstattung des Buches in bewährter Weise übernommen, und seine Schwester, Johanna Hirth, hat die vorzügliche Uebersetzung besorgt. Es wurde ein liebenswertes Buch daraus in reizender kleiner „Geschenckpackung“. (Olga Samaroff Stokowski, „Wunderland Musik“, 162 Seiten mit teilweise ganzseitigen Illustrationen von Emil Preetorius, Eßlingen, Bechtle-Verlag.)

h. e. h.

Neuauflagen

Die bekannte, von geistreichen Aphorismen funkelnde „Kulturgeschichte der Neuzeit“ von Egon Friedell, deren Erscheinen als Lizenzausgabe der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung im Biederstein-Verlag, München, in der „Deutschen Rundschau“ gewürdigt wurde, ist jetzt im alten Verlag in neuer Auflage, dem 23. bis 27. Tausend, auf einwandfreiem Papier und in geschmackvollem Einband herausgekommen. Bisher liegen Bd. I und II vor. Bd. I: Renaissance und Reformation (DM 16,—),

Bd. II: Barock und Rokoko (DM 18,50). Am Text der Erstauflage, die bekanntlich Max Reinhardt gewidmet war, ist nichts geändert. — Die „Deutsche Geschichte“ von Dr. Alphons Nobel, die bis zum ersten Weltkrieg führte und zehn ganzseitige Karten bringt (Bonn, Verlag der Buchgemeinde. DM 12,—) liegt in 2. Auflage vor, die Franz Röhr und Bernard Letterhaus gewidmet ist. Ueber die erste Ausgabe hinausgehend ist ein wertvoller zeitgeschichtlicher Anhang beigelegt, der bis in unsere Tage führt und auch statistisches Material über die Zusammensetzung der Parteien in den verschiedenen Ländern bringt. — Das großartige Buch von Karl Voßler, „Poesie der Einsamkeit in Spanien“ (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 5 Tafeln. DM 17,50) ist gleichfalls in 2. Auflage erschienen. Wir nehmen das als ein gutes Zeichen für das nichterstorbene Gefühl der deutschen Leserschaft für wahre Qualität und Substanzhaltigkeit der Bücher. Die 2. Auflage, die Karl Voßler noch persönlich vorbereitet hat, gab nach seinem Tode seine Witwe Emma Voßler heraus. Das große Werk bringt bekanntlich in 3 Abschnitten: Minnedienst, Humanismus, Quietismus; Religiöse Einkehr und frommes Spiel; Zauberei, Enttäuschung, Aufklärung; und neben der bestechenden Analyse spanische und portugiesische Texte im Original. — Mit besonderer Freude verzeichnen wir das Erscheinen von Frank Thieß' Roman eines Jahrtausends „Das Reich der Dämonen“ (Hamburg, Wolfgang Krüger Verlag) in 3. Auflage. Dieses Buch als ein Zeichen lebendigen Widerstandes des Geistes gegen den nationalsozialistischen Ungeist haben wir in der Hitler-Zeit Hand über Hand einander weitergereicht, um den Einsamen die Gewißheit zu geben, daß sie nicht allein und nicht von allen geistigen Menschen verlassen seien. D. R.

Wiedergeschenktes Gut

Von Jakob von Uexkülls Werk „Niegeschaute Welten“ ist eine neue Auflage erschienen, das 9. bis 13. Tausend. (Frankfurt/M., Suhrkamp-Verlag, DM 9,80). Uexküll nennt sein Werk ein Erinnerungsbuch, das die Umwelten seiner Freunde beschreibt. Jakob v. Uexküll, der große Biologe, den zu unsern Autoren gezählt zu haben uns als bleibender wertvoller Gewinn erscheint, hat grade der Gegenwart viel zu sagen. Das Buch ist eine gute Mischung aus dem eigenen Erleben und dem seiner Freunde in der baltischen Heimat, und jede Zeile zeigt, welche wundervolle Einheit der Mensch und der Forscher Uexküll bildeten.

D. R.

Klassiker

Die vollständige Ausgabe von Goethes „Schriften zur Naturwissenschaft“ mit Erläuterungen, im Auftrage der Deutschen Akademie der Naturforscher (Leopoldina) zu Halle erscheinend, die in ihrer ersten Abteilung Texte bringt, legt nun den zweiten Band vor (Weimar, Verlag Böhlau. Brosch. DM 18,—). Herausgeber sind bekanntlich Günther Schmid, Wilhelm Troll und Lothar Wolf. Dieser Band enthält die Schriften zur Geologie und Mineralogie 1812-1832. Die Texte sind chronologisch geordnet, Auslassungen sind markiert, die Hinzufügungen der Herausgeber in Kursiv gesetzt. Der Band bringt eine große Anzahl von Bildmaterial. Berücksichtigt sind auch Teile aus dem Faust, aus Wilhelm Meisters Wanderjahren und aus den Gesprächen, die von Geologie oder Mineralogie handeln. Die Abbildungen sind auf einwandfreiem Glanzpapier gedruckt, während die Qualität des Textpapiers nicht grade hervorragend ist. — Johann Georg Hamanns Sämtliche Werke sollen in einer historisch kritischen Ausgabe in sechs Bänden erscheinen, von denen der erste Band bereits vorliegt mit dem Titel „Tagebuch eines Christen“.

Er enthält alle Londoner Schriften des Jahres 1758. Sie sind besonders aufschlußreich für Hamanns religiöse Entwicklung und gliedern sich folgendermaßen: Ueber die Auslegung der Heiligen Schrift, Biblische Betrachtungen: Altes Testament, Neues Testament; weiter Betrachtungen zu Kirchenliedern; Brocken; Gebet. Endlich Betrachtungen über Newtons Abhandlung von den Weissagungen. Dann folgt das Schlußwort des Herausgebers Josef Nadler und der Apparat. Von diesen Schriften war nur ein Teil bisher zugänglich, und sie bedeuten eine wesentliche Erweiterung unserer Kenntnis von Hamann (Wien, Verlag Herder. Ganzleinen DM 20,— brosch. DM 17,—. 356 S.) Wir müssen dem Herder-Verlag dankbar sein für diese wertvolle Ausgabe, wenn wir uns an Goethes Worte über Hamann erinnern, die wir im zwölften Buch von Dichtung und Wahrheit finden. Er nennt ihn einen „würdigen und einflußreichen Mann, der uns damals ein ebenso großes Geheimnis war, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist.“ Er nennt ihn einen „tief denkenden, gründlichen Mann“, der, „mit der offenen Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimen, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigne Weise aussprach.“ Wie damals wird Hamann auch heute nur die Beachtung der Kreise finden, denen an dem wahren Wesen der Religion und des Menschen und den großen herrschenden Kräften gelegen ist. Aber auch enge Christen werden ihn nicht verstehen, wie es auch zu Goethes Zeit war, als nach anfänglicher Begeisterung sich die Stillen im Lande von ihm wieder abwandten. Goethe besaß seine Schriften vollständig und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, entweder eine Herausgabe der Hamannschen Werke selber zu besorgen oder sie doch wenigstens zu fördern. Der zweite Band, vorgesehen für den Herbst 1950, bringt die Schriften über Philosophie, Philologie,

Kritik; der dritte Sprache, Mysterien, Vernunft; der vierte die Kleinen Schriften; der fünfte das Tagebuch eines Lesers, der bisher ungedruckte Aufzeichnungen aus Hamanns Notizbüchern und Notizblättern enthalten wird. Der sechste Band soll in Form eines Lexikons den Kommentar zu Hamanns sämtlichen Schriften bringen.

D. R.

Phantasie als Medizin

Der Engländer George Orwell, bekannt bislang, aber auch nicht mehr als bekannt, in Deutschland vor allem durch seine politische Parodie „Animal Farm“, hat kurze Zeit vor seinem Tode durch seinen letzten Roman, „1984“ (Nineteen Eighty-Four“, Secker and Warburg, London 1949) über Nacht Berühmtheit erlangt. Die Plötzlichkeit und das Ausmaß dieser Berühmtheit nehmen den Leser des Buches nicht wunder, auch wenn er zugeben sollte, daß der schriftstellerische oder gar dichterische Gehalt des Romanes allein diese Wirkung kaum hervorgerufen haben würde. Die Bedeutung des Romanes liegt in seiner unglaublichen Aktualität und in der gleichermaßen subtilen wie unerbittlichen Konsequenz, mit der das Sujet bis ins kleinste Detail durchgedacht wird. „1984“ ist ein politischer Zukunftsroman, die Vision einer (der nächstfolgenden!) Generation unter der Herrschaft einer absolut totalitären Partei. Die ganze Tendenz des Buches dient der beängstigend gelungenen Beweisführung, daß eine totalitäre Partei herrschaft in Zukunft, besteht sie erst einmal, nicht mehr abzuschütteln ist. Die Fabel spielt in London und Winston Smith, der Held des Buches, ein unbedeutender kleiner Funktionär, ist bereits mit den Institutionen der „Gedankenpolizei“ und der „Neusprache“ in einer Atmosphäre großgeworden, in der das Leben von Kindheit an ganz selbstverständlich dem Staate, will sagen: der Partei, gehört und gewöhnlich durch

„Vaporisierung“ endet. Was „Gedankenpolizei“ oder „Vaporisierung“ sind, braucht bezeichnenderweise niemandem mehr erklärt zu werden. „Neusprache?“ Man denke an den „Jargon“ des Kommunismus, der, was viel zu wenig beachtet wird, eine wichtige Voraussetzung der „dialektischen“ Argumentation darstellt, die mit unserer „bürgerlich-dekadenten“ Logik nichts mehr zu tun hat, und dessen Ergebnis es oft ist (und tatsächlich nicht immer die so oft von uns zornig vermutete Unaufrichtigkeit), wenn Kommunisten und Nicht-Kommunisten sich (wechselseitig!) nicht mehr verstehen. Diese „Neusprache“ (deren Grammatik in Umrissen dem Roman beiliegt) hat auch, und das ist ja ihr Sinn, die Denkmöglichkeiten unseres Winston Smith bereits erheblich beschnitten. Zu seinem Glück, wie ihn das „Zwiedenken“ belehrt, denn auf diese Weise bleibt er vor manchem „Gedankenverbrechen“ bewahrt, das ihn früher als üblich der „Vaporisierung“ würde anheim fallen lassen. Aber zu seinem Verderben ist aller unwiedergebbar lückenlosen und raffinierten diktatorischen Technik der Partei zum Trotz noch mancher Stachel in ihm geblieben, ein jämmerliches Restchen „Mensch“, das widerstrebt. Nach kurzem, selbstverständlich auch illegalem Liebesabenteuer (auch die Regelung der Sexualität unterliegt der Partei), nach noch kürzeren, wahnwitzigen revolutionären Träumen wird er in den Folterkammern der Gedankenpolizei von seinem Wahn „geheilt“, er verläßt sie als der verlorene Sohn, der aus innerer Ueberzeugung reuig in den Schoß der Partei zurückkehrt. Auch solche „Wandlung“ ist heute eine technische Möglichkeit: das ist das Ende und die Quintessenz der Geschichte. Der Hl. Augustin unterschied grundsätzlich zwischen den Werten, deren der Mensch verlustig gehen kann durch andere, und den eigentlichen Werten, die unverlierbar sind und die Würde des Menschen ausmachen. Winston Smith wird nicht als-

bald „vaporisiert“, das würde die Partei als Kunstfehler betrachten. Durch Drogen und technifizierte Qualen wird er dahin gebracht, daß sein eigener Absatz es ist, der das „unzerstörbare“ Antlitz seines inneren Menschen zertritt. (Eine Illustration zur Aktualität des Buches: durch den englischen Pressedienst ging vor einiger Zeit die Meldung, die Prager Regierung habe jetzt ein neues elektrisches Foltergerät erworben, „which no one can resist“.) Die überzeugende Glaubwürdigkeit, mit der ein solcher Lebenslauf im englischen Milieu im Jahre 1984 als durchaus alltäglich mögliches Ereignis dem Leser plausibel gemacht wird, bewirkt den atembeklemmenden Eindruck des Buches. Man kann den Verfasser, das erscheint wichtig zu bemerken, dabei nicht einmal der rechtsradikalen Idiosynkrasie allem gegenüber verdächtigen, was nach Sozialismus zentraler Prägung riecht: Orwell war bis zu seinem Tode überzeugtes Mitglied der Labour-Partei. Der Ton der Erzählung ist nüchtern. Kein Wort des Grauens oder gar Mitleids, der Autor lebt in seiner Vision, und da sie der Alltag dieses zukünftigen London ist, wird sie auch als solcher geschildert. Aber die innere Qual, die entsetzliche Angst des Schreibenden wird trotzdem immer wieder spürbar und läßt trotz aller Furchtbarkeiten den Leser den Sinn immer im Auge behalten, der die literarische Ausmalung und Darreichung einer solchen Hölle nicht nur rechtfertigt, sondern fordert. Der Roman „1984“ ist ein nicht weit genug zu verbreitendes Toxin gegen die selbstmörderische und widerwärtige Phantasielosigkeit der zahllosen politischen „Demi-Vierges“, wie Arthur Köstler sie so treffend getauft hat, jener Menschen, die (gerade in Deutschland übrigens wohl nicht am häufigsten vertreten) mit ihrem Interesse für das „bemerkenswerte Phänomen“ des Kommunismus vor sich selbst und anderen kokettieren zu können glauben, in dem naiven Wahn

befangen, ihre Tugend „ein Mensch zu sein“ werde davon nicht eines Tages berührt werden können.

H. v. Ditfurth.

Coudenhove-Kalergi

Wenn Graf Richard Coudenhove-Kalergi aus seinem Leben erzählt, so darf er gerade heute der gespanntesten Aufmerksamkeit sicher sein. Das mit vielen Fotos geschmückte Buch kennzeichnet seinen Inhalt am besten mit dem zweiten Titel „Kampf um Europa“ (Freiburg, Atlantis-Verlag. DM 12,—). Man kennt das lebenslange Ringen Coudenhoves um die Verwirklichung des Vereinten Europa, für das wir ihm zu Dank verpflichtet sind, und ihm heute, wo sein Plan der Verwirklichung nahegebracht worden ist, manches aus der Zeit abbitten, in der wir ihn für einen reinen Utopisten hielten. Er ist bekanntlich der Sohn eines österreichisch-ungarischen Diplomaten aus altem Adelsgeschlecht und einer Japanerin. Angeregt durch Präsident Wilson faßte er die Konzeption des Vereinten Europa. In seinem Ringen um dieses Ziel kam er mit nahezu allen bedeutenden Staatsmännern zusammen, deren Portraits er treffsicher zu zeichnen weiß. Und doch, das Buch ist nicht so ergiebig, wie man es von einem so tätigen und reichen Leben erwartet hätte. Es bleibt aber des Interessanten genug, und das Buch ist zu einer Kritik der Politik und der Zeit überhaupt geworden.

D. R.

Ro ro ro

Der an Ideen — leider auch an politischen Improvisationen — unerschöpfliche Ernst Rowohlt hat nun für seine rororo-Drucke eine neue und vielleicht für die Entwicklung des gesamten deutschen Verlages entscheidende Form gefunden. Immer wieder ist von den Leserkreisen und besonders von der Jugend die nur zu berechnete Forderung nach einer Verbilligung des deutschen Buches erhoben worden. Mit der ihm eigenen

Findigkeit gibt Rowohlt nun eine Bücherreihe heraus mit einer Auflage je Band von 50 000 Exemplaren in Taschenformat mit bunten Umschlägen zu dem großartigen Preise von DM 1,50 pro Band. So haben wir also das ideale billige Taschenbuch, das in andern Ländern schon seit langem die Forderung der Leser befriedigt. Aber Rowohlts neue Erfindung unterscheidet sich dadurch von allen Versuchen in andern Ländern, daß er zwar auch anreißerische Umschlagbilder nicht verschmäht, daß aber das Niveau der von ihm dargebotenen Romane literarischen Ansprüchen genügt. Als erste Bände legt er vor Kurt Tucholskys „Schloß Gripsholm“, das keiner Empfehlung bedarf; ebenso wenig wie Rudyard Kiplings „Das Dschungelbuch“ in der Uebersetzung von Curt Abel-Musgrave, ungekürzt, mit Umschlagzeichnung wie bei allen andern Bänden von Karl Gröning jr.; Hans Falladas bekannten Roman „Kleiner Mann — was nun?“ Als 4. Buch bringt er Graham Greenes „Am Abgrund des Lebens“ — des Dichters von „Die Kraft und die Herrlichkeit“ und von „Das Herz aller Dinge“ und des Drehbuchautors von „Der dritte Mann“ — einen Roman, der einen im Innersten erregt wegen des ausweglosen Schicksals einer gefährdeten und verlorenen Jugend. Vorgesehen sind weitere Bände von Hemingway, Balzac, Hamsun, Brunngraber, Pater-

son, Cronin, Zola, Monnier, Roumain, Sinclair Lewis, Jürgen-Frantz Jacobsen, H. G. Wells, Greene und Lowell. Wir wünschen dem neuen Unternehmen des jugendfrischen Ernst Rowohlt jeden Erfolg — und dem Verleger Rowohlt durch Lektüre seiner Autoren die Erkenntnis, auf welche Seite er gehört.

R. P.

Ein Bekenntnis

Rolf Italiaanders Schrift „Besiegeltes Leben“ (Goslar, Volksbücherei-Verlag) ist ein willkommenes, durch echte Pietät ausgezeichnetes Erinnerungsbuch an zwei Männer des Widerstandes und an Gerhart Hauptmann, mit denen er persönliche enge Beziehungen gehabt hat. Die drei Lebensbilder beweisen Italiaanders Fähigkeit, mit lebendigen Strichen das Wesen einer Persönlichkeit zeichnen zu können. Der gewählte Titel soll besagen, daß das Leben der drei Männer bis zur Vollendung gediehen ist: Albrecht Haushofer und Ulrich v. Hasell starben für ihre Ueberzeugung, während der Tod Gerhart Hauptmanns unmittelbar vor dem erzwungenen Verlassen seiner geliebten Heimat zum Symbol geworden ist. Diese drei Charakterbilder sind Teile eines geplanten Buches, das in der Darstellung von Italiaanders eigenem Leben das Schicksal eines jungen Europäers in der Weltenwende behandeln soll.

R. P.

Berichtigung

Durch ein unverantwortliches Versehen der Graphischen Betriebe W. Büxenstein, Berlin, (Custodian Mathys) ist im Inhaltsverzeichnis des Aprilheftes der Aufsatz von Frank Thiess nicht enthalten. Wir bitten unsere Leser, es dahin zu ergänzen, daß hinter Carmen Kahn-Wallerstein, „Rahel“ Seite 260 gesetzt wird: Frank Thiess, „Der Kulturkampf des deutschen Schriftstellers“ S. 268.

*

Durch ein Versehen ist im Heft 4 der „Deutschen Rundschau“, Seite 250, der Vorname des Verfassers des Aufsatzes „Die Emigrantenpresse“ mit Walter angegeben, während es richtig Wilhelm Sternfeld heißen muß.

Die Redaktion.

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEBER RUDOLF PECHEL

76. JAHRGANG · HEFT 1/2

RUHR-VERLAG/GELSENKIRCHEN

DEUTSCHE RUNDSCHAU

76. JAHRGANG, HEFT 1/2

GELSENKIRCHEN

JANUAR-FEBRUAR 1950

INHALT

An die Leser der „Deutschen Rundschau“	1	HORST MUNZER Von der Knechtschaft des Geistes	53
RUDOLF PECHEL Deutsche Gegenwart	2	FRIEDRICH FABER Der Sinn der Technik	57
Reichsminister a. D. HANS VON RAUMER Brauchen wir einen Bundeswirtschaftsrat?	14	WERNER MILCH Ricarda Huch	67
THEODOR STELTZER Revolutionäre Gedanken eines Norwegers zur Geld- und Kreditpolitik	18	HERBERT AHL Stifter und die Frauen	72
Lebendige Vergangenheit Jakob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen	23	ERICH LICHTENSTEIN Der Romantiker auf der Kanzel ..	78
WALTHER EIDLITZ Mahatma Gandhi	25	Ernst Barlach	81
HANS-ERICH HAACK Bildnis eines Europäers: Robert Schuman	32	RUNDSCHAU	83
SUSANNE LEONHARD Mit einundzwanzig Kisten ins Polargebiet	38	Fällt die Entscheidung in Asien? — Wirtschaft und Politik — „Il est bien“ — Albert Schweitzer — Eine Bestätigung durch Churchill — Ein Abend in Berlin — Professor Noack und sein Kreis.	
OTTO EBERHARD MAJER Die Zukunft der Menschheit	42	WERNER BERGGRUEN Suati, Novelle	94
RICHARDA LOTTER Bitte	46	Stimme des Gefallenen	107
FELIKS BURDECKI Die Ohnmacht der Mächtigen	47	WALTER BAUER Der Anfang vom Ja	108
		LITERARISCHE RUNDSCHAU ..	117
		„Es begann an der Weichsel“ — Von deutscher Politik — Der Weg des XIX. Jahrhunderts — Deutsche und Tschechen — Parzifal — Die Säkularisation der Naturwissenschaften — Arnold Mendelssohns „Aufzeichnungen“ — Zur Physiognomie der Epoche — Eine Schranke fiel — Das Tier aus der Tiefe — Die ehrenwerte Landpartie — Ein Führer durch Rom — Von A—K — Gesuchte Briefe.	

Redaktion u. Verlag: Gelsenkirchen, Am Schalker-Markt 5a. — Druck: W. Büxenstein GmbH., Berlin SW 61. ICB 1046. 12538. Die „Deutsche Rundschau“ erscheint monatlich. Bezugspreis: Einzelnummer DM 1,50 zuzügl. der ortsübl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Stadtparkasse Gelsenkirchen. Postscheckkonto: Essen. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERAUSGEBER RUDOLF PECHEL

76. JAHRGANG • HEFT 6

RUHR-VERLAG/GELSENKIRCHEN

INHALT

RUDOLF PECHEL
Unsere schwerste Sorge 417

EDZARD SCHAPER
Russische Kirche und abendländische
Christenheit 425

CURT EMMRICH
Macht und Humanität 430
De Profundis 437

WOLFGANG GROZINGER
Kardinal und Humanist 439

GEORG GOHLER
Gedanken zum Bach-Jahr 444

Lebendige Vergangenheit 450
Bettina und die Juden

WILHELM BREPOHL
Vom Sinn und Unsinn der Landschafts-
malerei 457

GUSTAV RENÉ HOCKE
Unsterblicher Homer 468

WOLFGANG FIX
„Es ist nichts so, wie es ist“ 474

RUNDSCHAU 479

Schumann-Plan — Am Grabe Karls des Großen —
Sozialpolitik statt Machtpolitik — Türkische Demo-
kratle — Vergessene Brüder — Auch Leiden verpflich-
tet — Die Zwillinge und die Dichter — Mangel an
Achtung — Ein Kämpfer für die „Menschlichkeit“ —
Embarras de richesse an Widerstandskämpfern —
Fairneß? — Wirrnis! — Die Deutsche Akademie für
Sprache und Dichtung

Brief eines politischen Flüchtlings aus der Ostzone 492

LITERARISCHE RUNDSCHAU 496

Götter, Gräber und Gelehrte — Englisches — Bücher
der Kunst — Europäisches Bilderbuch — Literatur-
geschichte — Nützliche Bücher — „Auf überwachsen-
nen Wegen“ — „Der kleine Prinz“ — „Wunder-
land Musik“ — Neuauflagen — Wiedergeschenktes
Gut — Klassiker — Phantasie als Medizin — Cou-
denhove-Kalergl — Ro ro ro — Ein Bekenntnis —
Berichtigung